Aus Welt und Kirche

Bilder und Skizzen

von

Franz Hettinger

Freiburg i. Br. Herdersche Verlagshandlung

Geh. Rat Dr J. A. Freiherr v. Helfert in Wien schrieb über „Aus Welt und Kirche“ (3. Aufl.) im Wiener „Vaterland“ 1893, Nr 360[1]:

„Es hat mich oft eigentümlich und nicht ohne einen gewissen Neid berührt, wenn ich unter den Meisterwerken der französischen Literatur die streng katholischen Schriften eines Fénelon, eines Bossuet, Auswahlen von Predigten eines Bourdaloue, Fléchier, Massillon neben den doch so diametral ihnen entgegengesetzten eines Voltaire und Rousseau paradieren sah. Ist das nicht, sagte ich mir, eine unverkennbare Huldigung, die der als so leichtfertig verschriene Franzose dem Genius der Kirche darbringt, wo sich dieser auf literarischem Gebiete in formvollendeter Weise manifestiert? Und warum kann dies nicht auch in den Literaturen anderer Völker der Fall sein? Besitzt z. B. die deutsche ... nicht Werke katholischer Verfasser und katholischen Geistes, denen nach Inhalt und Form von unparteiischen Richtern die Palme gereicht werden müßte?! Und sollten diese in ausgewählten Bibliotheken nicht ihren Platz unter den Klassikern der deutschen Literatur finden?

„Vor mir liegt die neueste Ausgabe von Hettingers ‚Aus Welt und Kirche‘. Ein katholisches deutsches Werk, ein aus zwei starken Bänden bestehendes Werk, das binnen acht Jahren drei Auflagen erlebt, muß wohl nicht bloß inhaltlich von hervorragender Bedeutung, sondern auch seiner Formgebung nach von fesselndem Werte sein.

„Das ist in der Tat der Fall. Nach dem Wechsel der Szenerie, in welche der Verfasser den Leser der Reihe nach einführt, könnte man es ein Reisewerk nennen. Der erste Band hat den Titel ‚Rom und Italien‘. Hettinger hat die Ewige Stadt und das natur- und kunstreizende Land in jungen Jahren gesehen, unter dem Pontifikate Gregors XVI., da noch alles in den seit langen Jahrhunderten gefestigten Verhältnissen war; er hat es in reiferem Mannesalter ‚nach zehn Jahren‘ (1859—1869) wiedergesehen unter Pius IX., wo durch die Revolution alles äußerlich Politische zusammenbrach, so daß der einstige weltliche Herrscher über den Kirchenstaat zuletzt zum ‚Gefangenen im Vatikan‘ wurde. Der zweite Band führt den Leser durch ‚Deutschland und Frankreich‘; er wandert mit dem Verfasser in die Gasteiner Berge, nach Tirol, das Hettinger wiederholt und mit längerem Aufenthalte besucht hat, in die Steiermark, in die

[1] Zur Bequemlichkeit des Lesers sind die Zitatennachweise nach der vorliegenden 6. Auflage gegeben.

Schweiz, durch den Thüringer- und den Schwarzwald, ins Tal der Fränkischen Saale; zuletzt nach Paris und zu den Königsgräbern von St-Denis.

„Als Titelbild des ersten Bandes finden wir das Porträt des greisen, vor nicht langer Zeit in die Ewigkeit hinübergegangenen Verfassers. Was würde Lavater aus dieser Physiognomie herausgefunden haben? Klarheit des Geistes, Schärfe der Beobachtung, Festigkeit des Willens, und über all dieses ausgegossen den Frieden und die Milde eines in seiner Überzeugung geeinigten und geschlossenen christlich kirchlichen Gemütes.

„Mit diesen Eigenschaften tritt Hettinger dem Leser auf jeder Seite seines umfangreichen Werkes entgegen. Er hat es ‚Aus Welt und Kirche' überschrieben. Der Verfasser hat die ‚Welt' kennen gelernt, er hat in seinem langen Leben viele Länder und Städte gesehen, hat unter vielerlei Menschen geweilt und gewohnt, und er hat einen offenen Blick für alles, für die Lebensverhältnisse in den hohen und in den unteren Kreisen, für den Erwerb der verschiedenen Klassen, für die Volkswirtschaft im großen und im kleinen, für das Volkswohl und für den Fortschritt in dessen Erfolgen und in dessen Ausartungen. Er kommt in das Pustertal, er kannte es aus einem früheren Besuche, er sieht es jetzt wieder, seit es von der Eisenbahn durchzogen wird, wo die ‚Welschen' dessen Holzreichtum ausbeuten: ‚Die Säge der Spekulanten raffte den Schmuck der Berge, ihre Wälder, dahin; immer kahler werden seine Gebirge, immer häufiger die Überschwemmungen, immer trostloser ragen die nackten Kalkfelsen empor. „Das Volk ist souverän", sagt man und schreibt es in so vielen Büchern, „und darum soll es sich selbst regieren, und darum soll jeder mit seinem Walde wirtschaften dürfen, wie er selbst es für das beste hält." Allerdings ist das Volk souverän, sagt in dieser Beziehung mit Recht Schopenhauer, aber „ein ewig unmündiger Souverän", der daher unter bleibender Vormundschaft stehen muß, damit er nicht so leicht das Spiel hinterlistiger Gauner wird, die man Volksfreunde heißt' (II 181 f).

„Aus dieser Stelle sieht man schon die Frische der Darstellung Hettingers, die sich auch in seinen landschaftlichen Schilderungen zeigt, die kernige Beredsamkeit seiner Argumente und seine Literaturkenntnis, da er es liebt, seine Rede durch passende Ausführungen anderer weiser Männer zu beleben. . . .

„Aber zuletzt haben alle Betrachtungen, alle Erwägungen, hat alles, was sein reicher Geist, rückschauend in die Vergangenheit und vor sich blickend in Gegenwart und Zukunft, an seine wechselnden Reiseeindrücke knüpft, und was er in eine gewählte Sprache und die gefälligste Art des Vortrages zu kleiden versteht, einen Zweck und ein Ziel: die Religion, den Glauben, die Kirche, ihre Geschichte und ihr Leben. Sein Werk hat darum wesentlich ein apologetisches Gepräge, es ist eine Apologie des Christentums im edelsten Sinne und dabei in der anmutigsten Form, eine Apologie in Reisebildern und Reiseeindrücken. An einer Stelle (II 242 f) kommt er auf jene bedauernswerten Naturen zu sprechen, ‚denen das Organ für das Hohe und Heilige gänzlich zu fehlen

scheint', er nennt sie ‚verkrüppelte Menschen'; denn ‚von alledem, was den Menschen so recht zum Menschen macht, ist ihnen nur weniges geblieben'. Wer wollte ihm für diese Behauptung nicht recht geben? Ist es, wenn wir auf die immer weiter um sich greifende Macht des Darwinismus blicken, nicht ein erbärmliches Kennzeichen unserer Zeit, wenn sie, während der Mensch früher an dem festhielt und sich durch das erhaben fühlte, was ihn vom Tiere scheidet und unterscheidet, mit einem zynischen Behagen ihr ganzes Bemühen darein setzt, im Tiere Menschenähnliches herauszufinden, um triumphierend auszurufen: Da seht ihr ja, das Tier ist Mensch, und folglich der Mensch Tier!?

„In dem Abschnitte ‚Aus der Schweiz' führt uns der Verfasser durch den Arlberg — vordem über den Arlberg (II 238) — über Chur nach Maria-Einsiedeln; seine Schilderungen sind plastisch, man schaut, man lauscht, man empfindet mit ihm, man wandert mit ihm und macht teilnahmsvoll alle die Erlebnisse und Wahrnehmungen mit, die er vor unserem geistigen Auge vorübergleiten läßt. Und wie ergreifend ist nun das Bild, das er von dem berühmten Wallfahrtsorte, von dem Klosterleben der demütigen, nur auf die Ehre und Zierde ihres Gnadenbildes und des es umfassenden Gotteshauses bedachten Mönche, von der innigen Andacht der tausend und tausend dort wie an einem Quell himmlischer Erquickung und Stärkung fromm weilenden Pilger entwirft! ‚Da trat mir auch', flicht der Verfasser hier ein, ‚der Begriff der Katholizität recht anschaulich vor die Seele. Katholizität, sagt einmal der hl. Johannes Chrysostomus, heißt Gemeinschaft, Gemeinschaft im Höchsten und Hehrsten, was der Mensch nur immer hat. Außer unserer Kirche ist sie nicht, kann sie nicht sein; denn außer ihr sind nur Bruchteile der Wahrheit, ist nicht die ganze, volle Wahrheit; darum erscheint auch nicht die ganze volle Menschheit, sind nur vereinzelte Richtungen des menschlichen Strebens: einseitige Verstandestätigkeit — Rationalismus; einseitige Gefühlsrichtung — Pietismus, Mystizismus; einseitige Willensbildung — Moralismus.' . . .

„Gleich reich an vorgeführten Bildern, an eingeflochtenen Betrachtungen und Erwägungen sind ‚Neue Bilder aus Tirol'. Hettinger kennt und anerkennt alle Vorzüge dieses herrlichen Alpenlandes und dessen Bewohner, er verschließt aber seine Augen nicht vor manchen Gefahren, die beiden drohen, so daß er ernstlich die Frage aufwirft: ‚ob die alte Ehrlichkeit und Biederkeit nicht endlich doch der Gewinnsucht weichen muß, Tiroler Sitte und Tiroler Tracht nicht zum Scheine wird, vielleicht sogar, um den Fremden desto leichter zu übervorteilen?' (II 207.) Die Gefahren erblickt der Verfasser in der Überflutung mit Touristen, in dem Salontirolertum (um einen Defreggerschen Ausdruck zu gebrauchen) und in dem Führerwesen. . . . Überhaupt enthält die Stelle (II 204 bis 207) über das Tiroler Führerwesen eine Reihe sehr beherzigenswerter Mahnungen und Winke.

„Doch gönnen wir uns einen freundlicheren Ausblick! Wer kann von Tirol erzählen und den ‚Kurat' vergessen? ‚Mehr als irgendwo gehören hier beide

zuſammen, Prieſter und Volk, und gilt das Wort des Propheten: Sicut populus, sic sacerdos! Der Prieſter iſt aus dem Volke hervorgegangen, lebt mit dem Volke, arbeitet und duldet für das Volk' (II 185). Da iſt ein Kurat, deſſen Seelſorgeſtation wir nicht erfahren; ‚er hat nur 300 Gulden Einkommen, der Wachtmeiſter der Gendarmerie, der hier mit drei Mann ſtationiert iſt, bezieht mehr als das Doppelte, täglich zwei Gulden. Aber der arme Kaplan lebt, und ſein Ausſehen zeigt nicht auf Hunger und Not'. Für ſeine eigene Perſon verlangt der Kurat nichts, nur ſeine Kirche ſoll keinen Mangel leiden, und ſo weiß er von ſeinen fünf Groſchen ſo viel zu erübrigen, um ſeinem Miniſtranten Filzſchuhe anzuſchaffen, die dieſer an hohen Feſttagen anlegen muß, um mit ſeinen Nägelſtiefeln nicht den koſtbaren Teppich zu verderben! ‚Der arme Kaplan iſt ein Stück Poeſie; gib ihm ein Weib und Kinder dazu, dann wohnen nur noch Not und Sorge in ſeinem Hauſe.'

„Und nun folgt eine köſtliche Stelle, mit der ich ſchließen will: die Beſchreibung einer Bergfahrt, in die der Würzburger Prälat mit dem Tiroler Kuraten gerät, denn dieſer iſt ‚noch ein rüſtiger Bergſteiger, kennt Wege und Stege, aber hüte dich, von ihm dich führen zu laſſen. Es fällt ihm gar nicht ein, daß du des Bergſteigens nicht gewohnt biſt; ſo geht er denn „ſtat" voraus, ohne viel ſich nach dir umzuſehen, auf ſchmalem Baumſtamme über den reißenden Wildbach, und kann es gar nicht begreifen, daß du da nicht hinüberwillſt, und wird faſt ungehalten, daß du lieber einen weiten Umweg ſuchſt, um ihn zu umgehen. Vielleicht begleitet er dich auf einen hohen Berg; mit einemmal ſtehſt du mit ihm vor einem ſchmalen Steige; links der Abgrund, wo tief unten der Eiſack wirbelt und rauſcht, rechts eine ſteile, nackte Felswand. Du zagſt, du zauderſt, das begreift er nicht. Es iſt „nur ein kleines Steigerl", tröſtet er dich, „und keine Gefahr, ſchauen's, mit zwei Füßen kann man ja ſtehen; nur keinen Schwindel dürfen's haben, wiſſen's, nachher iſt's gefehlt." Und wie zum weiteren Troſt erzählt er dir, daß der und jener hier ſchon abgefallen iſt, und erſt unlängſt der Mesner vor Schrecken die Laterne in den Abgrund habe fallen laſſen. Aber die Nacht bricht ein, zurückkehren iſt nicht mehr möglich, du mußt hinüber; ſo gilt es denn, auf allen vieren zu kriechen' (II 184 f)."

Aus Welt und Kirche

Erſter Band

Franz Hettinger,

geb. 13. Januar 1819 in Aschaffenburg, gest. 26. Januar 1890 in Würzburg, studierte von 1836 bis 1839 an der theologisch-philosophischen Lehranstalt seiner Vaterstadt, danach zwei Jahre an der Universität Würzburg und vier Jahre in dem Deutschen Kollegium zu Rom. Am 23. September 1843 ordiniert, 1845 Doktor der Theologie, wirkte er zunächst als Kaplan zu Alzenau. 25. Oktober 1847 wurde er Assistent, 20. Mai 1852 Subregens in dem Bischöflichen Klerikalseminar zu Würzburg; 1. Juni 1856 an der dortigen Hochschule außerordentlicher, 16. Mai 1857 ordentlicher Professor der theologischen Einleitungswissenschaften und der Patrologie, 1. Januar 1867 der Apologetik und Homiletik, 16. Dezember 1884 der Dogmatik.

Von 1868 bis 1870 war er Mitglied der dogmatischen Kommission für die Vorarbeiten des Vatikanischen Konzils.

1859 wurde er von der philosophischen Fakultät in Würzburg zum Ehrendoktor der Philosophie, 1866 von der theologischen Fakultät in Wien, 1867 von jener in Löwen zum Ehrendoktor der Theologie, 1885 von der Academia religionis catholicae in Rom zum Ehrenmitgliede, 1879 von Leo XIII. zum päpstlichen Hausprälaten ernannt; 1864 mit dem Ritterkreuze I. Klasse vom Orden des hl. Michael, 1882 mit dem Ritterkreuze des Verdienstordens der bayrischen Krone ausgezeichnet.

Aus
Welt und Kirche

Bilder und Skizzen

von

Franz Hettinger

Sechste Auflage

Erster Band: Rom und Italien

Mit dem Bildnis des Verfassers in Lichtdruck
und 33 Abbildungen

Freiburg im Breisgau
Herdersche Verlagshandlung
Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien, London u. St Louis, Mo.

Alle Rechte vorbehalten

Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg. 1911

Vorwort.

Nachstehende Aufsätze sind im Laufe von mehr als dreißig Jahren entstanden; es sind Reisefrüchte, die ich gesammelt hier dem Leser biete. Wie der Mann der Wissenschaft, was er gedacht und geforscht, in seinen Schriften niederlegt, so wollen diese Bilder darstellen, was ihr Verfasser in den verschiedenen Ländern gesehen, wie er Menschen und Dinge aufgefaßt und beurteilt hat. Ist ja doch die Welt ein äußerst belehrendes Buch, das, viel und mit Aufmerksamkeit gelesen, hohen Gewinn bringt; was wir in der Jugend aus Schriften gelernt, das soll im Umgange mit der Natur und durch den offenen Blick in das Menschenleben seine Ergänzung und Korrektive finden.

Es ist ein bekanntes Wort des Philosophen von Stagira: ‚Die Seele ist gewissermaßen alles'; denn in der Seele spiegelt sich die Welt. Darum wie der Spiegel, so das Bild. So habe ich denn in diese Welt hineingesehen mit Augen, die bestrebt waren, in einem höheren Lichte die Dinge zu schauen als nur in dem, in welchem sie sich bei der rein natürlichen Beleuchtung darstellen; und mein Geist hat sich dabei auf einen Standpunkt zu erheben gesucht, der ihn hinausblicken läßt über den engen Horizont dieser Sichtbarkeit, um in dem wandelbaren Reiche der Natur Symbole ewiger Ideen zu schauen, Analogien und Andeutungen auf ein unsichtbares Reich.

Als Sohn der katholischen Kirche, der ich mein bestes Besitztum verdanke, alle Nahrung meines Geistes, allen Aufschwung meiner Seele, allen Trost meines Herzens, deren göttlicher Charakter sich mir in allen Erscheinungen des Lebens immer mehr und immer überzeugender bewährte, habe ich die Länder durchwandert und der Menschen Art und Schaffen betrachtet. Und so, wie ich es gesehen, habe ich es niedergeschrieben in den sorgenfreien Stunden glücklicher Ferientage, unter dem Schatten hundertjähriger Bäume des deutschen Waldes oder in den stillen Tälern Umbriens, an den Küsten der

Adria und des Mittelmeeres, in der einsamen Herberge des Hochgebirges oder mitten in dem geräuschvollen Treiben großer Städte. Nichts wahrhaft Schönes in Natur und Kunst sollte mir fremd bleiben; den Erscheinungen echter Humanität bin ich nachgegangen, wo immer sie sich mir darboten, und keine finstere, krankhafte Weltflucht hat mein Auge vor ihnen verschlossen. In allem Großen, Edlen, Menschenwürdigen, das mir je im Leben begegnet ist, habe ich immer einen Widerschein jenes Lichtes erkannt, das jeden Menschen erleuchtet, und das Walten des Geistes, der da weht, wo er will, über unsere Kirche aber seine Gaben in reichster Fülle ausgeschüttet hat. Wie der Pilot nach dem Polarsterne, habe ich zu ihr darum aufgeblickt in diesen Zeiten, da die sittliche Welt tief von Stürmen aufgeregt ist, damit ich einen festen Halt gewänne inmitten der Bewegung, nicht preisgegeben dem Spiel von Wind und Wellen.

Mancher wird darum dieses Buch von vornherein weglegen, weil der Geist ihm fremd ist, in dem es geschrieben wurde. Doch dessen bin ich gewiß, ein vielleicht kleiner Kreis gleichgestimmter Seelen wird ihm seine desto wärmere Teilnahme nicht versagen.

Würzburg, Neujahr 1885.

Dr Franz Hettinger.

Inhaltsverzeichnis.

Erster Band. Rom und Italien.

Seite

Vorwort III

1. **Im Deutschen Kollegium zu Rom** 1

Ankunft in Rom; warum ich nach Rom kam. Erste Eindrücke. — Ausland und Vaterland. — Bildende Elemente im Deutschen Kollegium. — Ferientage. — Besuch der sieben Kirchen. — Exerzitien, Vorlesungen, Heimweh. — Studien und Disputationen. — Charakterbilder aus dem Deutschen und Römischen Kollegium. — Natur, Geschichte, Kunst in Rom. — San Saba und Santo Stefano Rotondo. — Feste in Rom. — Predigt vor Papst Gregor XVI.; dessen Charakter; Abschied von Rom; Musikbeilage.

2. **Von Rom nach Assisi und Portiunkula** 131

Soracte, Cività Castellana, Terni, Foligno, Assisi. — Jugend des hl. Franziskus; Stiftung seines Ordens. — Franziskus vor Papst Innozenz III.; Franziskus und das 13. Jahrhundert. — Geist seiner Stiftung. — Der Dritte Orden; dessen Bedeutung für die Gegenwart. — Die Liebe des hl. Franziskus; Portiunkula.

3. **Siena und Fra Bernardino Ochino** 196

Siena im Mittelalter. — Bernardino Ochino im Orden. — Sein Abfall; Ursachen desselben; seine Verteidigung. — Seine Polemik; Streit mit den Zürichern; seine Wanderungen und sein Ende.

4. **An drei Gräbern** 224

Ravenna und die Romagna; erste Eindrücke. — Das Grab Dantes. — Theodorichs Monument; die Goten in Italien; Sant' Apollinare Nuovo und die Taufkapelle der Arianer. — Grabmal der Galla Placidia; die katholische Taufkapelle. — San Vitale; Sant' Apollinare in Classe. — Christliche und heidnische Kunst.

5. **Nach zehn Jahren.** Erinnerungen aus der italienischen Revolutionszeit 1859—1869.

Erste Periode 267

Krieg in Sicht; meine Sendung und Reise nach Rom. — Die politische Lage Italiens. — Zustände in Rom. — Frankreich, Piemont

Seite

und die Revolution. — Der Papst als Kriegsherr; die Presse; Abreise nach Marseille.

5. **Nach zehn Jahren.** Erinnerungen aus der italienischen Revolutionszeit 1859—1869.

Zweite Periode 317

Mentana; die piemontesische Regierung und die Revolution. — Meine Berufung und Reise nach Rom. — Vorbereitung und Verteilung der Arbeiten für das Konzil vom Vatikan; Kardinal Bilio; P. Hyazinth. — Die lateinische Sprache in der katholischen Kirche. — Steigende Bewegung in Deutschland und Frankreich gegen Rom; Gutachten der theologischen Fakultät zu Würzburg. — Ausflug nach Montecassino; ein Wiedersehen; Montecassino und Torquato Tasso.

7. **Venedig und die Mönche zu San Lazzaro** 388

Venedig in der Geschichte. — Allgemeiner Eindruck der Stadt. — Ein Sommerabend auf dem Markusplatz. — Venedig unter Österreich, als Republik und als Provinz Italiens. — Santa Maria della Salute. — Das Arsenal. — Venedig und die Lagunen. — Eine Feier in San Marco. — Die Verfassung der Republik Venedig. — Ursachen ihrer Dauer und ihres Verfalles. — Charakter, Sprache, Kunst der Venezianer. — Die Armenier auf San Lazzaro. — Geschichte der Mechitaristen. — Leben und Studien auf San Lazzaro.

8. **Malaria- und andere Nöten in Italien** 436

Wesen und Wirkung der Malaria. — Carta della Malaria dell' Italia. — Ergebnisse der Statistik. — Folgen hieraus. — Steigerung der Malaria. — Auswanderung. — Die Pellagra; ihre Ursachen. — Religiöser und sittlicher Verfall. — Die Trappisten zu Tre Fontane. — Die domus cultae der Päpste.

9. **Neu-Rom** 452

Eine Fahrt im Spätherbst; Erinnerungen und Betrachtungen. — In Florenz; die moderne Kunst in Italien; Ursachen ihres Verfalles. — Italiener und Deutsche. — Erster Eindruck in Neu-Rom. — Verhängnisvolle Bautätigkeit. — Zerstörung heiliger Stätten. — Das italienische Parlament. — Moralischer und finanzieller Verfall. — Quirinal und Vatikan. — Die Questione papale. — Das monumentale Rom. — Die Goten Beschützer, nicht Zerstörer des monumentalen Roms. — Verdienste der Päpste in dieser Beziehung. — Die Neubauten und die Gesundheitsverhältnisse. — Die Neubauten und die Armen. — Rom und die Campagna. — Rom, Hauptstadt von Italien. — Das Recht durch Volksabstimmung. — Die letzten Ziele der Revolution. — Ausblick in die Zukunft.

Verzeichnis der Abbildungen

im erſten Bande.

Titelbild in Lichtdruck: Bildnis des Verfaſſers.

	Seite
Kirche del Geſù in Rom	8
Villa Pariola bei Rom	30
Kollegium Romanum in Rom	56
P. Angelo Secchi S. J.	62
P. Giovanni Battiſta Pianciani S. J.	64
P. Matteo Liberatore S. J.	66
Kardinal Camillo Tarquini S. J.	70
Rektor P. Aloïs von Landes	76
Kardinal-Staatsſekretär Luigi Lambruſchini	86
Im Garten der Villa San Saba bei Rom	102
Inneres der Kirche Santo Stefano Rotondo in Rom	108
Gregor XVI.	118
Pius IX.	122
Kloſter und Kirche S. Francesco zu Aſſiſi	136
Die Portiunkula-Kapelle	184
Anſicht von Siena von S. Domenico aus	200
Dante Alighieri (Relief)	232
Grabmal des Theodorich bei Ravenna	240
Kaiſer Juſtinian mit Gefolge. Moſaik in San Vitale zu Ravenna	254
Kaiſerin Theodora mit Gefolge. Moſaik in San Vitale zu Ravenna	258
Blick auf St Peter in Rom vom Monte Pincio aus	290
Kardinal Joſeph Hergenröther	326
Kardinal-Staatsſekretär Giacomo Antonelli	336
Kardinal Johann Baptiſt Franzelin S. J.	342
Blick auf Neapel	360
Montecaſſino	370
Venedig von der Inſel San Giorgio aus	392
San Lazzaro bei Venedig	424
Trappiſtenkloſter Alle Tre Fontane bei Rom	448
Blick auf Florenz von San Miniato aus	456
Koloſſeum zu Rom, heutiger Zuſtand	490
Petersplatz zu Rom bei einem Kirchenfeſte	496
In der Campagna bei Rom (Via Appia)	510

Rom und Italien.

1. Im Deutschen Kollegium zu Rom.

Ankunft in Rom; warum ich nach Rom kam. Erste Eindrücke. — Ausland und Vaterland. — Bildende Elemente im Deutschen Kollegium. — Ferientage. — Besuch der sieben Kirchen. — Exerzitien, Vorlesungen, Heimweh. — Studien und Disputationen. — Charakterbilder aus dem Deutschen und Römischen Kollegium. — Natur, Geschichte, Kunst in Rom. — San Saba und Santo Stefano Rotondo. — Feste in Rom. — Predigt vor Papst Gregor XVI.; dessen Charakter; Abschied von Rom; Musikbeilage.

I.

Es ist nun (1886) nahezu ein halbes Jahrhundert, daß zu Anfang Oktober, nachmittags gegen zwanzig Uhr nach damaliger römischer Zeitrechnung, ein stark besetzter Wagen, mit Staub bedeckt, zu Rom durch die Porta del Popolo einfuhr. Unter den Insassen desselben befanden sich mehrere Jünglinge, deren blaue Augen, rotwangige Gesichter und blonde Haare sie alsbald als Deutsche erkennen ließen, hätte auch ihre Sprache nicht auf diese ihre Heimat hingewiesen. Da am Tore der Stadt die vorschriftsmäßige Visitation stattfinden sollte, so wurde dem Kutscher Halt geboten. Einer von ihnen, der älteste und mit der Landessprache etwas vertraut, besprach sich mit dem Finanziere; nach einigen Verhandlungen mit demselben drückte er ihm ein Geldstück in die Hand mit der Erklärung, daß sie nichts Steuerbares mit sich führten. Das Geld selbst hatte ihm ein anderer der jungen Leute gegeben, den diese wegen seiner großen, fast ängstlichen Gewissenhaftigkeit zum Säckelmeister der kleinen Karawane erwählt hatten, der darum von Zeit zu Zeit von jedem einzelnen seinen Beitrag erhob. So hatten diese jungen Romfahrer schon damals, ehe noch die Volkswirtschaftslehre ihre gegenwärtige Ausbildung erlangt hatte, die Vorteile der Arbeitsteilung wohl erkannt.

Alle waren sichtlich erfreut, am Ende ihrer langen Reise angekommen zu sein; denn zu jener Zeit war es nach Rom ein weiter

Weg, mit manchen Mühsalen und unliebsamen Zwischenfällen verbunden. Neugierig sahen sie über die Piazza del Popolo hinüber mit ihrem Obelisk und den wasserspeienden Löwinnen in der Mitte, mit Staunen blickten sie zum Monte Pincio auf und bewunderten am Aufgange zu demselben die mit Schiffsschnäbeln geschmückten antiken Säulen und die Kolossalstatuen der gefangenen Dazier. Zwar waren die drei Rosse müde von der langen Fahrt von Bologna her, aber dennoch ließ es sich ihr Herr nicht nehmen, nach der Sitte seiner italienischen Standesgenossen in scharfem Trabe dahinzujagen, als der diensttuende Beamte sein può passare[1] gesprochen hatte. So ging es denn über den weiten, sonnigen Platz durch den langen Korso am Venezianischen Palaste vorüber nach Gesù, dem großen, weitläufigen Profeßhause der Jesuiten, in dessen viertem und fünftem Stockwerke das Kollegium Germaniko-Hungarikum Aufnahme gefunden, nachdem es in der französischen Revolution sein eigenes Haus mit der Kirche Sant' Apollinare, nicht weit von der deutschen Nationalkirche dell' Anima, verloren hatte.

Wie es nun diesen jungen Leuten zu Mute war, kann ich am besten beschreiben; denn ich war dabei. Mit gespannter Erwartung, doch nicht ganz ohne Bangen, sah ich zu dem großen, imposanten Bau hinauf, dessen Errichtung mit der Kirche nebenan die Gesellschaft Jesu den berühmten Alessandro und Odoardo Farnese verdankt, in dem ich nun, fern von der Heimat, jahrelang zubringen sollte. So manche Erinnerungen tauchten da in der Seele auf an das, was ich über Jesuiten und ihre tückischen Pläne gelesen hatte, wie sie es verständen, durch süße Reden die Jugend zu umgarnen, um sie dann als Werkzeuge zu ihren staatsgefährlichen und königsmörderischen Absichten zu gebrauchen. Zwar hatte ich schon auf der Reise die Erfahrung gemacht, daß es mit den Schauermären von italienischem Banditentum nichts war; nirgends, selbst nicht in den einsamen Herbergen auf den Höhen des Apennin, war uns ein Bravo zu Gesicht gekommen, höchstens hatten wir von zudringlichen Bettlern zu leiden. So tröstete ich mich denn, daß es auch mit der Angst vor den Jesuiten geradeso gehen werde. In Deutschland hatte man seit ihrer Aufhebung keine Jesuiten mehr gesehen; ihre Erscheinung, ihr Wesen und Wirken war allmählich zur Sage geworden, welche wir

[1] Kann durch.

als Kinder aus dem Munde unserer Eltern uns erzählen ließen, die noch einen oder den andern von ihnen gekannt hatten. Erst nach dem Jahre 1848 erschloß sich ihnen unser Vaterland wieder, und die vielen von ihnen abgehaltenen Volksmissionen gaben jedem, der wollte, hinlänglich Gelegenheit, sich ein Urteil über sie zu bilden.

So nahm ich mir denn ein Herz.

Nunc animis opus, Aenea, nunc pectore firmo [1],

rief ich mir selbst leise zu. Und noch einmal bestärkte ich mich in dem Entschlusse,

Nullius addictus iurare in verba magistri [2],

mich durchaus nicht unter ein kaudinisches Joch beugen zu lassen. Die kleine Piazza del Gesù lag so freundlich da, von harmlosen Spaziergängern belebt; die mächtige Fassade der Kirche war ganz übergossen von sonnigem Licht; der Name Jesu über der Pforte mutete mich so heimisch an und rief mir das Gymnasiumsgebäude, ein ehemaliges Jesuitenkollegium, in das Gedächtnis zurück, wo ich die erste der Stufen bestiegen hatte, die in das Heiligtum der Wissenschaften führen. Schon hatte ich das letzte Bedenken niedergeschlagen, als ich mit meinem Blick die lange Reihe von Fenstern verfolgte, welche vier Stockwerke hoch die Front des Profeßhauses durchbrechen, die sich die Via di Araceli entlang hinzieht. Sie waren sämtlich mit grauen Holzkästen verschalt, ähnlich wie bei uns die Fenster der Gefängnisse, so daß der Inwohner nur von oben her Licht empfängt, das Auge aber nicht auf die Straße blicken kann. Es gab dies dem Ganzen ein finsteres, trauriges Aussehen und trug nicht wenig dazu bei, meine Erwartungen herabzustimmen. Ich wußte nicht, daß dies damals eine von allen Klöstern beobachtete Sitte war; nur die Fenster, welche in den Garten gingen, waren frei; nach dem Jahre 1848 fand ich sie, außer bei Frauenklöstern, nicht mehr.

Aber, dürfte mancher fragen, warum bist du denn nach Rom gegangen? Konntest du denn nicht in Deutschland bleiben und dich da in deinem Theologenberufe hinlänglich ausbilden? Das ist voll-

[1] Nun keine Furcht, Äneas, nun Mut in die Seele!

[2] Keinem verpflichtet derart, um auf seine Worte zu schwören.

ständig wahr. Ich hatte es auch getan und durch volle fünf Jahre an verschiedenen deutschen Akademien Philosophie und Theologie ‚ganz durchstudiert mit heißem Bemühn' und ordnungsgemäß absolviert. Aber es war mir dabei ganz sonderbar ergangen. Hegel war zwar bereits gestorben (1831); aber es schien, als sollte er wie ein Phönix aus seinem Grabe neu erstehen und in seinen zahlreichen Schülern unsterblich fortleben. Auch in Süddeutschland wurde auf so manchen Lehrstühlen der Philosophie sein System verkündet als ‚die Vollendung der Philosophie als sich selbst begreifender Wissenschaft, mittels gründlicher Versöhnung und Ineinsbildung des Idealismus und Realismus zum wissenschaftlichen Absolutismus', und ihm das höchste Verdienst um ‚die Philosophie des Absolutismus' zuerkannt, weil ‚er zuerst es unternahm, die Lehre vom All-Eins nicht nur als unbedingt vernünftig, sondern auch als völlig begreiflich darzustellen, und mithin nicht nur die Gewißheit derselben, sondern auch den Weg zur Einsicht dieser Gewißheit methodisch zu zeigen'. Andere dagegen suchten, nach Überwindung des Kant-Fichteschen Standpunktes, dem bereits über Schelling fortschreitenden Hegel gegenüber die Identitätslehre des schweigsam gewordenen ehemaligen Jenenser, dann Würzburger und Münchener Philosophen und Vaters des ‚Bruno' dauernd zu begründen, die dann in verschiedenen Lehrbüchern für den Kleinbetrieb verarbeitet und als ‚Philosophie der Zukunft' der bayrischen Jugend verschlissen wurde.

Dagegen wurde von andern Franz Baader gerühmt als der, dem nicht nur Schelling seine besten Ideen entnommen, sondern der auch die Formel zur längst gewünschten Versöhnung der Philosophie mit dem Christentume gefunden habe. Als wir aber von dem ‚dunkeln Untergrunde' in Gott hörten, von dessen ‚ewiger Selbsterzeugung', von der ‚binomen und bipolarischen Naturwurzel, die in ihrer unmittelbaren Dualität des Gebärens unfähig sei, solches aber anstrebe', von dem ‚Quaternar der Momente, in welchem der zoogonische Prozeß verläuft, wo die negative, das Aliment verzehrende Aktion der Wurzel sich selber verzehrt und in eine gebärende Aktion umschlägt', da staunten wir zwar ehrfurchtsvoll den tiefen Sinn sotaner Rede an, wie die Griechen weiland die Worte Herakleitos' des Dunkeln, aber wir konnten nichts dafür, daß doch manchem dabei der Verdacht kam, es träfe hier der Satz des Dichters zu:

Wo die Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zu rechter Zeit sich ein.

Bei dem Heißhunger nach Erkenntnis, in der ersten Begeisterung zumal und in jener längst vergangenen Zeit, da noch ein hoher, idealer Sinn durch die deutsche Jugend ging, die letzten Strahlen der untergehenden Romantik, beim Eintritt in die Hallen der Philosophie, wo uns so viel verheißen und so Großes von uns gehofft wurde, konnte ein rätselhafter Wortschwall nimmer uns werden

der heilige Brunnen,
Daraus ein Trunk den Durst auf ewig stillt.

Mehr als einmal erlaubte ich mir, einen meiner Lehrer mit Fragen zu behelligen; doch er wiederholte nur, mit ein bißchen andern Worten, was in seinem Hefte stand. Gab ich mich dann nicht zufrieden, so konnte ich sicher sein, seinen Unwillen erregt zu haben. Noch erinnere ich mich lebhaft einer solchen Szene. Zur Erklärung der Individuation der Wesen hatte der Professor den Satz Schellings ausgesprochen: ‚Es ist das Schicksal der Idee, bei ihrem Setzen sich in unendlich mannigfaltiger Weise zu setzen.‘ Hiermit war allerdings die Frage nach dem Individuationsprinzip umgangen, die der Pantheismus gar nicht beantworten kann, die darum den entschiedensten Gegenbeweis jeder pantheistischen Konstruktion des Universums bildet. Ich fragte ihn, warum denn das Absolute, die ‚Idee‘, in diesen mannigfaltigen Erscheinungen sich setzen müsse, und warum geradeso und nicht anders. Damit hatte ich allerdings das πρῶτον ψεῦδος[1] des Systems berührt, ohne es selbst zu ahnen. Da wurde mir klargemacht, daß, wenn ich das nicht einsehe, ich noch nicht zur ‚intellektuellen Anschauung‘ vorgedrungen sei.

So wurde denn, unbefriedigt von alledem, in einem engen Freundeskreise J. G. Fichtes ‚Anweisung zum seligen Leben in Gott‘ gelesen; aber da grinste uns wieder das alles vergottende und alles versteinernde Meduſenhaupt des Pantheismus an. Die Ferientage wurden benutzt, Kants ‚Kritik‘ und besonders dessen Lehre von den Antinomien zu studieren. Hatte man doch zu Ende des 18. Jahrhunderts den Benediktinermönch von St Stephan zu Würzburg, Matern Reuß, nach Königsberg gesendet, um zu den Füßen Kants in das Geheimnis seines Systems eingeweiht zu werden;

[1] Grundirrtum.

und der Professor der Mathematik und Philosophie an der dortigen Hochschule, A. Metz, hatte ein sehr brauchbares Kompendium der Kantschen Philosophie herausgegeben. Das Resultat unserer Studien war allerdings ein negatives, aber es war doch eine gute Palästra für logisches Denken und ein wahres Bad des Geistes nach den Phantasmagorien der Schellingschen Naturphilosophie. Durch Fichte waren wir auf den ‚heiligen Spinoza' aufmerksam geworden. Die logische Schärfe und mathematische Methode imponierten mir. Noch erinnere ich mich eines Spazierganges in dem strengen Winter 1838; es war bitter kalt, kaum konnten die steifen, gefrorenen Finger die schwere Quartausgabe seiner Werke halten; aber in eifrigem Gespräche über seine Demonstrationen hatten wir fast alle Kälte vergessen.

Zu jener Zeit war Julius Stahls ‚Rechtsphilosophie' erschienen. Er signalisierte die Irrtümer des Hegelschen wie jedes pantheistischen Systems; begierig griff ich danach. Doch der Verfasser, der auch auf Thomas von Aquin zu reden kommt, aber ihn falsch verstand [1], erklärte, von dem Irrtümlichen dieser Philosophie vollständig überzeugt zu sein, allein er habe evidente Gegenbeweise noch nicht gefunden. Diese zu liefern versprach A. Günther; seine ‚Vorschule zur spekulativen Theologie' wurde wiederholt durchgenommen. So viel aber auch die ersten Briefe des Onkels an ‚Thomas Wendeling' zu leisten versprachen, so wenig konnten sie das Versprochene gewähren. Die Grundvoraussetzungen schienen mir unbewiesen, und die wissenschaftliche Deduktion der Mysterien des Glaubens dünkte mir nicht bloß unzulänglich, sondern auch eine wesentliche Entstellung derselben zu sein.

Unter solchen Strebungen und Kämpfen waren vier Semester dahingegangen. Nun kam ich in die Hörsäle der Theologie. Eines Tages sagte ich zu einem meiner Lehrer, der unter allen der strebsamste, begabteste und anregendste war: ‚Ich will ein Erstgewisses, auf das ich ein System, meine ganze Weltanschauung bauen kann.' — ‚Das werden Sie nie finden in der Wissenschaft', entgegnete er; ‚der Glaube allein gibt Gewißheit.' — ‚Auch in philosophischen Fragen?' erwiderte ich. — ‚Auch in philosophischen Fragen', war die Antwort; ‚für sie erst recht.' Es war der Standpunkt F. H. Jacobis,

[1] Viele Jahre später, bei einem Gespräche im Bade Brückenau, gab er dies zu.

des Mannes, der mit dem Herzen sich als Christ, mit dem Kopf als Atheist bezeichnet hat.

In all meinen Erwartungen getäuscht, widmete ich mich nun vorzugsweise den orientalischen Sprachen. Da wird doch, dachte ich, dein Fleiß belohnt, es bleibt dir ein sicheres Resultat. Tüchtige Lehrer, der später nach Gießen berufene Professor J. M. A. Löhnis und der als Pfarrer zu Bergtheim in Unterfranken verstorbene Dr J. B. Kuhn, sowie der nachherige Bischof von Würzburg, Prof. Dr B. Reißmann, hatten in mir frühzeitig Liebe zu diesen Sprachen geweckt, und heute noch danke ich es ihnen.

Nach und nach empfand ich es aber doch: die Sprachen sind nur Hilfswissenschaften der Exegese, aber sie sind nicht Theologie. Die Vorlesungen über Dogmatik, welche ich in den ersten Semestern hörte, waren nichts als ein dürftiger Auszug aus Dobmayer, eine Art Katechismus mit Übergehung aller tieferen Fragen, ohne jeden Hauch von wissenschaftlicher Methode. Wären damals nicht Möhlers Symbolik und Staudenmaiers Enzyklopädie schon erschienen gewesen, ich hätte alles Interesse daran verloren. Auf dem Felde der Exegese besaßen wir zu jener Zeit im katholischen Deutschland wenig; Strauß' ‚Leben Jesu' nebst seinen ‚Streitschriften' hatte ich leider auch gelesen, aber die Entgegnungen von Tholuck, Ullmann, Osiander, Hoffmann genügten mir nicht. Endlich erschien das ‚Gutachten' von Hug, eine katholische und in der Tat vernichtende Antwort. Ich jubelte laut auf. Das ‚Kölner Ereignis' weckte die Katholiken zu energischem Zusammenstehen; auf Wunsch eines Lehrers ward es Anlaß zu meinem ersten literarischen Versuche, einem poetischen Gruße an ‚Klemens August, den standhaften Bekenner', der in der damals höchst einflußreichen ‚Neuen Würzburger Zeitung' erschien. Der ‚Athanasius' von Görres gab den Gefühlen der deutschen Katholiken den rechten Ausdruck. Ein neuer Geist regte sich allüberall — nur nicht in allen Hörsälen. Da lasen noch gar manche Professoren ihre vergilbten Hefte herunter wie seit zwanzig und mehr Jahren.

Im dritten und vierten Semester hörte ich Dogmatik an einer andern Fakultät. Schon die ganze Erscheinung des Lehrers war gewinnende Freundlichkeit, herzliches Wohlwollen, mit Würde und frommem, priesterlichem Sinn gepaart. Die Klarheit und Bestimmtheit der Begriffe, Ruhe und Sicherheit in der Methode, Einfachheit und Durchsichtigkeit in der Beweisführung zogen mich an; die Harmonie

zwischen Lehre und Leben, Wort und Werk fesselte mich an ihn. Er war ein vollendetes Bild edler, durch den Geist des Christentums verklärter Humanität, mit einem Worte, eine seltene Erscheinung. Er hatte einige Jahre im Deutschen Kollegium studiert. So ward ich denn mit dem Gedanken vertraut, dort finden zu können, was ich bis jetzt vergebens gesucht hatte: eine einheitliche Weltanschauung, in welcher Vernunft und Offenbarung, Glauben und Wissen, Philosophie und Theologie zu einem reinen, wohlgestimmten Akkorde zusammenklingen.

Dieser Lehrer war der spätere Bischof Georg Anton von Stahl, der in dem noch jugendlichen Alter von fünfunddreißig Jahren den Stab des hl. Burkard empfing. Durch seine Fürsprache ward es mir möglich, mein Vorhaben auszuführen.

Manches hatte sich freilich zu Anfang in den Weg stellen wollen. Die einen weissagten einen frühen Tod im fernen Lande; schon auf der Reise begriffen, trat man mir entgegen mit dem Ausdruck aufrichtigen Mitleides und dem wohlgemeinten Rate, wieder umzukehren, da noch selten einer über die Alpen zurückgekommen sei. Andere sprachen von Entartung des deutschen Bewußtseins, die dort notwendig eintreten müsse. Manche schreckten mit Geisteszwang und scholastischen Fesseln, die dort meiner warteten. Aber ein Laie, selbst Professor der Philosophie, der zu jener Zeit in weiten Kreisen bekannte Schüler Baaders, Franz Hoffmann, sagte mir: ‚Gehen Sie nur; ich bin zwar ein Gegner des dortigen Systems, aber sie haben doch ein System, ein Ganzes und aus einem Guß.‘ Gerade das hatte ich gewollt.

So war ich nach Rom gekommen.

> Per varios casus, per tot discrimina rerum
> Tendimus in Latium![1]

II.

Freundlich wurden wir beim Eintritte von einigen Alumnen empfangen. Es waren zumeist Landsleute aus unserem engeren Vaterlande, die man in zarter Aufmerksamkeit zu unserer Begrüßung

[1] Durch so viele Gefahr und mannigfach wechselndes Schicksal
Ziehn wir gen Latium.

Kirche del Gesù in Rom.
Rechts anstoßend das (frühere) Profeßhaus der Gesellschaft Jesu.

an die Pforte gesandt hatte. Ihre Haltung und ihr ganzes Wesen mißfiel mir nicht; einfach, herzlich und zuvorkommend beantworteten sie unsere Fragen, wiesen sie uns unsere Zimmer an, machten sie uns mit der Hausordnung und den übrigen Einrichtungen bekannt, suchten sie unsere kleinen Bedürfnisse zu befriedigen. Ein Ausdruck von Friede und heiterer Ruhe lag auf dem Angesicht dieser jungen Leute. Einen von ihnen hatte ich als Student gekannt; er war derselbe geblieben, der frühere muntere Student, nur ein mehr gehaltenes Wesen, größere Ruhe, Innigkeit, Männlichkeit waren in ihn gekommen. Ein jahrelanges Leben in einsamer Zelle, ausgefüllt durch Studium und Gebet, kaum berührt von dem Lärm des Tages und dem Treiben der Außenwelt, nur durch Spaziergänge, Besuche der Kunstwerke Roms und Teilnahme an seinen kirchlichen Festen unterbrochen, mußte notwendig den Mitgliedern dieses Institutes einen bestimmten Charakter aufprägen, dem Geiste eine größere Reife verleihen. Die Ausbildung des inneren Lebens in den Alumnen war, wie es sich mir frühzeitig darstellte, die besondere Aufgabe, welche das Kollegium sich vorgesetzt hatte. Gleich zu Anfang fiel mir auf, daß die täglichen Andachten, welche in allen ähnlichen Anstalten in der Regel gemeinsam stattfinden, hier fast ganz fehlten; nicht einmal das Morgen- und Abendgebet war gemeinschaftlich. Auch die Betrachtung stellte jeder für sich in seinem Zimmer an, nachdem ihm einige Wochen lang vorher Anleitung dazu gegeben war; der innere Mensch sollte selbständig sich entwickeln, die Individualität sich eigenartig entfalten. Allerdings wurden uns von außen her vielfache Anregungen geboten, aber es waren nur Samenkörner, namentlich durch die Anreden des Spirituals ausgestreut; bauen sollte dann jeder den Garten seiner Seele selbst; Schablonenartiges gab es nicht.

Mir tat diese Stille in der Zelle und Kapelle äußerst wohl; freilich setzt sie reifere Naturen, strebsame Menschen voraus, welche wissen, was sie wollen und sollen, an denen damals das Kollegium keinen Mangel hatte. Ein Zusammenleben vieler in einem Saale, so sehr dies auch bei Knaben zweckmäßig sein mag, jene strenge äußere Regel, Zucht und Form, wie sie namentlich in so manchen französischen Seminarien herrscht, dürfte für Jünglinge und Priesteramtskandidaten, abgesehen schon von Gesundheitsrücksichten, weniger sich empfehlen. Nur sehr schwer wird da jene tiefe Stille, jenes

gänzliche Vergessen der Welt eintreten können, da die Seele so recht allein ist, mit Gott und sich allein; und noch schwerer wird es dem jungen Manne werden, kurze Zeit darauf an die Einsamkeit eines Pfarrhauses auf dem Lande sich zu gewöhnen, nachdem er nie vorher gelernt hatte, mit sich, mit Gott und seinen Büchern allein zu sein. Im Deutschen Kollegium hatte man daher nur ausnahmsweise zweien ein größeres Zimmer angewiesen; jeder hatte seine Zelle für sich, wenn auch noch so arm und klein. Nimmt man das strenge Gebot des beständigen Stillschweigens hinzu, das mit Ausnahme der für die Rekreation bestimmten Zeit und der Spaziergänge herrschte, so mag man ermessen, wie gebieterisch jetzt die Forderung an jeden herantrat, sich in solcher Einsamkeit zurechtzufinden. Er mußte sich selber klar werden, mußte sich gewöhnen, in und mit sich selbst zu leben, ein Leben der Sammlung und der Innerlichkeit. An geistiger Nahrung fehlte es nicht; die großen Ideen, welche der wissenschaftliche Unterricht, die Unterredungen mit dem Beichtvater und Spiritual und selbst die mächtigen Eindrücke der Ewigen Stadt in reichstem Maße boten, gaben hinlänglich zu denken. Während darum die einen bald sich völlig befriedigt fanden, hielten andere ein solches Leben nicht aus; regelmäßig gingen einzelne schon nach Ablauf des ersten Semesters wieder in die Heimat zurück.

Dazu kam eine Gepflogenheit des Hauses, die mir sehr zweckmäßig erschien, wenngleich ich sie anfangs, wie ein jeder von uns, sehr hart empfand. Unter den sechzig Alumnen, welche um jene Zeit im Deutschen Kollegium lebten, waren alle deutschen Stämme, Franken, Schwaben, Bayern, Westfalen, Hannoveraner, Rheinländer, Sachsen, auch die Schweiz und selbst Ungarn, wenngleich letzteres nur durch wenige, vertreten. Niederdeutsche und Söhne der Alpen, Jünglinge von den Ufern des Rheines und der ungarischen Donau waren da, einfache Bauern- und Bürgerskinder wie Barone, Grafen und Fürsten; alle sollten einmütig unter einem Dache wohnen und sich untereinander wie Brüder lieben. Ausnahmen wurden nicht gestattet, und ein junger Mann aus fürstlichem Geschlechte, der eintreten wollte, aber gewisse Rücksichten verlangte, wurde abgewiesen. Da lag denn die Gefahr nahe, daß zwar nicht der Standesunterschied hervortrat — auch die Adeligen wurden nur mit ihrem einfachen Familiennamen genannt, wiewohl es manchem beim Beginn

schwer geworden sein mag, auf den Liber Baro[1] zu verzichten —, aber die Gefahr lag in der Natur der Verhältnisse, daß die Landsmannschaften zu sehr zusammenhielten, die Stammverwandten sich den übrigen gegenüber abschlossen; zu einer itio in partes[2] wäre es dann nicht mehr weit gewesen. Der Friede des Hauses wäre dadurch nicht wenig gestört worden, das brüderliche Verhältnis wäre erkaltet, die Gemeinsamkeit der Bestrebungen hätte vor Parteiinteressen zurücktreten müssen, es wäre weniger gemütlich geworden im Kollegium. So gestattete man denn den Ankömmlingen die ersten Wochen nach ihrem Eintreffen den fast ausschließlichen Umgang mit ihren Landsleuten, den jene auch höchst naiv immer aufsuchten, mit völliger Vernachlässigung der andern, in dem gutmütigen Glauben, so werde es allezeit fortgehen. Aber nach Ablauf dieser Frist mußten auch sie dem Gesetze sich fügen und beim Eintritt in das Rekreationslokal, zu welchem eine Treppe aus der Kapelle führte, dem sich als Gesellschafter anschließen, welcher zunächststand, und seiner Unterhaltung die ganze Erholungszeit widmen. Da konnte man denn nicht selten, bei den Neulingen zumal, die verschiedenen Manöver beobachten, durch welche sie hofften, gerade mit dem an der verhängnisvollen Türe zusammenzutreffen, mit welchem sie am liebsten sich unterhalten hätten, und ihre Enttäuschung, wenn alle Berechnung fehlgeschlagen war. Noch heute sehe ich den Schweizer aus den Urkantonen vor mir mit seinen rauhen Gurgeltönen, mit dem ich drei Viertelstunden lang ein Gespräch mühsam fortwälzen mußte, statt mit meinen Landsleuten reden zu können, nachdem das Privilegium als Neuangekommener für mich keine Geltung mehr hatte.

Es war ein hartes Gesetz, das den beschränkten Kleinstädtersinn, welcher so gern an der Scholle haftet und sich sogar seinen Lokalpatriotismus noch zu besonderer Tugend anrechnet, empfindlich traf. Aber es war notwendig. Alle sollte *ein* Band der Liebe umschlingen, alle sollten sich als Glieder *eines* Ganzen erkennen, alle sollte nur *ein* Streben beseelen: der Wettkampf um die Palme der Wissenschaft, der Fortschritt in christlicher Charakterbildung und Tugend. Und man darf es wohl aussprechen: das Deutsche Kollegium war zu jener Zeit eine Musteranstalt regen wissenschaftlichen Strebens, echter Frömmigkeit und aufrichtiger Bruderliebe, aus dem keiner ohne

[1] Freiherrn. [2] Parteibildung.

Schmerz schied, nach dem jeder noch jahrelang sich zurücksehnte wie nach einem Vaterhause und einer teuern Heimat.

Selbst die Sprache gab dieser Einheit der Gesinnung Ausdruck. Die Dialekte, welche die einzelnen aus der Heimat mitgebracht hatten, schliffen sich aneinander mehr und mehr ab, die reine deutsche Sprache wurde die Muttersprache des Hauses.

III.

Aber, dürfte nun mancher bedenklich fragen, wurde durch diesen langen Aufenthalt im Auslande nicht der vaterländische Sinn ertötet, deutsche Art und Sitte geschädigt, welsches Wesen eingepflanzt?

Sonderbare Widersprüche! Unsere Regierungen gewähren viele, keineswegs kärglich bemessene Reisestipendien, um strebsamen Studierenden und Künstlern den Aufenthalt in Italien und besonders in Rom möglich zu machen; Paris und London werden zum Zwecke archivalischer und philologischer Forschungen von ihnen besucht, und niemand hat noch die Befürchtung ausgesprochen, es möchten die mit solchen Prämien Belohnten ‚vaterlandslos' aus dem Auslande wiederkehren. Und doch leben diese so häufig ganz vereinzelt in völlig fremder, undeutscher Umgebung. Auch das Deutsche Kollegium ist eine durch die Munifizenz der Päpste, namentlich Gregors XIII., ins Leben gerufene Stipendienstiftung, die dem Stipendiaten alles bietet, Wohnung, Nahrung, Kleidung und vor allem Bildung für Geist und Herz. Im Auslande, an den Brennpunkten der Wissenschaft und Kunst seine Studien vervollkommnen zu können, galt immer als ein beneidenswertes Glück, keineswegs als ein Makel. Nur der Aufenthalt im Deutschen Kollegium soll einen Schatten auf den deutschen Jüngling werfen, der dort einige Jahre zu seiner weiteren Ausbildung zubringt und dankbar die Wohltat genießt, die ihm der Vater der Christenheit spendet. Nachdem man in Wort und Schrift seit Jahren es denen, die dort gewesen, zum schweren Vorwurf gemacht und sie heimlich und offen nicht wenig verdächtigt hat — gab es doch Sykophanten selbst unter dem Klerus —, hat man schließlich den Eintritt in das Deutsche Kollegium jedem deutschen Reichsangehörigen verboten, unter Strafe der Unfähigkeit zu jedem kirchlichen Amte. Das ist eine harte Strafe, die indirekt den Heiligen Vater selbst trifft, der die Tore des Kollegiums öffnet und die

deutsche Jugend zu sich einladet. Was hat sich denn zugetragen, welche Verbrechen gegen Kaiser und Reich sind im Deutschen Kollegium geplant, von seinen Alumnen ausgeführt worden? Jeder, der diesem Kollegium einst angehörte, darf wohl mit dem Prinzen von Wales sprechen:

Geruh' Eu'r Majestät! Ich wollt', ich könnte
Von jedem Fehl so völlig los mich sagen,
Als ich mich ohne Zweifel rein'gen kann
Von vielen, die mir schuld gegeben werden.
Nur so viel Milderung laßt mich erbitten,
Daß nach erlogner Märchen Widerlegung,
Die oft das Ohr der Hoheit hören muß
Von Liebedienern und gemeinen Klatschern,
Wenn wahrhaft ich gefehlt, mir sei verziehn.
— — — — — — — — —
Verzeih' Gott denen, die mir so entwandt
Die gute Meinung Eurer Majestät.

Seit Jahrhunderten hat diese Anstalt bestanden, aus welcher so viele Priester, Bischöfe und Reichsfürsten hervorgegangen sind, wahrlich nicht zum Schaden unseres deutschen Volkes, die in den Tagen der Not mannhaft zu Kaiser und Reich gestanden. Und als in den Stürmen des März im Jahre 1848 die Flut hoch und immer höher stieg, als so viele ratlos dastanden oder feig vor den Gewalten des Tages sich beugten und der König Max II. von Bayern zu dem Bischof von Würzburg, Georg Anton von Stahl, sagte: ‚Herr Bischof! helfen Sie mir gegen die radikalen Schullehrer', da entgegnete dieser mit dem Ausdrucke unerschütterlicher Zuversicht: ‚Vertrauen Ew. Königliche Majestät Ihrem Klerus.' Und in der Tat, dieser, seinen Bischof an der Spitze, angefeuert durch sein Wort und sein Beispiel, stellte sich wie ein unüberwindliches Bollwerk dem Andrange der Revolution entgegen.

Die Könige haben lange Hände, sagt ein griechischer Weisheitsspruch; ob aber nicht häufig dagegen ein kurzes Gedächtnis? Sonst wäre es ja nicht möglich, daß man in jenen Stützen des Reiches erblickt, die vor noch nicht gar langer Zeit mit der Revolution sich eingelassen hatten, ja selbst auf den Barrikaden gestanden waren.

Daß aber der Aufenthalt im Auslande allein schon hinreichend sei, eine vaterlandslose Gesinnung zu erzeugen, eine solch schwere Inzicht kann nur der aussprechen, der nie im Auslande gelebt hat.

Gerade in der Fremde, wo wir wie von hoher Warte herab das Vaterland im großen und ganzen überschauen, da wird unser Blick freier und weiter, da werden wir bewahrt ebensowohl vor Unterschätzung des Guten, was wir in der Heimat besitzen, als vor Überschätzung. Nicht beschränkt auf die kleinlichen Verhältnisse des engen Kreises, in dem wir zu leben gewohnt waren, die unser Auge trüben und unser Urteil bestechen, finden wir nun bei jedem Schritt und Tritt Vergleichungspunkte zwischen der Heimat und der Fremde; da wird das Vaterlandsgefühl erst recht lebendig, wissen wir erst wahrhaft zu schätzen, was wir im Vaterland besitzen.

Ja gerade bei den Jünglingen im Deutschen Kollegium fand ich zwar nicht jene kurzsichtige, beschränkte, von Mangel an universeller Bildung zeugende Deutschtümelei, die man, in neuerer Zeit wieder mehr als vordem, hie und da zur Schau trägt, wohl aber ein stark ausgeprägtes deutsches Selbstgefühl, das den Italienern gegenüber manchmal zu ungerechtem Urteile sich hinreißen ließ; es bedurfte des ganzen Einflusses der vortrefflichen Disziplin, welche im Kollegium herrschte, um Kundgebungen der Überhebung und zu starker Betonung deutschen Wesens zuvorzukommen, welche den empfindlichen Italiener notwendig reizen mußten. Erst nach oftmaligem Aufenthalt in Italien in späterer Zeit konnte ich mich der Überzeugung nicht verschließen, daß der Italiener in manchen Dingen, wie z. B. in der Technik des Straßen- und Hochbauwesens, in der Anstelligkeit bei manchen Gewerben, in dem angebornen Anstand im Umgange und im Kunstsinne, vor allem aber in Nüchternheit und Mäßigkeit uns Deutschen vorangeht. Soweit meine Erfahrungen aus jener Zeit reichen, kann ich behaupten, daß *nicht einer war, der nicht deutsche Art und Sitte hochgehalten*, dem nicht das Kollegium als eine vaterländische Insel erschienen wäre in fremdem Lande. Bei *Karl Hillebrand*[1] finde ich denselben Gedanken ausgesprochen: ‚Wer drinnen steht, sieht leicht vor Bäumen den Wald nicht. Dem Draußenstehenden geht erst der rechte Sinn auf für das, was trotz aller Verschiedenheit und Widersprüche das Gemeinsame des Vaterlandes ausmacht, die Vergleichung zeigt ihm erst die Vorzüge desselben in hellem Licht, die Ferne glättet die kleinen Unebenheiten, die in der Nähe den Blick verletzen, und der latente Gegensatz gegen das Land

[1] Wälsches und Deutsches (Berlin, Oppenheimer) 8.

der eigenen Väter, der selbst den Eingebürgerten in der Fremde überall umgibt, fordert eine Reaktion zu Gunsten jenes heraus.' ‚Der Deutsche ist nie deutscher gewesen, als er es hier ist', schrieb Schnorr von Carolsfeld von Rom nach Hause.

Man hat zum Schutze der ‚nationalen' Gesinnung des Klerus, welche die bisherigen Bildungsschulen desselben und namentlich das Deutsche Kollegium gefährden sollen, die Kirche Preußens mit Ruinen bedeckt. Wenn man doch nur einmal erst uns sagen wollte, was man denn unter nationaler Gesinnung eigentlich versteht! Eine nationale Erziehung des Klerus ohne Bezugnahme auf die Aufgabe des katholischen Priestertums und der Kirche wäre nichts anderes als eine Wiederaufnahme der Pläne Julians des Apostaten. Und wenn man so manchen Rednern zuhört, welche sich über die deutsche Schule der Zukunft aussprechen, so hätte diese kaum anderes zu tun, als eine Eitelkeit ähnlich jener der Franzosen zu pflegen und ihrer krankhaften Sucht nach gloire, die schon so unsäglich viel Elend über dieses Land gebracht hat, eine Jugend heranzuziehen, die nur von Kriegstaten träumt und die stille, anspruchslose, aber segensvolle Arbeit des Friedens verachtet. Statt ihr edle Ziele vorzuhalten, stößt diese Anschauung von nationaler Gesinnung gerade den besten Teil des heranstrebenden Geschlechtes hinein in das ruhelose Treiben der Politik, auf die staubige Arena des Parteilebens, wo die edelsten Blüten des Geistes so bald welken. Noch sind uns die Verirrungen aus den Tagen der Wartburgfeier in Erinnerung, die so manchen begabten Jüngling um seine besten Hoffnungen betrogen und sein Alter mit dem Schmerz über ein verlorenes Leben erfüllten. Denn die akademische Jugend ist noch lange nicht reif genug, selbständig in das öffentliche Leben der Nation einzugreifen; um sich aber als Werkzeug geriebener Führer, stammen diese nun aus den höchsten Sphären oder aus den niedrigsten Volksschichten, gebrauchen zu lassen, dazu ist sie zu gut und zu gebildet. Eine solche Art nationaler Erziehung würde kaum Alkibiadesnaturen heranziehen, aber keine deutschen Männer.

Oder ist es Luthers, des ‚deutschen Mannes', Geist, den wir in uns aufzunehmen haben, der uns ‚von den römischen Fesseln befreit', den man darum vor nicht langer Zeit als den Träger deutscher Gesinnung gefeiert hat? In seinem Haß gegen Rom und den Papst, den ‚leibhaftigen Antichrist', dürfte wohl mancher ein erzieherliches

Moment für unsere Jugend erkennen und eine Kundgabe urdeutscher Art; aber dann darf er sich auch nicht scheuen, in dessen maßlose Schmähungen gegen die Juden einzustimmen, deren Austreibung aus Deutschland einer seiner letzten Wünsche war, da man sie wie ‚tolle Hunde' verjagen müsse. Und doch hatte der große Kanzler bald nach dem Kriege, in der Gründerperiode, gerade die Juden als jene gepriesen, welche den nationalen Gedanken zuerst und am vollständigsten in sich aufgenommen hätten. Wie Luther müßte er auch gegen die Juristen verfahren, denen jener alles Böse nachsagte, und die er als ‚Sophisten' und ‚Pest des menschlichen Geschlechtes' verwünschte, und doch waren es gerade Juristen, von denen die Gesetze ausgingen, welche die katholische Kirche an Händen und Füßen in Fesseln legen sollten. Vor allem aber und unverzüglich müßte er die Universitäten zerstören, die nach ihm nur ‚eine Verderbung der Jugend' sind, wert, ‚daß man sie alle zu Pulver mache', da ‚Höllischeres und Teuflischeres nie auf Erden gekommen ist noch kommen wird'. Und doch erblicken wir in unsern Hochschulen die Wurzel deutscher Kraft, den Grund unserer Siege und Deutschlands höchsten Ruhm.

Oder sollte der Kultus des Vaterlandes an die Stelle des Christentums treten, damit so die nationale Gesinnung allein und vollständig den Deutschen durchdringe? Manche Stimmen im Reichstage haben sich, wenn auch noch nicht ganz offen, in solchem Sinne ausgesprochen. Aber diese haben vergessen, daß die Römer, die doch auch etwas von Politik und Kriegswesen verstanden, nicht bloß pro focis[1] kämpften, sondern vor allem pro aris[2], daß sie die Pflichten gegen die ‚unsterblichen Götter' an die Spitze aller Pflichten stellten, weil der, welcher diesen Treue hält, auch seinem Vaterlande Opfer zu bringen stark genug ist, selbst bis zum Tode. Seit unsere Väter von den Schneefeldern des Nordens herab über die Alpen gestiegen, das morsche Römerreich zerschlagen und wie ein Gewittersturm in der Völkerwanderung dahingezogen sind über den Süden bis an die Nordküsten Afrikas, hat ihre Geschichte innerhalb der beiden großen Gedanken: Papsttum und Kirche, Kaisertum und Deutschland, sich bewegt und entfaltet. Von der Kirche können wir daher nun einmal nicht lassen, so wenig als von unserem Vaterlande, das, von diesen beiden Mächten geschirmt, wuchs und groß

[1] Für den heimatlichen Herd. [2] Für die Altäre.

ward, und mächtig und geehrt daſtand unter den Nationen. Was das ſagen will, lehrt ein Blick auf Rußland. Das Byzantinertum hatte ſich dieſes Volkes bemächtigt. Darum erzählt uns denn auch die Geſchichte desſelben nichts von jenem idealen Schwunge, der durch die Völker des katholiſchen Mittelalters geht; nichts von jenem Geiſte der Ritterlichkeit, der in Freiheit ſich unterordnet und eben darum ſeine Ehre und Manneswürde bewahrt, der das Schwert führt im Dienſte einer Idee, zum Schutze der Witwen und Waiſen und all der Hilfsbedürftigen, welche nur immer um Hilfe flehen. Die Geſchichte dieſes geknechteten Volkes weiß nichts zu erzählen von jenem hohen Ehrgefühl, das auch der Mächtigſte nicht antaſten durfte; nichts von Verſammlungen der Edlen des Landes zur Beratung von Geſetzen und zur Pflege des Rechtes; nichts von jener edeln Huldigung der Frauen, die den Sängern tiefempfundene Lieder eingab und den rauhen Kriegsmann nicht verwildern ließ; nichts endlich von jener Treue, die der Vaſall ſeinem Herrn gelobte und hielt. Sie berichtet vielmehr gar manche gelungene Liſt der wenigen, die ſie als Helden zu ſchildern verſucht, die ſich erhoben gegen den Deſpotismus, der nur durch Meuchelmord beſchränkt werden konnte. Und ſo hat ſich ein ſchweres Sklavenjoch auf dieſes Volk gelegt, das zuerſt unſagbare Greuel von oben herab erfuhr und nun ein ebenſo ſcheußliches Wiedervergeltungsrecht zu üben begonnen hat.

Man weiſt uns vielleicht auf die Kämpfe zwiſchen Kaiſertum und Papſttum hin, in denen ſo viele Kräfte unſerer Nation ſich aufgerieben, die mit Blut den italieniſchen und deutſchen Boden getränkt haben. Aber man vergeſſe doch nie die Idee, um welche es ſich hier, bei allen Irrungen im einzelnen, handelte. Der Florentiner Chroniſt Johannes Villani hat es ausgeſprochen. Es handelte ſich um die Freiheit der Völker gegenüber altrömiſchem Imperatorentum; darum ſagt er in ſeiner einfachen und kernigen Sprache: Se deviene alcuno tiranno, conviene per forza, ch' ei diventi Ghibellino[1]; es handelte ſich um das Recht des Gewiſſens gegenüber der rohen materiellen Gewalt, um den Sieg des Geiſtes über die Materie. Hätten Friedrichs II. Prinzipien geſiegt, dann hätte Europa ein neues Kalifat in ſeiner Mitte geſehen.

[1] Wenn einer ein Tyrann wird, muß er notwendig auch Ghibelline werden.

Vielleicht will man einen nationalen Klerus, wie es der russische Pope ist, den der Heilige Synod regiert mit einem General an der Spitze. Hat doch der protestantische Professor der Theologie F. L. Steinmeyer neuestens in einem besonders schamlosen Augenblicke sich nicht entblödet, einen solchen Wunsch auszusprechen. Aber es ist den Russen dabei ergangen, wie es uns erging, da wir Kinder waren, beim Anblick des Polichinellenkastens, in welchem ‚Doktor Fausts Leben, Taten und Höllenzwang' aufgeführt wurde. Mit einem Male bewegte sich der Kasten weiter, und wir Kinder sahen darunter die Füße des Mannes, der das ganze Spiel gemacht hatte, und alle Illusion war vorbei. Die schöne Helena mit ihrer süßen Stimme, Faust, der den Teufel selbst aus der Hölle zitiert, und auch der Hanswurst mit seinen Späßen, das waren nur Gliederpuppen und alles eitel Trug und Lüge.

So dürfte unser deutsches Volk, ebenso wie jetzt die Russen, auch recht bald merken, daß hinter dem ganzen Schauspiel, das es seine Geistlichkeit aufführen sieht, immer ein und derselbe Mann steckt, der mit verschiedener und veränderter Stimme jetzt im salbungsvollen Tone des Predigers und dann mit dem etwas gröberen Sprachorgane der Polizei seine Pläne durchzuführen gedenkt. Freilich jene, die am Staatsruder stehen, können viel machen, da der ganze Apparat der modernen Staatsverwaltung, sein Beamtenheer, Geld, viel Geld und damit auch ein beträchtlicher Bruchteil der Presse, ihnen zur Verfügung steht. So darf es uns denn nicht wundernehmen, wenn manche zuletzt sich einbildeten, wie zur Zeit der französischen Revolution, auch die Gesinnung ihrer Untertanen und selbst deren Religion machen zu können, was König Jakob I. von England seinerzeit unverhohlen erklärt hat, und eben darum, wie dies nun einmal auf dieser sublunarischen Welt nicht anders sein kann, heute so und morgen wieder anders, je nachdem es eben die Staatsraison erheischt. Das Ancien régime in Frankreich hatte das alles ja schon längst vorgemacht, allerdings nicht in so roher, brutaler Weise wie einst der grausame Iwan Wassiljewitsch oder Peter I. in Rußland. Es hatte vielmehr zuerst die schönen Künste in seine Dienste genommen, die Dichter zu Werkzeugen des Hofes und seiner Launen erniedrigt; die Akademien und die Wissenschaft machten in der Antichambre ihre Aufwartung, und die vordem so stolzen Barone des Reiches hatten nur ein Ziel ihres Strebens: sich in dem Glanz der königlichen Gunst sonnen zu

dürfen und ihr Gut zu verpraſſen, wenn auch daheim ihre von Steuern ausgeſogenen Grundholden in Not und Armut verſchmachteten. Man hatte die ſtehenden Heere geſchaffen, um das ganze Land in dieſes eiſerne Band zu faſſen; man ſchuf ein Heer von Beamten neben ihnen, das, von einem Mittelpunkt aus geleitet, die Intelligenz, das Recht, den Staat ſelbſt repräſentierte, gehorchend nach oben und nach unten befehlend, und alles, was von altem Herkommen, an ſtädtiſchen Freiheiten und Rechten, an korporativen Elementen und Beſonderheiten der einzelnen Provinzen noch übrig war, unerbittlich niederwarf.

Noch war die Kirche geblieben; aber auch ihre Selbſtändigkeit ſollte gebrochen, der Epiſkopat gleichfalls zum allzeit dienſtbereiten Apparat erniedrigt werden. Dem verarmten Adel erſchloß man reiche Hilfsquellen in den Bistümern, Kommenden und Pfründen jeder Art. Die Prälaten kamen vom Hofe und erſchienen darum auch wieder bei Hofe, um durch ihre Gegenwart den Glanz ſeiner Feſte zu erhöhen und vor der ganzen Welt zu bekunden, daß ſie dem Könige botmäßig geworden wie die Barone und Pairs des Reiches. Damit ſie aber ihrer Knechtſchaft ſich weniger zu ſchämen hätten, ſprach man von den ‚Freiheiten der gallikaniſchen Kirche‘ Rom gegenüber, die jedoch in Wirklichkeit dieſe als Staatskirche nur noch mehr erniedrigen und der Gewalt des Königs vollſtändig unterwerfen ſollten.

So ſchien denn das Syſtem ſich wohl zu bewähren und für ewige Zeiten vortrefflich geſorgt zu ſein. Aber es kam anders. Die Fluten des Verderbens, ausgehend von dem Hofe und Adel, drangen immer tiefer und tiefer in das Volk hinein, Glaube, Sitte, Religion mit ſich hinwegſchwemmend; und wie eine Inſel, auf der vorher herrliche Städte geſtanden, die mächtige Wälder und fruchtbare Auen getragen, mit einem Male in ſich ſelbſt zuſammenſinkt, wenn die Waſſer in der Tiefe die Erdſchichten durchwaſchen und des Feuers Glut weite Höhlen in das feſte Geſtein geſprengt hat, ſo iſt es auch hier geſchehen. Der Boden zitterte, auf dem Frankreich ſtand, und ein Abgrund tat ſich auf, in dem alles unterging. Nur die Kirche ſtand aufrecht mitten unter den Ruinen, unter Leichen und Gräbern, repräſentiert in Tauſenden ihrer treuen Prieſter, deren Tugenden die Welt vorher nicht geſehen hatte, weil geblendet von dem Glanze ihrer Würdenträger und zuweilen auch geärgert durch deren Wandel. Wir lernen daraus, daß man liberal ſein kann und loyal dazu,

hochloyal, ohne deswegen mit der in den leitenden Kreisen gerade herrschenden Strömung gehen zu müssen. Darum preist der Dichter Antigone, weil sie dem ungerechten Befehl nicht gehorchte:

Nie so mächtig achtet' ich, was du befahlst,
Um über ungeschriebnes, festes, göttliches
Gesetz hinauszuschreiten, eine Sterbliche.
Denn heute nicht, noch gestern, nein, in alle Zeit
Lebt dieses; keinem wurde kund, woher es ist.

Wer dies aber nicht beachtet, der mag am Schluß des Schauspiels, das dieses Leben bedeutet, mit dem Kardinal Wolsey sprechen:

O Cromwell, Cromwell,
Hätt' ich nur Gott gedient mit halb dem Eifer,
Den ich dem König weiht', er gäbe nicht
Im Alter nackt mich meinen Feinden preis.

Auch in Bezug auf den Umfang der Nationalität, für welche man sich begeistern soll, herrschten zu verschiedenen Zeiten sehr verschiedene Ansichten. Als wir in den dreißiger Jahren, um unsere nationale deutsche Gesinnung zu beweisen, den sog. altdeutschen Rock trugen, mit dem bekanntlich Turnvater Jahn noch beim Frankfurter Parlament erschien, mit herausliegendem Hemdkragen, die Haare lang wachsen ließen, und an der mächtigen Tabakspfeife, welche der Student stolz schwingend durch die Gassen des Städtchens trug, dicke schwarzrotgoldene Quasten hingen, da wurde mit einem Male selbst den Lateinschülern befohlen, ihre Hälse gleich einem seiner Würde wohlbewußten Hofrat in eine steife Krawatte zu zwängen und wie jeder gesetzte Bürger eine Mütze zu tragen mit großem Schirme, wie man sie als Antiquitäten noch in den ‚Fliegenden Blättern' abgebildet finden kann. Das deutsche Barett wurde konfisziert, und die schwarzrotgoldenen Farben wurden verboten; nur an den Grabtüchern, die bei Leichengottesdiensten über die Tumba gelegt werden, duldete man sie noch; vielleicht als deutliche Mahnung, daß alle Schwärmerei für das einige große Deutschland, alle Hoffnung auf Wiedererstehung des Kaisertums zu den Toten gelegt sei, und wir von nun an nur noch für unser engeres Vaterland uns zu erwärmen hätten, der Sachsen-Koburg-Gothaer für das seine, und der Hessen-Darmstädter wieder für das seine, und so fort in den neununddreißig Vaterländern des weiland deutschen Bundesstaates. Heutzutage ist dies nun völlig anders geworden und ist die Idee der Nationalität

in ihr gerades Gegenteil umgeschlagen, wie Hegel sich ausdrücken würde. Wenn nun einer noch immer es nicht vergessen kann, wie schön es in unserem gesegneten Bayerlande war vor zwanzig und dreißig Jahren, und wiewohl er die frühere Zerrissenheit und Ohnmacht Deutschlands beklagte, in dem gegenwärtigen kleindeutschen Kaiserreiche, das zehn Millionen kerndeutscher Brüder von sich gestoßen und gleich bei seiner Entstehung, als wäre es ein Nachbild altrömischer Cäsarenherrschaft, schwere Tage über die Kirche brachte, keineswegs alle Ideale verwirklicht sieht, so läuft er Gefahr, in den Geruch eines Reichsfeindes zu geraten und als ein Vaterlandsloser der stillen Verachtung und lauten Verurteilung seiner fortgeschrittenen, national gesinnten Mitbürger überantwortet zu werden. Es sind dies dieselben Leute, die keine Gelegenheit versäumen, ihre nationale Begeisterung durch Aushängen von Wimpeln und Fahnen kundzugeben. Sie haben recht, daß sie so tun; denn die im Wind flatternden Fahnen sind ein bezeichnendes Bild ihrer eigenen Gesinnung, die wie ihre Fahnen sich immer nach dem Winde richtet.

Wenn ich jetzt (1886), nach Ablauf von fast einem halben Jahrhundert, den Blick zurückwende in die Vergangenheit, so glaube ich im Deutschen Kollegium so recht das Muster einer nationalen Erziehung des katholischen Klerus im richtigen Verhältnis zu dessen universaler, alle Völker umspannender Mission zu schauen. Das Rom jener Zeit, das Rom der Päpste, war keine eigentlich italienische, vielmehr eine kosmopolitische Stadt, in der alle Völker in der Gemeinsamkeit der einen Kirche sich zusammenfanden und unter der Hut des gemeinsamen Oberhirten aller zugleich ihre nationale Eigentümlichkeit wohl wahrten, wie es die Iren, Schotten, Engländer, Belgier, Griechen, Franzosen, Amerikaner gleichfalls getan haben. Wie die Söhne eines Vaters bei aller individuellen Besonderung den gemeinsamen Grundzug nicht verleugnen und bei aller Verschiedenheit des Charakters doch eins sind in der Liebe und Dankbarkeit gegen ihn, so waren hier diese verschiedenen Völker um den allgemeinen Vater der Christenheit versammelt, von dem Griechen und Asiaten und dem Sohne der grünen Insel bis zu den Kindern der Wüste und der südamerikanischen Steppen. Ein jedes trug seine besondern nationalen Züge, sprach seine besondere Sprache, lebte nach seiner besondern Art und Sitte, was es als solches kenntlich machte und von allen andern unterschied. Aber wie unsere Dome

viele Kapellen in sich schließen, so wölbte sich über alle ein Haus, die heilige, katholische Kirche; ein Band vereinigte sie alle: der Gehorsam gegen den Heiligen Vater, der sie alle seine geliebten Söhne nannte; die Hingebung an ihre Mutter, die sie alle zu höherem Leben geboren und mit der Milch des einen Glaubens genährt hat. Nationalismus ohne Universalismus ist ein Rückfall in den Paganismus; Universalismus ohne Nationalismus ist Unnatur und Verleugnung der von Gott gesetzten Ordnung. Nur in der Harmonie beider ist eine gesunde Entwicklung der Nationen wie der Kirche möglich.

Hier erschien denn so recht ‚die große, bewunderungswürdige Einheit' der katholischen Kirche, von der selbst Bismarck im Reichstag gesprochen, die Katholizität in der Nationalität. Diese ging ein in jene, aber sie ging nicht in ihr auf; jene dagegen schützte diese bei der Mannigfaltigkeit der Anlagen, Sitten, Sprachen und Geschichte vor Zersplitterung und Isolierung. Was für ein herrliches Frühlingsfest war es, wenn die Irländer in ihrer Nationalkirche zu Sant' Agata alle Suburra den Sankt Patrickstag feierten! Selbst auf dem Chorhemd trugen sie das shamrock, das dreigespaltene Kleeblatt, das uralte Wahrzeichen ihres Landes, das Symbol ihres Glaubens, dessen sich der Heilige bei der Predigt des Geheimnisses der allerheiligsten Dreifaltigkeit zur Veranschaulichung bedient haben soll. Ebenso feierten die Schotten, Engländer usf. die Tage ihrer Nationalheiligen; wir Deutschen unterließen es nie, die Feste der Patrone unserer Diözesen feierlich zu begehen, und am Namenstage des Kaisers von Österreich, der damals immer noch, wenngleich er die deutsche Kaiserkrone niedergelegt hatte, als der Repräsentant Deutschlands im Auslande und besonders in Italien betrachtet wurde, dem feierlichen Gottesdienste beizuwohnen. So empfing das Vaterlandsgefühl von der Religion seine höhere Weihe, sie gab ihm Grund und Halt, Maß und Richtung, und senkte dessen Wurzeln tief in die Seele ein. Und indem die Liebe zur Heimat zugleich das ideale Element des Universalismus des Christentums in sich aufnahm, empfing sie ihre volle Wahrheit und Gewähr ihres Bestandes, wurde sie geadelt und das rein natürliche Gefühl zu einer sittlichen Tugend und menschenwürdigen Aufgabe erhoben.

Da die Mitglieder der verschiedenen fremden Kollegien, wie der Irländer, Schotten usf., dieselben Vorlesungen mit uns Deutschen hörten, so galt es als eine unserer schönsten Aufgaben, mit den nicht-

deutschen Studierenden um die Palme zu ringen im edeln Wettkampf der Wissenschaft. Ich weiß nicht, ob es ein wirksameres Mittel gibt, das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit zu pflegen und zu stärken, als gerade dieses Ringen der einzelnen Nationen um das, was allen als der höchste Preis ihres Strebens galt. So hatten wir denn Gelegenheit, mehr als irgendwo durch tägliche Erfahrung die Vorzüge und Schwächen der einzelnen Nationen kennen zu lernen, deren treues Bild wir in den Alumnen der verschiedenen Kollegien erblickten. Der Franzose mußte es bei seinem angebornen Selbstgefühl zuweilen schmerzlich empfinden, daß er, in den Formen des Umganges dem Deutschen überlegen, gegen deutschen Fleiß und deutsche Gründlichkeit nicht leicht aufkam. Den Vorteil, den ihm seine ausgebildete und geglättete Weltsprache bot, konnte er eben hier nicht in Anwendung bringen, da alle wissenschaftlichen Verhandlungen in lateinischer Sprache geführt wurden, und der streng logische Gang, der bei den öffentlichen Disputationen eingehalten werden mußte, für geistreiche Aperçus und Gedankenspiele keinen Raum ließ. Dagegen konnte der Deutsche sich an dem Feuer und der Begeisterung für ihre arme Heimat erwärmen, die in den irischen jungen Männern glühte, die Glaubensinnigkeit des Spaniers bewundern, der bei all seinem Stolze doch nichts Verletzendes hatte; er konnte die edle Männlichkeit der Engländer, in deren Wesen und Haltung etwas wie gentlemanlike lag, sich zum Muster nehmen und durch das Beispiel jener, die von den Bänken des Auditoriums hinweg als Missionäre nach China oder Amerika gingen, zu hohem Opfermute angefeuert werden.

Noch steht mir der Tag des hl. Franz Xavier vor der Seele, an dem ein Freund, der längere Zeit vorher schon zu Lecce, an der Südspitze von Italien, Philosophie gelehrt hatte, von mir Abschied nahm, um in China vielleicht dem Martertode entgegenzugehen. Der später berühmt gewordene und früh gestorbene Begründer der katholischen Mission in Chartum, Th. Knoblecher, saß lange Zeit in den Vorlesungen an meiner Seite; sein stilles, bescheidenes Wesen ließ nicht erraten, welche Feuerseele sich darunter barg. Zu einem andern kam ich am Abend auf sein Zimmer; als ich ihn fragte, wie er die Osterferien zubringen wolle, antwortete er gelassen: ‚Morgen reise ich ab nach Amerika.‘ Niemand wird leugnen, daß solche Vorbilder mächtig und nachhaltig auf ein jugendliches Gemüt

wirken. Nie habe ich mehr einen solchen Ausdruck glühender Vaterlandsliebe gesehen wie bei einem befreundeten Spanier, Franz Fernandez aus Sevilla. Mit Tränen in den Augen beklagte er den blutigen Bürgerkrieg, der kurz zuvor sein schönes Heimatland zerfleischt, dessen Kirchen zerstört, so viele Priester vertrieben, so vieles Große und Herrliche zu Ruinen gemacht hatte. Hätte ich keinen Funken von Patriotismus gehabt, an solchen Männern hätte er sich entzünden müssen.

IV.

In den vergangenen Jahrhunderten war es Sitte, durch eine längere Reise in Europa — le petit tour und le grand tour — die Erziehung von Söhnen aus vornehmen Häusern abzuschließen und zu vollenden. Es war dies ohne Zweifel eine richtige Methode; der theoretische Unterricht sollte durch die lebendige Anschauung seine Ergänzung finden, der junge Mann zuerst aus Büchern, dann durch den Umgang mit Menschen lernen. Denselben Vorteil gewährte das Deutsche Kollegium seinen Alumnen, aber in noch höherem Grade, indem es ihnen zugleich die beste Gewähr für eine zweckmäßige Leitung bot. Der Blick des jungen Mannes, der einige Jahre in Rom gelebt hat, wird freier und weiter; so manche Vorurteile fallen, beschränkte Anschauungen schwinden, die sich notwendig wie der Provinzialdialekt bei jenen bilden, die ihre Heimat nie verlassen haben; und eine universelle Bildung dürfte kaum möglich sein außer nur bei dem, der die Welt und das Menschenleben in seinen vielerlei Gestalten gesehen, lange und richtig gesehen hat. Das flüchtige Reisen allein bringt diese allerdings so wenig als das viele Lesen; aber ein mehrjähriger römischer Aufenthalt muß auch auf den geistig Schwächsten bildend wirken. Freiherr v. Stein, ‚des deutschen Reiches Eckstein‘, hatte recht, als er einem Domherrn von Münster auf die Frage, ‚ob denn die Bildung im Deutschen Kollegium auch eine wissenschaftliche sei‘, antwortete: ‚Ach was, der ganze Mensch wird dort gehoben.‘ Damit will ich jedoch keineswegs behaupten, daß alle, welche die Wohltat eines vieljährigen Lebens im Deutschen Kollegium genossen, dasselbe, soviel als ihnen möglich gewesen wäre, zu ihrer Ausbildung benutzt haben. An der Quelle saßen alle, aber jeder schöpfte aus ihr mit seinen Mitteln, nach Maß und Bedürfnis. Es gilt auch hier Sankt Bonaventuras Wort: Quantum amabant,

tantum cognoscent[1]; je größer das Streben, desto reicher der Gewinn. Je geschärfter das Auge, desto reicher die Welt, die in ihm sich spiegelt. Quidquid recipitur, per modum recipientis recipitur[2], würde ein Peripatetiker sagen, um dieses Verhältnis in einer Formel auszudrücken.

Aber auch noch in einer andern Beziehung wirkte der Aufenthalt im Deutschen Kollegium äußerst vorteilhaft auf dessen Mitglieder. Es war ihnen hier Gelegenheit geboten, mit vortrefflichen, hochgebildeten Persönlichkeiten in Berührung zu kommen und so das, was die Alten als ‚Urbanität' bezeichneten, jene edleren Formen des Umgangs zu gewinnen, welche zwar nicht unbedingt vom Priester gefordert werden, aber doch ihn sehr empfehlen und ein gedeihliches Wirken fördern. Wohl ist der Priester nicht von der Welt, aber er lebt und wirkt doch in der Welt; unbeholfene, bäurische Sitte, rauhe, polternde Sprache, rohe Manieren, die man hie und da mit Biederkeit verwechselt, selbstgefälliges und vorlautes Wesen stoßen gerade so ab wie glatte Hintertücke oder kriechender, des Mannes und Priesters doppelt unwürdiger Servilismus. Edles, männliches, ungeheucheltes Wohlwollen gegen alle, Pietät gegen Lehrer und Vorgesetzte, Höflichkeit gegen Untergebene, Zuvorkommenheit gegen Gleichstehende, ungesuchte Einfachheit ohne jede Affektation von Frömmigkeit oder Gelehrsamkeit, aufrichtige Bescheidenheit, die es verschmäht, sich in das Bettlergewand der Eitelkeit und des Selbstlobes zu hüllen, werden uns immer die Menschen gewinnen. Sind doch alle diese Eigenschaften nur der unmittelbare Ausdruck innerer Herzensbildung, welche diesen äußeren Formen erst Wert und Inhalt verleiht, und finden sich dort so leicht, wo ein tiefer Grund in der Seele gelegt ist. Wo sie aber nicht in dem inneren Leben ihre letzten Wurzeln haben, da bleibt alles dies doch nur ein durchsichtiger Schleier, der den harten Egoismus und die Gemütsroheit nur schlecht verdeckt. Und auch der schönste Erweis edler Bildung, die Dankbarkeit, ist gleichfalls nur die Frucht der Demut, die sich nicht schämt zu bekennen, daß sie einem andern etwas schuldet.

Der Volksgeist offenbart sich in der Sprache; im Deutschen Kollegium wurde neben den Übungen in der lateinischen und der

[1] Soviel sie strebten, so viel werden sie erkennen.

[2] Was aufgenommen wird, wird nach Weise des Aufnehmenden aufgenommen.

italienischen Sprache, sowie in der französischen, wozu sich vielfach Gelegenheit bot, die Muttersprache nicht vernachlässigt. Es mag sein, daß in den ersten Jahren, als das Kollegium nach den Stürmen der Revolution unter Papst Pius VII. und Leo XII. wieder eröffnet wurde, da die Anzahl der Alumnen noch eine sehr geringe war und jene aus den französischen Schweizerkantonen das Übergewicht hatten, die wenigen Deutschen nicht, wie es hätte sein sollen, in ihrer Muttersprache sich fortbildeten. Später hatten diese Verhältnisse vollständig sich geändert; soweit meine Erinnerungen zurückreichen, wurde der Ausbildung in der deutschen Sprache besondere Sorgfalt zugewendet, eine größere vielleicht als an manchen Akademien in Deutschland. Wenigstens habe ich in keiner früheren Lebensperiode, teils aufgefordert teils eigenem Antriebe folgend, so viel in literarischen, namentlich poetischen Arbeiten in deutscher Sprache mich versucht als zur Zeit meines vierjährigen Aufenthaltes in Rom. Die mächtigen Eindrücke der Ewigen Stadt, die das jugendliche Gemüt, durch nichts zerstreut, voll und tief in sich aufnahm, die ganze Atmosphäre, in der man lebte, fanden einen Widerhall in der Seele, dem diese Worte zu geben versuchte. Und die häufig wiederkehrenden Feste, welche im Hause gefeiert wurden, gaben den Alumnen Anlaß und Aufforderung zu Vorträgen in Poesie und Prosa. Sie waren vielleicht nicht besser als ähnliche Leistungen, welche bei solchen Gelegenheiten in Deutschland produziert werden, sicher jedoch auch nicht schlechter. Gute deutsche Bücher dienten des Mittags zur Tischlektüre; an hohen Festen ward an deren Stelle eine Homilie, häufig aus dem hl. Bernhard, gelesen. In den letzten Jahren meines Aufenthaltes wurden wöchentlich mehrmals Vorträge über Stilistik und Homiletik gehalten; sie waren die besten, die ich über diesen Gegenstand gehört habe. P. Kleutgen war damals noch ein ziemlich junger Mann, am Anfang der dreißiger Jahre stehend; daß er mit Geist, Geschmack und höchst anregend dieses Fach zu behandeln verstand, beweisen seine späteren Werke.

V.

Noch lagen einige Wochen Ferien zwischen meiner Ankunft in Rom und dem Beginn der Vorlesungen; manche Ausflüge wurden aufs Land gemacht, verschiedene Merkwürdigkeiten der Stadt besichtigt. Es waren die schönen, heiteren, sonnig hellen und doch

nicht heißen Tage des Oktober; das Zimmer, das mir angewiesen worden war, lag dem Venezianischen Palast, einem burgartigen, weitläufigen Baue, der Wohnung des österreichischen Botschafters, gegenüber; mit seinen gewaltigen, massenhaften Formen, den zinnengekrönten, wie zu Schutz und Trutz errichteten Mauern und dem mächtig aufstrebenden Turme steht er da wie ein Monument aus dem Mittelalter mitten unter den Palästen aus der glänzenden Periode der Renaissance. Wie oft blickte ich, namentlich in hellen Mondnächten, dort hinüber, da die schadhaften Bretter vor meinem Fenster mir ein ziemlich weites Sehfeld ließen; da erschien er mir noch größer, noch gewaltiger. Er wurde im 15. Jahrhundert für die Borgias gebaut und später von Papst Pius IV. der Republik Venedig geschenkt. Die Erinnerungen an die gotischen Bauten in Deutschland heimelten mich an, immer und immer wieder sah ich zu ihm hinüber; für die Schönheit der Renaissance konnte ich lange Zeit kein Verständnis gewinnen. Ganz neue Bilder waren es, die ich schaute, wenn an festlichen Tagen der Gesandte Graf Lützow von dort seine Auffahrt hielt; phantastisch gekleidete Läufer eilten den reich aufgeschirrten Pferden voraus — eine glanzvolle Repräsentation des zu jener Zeit so mächtigen, fast allein auf der Halbinsel gebietenden Kaiserstaates.

Es war damals noch das alte Rom; das Geschlecht jener war noch nicht ausgestorben, welche Pius VII., als er aus der Gefangenschaft zurückkehrte, mit Jubel und unter Freudentränen wieder in ihrer Mitte sahen. Wohl hatten die Feinde des Heiligen Stuhles in geheimen Verbindungen sich bereits zusammengeschlossen, und die Losung war unter ihnen verteilt, doch ihre Anzahl war zu gering, der Kern der Bürgerschaft dem Papste ergeben, die Stadt noch nicht von der Politik krankhaft erregt; Ruhe, ungetrübter Friede herrschte in dem durchaus päpstlich gesinnten Rom. Da tönten oft in der Stille der warmen Sommernacht die Klänge eines Liedes zu mir herauf, das ein einsamer Spaziergänger mit der den Italienern eigenen sonoren Stimme sang, nicht selten von Saitenspiel begleitet. Von der Ferne her hörte ich am Abend das Tamburin, das die Frauen schlugen, von dem eigentümlichen monotonen Gesang begleitet, wenn sie auf ihren mit Lorbeerkränzen geschmückten Wagen von den ottobrate[1] heimkehrten. Es war noch das Rom der guten alten

[1] Oktoberfeste.

Zeit. In der Kirche Araceli wohnte ich den Weihnachtspredigten bei, welche Kinder hielten; die fromme Sitte hatte das Wort der Schrift: ‚Aus dem Munde der Kinder hast du dir Lob bereitet', ganz buchstäblich in Erfüllung gebracht. Wie zeigten sich da in diesen Kindern schon die angebornen Gaben dieses glücklich veranlagten Volkes! Nicht steif, hölzern, ängstlich standen sie da, sie sprachen nicht mit affektiertem Pathos, man fühlte es durch', es war ihnen eine Herzensfreude, das Kind Jesu lobpreisen zu dürfen, es war ein wahres Kinderfest. Wie oft hörte ich den Ruf der Knaben, die Sonntag nachmittags, das Kreuz voran, mit einem Glöckchen durch die Straßen zogen und ihre Altersgenossen zur Christenlehre sammelten: Padri, madri, mandate i vostri figliuoli alla dottrina cristiana. Se non li manderete, Iddio vi castigherà![1] Je weiter sie gingen, desto mehr Kinder schlossen sich ihnen an. Am Pantheonsplatze, mit Einbruch der Nacht, scharte sich das Volk um den Prediger, der hier, das Kreuzbild in der Hand, mit weithin tönender Stimme vom Tode, von der Buße, von Gottes Gerechtigkeit und Gericht zu der Menge sprach, mitten unter dem Lärm und lauten Treiben der großen Stadt. Die einen gingen vorüber, andere hörten aufmerksam zu; eine natürliche Beredsamkeit sprach aus diesen Männern, männlich, packend, hinreißend; manche Tränen flossen da; mit einem Gebet an den Gekreuzigten endete solche uns Nordländer anfangs ganz befremdende Szene. Die Beleuchtung von St Peter (la luminara) schloß alljährlich das Osterfest. Wie eine in Millionen Edelsteinen funkelnde Tiara erhob sich die Kuppel über dem Grabe des gekreuzigten Fischers und warf ihr Licht hinaus bis auf die Berge des Sabinerlandes und an die Küsten von Ostia. Es war wie ein Bild des himmlischen Jerusalem.

Soldaten sah man nur so viele, als zur Aufrechterhaltung der Ordnung bei Kirchenfesten notwendig waren; selbst diese, äußerst harmloser Natur, da sie nach österreichischem Muster adjustiert waren, trugen ebenfalls dazu bei, daß wir uns wie in der Heimat fühlten. Um so größer war meine Überraschung, als ich bei meinem zweiten Aufenthalt in Rom im Jahre 1859 alle Straßen voll Franzosen fand. Bewegt von Erinnerungen, hatte ich gleich am ersten Tage

[1] Väter, Mütter, schicket eure Kinder in die Christenlehre; wenn ihr es nicht tut, wird Gott euch strafen!

meiner Ankunft nach meinem Zimmer, dem Venezianischen Palast gegenüber, aufgeblickt, in dem ich vor achtzehn Jahren gewohnt hatte. Aber ein Paar rote Hosen, die zum Trocknen heraushingen, belehrten mich, daß ihre Träger auch dort, wie in so vielen Ordenshäusern, eingezogen waren. So ist alles anders geworden. Die stilvollen Volkstrachten sind den Baumwollfabrikaten gewichen; auch die früher berühmten Karnevalfeste auf dem Korso sind nicht mehr, was sie einst waren. Nur noch Fremde, größtenteils Engländer, treiben sich da umher; der Anstand und die feine Sitte, die wir auch bei dem gemeinen Mann in Italien bewundern, ist dabei verschwunden; vieles, vieles ist seit dem Jahre 1848, und noch mehr in der neuesten Zeit, anders geworden, so daß wir mit vollem Recht einstimmen dürfen in die Klage Hildeberts von Tours (im Jahre 1106):

Urbs felix, si vel dominis urbs illa careret,
Vel dominis esset turpe carere fide [1].

Damals schon und noch mehr in späteren Jahren, da ich viel und in verschiedenen Kreisen des römischen Lebens mich bewegte, hatte ich Gelegenheit, den angeborenen Anstand, den feinen Takt, die unbefangene Natürlichkeit und maßvolle Zurückhaltung im Verkehre beider Geschlechter unter sich zu beobachten. Schon die Mäßigkeit des Volkes, das aus Essen und Trinken nicht den Mittelpunkt seiner Feste macht, trägt viel dazu bei, daß bei den größten Volksfesten, wenn viele Tausende selbst in der Nacht auf Straßen und Plätzen sich bewegen, kein rohes Wort, keine beleidigende Äußerung, kein Stoßen oder Drängen vorkommt, und die Männer den Frauen gegenüber mit einer Grazie und Zuvorkommenheit sich benehmen, daß einmal ein Deutscher mir bei einer solchen Gelegenheit sagte: ‚Man könnte glauben, in einem Salon zu sein.‘ — ‚Wohl‘, entgegnete ein dritter, ‚nur mit dem Unterschiede, daß dort die Form so häufig die innere Roheit zurückhält und mit dem Firnis feiner Redensarten übertüncht, hier aber im Volke selbst ein ursprünglicher Adel der Natur wohnt.‘

Der erste Ausflug, den ich mit dem Kollegium machte, ging nach der Villa Pariola, einem Weingute, das, auf den Colli Parioli

[1] Glücklich prieſ' ich fürwahr die Stadt, wenn herrnlos sie wäre,
Oder die Herrn es für Schand' achteten, treulos zu sein.

gelegen, von ihnen seinen Namen hat. Diese erheben sich in nördlicher Richtung von Rom, jenseits der ausgedehnten Villa Borghese, und waren im Jahre 1867 der Schauplatz eines kurzen, aber blutigen Gefechtes. Weinpflanzungen zogen sich weit am Abhange hin; am leichten, schlanken, hellgelben Rohre wand sich die Rebe empor; Pfirsichbäume mit ihren fein geschnittenen Blättern und duftigen Früchten standen dazwischen; durch das grüne, üppige Laubwerk leuchteten hie und da die blutroten Talare der Alumnen. Es war ein schönes Bild, voll Friede und heiterer Lust. Die einen pflückten süße Trauben, die dunkelrot und im Sonnenglanze wie große Granaten leuchtend vollsaftig von den Stöcken niederhingen und zum Genusse einluden; andere hatten sich zum Spiel der boccie oder piastrelle oder des trucco vereinigt, welches letztere keine geringe Kraftanstrengung erfordert; andere, besonders aus den höheren Kursen, wandelten auf und ab mit einem oder dem andern der Lehrer, in wissenschaftliche Gespräche vertieft; wieder andere hatten sich ein stilles Plätzchen unter einem Feigenbaume ausgesucht, um zu lesen, während man in weiterer Ferne die Priester unter ihnen auf und ab gehend ihr Brevier lesen sah. Nach Tisch, der bei solchen Gelegenheiten reichlicher als sonst besetzt war, stellten die Sänger sich zum Quartett zusammen, und nun klangen deutsche Lieder in ernsten und in munteren Weisen. Einer der geladenen Gäste, der durch seine Verdienste um das Schulwesen bekannte Domkapitular Dr Krabbe aus Münster, welcher zu jener Zeit eine Romreise gemacht hatte, stimmte nun ‚Urians Reiselied‘ aus dem ‚Wandsbecker Boten‘ an:

Wenn jemand eine Reise tut,
So kann er was erzählen;
Drum nahm ich meinen Stock und Hut
Und tät das Reisen wählen.

Als nun der ganze Chor jedesmal einfiel:

Da hat Er gar nicht übel dran getan,
Erzähl' Er doch weiter, Herr Urian,

da stieg der Jubel aufs höchste.

Ein anderes Mal ging es in den Ferien hinaus nach Frascati und Marino. In einer Reihe von Wagen, deren jeder ein Dutzend der jungen Leute nebst Gästen faßte, zog das ganze Kollegium froh gemutet am frühen Morgen hinaus durch die schweigsame Campagna

Die Villa Pariola bei Rom.

nach dem Lateinergebirge, welches in edel geschwungenen Linien die Niederung um Rom im Halbkreis einschließt. Es war für mich immer ein hoher Festtag, eine solche Fahrt durch das malerische Land, und gleich von Anfang an ließ ich mir diesen Genuß nicht vergällen durch die Jahr für Jahr wiederkehrenden prosaischen Bemerkungen und kleinlichen Kritteleien der neuen Ankömmlinge, welche bei ihren Vergleichungen mit der fruchtbaren niederbayrischen Ebene oder mit dem rheinischen Ackerbau notwendig ein höchst ungünstiges Urteil aussprechen mußten. Mehr oder weniger gleichen solche Kritiker, von denen die meisten jedoch bei längerem Aufenthalte eine andere Anschauung gewinnen, jenem Salzburger Bauern, der nicht genug lachen konnte über das dumme Herrenvolk, das da jahraus jahrein hereinkomme, um die Berge zu bewundern, die doch keinen Ertrag lieferten. Für einen fetten Getreideboden mäßigen Umfanges, sagte er mir, wolle er den ganzen Untersberg darangeben.

Die Campagna ist eben ein Stimmungsbild im großen Stile und mit nichts anderem zu vergleichen. Gleich vor der Stadt begegnet uns der Ziegenhirt; er geht voraus, ihm folgen die langhaarigen Tiere in großen Scharen. Es ist ein Bild, das uns in die Zeit Homers versetzt. Er trägt einen Mantel von brauner oder dunkelblauer Farbe, auf dem Kopfe einen spitzen Hut mit breiter Krämpe; seine Hand führt einen schweren Hirtenstab mit eingebogener und geschnitzter Handhabe; so mögen wohl die Stäbe der alten Bischöfe ausgesehen haben. Oft sah ich sie nahe an den Mauern Roms die Nacht zubringen; in ihre Mäntel gehüllt, schlafen sie auf dem harten Boden, trotz Feuchtigkeit und dem in diesem Klima gleich einem Staubregen fallenden Tau. Früh am Morgen ziehen sie dann mit ihrer Herde, aus der sie jedes einzelne Tier kennen und bei seinem Eigennamen rufen, von Straße zu Straße, von Haus zu Haus, wo ein jeder frisch gemolken empfängt, was er verlangt. Bald erblickst du zur Linken die auf hohen, leichten, von üppigem Efeu überwucherten Bogen in dunkelgrauen Linien sich hinziehenden Aquädukte, teils noch erhalten teils in Ruinen, welche durch das Land zerstreut emporragen. Jetzt sind es die Trümmer eines antiken Grabmales, was wir in der Ferne sehen, oder eines Tempels; ein Sonnenstrahl flieht darüber hin und wirft ein heiteres Licht darauf. Von einem Hügel herab winkt einsam der verfallene Turm eines mittelalterlichen Baronalschlosses; vielleicht hat einer aus den mäch-

tigen Adelsgeschlechtern der Colonna oder Orsini einst darin gehaust, welche Jahrhunderte hindurch miteinander um den Besitz der Campagna stritten; heute dient er einem Hirten zur dürftigen Wohnung, dessen monotoner, fremdartiger Gesang mit langgezogenen Schlußnoten den Eindruck erhöht, den die ganze Gegend auf uns macht: Ernst, Erhabenheit, tiefe Wehmut. Hoch in den Lüften zieht ein Raubvogel seine Kreise.

Silberfarbene Rinderherden mit großen, weit ausgebogenen Hörnern und breiter Brust gehen an uns vorüber; auf flüchtigem Rosse jagt der Hirt um sie her, während er den langen Stab mit dem scharfen Stachel an dessen Ende wie eine Lanze schwingt; zottige Hunde folgen ihm; hüte dich, ihnen zu nahen. Pferde, in Rudeln grasend, die halbwild heranwachsen, Sommer und Winter unter kein Dach kommen und erst im vierten Jahre eingefangen werden, eilen, erschreckt durch den fremden Anblick, in sausendem Galopp dahin; ihre Nüstern sind weit offen, ihre dichten, langen, schwarzen Mähnen flattern hoch im Winde; es ist ein ganz anderes Tier, das Campagnapferd, als unsere heimatlichen Rosse bei ihrer Stallfütterung, mit edeln, unverkümmerten Formen, alles sehnig und voll Muskelkraft. Und wie die Pferde, so sind auch die Hirten, welche sie hüten, wetterharte Männer, gebräunt von Südwind und Hitze, und bei aller Armut von edler Haltung, nicht selten mit schönen, ausdrucksvollen Zügen. Ihre Beinkleider sind aus Schaffellen bereitet, an den Füßen tragen sie ciocie, eine Art Sandalen, deren kreuzweise gewundene Riemen bis an die Knie reichen, häufiger auch Gamaschen von starkem, dickem Leder, Beinschienen gleich, zum Schutze gegen Schlangen und allerlei Getier, das in den Ruinen und unter dem Grase haust. Einen Mantel von dunkler Farbe, mit hellrotem oder hellgrünem Tuche gefüttert, tragen sie kühn über die Schultern geworfen; ein spitzer Hut, mit bunten Bändern geschmückt, vollendet den Anzug. Alle diese Menschen haben einen eigentümlichen Ausdruck von Melancholie um die Augen, dabei eine große Reizbarkeit des Temperamentes; es ist vielleicht nur ein geringfügiger Anlaß, wodurch sie in wütenden Zorn geraten und alsbald zu dem langen Messer greifen, das jeder von ihnen, trotz aller Verbote, immer bei sich trägt. Nie in meinem Leben hatte ich noch so entsetzliche Ausbrüche des Zornes gesehen als bei diesen und den Italienern der niederen Klassen überhaupt, und werde sie auch nicht mehr sehen. Sie schreien nicht, sie toben

nicht; aber sie werden leichenblaß, Schaum tritt ihnen vor den bebenden Mund, und der ganze Leib zittert. Wohl sind solche Paroxysmen oft auch schnell wieder vorüber, und mit bitterem Schmerze beklagen sie ihre Untat. Noch in den ersten Jahren meines Aufenthaltes in Rom zog der eigentümliche Schmuck eines Muttergottesbildes, das in einer Nische an offener Straße sich befand, nicht weit von Santissima Trinità de' Pellegrini, meine Aufmerksamkeit auf sich. Rings um das Bild, die ganze Nische bedeckend, waren Mordwerkzeuge angebracht: Flinten und Pistolen von jeder Form und Größe, Messer, Schwerter, Dolche. Zum Ausdruck der Reue über eine begangene Missetat oder des Verzichtes auf Rache, was dem Italiener so schwer wird, waren sie hier aufgehängt.

Das ist der eigentümliche Reiz der Campagnalandschaft, daß sie dem Auge keine Grenze zieht, dennoch aber eine stets wechselnde Reihe der charaktervollsten Bilder bietet. Schön geformte Hügel senken sich bald steil bald allmählich nach der Niederung herab; reißende Bäche, im Winter hoch angeschwollen, haben tiefe Einschnitte in den Boden gegraben, deren Ränder mit unzähligen, kräftig duftenden Blumen bedeckt sind. Diese Szenerie ist in der Tat nur einmal in der Welt; im südlichen Ungarn wurde ich allerdings manchmal an sie erinnert, aber auch nur erinnert; es ist doch nur eine ganz entfernte Ähnlichkeit, die dort sich findet. Auch da wohl ein weiter Horizont, aber das ganze Land ist flach, nicht durch Hügel und Täler und die schönen Wellenlinien des Bodens wie im Agro Romano immer neue Gesichtspunkte gewährend. Auch hier sind schöne große Herden, halbwilde Hirten und kühne Reiter; aber es fehlt ihnen jenes Etwas, das wir auch bei dem ärmsten römischen Landmanne finden und das ihn bei aller äußeren Vernachlässigung als Erben einer großen Vergangenheit und uralter Kultur kennzeichnet: es fehlt der klassische Boden mit seinen tausendjährigen Erinnerungen; und wenn das Auge, ringsum spähend, nichts in der Ferne erblickt als den hochaufragenden Balken am Brunnen, an dem der Wassereimer hängt, dann denken wir mit Wehmut an die erhabene und so reiche Einsamkeit der Campagna zurück. Da ist das ganze, weithin sich erstreckende Land umrahmt von den Sabiner- und Lateinerbergen, deren höchste Spitze, von zartem Duft am Morgen noch verschleiert, der Gipfel des Monte Cavo bildet. Noch schweben dichte Wolken an den Halden der Berge; jetzt dringt die Sonne hindurch, und wohin ihr Strahl fällt, da leuchtet, auch

was in weiter Ferne wir erblicken, in hellem, glänzendem Lichte zu uns herüber, als wäre es ganz nahe.

Damit wir aber ungestört von der Furcht vor Banditen, welche der Deutsche nun einmal nicht los werden kann, diesem Naturgenuß uns hingeben können, fehlt auch die Prosa in diesem Bilde nicht in Gestalt zweier römischer Karabinieri, die uns begegnen; immer sah ich sie zu zweien, so wollte es die Vorschrift. Es waren meistens starke, hochgewachsene Männer mit schönen Köpfen, dunkeln, feurigen Augen, dichtem, schwarzem Bart, die recht wohl einem Maler hätten Modell stehen können, wäre nur ihre Uniform nach französischem Schnitt mit dem Schiffhute quer auf dem Kopfe und den Schwalbenschwänzen ihres Rockes nicht so unmalerisch gewesen. Wie ich von allen Seiten versichern hörte, waren es mutige Leute, die jeder Gefahr trotzten. Ihr Dienst war um so schwerer, als besonders im südlichen Italien das Volk so gern gewissermaßen Partei für den Verbrecher nimmt. Es ist das natürliche Mitleid des Italieners aus dem gemeinen Volke, wenn er einen der Seinigen vom Karabiniere gefesselt hinwegführen sieht. Il poveretto! hörte ich so oft die Frauen mit Bedauern sagen. Zudem hatte derselbe häufig nur von augenblicklicher, heftiger Leidenschaft hingerissen das Messer gezückt und beugt sich vielleicht jetzt, von Schmerz übermannt, zu seinem Opfer nieder, sobald er Blut fließen sieht. Auch mag die willkürliche Rechtspflege, welche die mächtigen Baronalgeschlechter bis in die letzten Jahrhunderte durch ihre oft feilen, gewinnsüchtigen oder furchtsamen Gerichtshalter ausübten, nicht wenig dazu beigetragen haben, diese Abneigung gegen ihre Rechtspflege im Volke hervorzurufen. Keiner hat das alles ja besser gezeichnet als Manzoni in seinen ‚Verlobten'.

In der Regel waren diese Karabinieri zuverlässige, gediegene, ihrem Berufe mit vollster Hingebung angehörende Männer, dabei höflich, unterrichtet, zuvorkommend, stets bereit, Auskunft zu erteilen. Auf meinen Wanderungen durch Italien in späteren Jahren, bei Tag und bei Nacht, bin ich ihnen oft begegnet und fand in ihnen immer aufmerksame, angenehme Begleiter.

Angekommen am Fuße der Hügel, auf denen Frascati, Marino, Monte Porzio, Monte Compatri, Rocca Priora, Rocca di Papa und die übrigen Ortschaften liegen, wo die reichen Römer ihre Villeggiaturen haben, wurde mit jedem Schritte, den wir aufwärts

ſtiegen, die Luft reiner und würziger, das Grün der Bäume und Fluren friſcher, was wir beſonders nach der Hitze und dem Staub in der Stadt doppelt wohltuend empfanden. Oben ſchauen wir zurück; dort erblicken wir Rom, in eine trübe Wolke von Dunſt gehüllt; namentlich an Sciroccotagen liegt ſchwer wie Blei der Himmel auf der Stadt, die Sonne iſt ein dunkelroter Ball, und gelblichgraue Lichter werfen einen fahlen Schein über ſie hin. Die Atmoſphäre wallt und brodelt in der Glut, durch welche die St Peterskuppel in ruhiger, erhabener Majeſtät zu uns herüberblickt. Eine kleine Kapelle mit einem Chriſtus- oder Muttergottesbilde ſteht einſam da, nebenan ein paar Bäume. Fromme Sprüche ſind, oft mit roher Hand, darunter geſchrieben. Irgendwo vor einem Bilde der allerſeligſten Jungfrau, hart an einer Brücke, las ich:

Con divoto umil rispetto,
Cara madre, vi saluto,
Implorando il vostro ajuto
Nella mia necessità.

Come serve questo ponte
Per varcare il torrente,
Così Tu nel mio frangente
Sia mia scala per il ciel [1].

Nun wurden wir in einer jener palaſtähnlichen Villen einquartiert, welche römiſche Fürſten und Kardinäle im 16. und 17. Jahrhundert erbaut hatten. Manche von ihnen tragen noch die berühmten Namen ihrer erſten Beſitzer: Villa Aldobrandini, Piccolomini, Mondragone oder Altemps, Falconieri uſf.; aber wie ſo viele Geſchlechter und Paläſte hierzulande haben auch ſie den Wechſel des Schickſals erfahren. Auch das gehört ja mit zu den Eigentümlichkeiten, welche Italien wie kaum ein anderes Land aufweiſt: ſo viele verödete und zum Teil verlaſſene Städte, herabgekommene Familien,

[1] In Verehrung bring', o Mutter,
Meines Herzens Gruß ich dir;
Wolleſt deine Hilfe mir
Senden in ſo großer Not.

Wie auf dieſer Brücke wir
Über tiefes Waſſer ſchreiten,
O ſo ſei in allen Leiden
Mir ein Weg zu ſel'gem Tod!

deren Ahnen einst über weite Länderstriche geboten und gefeierte Feldherren und Staatsmänner waren, klingende Namen, denen nichts mehr geblieben als das vergilbte Pergament ihres Adelsdiploms, überall im Lande Paläste, die nach kurzem Glanze dem Verfalle preisgegeben sind. Noch steht das prachtvolle Portal aus der besten Zeit des Cinquecento, mit ausgesuchtem Material aufgeführt; aber aus dem Wappen, das darüber gemeißelt ist, sind Steine herabgefallen, und wo sie hinfielen, bleiben sie liegen, wenn nicht ein Vignaiuol sie nimmt, um seine Weinbergsmauer damit auszubessern. Wir gehen durch den Torweg und blicken durch ein kunstvoll gearbeitetes Gitter von getriebenem Eisen in den Hof; von drei Seiten ist er mit Arkaden im besten Geschmack umgeben, aber Gras wächst in ihm. Ein breiter Aufgang führt auf marmornen Stufen nach den oberen Räumen; er ist geschmückt mit Standbildern, die rechts und links in Nischen stehen, Gestalten aus der Mythologie darstellend; aber einzelne Steine wackeln, wenn unser Fuß darauf tritt, gar manchem dieser schönen Götterbilder fehlt hie und da ein Glied, und sie blicken so traurig auf die Treppe nieder, auf welcher vordem festlich geschmückte Herren und Frauen auf und ab stiegen, daß sie uns an die Klage des Dichters erinnern:

Auch das Schöne muß sterben, das Götter und Menschen bezwingt;
Siehe, da weinen die Götter, es weinen die Göttinnen alle,
Daß das Schöne vergeht, daß das Vollkommene stirbt.

In den Prunksälen sind die Fresken verblichen, welche die Decken zierten, die kostbaren Tapeten sind rissig und zeigen überall Flecken, in einer Ecke haben Spinnen sich eingenistet, und man sieht es ihrem Gewebe an, daß sie seit Jahren in ihrer Arbeit nicht gestört worden sind. Der fattore[1] öffnet nun die Läden, damit wir uns besser umsehen können; da bemerken wir, daß gar manches Fenster zerbrochen ist, der Wind oder ein sonstiger Zufall hat es eingestoßen; an andern sind die Scheiben erblindet, und nicht einmal alle Läden lassen sich öffnen, denn einige sind schadhaft und drohen herabzustürzen, weil der Kloben nicht mehr fest in der Mauer sitzt. Nun können wir die Ahnenbilder genauer betrachten, welche an den Wänden hängen. Sie sind teils in der kleidsamen altspanischen Tracht, mit kurzem Mantel und Halskrause, teils in den seiden-

[1] Hausmeister.

gestickten Röcken aus der Zeit Ludwigs XIV. und in Allongeperücken; auch manche Kardinäle und Bischöfe befinden sich darunter. In diesen Räumen trugen ehedem vor einem auserlesenen Kreise gekrönte Dichter ihre Terzinen und Sonette vor, oder ein Humanist las die soeben entdeckte Handschrift eines römischen Schriftstellers, oder man besprach sich über eine neu aufgefundene Antike. Schäferspiele wurden hier aufgeführt, wie Tassos Aminta oder Guarinis Pastor fido, der am Schlusse des Stückes uns die weise Mahnung gibt:

Non è sana ogni gioia,
Nè mal ciò che v' annoia.
Quello è vero gioire,
Che nasce da virtù dopo il soffrire [1].

Jetzt sieht da unser Auge nur noch hohe Haufen von goldgelbem Mais oder sonstiger Frucht, die hier aufbewahrt wird.

Und nun erst der Garten! Die langen Lorbeerhecken, die sich in geraden, regelrechten Linien hinzogen und die berühmten Veduten der italienischen Gartenkunst bildeten, haben schon längst die Schere des Gärtners nicht mehr gesehen; und die Äste der Orangenbäume, die vordem mit gleichmäßig rund zugestutzten Häuptern dastanden wie die wohlfrisierten Köpfe der Kammerdiener des Herrn, starren nun nach allen Richtungen regellos hinaus wie die verwilderten Haare eines Proletariers. Über der Fontäne schwingt umsonst Neptun seinen Dreizack; denn die Wasserleitung ist zerbrochen, und vergebens neigen die Flußgöttinnen ihre Schalen; diese sind längst vertrocknet, und üppiges Moos hat sie umsäumt.

Es war ein glücklicher Tag, den wir hier oben zubrachten. Ich habe später diese ganze Gegend zu wiederholten Malen durchwandert, an verschiedenen Punkten übernachtet und mit größerer Freiheit alles gesehen, wie ich es als Glied eines großen Ganzen, dem ich mich unterzuordnen hatte, nicht gekonnt. Aber dennoch stehen mir jene Tage, die ich als Alumnus hier war, wie mit Goldschrift in der Erinnerung geschrieben. Vielleicht war der Naturgenuß noch unmittelbarer, die Aufnahmsfähigkeit frischer und stärker, noch nicht durch des ‚Gedankens Bläße angekränkelt', der Blick ins Leben hinein

[1] Manche Freuden bringen Schmerzen,
Manche Leiden frohe Herzen;
Nur aus Tugend kann erblühen
Seligkeit nach harten Mühen.

noch ein ganz anderer. Blühte doch gerade zu jener Zeit die Kirche in Deutſchland ſo herrlich und zukunftverheißend auf, noch ahnte niemand die Stürme, die nach wenigen Jahrzehnten über ſie hereinbrechen ſollten; in Rom und Umgebung war nichts, was unſer Gefühl verletzte, unſere Begeiſterung für das Heiligtum bekämpfte. In Nemi ſah ich ſpäter von der Veranda der Oſteria hinab in den tiefen, ſtillen, himmelblauen See; wie eine koſtbare Perle liegt er da unten, von vulkaniſchem Geſtein, das üppiges Grün überwuchert, gleich einer Muſchel umſchloſſen, und darüber jenſeits das Meer. Es iſt eine Idylle von wunderbarer Wirkung. Aber die Politik, die unglückſelige Frage, die mich überallhin verfolgte: ob Papſt, ob Viktor Emanuel — ſtörte den ſüßen Frieden wie Trommelgeraſſel die Schalmeien der Hirten. Caſtel Gandolfo, Galloro, Rocca di Papa, Ariccia mit ſeinem großartigen Viadukt, wo drei Bogenreihen übereinander ſtehen, deren reine Formen ſo harmoniſch ſich in das herrliche Bild der Landſchaft einfügen, der ernſte Albanerſee mit dem alten Kloſter Palazzuola darüber, Grottaferrata, Genzano, Gallicano, das Gebirge bis Velletri nach der ſüdlichen, Tivoli nach der nordöſtlichen Seite bieten jeden Tag, jede Stunde, faſt bei jeder Biegung des Weges Bilder von ſo lieblicher und wieder großartiger Schönheit, daß ſie in der Tat einzig genannt werden können. Aber von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ſchwindet der alte römiſche Typus, zunächſt in der Einfachheit und Urſprünglichkeit der Kleidung und Sitte, da die Bahnen von Neapel her und Rom dieſe Gegenden mit Fremden alljährlich überfluten; aber auch die frühere Unbefangenheit des Lebens iſt ſehr geſchwunden, da nun großſtädtiſche Genußſucht und Luxus, politiſches Gezänke, Aufſtachelung der Landleute durch engliſche Emiſſäre und nörgelnde Norddeutſche den Samen des Zwiſtes in dieſe Wohnungen harmloſen Friedens tragen. Es war auch dies eine ſehr gewöhnliche Unſitte der Reiſenden, die Lohnbedienten und Eſeltreiber zu veranlaſſen, auf die preti[1] zu ſchimpfen; dann konnten ſie ja in Tagebüchern und Reiſeberichten ihre Entdeckung mitteilen, daß eine ſtille Empörung im Volke gäre gegen das Prieſterregiment, die mit jedem Tage ausbrechen dürfte. Dieſe Leute merken gar nicht, daß ihnen der ſchlaue Italiener einen Poſſen ſpielt; er redet vielleicht ſo, weil er es herausgebracht hat, daß die

[1] Prieſter.

signori forestieri[1] es gerne so hören und es ihm eine bessere buona mano[2] einträgt. Und selbst wenn einer oder der andere wirklich seine Herzensmeinung dabei aussprechen würde, so wissen ja alle, die Italien kennen, daß diese es einem jeden gegenüber so halten, der ihnen nicht zu Willen ist; heute den preti, morgen den signori. Sono birbanti tutti quanti![3] wie oft kann man nicht solche Äußerungen über die Beamten hören, besonders jetzt unter den Segnungen des geeinigten Italiens!

Gerade diese Sorte von Reisenden ist es, die uns den Aufenthalt unerträglich machen würde, wäre nicht der unbeschreibliche Zauber der Natur; den können sie uns nicht hinwegdisputieren, wenngleich sie es zuweilen versuchen. Sie bedauern, daß die Wasserkräfte noch so wenig benutzt sind, da man doch Spinnereien und andere Fabriken anlegen könnte; daß so manche Paläste jahraus jahrein leerstehen, die man doch besser verwenden könnte — vielleicht zu Kasernen —; daß in den Ortschaften nicht einmal ein Riegel an der Türe ist, um diese verschließen zu können — weil eben niemand ans Stehlen dachte —, was ja doch in Berlin jeder halbwegs anständige Hotelbesitzer seinen Gästen wohl anempfiehlt; wenn sie einen armen Köhler mit sonnenverbranntem Gesicht und dichtem Vollbarte zufällig aus dem Walde mit seinem Beile hinter sich herkommen sehen, dann erzählen sie am Abend, wie sie nur zur Not den Angriffen der Banditen entkommen seien, und beschreiben ausführlich in den Blättern ihr gehabtes Abenteuer. Auch können sie nicht begreifen, daß die Italiener, selbst der guardiano[4] des Dorfes, ruhig zusehen, wenn ein Wanderer von dem Weinstock am Wege eine Traube pflückt, um seinen Durst zu löschen. ‚Essen Sie, soviel Sie wollen‘, sagte mir einer bei solcher Gelegenheit, als ich ihn um Erlaubnis fragte; ‚aber nur nicht‘ — und jetzt machte er die Gebärde des hastigen Ableerens der Stöcke und des Forttragens der Früchte. Wenn solche nun zudem noch für Garibaldi schwärmen und, wie ich ein Urbild dieser Gattung von Reisenden einmal auf Camaldoli fand, mit dem Rücken gegen die Balustrade und den Golf von Neapel gewandt, als wäre dieser Blick da hinaus lange nicht so schön wie die Ansicht des Teiches zu Potsdam, in blasiertem Tone

[1] Herren Fremden. [2] Trinkgeld. [3] Spitzbuben sind sie alle.
[4] Feldhüter.

fragen, ob es denn wohl der Mühe lohne, das Panorama vom Vesuv aus zu genießen — da dachte ich oft an die glücklichen Tage froher Jugend zurück, wo das Land und dessen Geschichte, die Anschauungen seiner Bewohner und unsere Gesinnungen im schönsten Einklang waren. —

Eindrücke ganz anderer Art empfing ich dagegen auf der Fahrt nach Fiumicino, wohin das Kollegium in den Ferien einen Ausflug machte. So heißt der kleine Hafen am nördlichen Arme des Tiber, der hier in das Meer mündet; eine Stunde davon, weiter südlich, liegt das alte Ostia. In der Nähe ist Porto, der Hafen mit Stadt, den Trajan statt des versandeten Ostia angelegt hatte; auch er ist jetzt versandet und eine gute Stunde vom Meere entfernt. Hier stand das große Hospital, von Pammachius für die Ankömmlinge errichtet, dessen Hieronymus gedenkt, nicht ohne den Äneas Vergils mit den christlichen Pilgern zu vergleichen. Beide Tiberarme bilden die Isola sacra, ein ödes, sumpfiges Feld, auf dem Büffel sich tummeln, welche zum Ziehen der Schiffe stromaufwärts gebraucht werden, die den Verkehr zur See mit Rom vermitteln. Der Weg führt zur Porta San Paolo hinaus; da wir in der Richtung nach Westen uns befinden, so bleiben die Gebirge im Rücken, nur ein unübersehbares, durch nichts begrenztes Weideland breitet sich vor uns aus; die erhabene Stille dieses Teiles der Campagna ist von überwältigender Wirkung. Nichts bietet dem Auge einen Ruhepunkt als die Basilika von San Paolo fuori le mura, die einsam und groß aus der menschenleeren Umgebung wie ein Palmyra in der Wüste emporragt, umweht von den Erinnerungen der Jahrhunderte. Zu jener Zeit war der Wiederaufbau dieser Kirche, welche am 16. Juli des Jahres 1823 durch Brand zerstört worden war, noch in vollem Gange; vierzig Jahre ist daran gearbeitet worden. Aus der ganzen Welt waren Beiträge geflossen, und zwar nicht bloß von Katholiken; doch die Päpste haben das meiste getan. Der Dachstuhl des mächtigen Baues ist aus Fichtenstämmen errichtet, die einst auf den beschneiten Bergen Norwegens standen; der kostbare Malachit am Tabernakel, ein Geschenk des Zaren, kam aus Sibirien. Die prachtvollen Monolithen von gelbem, halb durchsichtigem Alabaster am Haupttore stammen aus Ägypten; Mehemed Ali hatte sie gesendet. Die achtzig Säulen von hellgrauem Granit, welche das Hauptschiff von den Mittelschiffen scheiden, sind

von den Höhen des Simplons herabgekommen. So ist San Paolo der würdige Ausdruck einer Idee, in welcher die gesamte Christenheit sich eins weiß. Von außen gesehen bietet San Paolo wenig, wie so viele Basiliken Italiens aus der ältesten Zeit; all ihr Schmuck ist innen. Manche tadeln solches, aber ich liebe dieses unscheinbare Äußere: es ist so recht ein Bild der katholischen Kirche, ihres Wesens und ihres Lebens. Noch ist alles in ihr zu neu, zu prachtvoll, zu glänzend; wenn aber einmal Jahrhunderte vorübergegangen und die Zeit ihre edle Patina auf alle diese Formen und Ornamente gelegt hat, dann wird San Paolo, was den Totaleindruck betrifft, St Peter weit überragen. Nichts drückt und belastet hier, wie in St Peter mit seinem Tonnengewölbe und seinen schweren Pfeilern, die uns den Blick in die Seitenschiffe hemmen; durch diesen Säulenwald, der klar, leicht, durchsichtig emporsteigt, wandeln wir mit gehobener Seele, wir selbst fühlen uns frei, und gerne läßt das Auge, das da hindurchblickt, sich hingeleiten zum imposanten Triumphbogen, der zum Hochaltar führt und mit seinen ernsten Mosaiken aus dem 5. Jahrhundert uns mit Ehrfurcht vor dem christlichen Altertum erfüllt.

Nur *eines* stört, zum Glück nur bei der Betrachtung von außen — der ganz verunglückte Turm, die unauslöschliche Schmach seines Baumeisters Poletti; jeder würde ihn viel eher für einen Leuchtturm als für den Glockenturm einer Basilika ansehen. Man hat die beiden Türmchen am Pantheon[1] die ‚Eselsohren des Bernini' genannt; aber dieser hatte mit deren Erbauung sich noch lange nicht so sehr gegen den Geschmack versündigt wie Poletti. Doch damals, als ich San Paolo öfters sah, stand er noch nicht; so bleibt die Erinnerung, die sich mir einprägte, von diesem dunkeln Flecken im schönen Bilde verschont.

Mit Ende Juni zieht alles aus dieser Gegend hinweg, nur wenige Leute bleiben zur Bewachung zurück, die durch ihre gelben, eingefallenen Gesichter mit den matten, tiefliegenden, blauschwarz umringelten Augen, dem aufgetriebenen Leibe und schlotternden Gange deutlich genug die Spuren des Fiebers an sich tragen. Alles ist nun vertrocknet, versengt, und der gelbbraune Boden, auf dem jede Vegetation erstorben scheint, haucht, namentlich zur Nachtzeit, todbringendes Gift aus. Es ist, als läge ein Fluch auf diesem Lande;

[1] Seit 1883 abgetragen.

eine unheimliche Macht hat während eines großen Teiles des Jahres von ihm Besitz genommen, und der Mensch ist völlig ohnmächtig ihr gegenüber. Nicht umsonst hatte schon der Römer der Dea Febris geopfert und Horatius es gescheut, zu Anfang August von seiner schattigen Villa in Tibur nach der Stadt zurückzukehren, da ihm bedenklich erschienen

plumbeus Auster
Autumnusque gravis, Libitinae quaestus acerbae.
. . . . . dum ficus prima, calorque
Designatorem decorat lictoribus atris;
Dum pueris omnis pater et matercula pallet;
Officiosaque sedulitas, et opella forensis
Adducit febres, et testamenta resignat[1].

Seit Jahrhunderten hat man sich bemüht, die Ursache dieser Übelstände zu ergründen und wirksame Vorkehrungen zu treffen. Bald waren es die Winde von den Pontinischen Sümpfen her, bald der Einfluß der Meeresluft, bald der rasche Wechsel der Temperatur, was man als Ursache bezeichnete; man hat Wälder ausgerodet zur Besserung der Gesundheitsverhältnisse und wieder Bäume zu demselben Zwecke angepflanzt. In der neuesten Zeit glaubt man in den Sporen, welche die Sümpfe und stehenden Gewässer der Campagna unter der Einwirkung der Sonnenhitze ausbrüten, den Grund des Übels gefunden zu haben. Vielleicht sind es verschiedene Ursachen, die hier zusammenwirken und die pesthauchende Atmosphäre bilden. Die Eingebornen leiden unter ihr so gut wie die Fremden; man hat mehrere Klassen unterschieden zur Bezeichnung der mehr oder weniger gefährlichen Beschaffenheit der Luft — aria cattiva, aria grassa, aria sospetta, aria buona, aria fina oder di montagna[2].

Aber schön, wunderschön ist es hier im April und Mai, wenn der hitzige vulkanische Boden, von reichlicher Winterfeuchtigkeit

[1] der drückende Südwind
Und der schwüle Herbst, Libitinas traurige Ernte.
. . . zur Zeit, da die erste Feige und die Hitze des Sommers
Trauriges Gefolge verleiht dem Leichenbesteller;
Da für des Kindes Gesundheit der Vater und Mütterchen bangen;
Und der Geschäfte Bemühen wie der Dienst vor Gerichte
Fieber erzeugt und alsbald die Testamente eröffnet.

[2] Schlechte Luft, dicke Luft, verdächtige Luft, gute Luft, feine Luft, Gebirgsluft.

getränkt, eine äußerst üppige Vegetation entfaltet; Blumen jeder Art, solche, die an die Heimat erinnern, wie Veilchen und Anemonen, Narzissen, Primeln, Goldlack, und viele uns unbekannte bedecken die Flur, während auf den Spitzen der Berge im Sabinerlande noch der Schnee leuchtet und das Murmeln von Bächen Leben in diese Öde bringt. In späteren Jahren hatte ich das Glück, auf dem ausgedehnten Besitztum zu Galera Anfang Mai herrliche Frühlingstage verleben können. Ursprünglich ein altrömischer Ort, gehörte es später den mächtigen Grafen von Galera, von denen es in den Besitz der Orsini kam, im 17. Jahrhundert Eigentum des Deutschen Kollegiums wurde und nun eine seiner wichtigsten Dotationen bildet. Der Ort selbst ist wegen der Malaria verlassen; doch sieht man noch die Ruinen der Kirche und des Kastells der Orsini; Efeu hat sie umwuchert, und im Frühling sind sie von Blumen bedeckt. Da es schwer ist, zu Wagen weiterzukommen, so wurden alle Ausflüge zu Pferd unternommen; auf dem Gute selbst befand sich damals eine razza di cavalli[1], zu welcher gegen 400 der wertvollsten Tiere gehörten. Das hochgewachsene, fette Gras ging dem Reiter bis an die Knie, und es war eine Lust, zu sehen, wie der Sohn des Pächters auf seinem prächtigen Rappen die Pferde vor dem Rektor des Kollegiums vorübertrieb. Ich bekam da ein Bild von dem Nomadenleben der Alten; die Hirten mit ihren Herden ziehen bald da- bald dorthin und kommen mit Ausnahme der wenigen Stunden Nachtruhe kaum aus dem Sattel.

Einige Stunden war unsere Gesellschaft nach Fiumicino auf dem Wege, aber es war noch keine rechte Freudigkeit. Nun noch über eine niedrige Sanddüne hinüber — und das Meer lag vor uns in seiner ruhigen, unübersehbaren Bläue, ein Bild der unermeßlichen Ewigkeit. Wir tauchten den Blick in die azurne Flut, Auge und Seele wurden in gleicher Weise erfrischt. Wir stehen auf einem welthistorischen Boden. Hier war es, wo Vergilius den Gründer Roms mit seinen Trojanern landen läßt:

Ilium in Italiam portans victosque penates[2].

Cum venti posuere, omnisque repente resedit
Flatus, et in lento luctantur marmore tonsae,

[1] Gestüt.

[2] der
Ilium nach Italien trug, und die Götter, die fielen.

Atque hic Aeneas ingenti ex aequore lucum
Prospicit; hunc inter fluvio Tiberinus amoeno
Vorticibus lapidis et multa flavus arena
In mare prorumpit [1].

Ein kleines Schloß nahm uns auf, das die Spuren vergangener Herrlichkeit trug; aber jetzt war es öde darin und unwohnlich wie die ganze Gegend ringsum; fingerdickes, gelbbraunes Moos, welches das Dach bedeckte, bewies deutlich, daß hier die Malaria die Herrschaft führte. Nur selten mochten mehr seine Tore sich Gästen geöffnet haben, am wenigsten aber einer so lauten, muntern Schar, wie an jenem Tage, und wie verwundert blickten die ernsten Gestalten aus den Renaissancerahmen mit dicker Vergoldung auf das fröhliche Treiben der deutschen Jugend herab. Die Küste entlang, in bestimmten Zwischenräumen, stehen noch die Sarazenentürme, teils notdürftig erhalten teils in Ruinen, so genannt, weil die Korsaren der Raubstaaten in den vergangenen Jahrhunderten nicht selten plötzlich an einem Punkte des Ufers landeten und ihre verheerenden Züge weit ins Land hinein unternahmen. Waren sie doch im 9. Jahrhundert den Tiber hinaufgesegelt und hatten San Paolo und selbst die Schätze der St Peterskirche geplündert. Zum Schutze gegen ihre Einfälle wurden diese Türme gebaut, um von hier aus ihre Ankunft zu signalisieren und die Verteidigung vorzubereiten. Sind sie auch im ganzen ohne architektonischen Schmuck, so verleihen sie doch der Umgebung einen eigentümlichen Charakter. Es ist ein Stück Mittelalter, das wir hier fast unverändert erblicken; recht lebhaft können wir uns die Gefahr vorstellen, in welcher diese lang hingestreckte flache Küste beständig schwebte. Jeden Tag waren die Bewohner diesen grausamen, beutegierigen Horden ausgesetzt, die erbarmungslos alles niederhieben oder in die Sklaverei führten, was ihnen auf ihren Zügen begegnete. Gerade das bildete eine der schwersten Anklagen des großen Papstes Gregor IX. gegen Kaiser Friedrich II., daß dieser in Lucera und andern Orten Süditaliens große Kolonien von Sarazenen ansiedelte, aus ihnen seine bevorzugte Leibwache wählte

[1] Als der Sturm sich gelegt, allüberall Stille geworden,
Und im weißglänzenden Meer sanftflutend die Wellen sich hoben,
Da erschaut einen Hain jenseits des Meeres Äneas.
Lieblichen Laufes ergießet von dort der Tiber ins Meer sich,
Gelblich vom Sande gefärbt, in mächtigen Wirbeln.

und viele Tausende sarazenischer Söldlinge in seine Dienste nahm, welche unerhörte Frevel an Priestern und gottgeweihten Jungfrauen begingen, Kirchen plünderten und zerstörten und jede Art von Grausamkeit gegen die Christen verübten. Man muß von Papsthaß und Teutomanie wahrhaft trunken sein, wenn man in alle diesem einen hochromantischen Zug des Staufers erblicken kann. Es waren die Päpste, welche in allen Jahrhunderten Europa und Italien insbesondere vor der Überflutung durch den Islam bewahrten, die Christenheit stets zum Kampfe gegen den Halbmond anfeuerten und den heiligen Krieg mit allen Mitteln und den größten eigenen Opfern unterstützten.

Nach Tisch zerstreute sich die Gesellschaft. Die einen gingen am Meere hin, Muscheln und bunte Marmorstückchen, welche die Wellen geglättet hatten, zu suchen, um sie als Andenken mit in die Heimat zu nehmen. Andere lasen in einem alten Autor die Beschreibung des Landes. Mit dem Sängerchor stieg ich die enge Wendeltreppe zur Zinne des Turmes hinauf; und nun klangen frische, frohe deutsche Gesänge, das ‚Walhallalied' zuerst, hinaus in das stille, öde, einsame Land; in den Pausen hörte man nichts als das Rauschen der Flut, die in gleichmäßigem Wellenschlage über die Küste hin- und wieder zurückrollte. Angelockt durch unsere Lieder, vielleicht auch durch die fremde Erscheinung, hatten sich einige Fischer neugierig genähert; wir gaben ihnen ein kleines Geschenk und forderten sie auf, auch ihre Gesänge hören zu lassen. Sie waren bereit; einer brachte eine Mandoline, die gewiß schon Eltern und Großeltern mit ihren Tönen erfreut hatte, und stimmte nun ein Lied an:

Era, era un marinar, un marinar,
Che volle pescar, che volle pescar, che volle pescar uſſ.[1]

von dem Fischer, der beim Fischfange, vom Sturm erfaßt, in die Tiefe geschleudert wurde. Die choralartige Weise des italienischen Volksgesanges, in monotonen, lang hingezogenen Noten, deren letzte wehmütig lange ausklingt, ist dem deutschen Ohre anfangs überaus fremd und macht die Seele traurig. Aber in diese Umgebung paßte solcher Sang; er klang wie Grabgesang über so viele entschwundene

[1] Es war einmal ein Seemann,
Der wollte fischen.

Herrlichkeit, während aus dem deutschen Liede Kraft, Leben, Hoffnung sprach.

In solchen Stunden muß man die ergreifende Homilie Papst Gregors d. Gr.[1] auf den Ruin Roms und des Landes lesen: ‚Zerstört sind seine Städte, seine Burgen gebrochen, seine Felder verwüstet, alles Land ist eine Einöde geworden. . . . Wo ist der Senat? wo das Volk? Rom ist zur Wüste geworden, und der Brand wütet in ihr. Es fehlt an Menschen, und so fallen die Gebäude in Ruinen.‘

Lange blieb ich dort oben; man kann ja nie sich satt sehen an dem Meere, besonders an dem Tyrrhenischen Meere mit seinem wechselnden Wellen- und Farbenspiel. Draußen in weiter Ferne zeigten sich Segel, friedliche Fischerbarken; von den Wellen emporgehoben, stiegen sie bald am Horizont herauf, bald sanken sie wieder hinab. Es war ein feierlicher Augenblick; und jetzt noch, nach vielen, vielen Jahren, steht er vor meiner Seele, als wäre es der gestrige Tag gewesen. Wohin wir blicken, dahin hat Augustinus geblickt vor 1400 Jahren, hinaus in dieses Meer, Augustinus, dieser Riesengeist, mit dem tiefen Gemüte und dem Verständnisse des menschlichen Herzens, der uns das eigene Herz erst recht kennen lehrt. Er stand an der Seite seiner Mutter — zum letztenmal. Ich schlug seine ‚Bekenntnisse‘ auf und las[2]:

‚Nicht lange vor ihrem Abscheiden stand ich mit ihr allein am Fenster bei Ostia an dem Tiber, das in einen Garten ging, wo wir uns, entfernt von dem Tumult der Menge, zur Abfahrt nach Afrika rüsteten. Wir sprachen also allein, höchst lieblich zusammen. . . . Und wir sagten uns: Wenn der Lärm fleischlicher Begierden in uns schweigt, wenn alle Phantasiebilder der irdischen Dinge in uns zurücktreten, wenn selbst die Seele schweigt, ganz sich selbst vergessend, wenn alle Träume schweigen, alle Reden und jedes Zeichen und alles Vergängliche, wenn gänzliches Schweigen für uns eingetreten ist, und wir ihm unser Ohr öffnen, und er allein redet, nicht durch seine Werke, sondern durch sich selbst, nicht durch die Zunge von Menschen, noch durch die Stimme eines Engels, nicht in einer Wolke, noch im Gleichnisse; wenn wir den hören ohne dieses alles, den wir in alle diesem lieben, wie wir jetzt zu ihm aufstreben und mit einem flüchtigen Aufschwunge des Gedankens sie erfassen, die ewige Weisheit, die über

[1] In Ezech 2, 6. [2] Buch 9, Kap. 10 ff.

alle diesem ist; wenn wir uns solches ohne Unterbrechung denken, und alle andern Vorstellungen schwinden, und sie allein den, der sie schaut, hinreißt und ganz erfüllt und durchströmt mit ihrer verborgenen Seligkeit, so daß ewig währet, was wir hier in der Sehnsucht eines Augenblickes empfanden; ist nicht dies der Sinn des Wortes: Gehe ein in die Freuden deines Herrn?

‚Solches redete ich damals, wenn auch nicht in solcher Weise und mit solchen Worten; aber du, o Herr! weißt es, daß an jenem Tage, als wir über solches sprachen und die Welt mit aller Lust uns so verächtlich erschien, sie antwortete: „Mein Sohn, was mich betrifft, so kann hier auf Erden nichts mehr mich erfreuen. Was ich hier noch tun soll und warum ich hier bin, weiß ich nicht, da ich für dieses Leben nichts mehr hoffe. Nur eines war es, warum ich noch ein Weilchen leben wollte: um dich noch vor meinem Tode als katholischen Christen zu sehen. Gott hat mir mehr noch als dieses beschieden: daß ich dich auch der Welt entsagen und in seinen Dienst treten sehe; was tue ich nun noch hier?“

‚Fünf Tage darauf erkrankte sie am Fieber. Eines Tages nun befiel sie eine Ohnmacht, und sie wurde bewußtlos. Als sie wieder zu sich kam, sagte sie: „Wo war ich?“ Dann blickte sie die Umstehenden an und sprach: „Bestattet meinen Leib wo immer, habet deswegen keine Sorge; nur um das eine bitte ich euch, daß, wo immer ihr seid, ihr am Altare des Herrn meiner gedenket.“ . . . Am neunten Tage ihrer Krankheit, im sechsundfünfzigsten Jahre ihres Alters, dem dreiunddreißigsten des meinigen, löste sich ihre fromme und gottesfürchtige Seele vom Leibe. Ich drückte ihr die Augen zu, ein unendlicher Schmerz erfüllte mein Inneres und ergoß sich in Tränen. Aber augenblicklich, mit einem gewaltsamen Willensakt, hielt ich sie zurück und hatte so einen äußerst schmerzlichen inneren Kampf.

‚Als ihr Leib zu Grabe getragen wurde, gingen wir hin und zurück ohne Tränen. . . . Als ich aber dann mir deine Magd ins Gedächtnis zurückrief, wie sie dir so fromm und heilig gedient, so mild und liebevoll gegen uns war, und ich daran dachte, daß ich sie nun so plötzlich verloren hatte, da mochte ich weinen vor dir über sie, über mich und für mich. Und nun ließ ich fließen die Tränen, die ich zurückgehalten hatte, und ich hemmte sie nicht, und ich fand einen Trost darin. . . . Und wer dies liest, wenn er glaubt, daß ich gefehlt habe, weil ich eine kleine Weile meine Mutter beweinte, meine

Mutter, die nun meinen Augen entrissen war, die viele Jahre lang über mich weinte, damit ich lebe vor deinen Augen, der möge nicht spotten über mich; hat er ein großes Herz, so möge er lieber weinen um meiner Sünden willen zu dir, dem Vater aller Brüder in Christo.'

Als wir zu Ende gelesen hatten, blieb alles still. Damals hatten fast alle noch ihre beiden Eltern; die Erinnerung an sie, hier in fremdem Lande, erfüllte so manchen mit Wehmut. Jetzt, nach einem langen Leben und vielen Erfahrungen, wenn ich an jene Jünglinge zurückdenke, bin ich mehr als je überzeugt, daß nur echte Frömmigkeit den Menschen innerlich, zartfühlend, edel, wahrhaft idealisch macht; was man sonst Ideale nennt, das sind nur Blüten der Phantasie, die so bald welken und abfallen, wenn die Stürme des Lebens darüber hingehen, und keine Früchte reifen. Die Wellen rauschten heran und zurück und verspritzten ihren Schaum; neue kamen und immer wieder neue in endlosem Wechsel. Wer hätte da nicht an die Vergänglichkeit gedacht, wo alles um uns her still und doch mit so lauter Stimme sie verkündete?

Haeres
Haeredem alterius velut unda supervenit undam [1].

Auch von jenen jugendlichen Sängern, die vom Turme herab ins Meer geblickt, sind die meisten schon ins Grab gesunken.

Venit summa dies, et ineluctabile tempus
Dardaniae [2].

VI.

Eine schöne fromme Übung brachte der Oktober: den Besuch der sieben Hauptkirchen. Es ist dies eine uralte christliche Sitte; schon Hieronymus erzählt, wie er in seiner Jugend zu Rom Sonntags mit seinen Altersgenossen die Basiliken über den Gräbern der Märtyrer besucht und in die Katakomben niedergestiegen sei; den Eindruck, den er dabei empfangen, glaubte der klassisch gebildete Mann nicht besser als mit den Worten des römischen Dichters ausdrücken zu können:

Horror ubique animo, simul ipsa silentia terrent [3].

---

[1] Wie die
Welle folget auf Welle, so folget ein Erbe dem andern.

[2] Nun ist gekommen der Tag und das unvermeidliche Ende Dardaniens.

[3] Alles schrecket den Geist, die Stille selber beängstigt.

Es war der hl. Philippus Neri, der originellste und populärste der Heiligen neuerer Zeit zu Rom, welcher diesen frommen Brauch im 16. Jahrhundert aufs neue in Aufnahme brachte. Wurde er doch gerade dadurch, wie durch die Gründung des Oratoriums, so recht der geistliche Vater Roms, besonders für dessen Jugend. Sein dreifacher Grundsatz: Mundum spernere, se ipsum spernere, sperni spernere [1], welcher selbst einem Weltkind wie Goethe gewaltigen Respekt einflößte, bezeichnet am besten sein Wesen. Ganz sich selbst vergessend, sammelte er die Jugend aus allen Ständen um sich; es waren zuweilen zwischen ein- und zweitausend Männer, die sich um ihn scharten und unter dem Gesange von Hymnen mit Musikbegleitung und unter frommen Gesprächen und Gebeten die sieben Kirchen besuchten. Von Zeit zu Zeit hielt der Heilige dabei eine Anrede. Wie es immer zu gehen pflegt, wenn einer die ausgetretenen Gleise des zunächst Herkömmlichen zu verlassen wagt, so erging es auch ihm. Von zwei Seiten wurde er angeklagt: die Gleichgültigen und Trägen sahen in dieser neuen Art von Männerseelsorge eine Beschämung ihrer eigenen Nachlässigkeit, die Ängstlichen eine bedenkliche Neuerung. Philippus wurde zuerst ungnädig vom Papste empfangen und mit schweren Strafen bedroht; doch durch seinen Gehorsam und seine geduldige Ergebung hat er das lautere Gold seiner Gesinnung und Absichten erprobt.

Im Deutschen Kollegium fand der Besuch der sieben Kirchen alljährlich zweimal statt, im Frühling und im Herbste. Hier bildete er den Abschluß der Ferien und die Vorbereitung zu den Exerzitien. Schon am Vorabend gingen wir nach St Peter, wo die erste Station gehalten und die vorgeschriebenen Gebete verrichtet wurden. Tags darauf ging es nach dem Empfang der heiligen Kommunion früh 4 Uhr nach Santa Maria Maggiore, von da nach San Lorenzo fuori le mura, Santa Croce, nach dem Lateran, St Sebastian und endlich nach St Paul. Tiefes Stillschweigen herrschte auf dem Wege, nur durch laute Gebete unterbrochen. Da die Entfernungen ziemlich groß sind — man rechnet ungefähr elf italienische Meilen für den ganzen Weg —, so wurde gegen 10 Uhr morgens bei der kleinen Kirche Domine quo vadis gerastet. Diese steht außerhalb des Tores von St Sebastian, welches zur Via Appia führt, nicht weit von der Kirche dieses Namens.

[1] Die Welt verachten, sich selbst verachten, die Verachtung verachten.

Sie trägt ihren Namen von einer tiefsinnigen Sage. Als Petrus seinen Tod herannahen sah, wurde er wieder, wie einst zu Jerusalem, mutlos; um ihm zu entgehen, floh er. An dieser Stelle begegnete der Heiland dem Flüchtlinge; Petrus erkennt ihn und wirft sich ihm mit der Frage zu Füßen: Domine, quo vadis?[1] Da erwiderte der Heiland: Venio iterum crucifigi[2]. Beschämt und reuig kehrte der Apostel zurück und starb bald darauf den Martertod. Ein Stein wird in der Kirche aufbewahrt, von einem Gitter umgeben, welcher die Fußspuren des Heilandes zeigt. So hat in Rom selbst unter den Augen der Päpste die Sage den ersten Papst noch einmal gedemütigt.

Hier war für eine kleine Weile das Stillschweigen aufgehoben; eine Erquickung wurde gereicht, auf dem frischen Grün der Wiesen zerstreut lagerten sich die Scharen. Nach kurzer Ruhe brachen wir wieder auf, es galt noch der letzten Station, San Paolo; wir schritten eine Zeitlang auf der Via Appia dahin, auf welcher Paulus nach Rom kam, und die Christen von da bis Tres Tabernä, wahrscheinlich das heutige Cisterna, ihm entgegengingen. Nicht weit von San Paolo, auf dem Wege nach Ostia, steht eine kleine, alte, schmucklose Kapelle mit der Inschrift: ‚Hier schieden voneinander der hl. Petrus und der hl. Paulus, als sie zum Martertode geführt wurden. Und Paulus sprach zu Petrus: Friede sei mit dir, Fundament der Kirche, Hirte der Herde Christi. Und Petrus zu Paulus: Ziehe hin in Frieden, Prediger der Gerechten und Führer zum Heile.‘ Diese Worte sind aus einem Schreiben des Pseudo-Dionysius und erinnern an die Sage, daß an dieser Stelle die Apostel zum letztenmal sich umarmten, als der eine nach den Vatikanischen Gärten, der andere nach dem Tale Ad aquas Salvias, eine Miglie von hier, zum Tode ging. Wer denkt da nicht bei diesem letzten Gruße an den Brudermord der ersten Erbauer Roms? Die Sage mag berechtigt sein oder nicht, immerhin hat sie etwas Erhebendes, da sie an die wunderbare Gründung des neuen Roms, des Christentums und der Kirche, in so einfach herzlicher Weise erinnert.

Von San Paolo ging es auf der alten Via Ostiensis nach Rom zurück und hinüber nach San Saba, einer dem Deutschen Kollegium

[1] Herr, wohin gehst du?
[2] Ich komme, wiederum mich kreuzigen zu lassen.

zugehörigen Villa, wo unser, wenn wir müde und erschöpft angekommen waren, ein reichlicher als gewöhnlich besetztes Mahl wartete.

Es war dies immer ein Tag voll frommer Anregungen und freudiger Stimmung zugleich. Schon der Gang am frühen Morgen durch die stille, schlafende Stadt hinüber nach Santa Maria Maggiore übte auf mich einen eigentümlichen Reiz. Wenn wir in der Kirche knieten, begann der Tag zu grauen, der goldene Hintergrund auf dem Triumphbogen und in der Apsis wurde allmählich licht, die ernsten Gestalten darauf blickten durch das Halbdunkel so geheimnisvoll auf uns nieder. In San Lorenzo heimelten mich gleich beim Eintritte die beiden Löwen am Portale an; sie erinnern an unsere romanischen Bauten; der eingelegte Fußboden (Opus Alexandrinum) dagegen und die schönen großen Ambonen führten den Geist in das christliche Altertum zurück. Im Lateran erquickte sich immer mein Auge an dem herrlichen gotischen Tabernakel von weißem Marmor, das fast bis zur Decke der Kirche aufsteigt, und an den Mosaiken im Vordergrunde der Tribüne, welche den Fluß Jordan vorstellen, in den die vier Ströme des Paradieses sich ergießen; Kinder spielen zwischen Blumen und Vögeln an seinen Ufern, Lämmer und Hirsche trinken von diesem Wasser des Lebens. Auch die Fassade mit ihrer Vorhalle und dem Bogengange darüber, wo die Inschrift steht: Omnium urbis et orbis ecclesiarum mater et caput[1], hatte immer einen neuen Reiz für mich; großartig ist der Blick von hier über den weiten Platz mit der uralten Stadtmauer und den Arkaden der Wasserleitung, und hinüber nach den blauen Bergen. Besonders im Frühling, zu Ende April, wenn die ganze Natur von Blumen- und Blütenduft erfüllt war, frisches Grün die altersgrauen Ruinen bedeckte, und der Himmel, an dem leichte Wolken hinzogen, bald helle Lichter bald dunklere Tinten über die Landschaft ausgoß, so daß diese jetzt heiterer, jetzt wieder ernst und schwermütig unter den gebrochenen Säulen und geborstenen Tempelbogen dalag; wenn in der reinen Luft die klassisch schönen Formen der Lateinerberge scharf und klar am Horizont sich abhoben und uns die auf ihnen liegenden Städtchen und Klöster und Villen wie in nächster Nähe erscheinen ließen: da ward unsere religiöse Feier zugleich ein wahres, weihevolles Frühlingsfest, wie ich es kaum mehr in meinen späteren

[1] Mutter und Haupt aller Kirchen der Stadt und der Welt.

Jahren erlebt habe. Bedächten es doch die Menschen, daß die Religion allein, wie sie im Schmerz tröstet, so auch die Freude adelt; denn sie bringt ein Element des Ewigen in den Genuß des Augenblicks und erfüllt so das Vergängliche, das doch nie tieferen Naturen ein Genügen bieten kann, mit Unvergänglichem.

Oft und gern habe ich später diesen Gang gemacht. Einmal ward mir die Aufgabe, bei solcher Gelegenheit den damals noch jungen Bischof von Passau, Dr Heinrich von Hofstätter, zu begleiten. Ein großer Teil des Weges wurde, um Zeit zu gewinnen, zu Wagen gemacht. Ich schöpfte reiche Belehrung aus seinen Reden und wurde erbaut durch sein frommes Wesen, seinen Eifer und seine tiefe Andacht. Noch sehe ich seine majestätische Gestalt vor dem Allerheiligsten im Lateran knien, tief gebeugt, ein Kreuz in den Händen; lange, lange lag er im Gebete da. An jenem Tage hatte ich einen solchen Eindruck von ihm empfangen, daß ich von da an nur mit Verehrung an ihn denken konnte. In seinen letzten Jahren zeigten sich an ihm manche Eigentümlichkeiten; große Berge werfen auch große Schatten.

VII.

Nach dem Besuche der sieben Kirchen begannen die Exerzitien. Ein Priester aus der Gesellschaft Jesu leitete sie; sein Äußeres glich so ziemlich den Bildnissen, welche noch in dem Priesterseminar zu Würzburg aus der Zeit vor ihrer Aufhebung sich befinden, deren ernste, blutlose Gesichter wir halb mit Neugierde, halb mit geheimer Scheu betrachtet hatten. Seit Jahren hatte sich dort eine Sage erhalten, daß ein Jesuit nachts im Hause umgehe; dieser und jener wollte ihn gesehen haben, was zu allerlei tollem Spuk und Schabernack Anlaß gab. Acht Tage lang währten diese geistlichen Übungen. Strenges Stillschweigen wurde jeden Tag wiederholt und von neuem eingeschärft; viermal im Tage wurden Vorträge gehalten; die Betrachtungen, von dem Ziele des Menschen anhebend, gingen Tag für Tag vom frühen Morgen bis zum späten Abend ihren Gang und schritten mit unerbittlicher Konsequenz weiter von Satz zu Satz, von Wahrheit zu Wahrheit, alles, was in der Seele sich dagegen sträuben mochte, unwiderstehlich mit sich fortreißend. Es war das erstemal, daß ich Exerzitien machte streng nach der Vorschrift, wie sie ihr Urheber, der hl. Ignatius, gegeben hat. Jetzt begann eine schwere

Zeit; anfangs ging es noch mit dem völligen Stillschweigen, dann aber meinte ich schier, es nicht mehr aushalten zu können. Die Vorträge waren, wie mir damals dünkte, ganz entsetzlich trocken: kein Schwung der Rede, kein begeistertes und begeisterndes Wort, nichts, was die Darstellung anziehend hätte machen können, alles im einfachsten, nüchternen Latein, und selbst im Ton der Stimme des Exerzitienmeisters lag wenig Abwechslung. Die sancta indifferentia[1], die er als das Ziel aller unserer Übungen bezeichnete, schien in ihm verkörpert zu sein.

Aber es war Logik in der Sache: wie eine scharfe Schraube griffen diese trockenen Worte an, bohrten sich tief und immer tiefer in die Seele hinein; es war kein Entkommen, man mußte sich ergeben. Die Eigenliebe mußte gebrochen werden; die Lieblingsleidenschaft, wenn sie auch nur an scheinbar Kleinem und Unbedeutendem hing, mußte geopfert werden; Gott und sein heiliger Wille allein sollten herrschen in allem und über alles, das natürliche Leben, ganz in den Dienst des übernatürlichen gestellt, von ihm Ziel, Richtung, Inhalt empfangen.

Damals bekam ich zum erstenmal eine Ahnung von dem unübertrefflichen Wert der Methode, welche das Exerzitienbuch vorschreibt. Zwölf Jahre später hatte ich Gelegenheit, eine Schrift darüber zu veröffentlichen; die Kenntnis des Wesens und der Bedeutung der geistlichen Übungen war noch sehr unvollkommen, und in Deutschland besonders waren die Vorurteile dagegen noch sehr groß und weit verbreitet. Einen ‚Beitrag zu deren Würdigung und Verständnis' hatte ich diese Schrift genannt. Ich wollte keinen Kommentar des Exerzitienbuches geben, noch weniger aber ein Hand- und Hilfsbuch für Leiter von Exerzitien, nur die Grundideen wollte ich hervorheben und beleuchten. Ich glaubte meine Aufgabe dadurch am besten lösen zu können und eine Vermittlung mit dem modernen theologischen Bewußtsein zu gewinnen, daß ich sie im Lichte der Fundamentalwahrheiten des Christentums darstellte, wie diese von den Vätern und Geistesmännern der Vorzeit ausgesprochen worden sind. Eine ganze Bibliothek unserer modernen Erbauungsliteratur wiegt dieses Exerzitienbuch auf, das, so klein an Umfang, so groß seinem Inhalte nach ist.

[1] Heiliger Gleichmut.

Mit einer gemeinsamen Andachtsübung und wechselseitigem Bruderkusse, worauf zuerst wieder die Schleusen des Mundes sich öffneten, endeten diese segensvollen Tage.

Anfang November begannen die Vorlesungen. Rom war zu jener Zeit an Unterrichtsanstalten überreich. Hier, am Sitze ihrer Generalate, hatten die großen Orden ihre eigenen philosophisch-theologischen Schulen, die nicht selten mit vortrefflichen Lehrern besetzt waren. Für die Minoriten hatte Sixtus V. das Collegium S. Bonaventurae besonders gestiftet, in welchem die Befähigteren aus allen Ordensprovinzen den höheren Studien oblagen und auch den Doktorgrad erhalten konnten. Die Dominikaner besaßen das Collegium S. Thomae, eine philosophisch-theologische Akademie, welche auch von Kandidaten des Weltpriesterstandes besucht wurde und ausgezeichnete Männer an ihrer Spitze hatte. Die Dominikaner haben das Verdienst, daß sie zu einer Zeit, da alles ringsumher neuen Ideen huldigte und ein verballhornter Wolffianismus in den katholischen Schulen des 18. Jahrhunderts die Herrschaft führte, unbeirrt den Traditionen ihres Ordens treu, die Fahne des hl. Thomas hochhielten. Ebenso hatten die Franziskaner, Augustiner, Karmeliten usw. ihre besondern theologischen Schulen. Außer diesen nenne ich noch: die römische Universität Sapienza, mit einer im ganzen der unsern ähnlichen Organisation; das Römische Seminar, zugleich mit einem Gymnasium zur Vorbereitung für dasselbe; das große Kollegium der Propaganda, in welchem neben den philosophisch-theologischen Disziplinen besonders Sprachstudien betrieben wurden, das Armenische, Syrische, Chinesische. Eines der wichtigsten Institute war das Collegium Romanum, von dem Stifter der Gesellschaft Jesu gegründet, durch Gregor XIII. zur Universitas Gregoriana erhoben mit dem Rechte der Promotion und im Laufe der Zeit vielfach verschönert und vergrößert. Der Studienplan an demselben war sehr umfassend; im allgemeinen hörte man drei Jahre lang Philosophie, vier Jahre Theologie. In der philosophischen Fakultät waren drei Professoren für spekulative und praktische Philosophie, Professoren für das Griechische, Mathematik, Astronomie, Physik und Chemie. Die theologische Fakultät hatte drei Professoren für Dogmatik, je einen für Moral, Kirchenrecht, Kirchengeschichte, Exegese, geistliche Beredsamkeit, christliche Archäologie, Hebräisch, Syrisch, Armenisch, Arabisch. Das Römische Kollegium war am stärksten besucht; in manchen Vorlesungen betrug

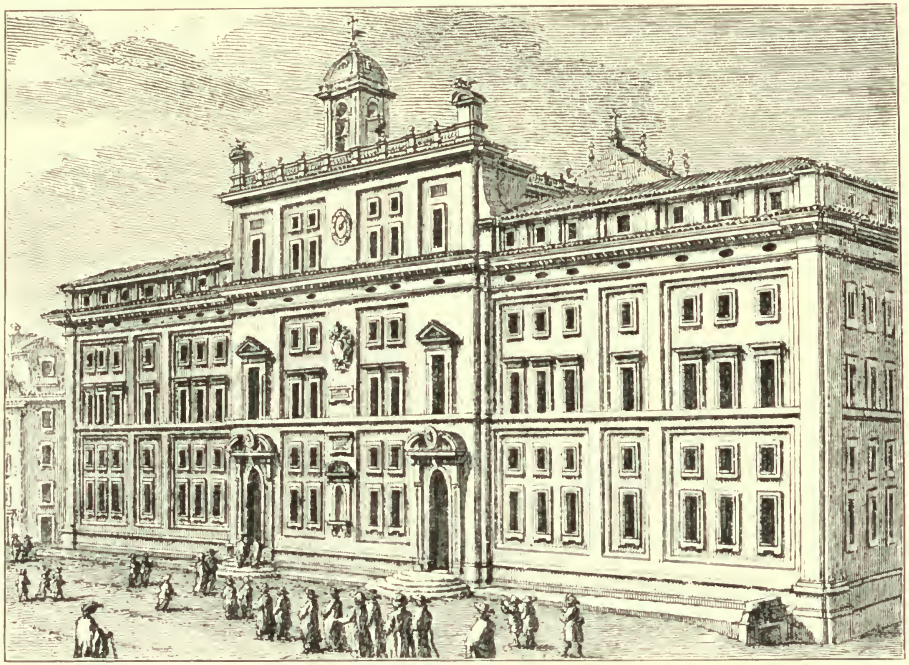
die Zahl der Zuhörer gegen dreihundert. Mehrere der Nationalkollegien, wie das irische, schottische, und einheimische, wie das Collegium Capranicense und Pamphilianum, sandten ihre Alumnen dorthin; später auch das französische, belgische, polnische, südamerikanische. Das Deutsche Kollegium war von seinem Ursprunge an durch seine Doppelstiftung von dem hl. Ignatius von Loyola und Papst Gregor XIII. an das Römische Kollegium hingewiesen. Hatten ja doch beide zwei gemeinsame Väter; sie teilten daher auch im Laufe der letzten Jahrhunderte dasselbe Schicksal.

Der Scharfblick des Stifters der Gesellschaft Jesu hatte wohl und bald erkannt, woher die religiöse Zerrüttung in Deutschland gekommen war, auf welchem Wege und durch welche Mittel der katholischen Kirche wieder die Liebe und der Gehorsam der Völker werden sollten. Die sittliche und wissenschaftliche Bildung des deutschen Klerus war darum seine angelegentlichste Sorge, die Gründung eines Kollegiums für Deutsche in Rom, welche, in ihr Vaterland zurückgekehrt, durch ihren priesterlichen Wandel die Völker erbauen, durch ihre Wissenschaft belehren, durch ihre gründliche theologische Bildung die Häresie bekämpfen sollten. So stiftete er das Deutsche Kollegium; es wurde das Muster aller ähnlichen Anstalten, welche die Päpste später an verschiedenen Orten, in Deutschland, Belgien, Holland, Spanien, Böhmen, Kurland, Litauen usf., errichteten, und ein Vorbild für die Väter der Kirchenversammlung von Trient bei Abfassung ihrer Beschlüsse über die künftige Einrichtung geistlicher Seminarien. Die Kardinäle Morone und Servinus vertraten warm die Angelegenheit des heiligen Stifters beim Papste Julius III., welcher dieselbe alsbald zu der seinigen machte und zur Ausführung dieses Planes die Hälfte der Einkünfte seines Privatvermögens bestimmte. Hierauf hob derselbe in einer Versammlung von Kardinälen die Notwendigkeit hervor, Deutschland, wo die Irrtümer Luthers alles zu überfluten drohten, auf diesem Wege wirksam zu Hilfe zu kommen. Die 33 anwesenden Kardinäle unterzeichneten sogleich zu diesem Zwecke einen Geldbeitrag von 3000 Zechinen und verpflichteten sich, jährlich die gleiche Summe zu erlegen. Eine Kommission von sechs Kardinälen wurde ernannt, welche als Protektoren der Anstalt dem hl. Ignatius bei Durchführung seines Werkes zur Seite stehen sollten, und schon am 31. August des Jahres 1552 wurde die Stiftungsbulle veröffentlicht. Ignatius entwarf nun die Statuten, und im Spätherbst desselben Jahres waren

über 20 deutsche Jünglinge in Rom eingetroffen. In der Kirche von San Saba, im nördlichen Seitenschiff, hängt das Bild, welches die Audienz der ersten deutschen Alumnen beim Heiligen Vater darstellt, geführt vom Heiligen selbst. Dasselbe hat keinen großen künstlerischen Wert; aber den deutschen Typus, welcher dem italienischen gegenüber einen lebhaften Kontrast bildet, hat der Maler gut aufgefaßt; er mag wohl einzelne der Figuren nach dem Leben gemalt haben.

Doch bald kamen schwere Zeiten. Papst Paul IV. zeigte weniger Interesse für das Kollegium, unter den verheerenden Kriegen versiegten fast alle Hilfsquellen, und auch die Kardinäle wurden lau. Doch Ignatius, dieser heroische Geist, verzagte nicht. Seine Deutschen verlasse er nicht, erklärte er, er selbst sei zu jedem Opfer bereit; von den Menschen sei zwar jetzt wenig Hilfe zu hoffen, desto mehr aber von Gott. Mit Pius IV., dem Freunde der deutschen Familie Altemps, und unter Pius V. besserte sich die Lage.

Nun kam Gregor XIII. auf den päpstlichen Stuhl; vorher selbst Professor an der Universität Bologna, war er von der Würde und dem Wert der Wissenschaft tief durchdrungen. Mit Recht sagte daher der berühmte M. Antonius Muretus in der Trauerrede auf ihn: ‚Nicht mit Waffengewalt wollte er die Häretiker besiegen, die so häufig mehr Verlust als Gewinn gebracht, mehr Schaden als Nutzen gestiftet. Er wählte eine andere Weise des Kampfes: nicht das Schwert sollte für die Kirche streiten, sondern Tugend und Wissenschaft; nicht Speere und Kriegsgeräte, sondern Weisheit; nicht zum Kampfe sollten die unter ihm erzogenen Jünglinge hinausziehen, sondern zu heiliger Lehre und erbaulichem Wandel; was das Schwert nicht vermochte, sollte das Wort vollbringen.‘ Von dem Kardinal Otto von Truchseß und Canisius beraten, setzte er aus verschiedenen Fonds dem Kollegium so bedeutende Summen aus, daß von nun an die Subsistenz von 100 Alumnen vollkommen gesichert war. Die Stiftungsbulle ist vom 6. August 1573 datiert. Auch die Statuten ließ er umarbeiten, und sein Herz hing so sehr an dieser seiner Stiftung, daß es ihm in seinen schweren Sorgen zu hohem Troste gereichte, wenn man ihm von dem Leben dieser deutschen Jünglinge, ihrem Fleiß und ihren Fortschritten erzählte. Nach dem Vorbilde des Deutschen Kollegiums stiftete er in der Folgezeit 20 ähnliche Anstalten, besonders auch die Kollegien zu Braunsberg, Prag, Fulda, Wilna, Madrid, Dillingen, Olmütz usf.,



Das Kollegium Romanum in Rom. Nach einem alten Stich.

wie denn auch die Universität Würzburg unter seinen Auspizien im Jahre 1582 durch Bischof Julius gegründet wurde. Später wurde das Kollegium Hungarikum mit dem Deutschen vereinigt; 12 Alumnen sollten aus diesem Lande aufgenommen werden. Die Alumnen mußten nach sechsmonatigem Probeaufenthalt im Kollegium das Gelöbnis ablegen, den Satzungen zu gehorchen, dem geistlichen Stande sich zu widmen, im Hinblicke auf ihren künftigen Beruf weder das weltliche Recht noch das Studium der Medizin zu betreiben, keine Dienste an Höfen anzunehmen und nach Vollendung ihrer Studien unverzüglich nach ihrem Vaterlande zurückzukehren, um dort dem Heile der Seelen sich zu widmen; auch sollten sie gemäß einer nachträglichen Bestimmung Urbans VIII. und Alexanders VII. ohne besondere Erlaubnis in keinen Orden treten. Es sollten eben Weltpriester gebildet werden.

Die Revolution und die Okkupation Roms unter der ersten Republik brachten dem Kollegium, wie so vielen ähnlichen Instituten, den Untergang. Unter Pius VII. wurde es wiederhergestellt. Der nachherige Bischof von Sitten in der Schweiz, P. J. de Preux, war der erste, der wieder eintrat, am 1. Mai 1818. Doch erst unter Leo XII. kam wieder neues Leben in dasselbe; zu Anfang seines Pontifikates, im Jahre 1824 und 1825, waren bereits viele Deutsche, darunter K. A. von Reisach, später Kardinal, der um die Wiederbelebung der Priesterexerzitien in Deutschland vielverdiente Albert Westhoff, Regens und Domkapitular zu Köln, und der spätere Dompropst von Passau, Karl Schrödl, angekommen. Palast und Kirche zu Sant' Apollinare waren unterdessen an das Römische Seminar übergeben worden; das Profeßhaus der Jesuiten nahm daher das Deutsche Kollegium eine Zeitlang auf, bis im Jahre 1851 Pius IX. ihm den Palast Borromeo anwies, von wo es im Jahre 1887, durch die neuen Straßenanlagen in der Stadt genötigt, nach einem andern, geräumigen und gesund gelegenen Hause übersiedelte.

‚So kam es nun', sagt A. Theiner[1], ‚daß das Deutsche Kollegium die Pflanzstätte der ausgezeichnetsten Männer wurde. Fast alle großen Talente, welche Deutschland in Kirche und Staat aufzuweisen hat, waren hier gebildet worden. Man gerät ob deren Menge in gerechtes Erstaunen und wird unwillkürlich von einer Art stummer Bewunderung für die edeln Leiter einer Anstalt hingerissen, welche so viel Großes,

[1] Geschichte der geistlichen Bildungsanstalten 101.

so viel Edles im Gebiete des Staates und der Kirche leistete. Der Freund der Wahrheit fragt sich hier mit Recht, wie Deutschland, jenes biedere Land, dessen schönster Grundzug ein tiefes Gefühl für Recht und Gerechtigkeit ist und sein wird, sich einen Augenblick vergessen konnte, dem Wahne der Zeit zu huldigen und in dessen Fesseln die Leistungen dieses Instituts, ich will nicht sagen, zu verkennen, aber mit kaltem Herzen und hochmütiger Miene zu ignorieren.'

Der geschichtliche Zusammenhang des Deutschen Kollegiums mit dem Römischen stellte sich sichtbar dar in der äußeren Stellung, welche den Germanikern im Auditorium daselbst zugewiesen war; sie hatten die nächsten Plätze zur Rechten des Lehrers. Daß so wenig von einer Lehr- und Lernfreiheit dort die Rede war als zu jener Zeit in ganz Deutschland, brauche ich nicht zu erwähnen. Mit vollem Recht. Wer etwas lernen will, sagt Augustinus und schon vor ihm Aristoteles, muß zuerst der Autorität glauben. Sie ist übrigens auch an unsern Universitäten nicht so ernst gemeint, wie man sie verkündet, und es gibt Mittel genug, eine moralische Nötigung trotzdem zu üben. Welche Vorlesungen wir zu besuchen hatten und in welcher Reihenfolge, alles ward uns genau vorgeschrieben. So hörte ich denn, obwohl ich mich über zehn Semester akademischen Studiums vollgültig ausweisen konnte, täglich zwei Vorlesungen über Dogmatik, eine über Moral, dann über Kirchengeschichte, Exegese und kanonisches Recht. Es war keine kleine Demütigung für mich, daß ich auch den Unterricht im Hebräischen zu besuchen hatte, wo den Neulingen die Anfangsgründe dieser Sprache beigebracht wurden, obschon ich diese und andere orientalische Sprachen seit vielen Jahren schon getrieben hatte. Repetita non nocent[1], mit diesem Spruche tröstete ich mich und hörte denn in aller Ruhe zu, wie der Professor seinen Schülern Lust und Liebe zu ihr beizubringen suchte, von denen allerdings gar manche, wie einst Hieronymus, als er zur Abtötung des Fleisches von einem bekehrten Juden Hebräisch lernte, bitter klagten über diese harte und rauhe Sprache. Mein Gehorsam blieb jedoch nicht unbelohnt, indem die Obern bald hierauf mich zum Repetitor in der hebräischen Sprache ernannten; so kam ich denn kraft heiligen Gehorsams in das Magistertum hinein, das ich mein Leben lang nicht mehr los werden sollte. Übrigens durfte ich herzlich froh sein, daß

[1] Wiederholung schadet nicht.

ich alsbald Theologie hören konnte; nur einer kleinen Abhandlung über einen philosophischen Gegenstand, die man mir zu schreiben aufgegeben, hatte ich es zu verdanken, daß ich nicht zum ‚Philosophen' degradiert wurde und nun von neuem wieder mit der Logik anfangen mußte und dem Barbara Celarent Darii Ferio[1].

Im allgemeinen besuchten wir nicht viele Vorlesungen, drei, selten vier täglich; man legte eben großes Gewicht auf genaues Erfassen und selbständiges Durcharbeiten des Gehörten. So blieb uns denn viele, sehr viele Zeit zu eigener Tätigkeit. Doch auch dabei mußte ich mich in eine neue Weise erst zu finden suchen. Von Deutschland her war ich gewöhnt, viel zu lesen und mit den hervorragenden neuesten Erscheinungen auf dem Felde der Theologie, Philosophie und Literatur mich bekannt zu machen. Bei den meisten deutschen Professoren war es ja auch herkömmlich, regelmäßig in der Einleitung zu ihren Vorlesungen die besseren Werke über den zu behandelnden Gegenstand zu empfehlen. Das alles fiel nun hier weg, besonders in der ersten Zeit. Nur das Schulbuch, nichts als das Schulbuch und die Hefte des Lehrers sollte der Anfänger lesen, immer wieder lesen, dazu irgend einen erprobten älteren Autor. Erst in den folgenden Jahren wurde uns die reiche, sehr gewählte Bibliothek frei zur Verfügung gestellt, bei größeren Arbeiten auch jene des Profeßhauses, welche die seltensten Werke enthielt.

Diese geistige Hungerkur gehörte nun mit zu den schwersten Opfern, welche die neue Lebensordnung im Hause mir auferlegte; aber sie war gesund nach vorausgegangenem krankhaftem Übergenusse. Es läßt sich nicht bestreiten: der jugendliche, zur Zerstreuung geneigte Geist wird dadurch einer strengen Zucht unterworfen; sie trägt jedoch ihre guten Früchte. Hätte auch Augustinus nicht das bekannte Wort gesprochen: Timeo lectorem unius libri[2], und vor ihm Plinius das multum empfohlen und vor den multa[3] gewarnt, so muß doch jeder unschwer erkennen, daß nur auf diesem Wege ein ernstes, gründliches,

---

[1] Gedächtnisvers zur Bezeichnung der vier Schlußmodi der ersten Figur in der Logik.

[2] Ich fürchte den Leser eines Buches. — Die Zurückführung dieses Spruches auf den hl. Augustinus ist ein Irrtum, sein Ursprung nach der neueren Forschung nicht erwiesen; vgl. Rottmanner im Hist. Jahrb. XXIII, 1, 4. (Anm. d. Verl.)

[3] Viel — vielerlei.

nachhaltiges, klares Denken ermöglicht, eine Sicherheit und Feſtigkeit in den Prinzipien gewonnen und der Krankheit unſerer Zeit, der Vielwiſſerei, vorgebeugt wird. Hatte doch ſelbſt der berühmte Uſher auf die Frage, wie es ihm gelungen ſei, einen ſolchen Wiſſensſchatz zu ſammeln, geantwortet: ‚Nur dadurch, daß ich nicht viel geleſen habe.‘ Nur was der Geiſt lange und gründlich durchgearbeitet hat, wird ſich auch tief dem Gedächtniſſe einprägen, während die Eindrücke, welche nach flüchtiger Lektüre bleiben, vorübergehen wie die Spur des Schiffes, das die Flut durchſchneidet. Was wäre aber ein Gelehrter ohne Gedächtnis? Thesaurus mentis memoria[1], ſagt Cicero; was wir nicht gemerkt haben, wiſſen wir nicht.

Che non fu scienza
Senza lo ritenere avere inteso[2].

In neuerer Zeit hat man geſagt, die katholiſche Wiſſenſchaft ſolle ſich nicht wie ein nervenſchwaches Weib vor dem freien Luftzug der Forſchung abſperren. Das iſt ganz wahr, und ſie hat es auch nie getan. Das gilt aber doch nur von gereiften Männern, deren Aufgabe es iſt, den Irrtum in all ſeinen Irrgängen aufzuſuchen und zu widerlegen, aber nicht für die Jugend. Thomas von Aquin ſendet am Schluſſe ſeines Buches De unitate intellectus contra Averroëm eine förmliche Herausforderung ſeinen Gegnern zu, den Anhängern des gefährlichſten und verlockendſten Syſtems jener Zeit. Sed non coram pueris[3], fügt er bei; damit iſt alles geſagt. Und die Rede von dem Pfeil des Telephos, der die Wunden auch heilt, die er geſchlagen, iſt zwar ein ſchönes Schülerſprüchlein, aber der Mann lächelt darüber. Aus der Krankheit an ſich kommt nie die Geſundheit, und aus dem Tode nie das Leben, und aus dem Irrtum an ſich nie die Wahrheit. Ich habe mich jahrelang ſpäter noch auf irrigen Anſchauungen ertappt, die ich durch übermäßige und ungeregelte Lektüre eingeſogen hatte; man nimmt ſich eben nicht die Zeit, genau darüber nachzudenken und alle Konſequenzen mancher Sätze zu verfolgen.

So mußte ich mich denn, wenngleich mit ſchwerem Herzen, dieſer neuen Diätetik des Geiſtes unterwerfen; bitter war ſie mir den ganzen

---

[1] Das Gedächtnis iſt die Schatzkammer des Geiſtes.

[2] Nur dann iſt Wiſſen,
Wenn tief dir eingeprägt, was du gehört haſt.

[3] Nicht vor Knaben.

erſten Winter hindurch. Da ſtellte ſich allmählich eine Sehnſucht ein nach meinem früheren Leben. Es war die Woche Allerſeelen vorüber, die Tage wurden trüber und kürzer; die feuchte, naßkalte Witterung, gegen welche es aus Mangel an Feuerung keinen Schutz gab, drückte Leib und Seele in gleicher Weiſe nieder. Es iſt ein eigentümliches Ding mit dem Kältegefühl in Rom; wer da Jahre zugebracht, dem taucht wohl oft das Wort des Horatius in der Seele auf:

Multa tulit fecitque puer, sudavit et alsit [1].

Zwar zeigt das Thermometer ſelten, und auch dann nur im Monat Januar, einige Grade unter null; aber die Kälte iſt um ſo durchdringender und empfindlicher; Froſtbeulen an Händen und Füßen waren nichts Seltenes. Selbſt bei einem höheren Wärmegrad litten wir Deutſche in den mit Ziegeln geplatteten Zimmern viel mehr als die Eingebornen; dieſe können die naſſe Kälte, die im Winter ſo häufig herrſcht, viel beſſer ertragen, wie auch die Zugluft, ſei es, daß ihr heißeres Blut ſie dieſe weniger fühlen läßt oder die Gewohnheit von Jugend auf ſie abgehärtet hat. Der echte Römer duldet darum auch keinen Ofen in ſeinem Zimmer; er hält ihn für ſchädlich und wärmt ſich dafür lieber einige Augenblicke am offenen Kaminfeuer oder Kohlenbecken. In der Regel hat er auch weniger an Huſten und ſonſtigen Erkältungen zu leiden, und Zahnweh findet ſich äußerſt ſelten.

Vielleicht wäre es doch in unſerem Hauſe möglich geweſen, bei ſtrenger Kälte wenigſtens einen Saal etwas zu heizen, wo dann jeder, wie in der focanea [2] der mittelalterlichen Abteien, ſich hätte erwärmen können; hatte man doch auch den Bewohnern des fünften Stockwerkes für die Zeit der größten Hitze einen großen Saal in den unteren Räumen zur Verfügung geſtellt, wo ſie ſich während des Tages aufhalten konnten.

Nicht weit von meiner Wohnung waren Kirche und Kloſter Santa Maria in Araceli auf dem Kapitol; von meinem Zimmer aus konnte ich die Loggia ſehen. In dem Monat November und den Adventstagen nun wurden hier beſonders viele Totenvigilien und Exequien gehalten; in langſamen, immer abgeſetzten, jammernden Tönen klang das melancholiſche Glockengeläute zu mir herüber, in die Nacht hinein, ſelbſt

[1] Viel in der Jugend getan und geduldet, geſchwitzt und gefroren.
[2] Wärmeſtube.

um Mitternacht. Es diente das auch nicht dazu, mich heiterer zu stimmen. Einmal spät am Abend hörte ich halblautes Singen und Murmeln von Gebeten unter mir auf der Straße; ich blickte durch die Ritzen des Ladens hinab und sah gerade in das von grellem Fackelglanze beleuchtete Angesicht eines Toten, den man nach damaliger Sitte offen und in Begleitung von Kapuzinern zu Grabe trug. Auch die Träger waren in der bekannten Bruderschaftskutte, welche Kopf und Gesicht verdeckt und nur für die Augen eine Öffnung hat. Eine trübe Stimmung kam mehr und mehr über mich. Das fremde Klima, besonders das Klima Roms, und die neue Lebensweise hatten mir offenbar, wie so vielen, die Nerven angegriffen; damals wußte ich freilich noch nicht, was Nerven sind. Schwer lag es mir auf der Brust.

Da nahm ich mich denn zusammen und klagte dem Rektor des Hauses, dem hochbetagten, ehrwürdigen, frommen, liebevollen P. A. von Landes, einem gebornen Augsburger, all mein Leid. Freundlich nahm er mich auf, mit rührender Teilnahme hörte er mich an. ‚Das ist das Heimweh, mein Lieber‘, sagte er, herzlich tröstend, als ich mich ausgesprochen hatte; ‚das hatten schon gar viele, das kommt wie eine Krankheit und wird wieder vorübergehen wie eine Krankheit.‘ Um vieles erleichtert ging ich hinweg von ihm. Er hatte recht. Als ich vier Jahre später Abschied nahm, war es ein Schmerz, als müßte ich mich von meinem Vaterhause trennen; das Weh war längst vorüber, Friede und Freude dagegen in die Seele eingezogen.

VIII.

Unterdessen gingen die Studien ihren ruhigen, geordneten Gang: der wissenschaftliche Unterricht an der Universität und das Hausstudium sowie die asketische Bildung im Deutschen Kollegium ergänzten sich gegenseitig. In den Vorlesungen an der Universität empfingen die Angehörigen der verschiedenen Seminarien die Grundlage und Anleitung zu selbständiger Arbeit auf den verschiedenen Wissensgebieten; das Seminar förderte, unterstützte, ermunterte die einzelnen in ihren Bestrebungen durch den erfahrenen Rat der Studienpräfekten für Philosophie und Theologie, deren Türen jedem offenstanden, der von ihnen Rat und Aufschluß verlangte. Die meisten Professoren waren bereits gereifte Männer und hatten als Schriftsteller in ihrem Fache einen zum Teil bedeutenden Namen; ich erinnere nur an Perrone, Patrizi, Ballerini, den Archäologen Secchi, den

P. Angelo Secchi S. J.

Gemälde in der Gregorianischen Universität zu Rom.

Mathematiker Caraffa, Marchi, den Vater der modernen Katakombenkunde und Lehrer de Rossis, de Vico, den Lehrer des Astronomen Secchi, Pianciani, später Passaglia, Liberatore, Tongiorgi, den Kanonisten Tarquini, Franzelin usf.; die Stelle eines Studienpräfekten dagegen gab jungen, heranstrebenden Kräften Muße und Gelegenheit zur eigenen weiteren Ausbildung. Sie hatten die besondere Aufgabe, die Repetitionen zu leiten, welche sehr häufig stattfanden, durch welche die Vorlesungen für uns erst recht fruchtbar wurden.

Jene haben allerdings nicht immer unrecht, welche in der Sitte häufiger Repetitionen einen Grund erkennen, daß der Student weniger selbständig denken lerne, daß durch sie ein urteilsloses und äußerliches Aufnehmen des gebotenen Stoffes gefördert würde. Solcher Tadel mag wohl dann berechtigt sein, wenn derartige Übungen in nichts anderem bestehen als darin, daß die Hefte der Lehrer wieder und wieder vorgetragen werden; da mag es denn auch kommen, daß der Zuhörer jedem Einwande gegenüber sich einfach auf das Wort des Professors beruft und sich dadurch eine gute Note in der Prüfung sichert. So hatte man es aber im Deutschen Kollegium nicht gemeint. Das ‚Schwarz auf Weiß' hätte zwar der Alumnus ‚getrost nach Hause tragen' können, aber genützt hätte es ihm doch sehr wenig. Diese Repetitionen fanden nämlich in der Form von Disputationen statt; so erhielt der einzelne Gelegenheit, den Beweis zu liefern, daß er seine These wohl durchdacht hatte und imstande war, auf alle Gegengründe zu antworten, welche die Opposition, auf die man eine Woche lang sich vorbereiten konnte, nur immer vorbringen mochte. Dies konnte naturgemäß nicht geschehen, ohne daß der, welcher zur Durchführung der These bestimmt war, die betreffende Materie vollständig zu seinem geistigen Eigentume gemacht hatte. Auch im Römischen Kollegium fand wöchentlich, und zwar am Samstage, eine solche Disputation statt, die darum sabbatina genannt wurde.

Die zweifache Tätigkeit des menschlichen Geistes, die synthetische und analytische, sollte dabei zur Anwendung kommen. In der Abhandlung, welche der Disputation vorausging, hatte der dazu Bestimmte seine Fähigkeit nachzuweisen, eine klare, geordnete, übersichtliche und streng logisch fortschreitende Entwicklung des Themas zu geben; in der darauf folgenden eigentlichen Disputation sollte er

Rechenschaft geben über die Richtigkeit seiner Begriffe und Rechtmäßigkeit der Beweise, des Materials, aus dem seine Darstellung sich aufgebaut hatte.

Am Ende des Monats wurde ein größerer wissenschaftlicher Akt abgehalten — menstrua —, der einen ganzen Tag, Vor- und Nachmittag, in Anspruch nahm. Er umfaßte alle im Laufe des Monats besprochenen Materien; der Reihe nach wurden hierfür Repräsentanten aus den verschiedenen Kollegien und Zuhörerkreisen gewählt; nicht selten traf diese Ehre Alumnen des Deutschen Kollegiums, die dann, nach überstandenen Mühen, im Hause ein kleines Benefiz erhielten. Am Ende des Jahres fanden gleiche wissenschaftliche Ringkämpfe statt, nur mit noch größerer Feierlichkeit und vor einer zahlreicheren Zuhörerschaft. Es war wahrhaftig nichts Geringes, eine solche Reihe von Thesen jedem gegenüber zu verteidigen, da die anwesenden Professoren, auch von andern Anstalten, in die Debatte eingriffen, wo dann zuweilen, bei Verschiedenheit der Ansichten, die Geister hart aufeinander platzten. Manchmal ereigneten sich hier allerdings Szenen, da die angeborne Heftigkeit des Italieners, trotz aller Disziplin, doch sich Luft machte; immer aber mußte man sich hierbei an die schönen Verse Ariosts erinnern:

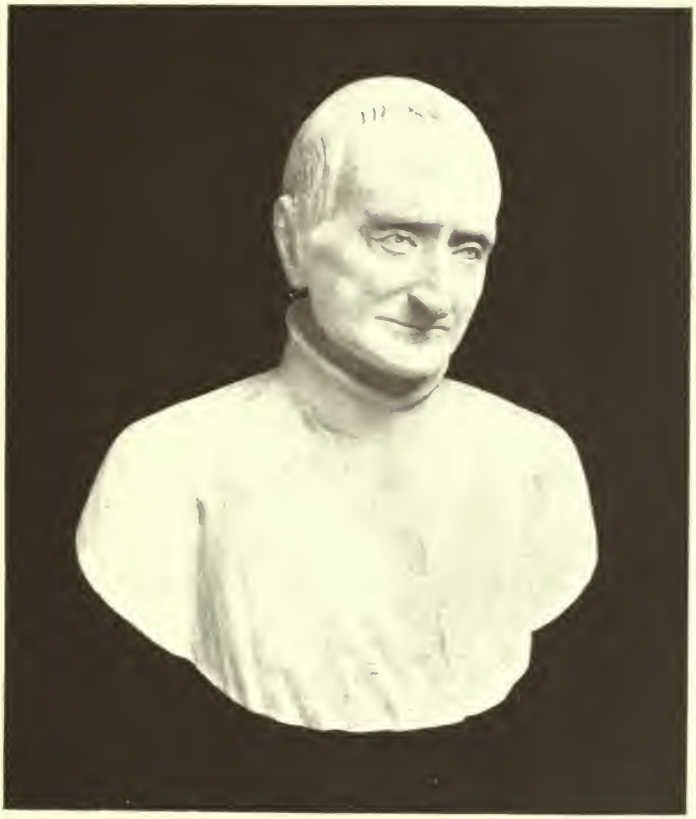
Oh gran bontà dei cavalieri antiqui!
Eran rival, eran di fe' diversi,
E si sentian degli aspri colpi iniqui
Per tutta la persona dolersi;
E pur per selve oscure e calli obliqui
Insieme van, senza sospetto aversi [1].

Christian Brentano hat in einem Briefe aus Rom vom Jahre 1825, welcher seinerzeit im ‚Katholik' erschienen war, einen solchen actus publicus geschildert:

‚Talente und Kenntnisse der studierenden Jugend machen sich besonders in den öffentlichen Disputationen kund. Diese sind allerdings etwas ganz anderes als jene unserer deutschen Universitäten.

---

[1] O großer Edelmut der alten Ritter!
Sie waren Gegner, selbst im Glauben uneins,
Und von den Kämpfen, die sie sich geliefert,
Trug mancher noch an seinem Leib die Wunden,
Und doch durch dunkle Wälder, tiefe Schluchten
Gehn ohne jegliches Mißtrauen sie zusammen.



P. Giovanni Battista Pianciani S. J.

Büste im Kolleg der Civiltà Cattolica zu Rom.

Die bedeutenderen theologischen geschehen öffentlich in der Kirche, und wer da auftreten will, muß Haare auf den Zähnen haben. Denn unter hundert und mehreren Thesen (manche schlagen deren gegen vierhundert an) einen ganzen Tag lang (so ist es Sitte) jedem Opponenten in Gegenwart der vornehmsten und gelehrtesten Männer Roms mit Ehren entgegenzustehen, ist ein Kampf, dazu man der Helden unserer gelehrten Schulen sehr wenige tüchtig finden möchte, besonders da es hier mit bloßer Räsonniererei nicht getan ist, sondern es geht alles in Schulform und verlangt stupende und prompte Kenntnis nicht nur der Schrift, sondern auch der Kirchenväter, der Konzilien, der päpstlichen Dekrete und der Kirchengeschichte. Ebenso lächerlich als armselig zeigt sich hier der Dünkel und die Verleumdungssucht so vieler Ausländer und auch leider unseres Vaterlandes, die den römischen Geistlichen und Gelehrten die Kenntnis der lateinischen Sprache und die Fähigkeit und Fertigkeit, solche zu sprechen, ableugnen; da gerade dieses einen Teil desjenigen ausmacht, was man bewundern muß. Ein junger Mann, der auf einer deutschen Universität als einer der philologisch gebildetsten jungen Leute belobt war und daselbst bald nach seiner Heimkunft Professor geworden ist, hat sich dahier auch ans Disputieren gewagt und, obgleich nur in einem Saale der Universität und nur über drei Thesen und gegen sehr wenige Opponenten, eine so schwache Figur gespielt, daß wahrlich eine römische Gutherzigkeit und Urbanität dazu gehörte, ihm die Indulgenz angedeihen zu lassen, die er genossen hat. Ich war bei der Disputation gegenwärtig, und so peinlich mir natürlich sein Zu-Schanden-werden fiel, so sehr wunderte und freute mich die ungemeine Modestie und Gutherzigkeit der anwesenden Studierenden. . . . Was wirst du aber sagen, wenn du hörst, daß dieser so schwach bestandene junge Mann nun doch dessenungeachtet über die Unwissenheit der römischen Professoren und Studierenden klagt?'

Es war dies eine Übung der Schulen in der katholischen Vorzeit, und die Erfahrung von Jahrhunderten hatte sie erprobt. In Deutschland hat man sie der falschen Methode eines ausschließlichen Kathedervortrages geopfert; wohl auch aus Bequemlichkeit und Unzulänglichkeit mancher Lehrer, deren Blick über ihr Vorleseheft nicht hinausreichte. Wer kennt diese nicht, denen der Spruch des Dichters gilt:

In meinem Revier
Sind Gelehrte gewesen;
Außer ihrem eignen Brevier
Konnten sie keines lesen.

Zwar behielt man bei den Doktorpromotionen die Disputationen eine Zeitlang noch bei, doch jetzt sind sie auch hier als ‚Zopf' großenteils beseitigt; nur wer sich als Privatdozent habilitieren will, hat noch dem Opponenten Rede zu stehen, um seine ‚Schlagfertigkeit' zu zeigen. Worin jedoch diese besteht, nachdem weder Schulung noch Übung vorausgegangen ist, läßt sich von vornherein denken.

In neuester Zeit mehren sich daher die Klagen über die mangelhafte Bildung unserer Universitätsjugend; die Zuhörer haben eben nur ‚gehört', nie aber über eine Frage ihrer Wissenschaft sich ausgesprochen. Sie haben nicht gelernt, eine wissenschaftliche These oder eine Einwendung klar, bestimmt, richtig aufzufassen und wiederzugeben, noch weniger aber, sie gründlich und überzeugend zu widerlegen. Daher die von so vielen Seiten her beklagten traurigen Resultate der Endprüfungen. Man hat die schreienden Mißstände gefühlt und für die einzelnen Fächer Seminarien gegründet; hier tritt der Professor in unmittelbare Berührung mit seinen Zuhörern, diese werden wieder Schüler und er recht eigentlich Lehrer. Die allgemeine Verbreitung, der sich das Institut der Seminarien erfreut, ist der beste Beweis, daß es mit der rein akroamatischen Methode nichts ist. Sie haben viel Gutes; das aber leisten sie doch nicht, was die Disputatorien leisten, weil diese den jungen Studierenden ganz auf sich selbst stellen und so die eigene Forschung in hohem Maße anregen und fördern.

Wenn ich diesen wissenschaftlichen Übungen beiwohnte, konnte ich mir nicht versagen, über die doppelte, scheinbar entgegengesetzte Wirkung derselben meine Betrachtung anzustellen. Eine solche große öffentliche Disputation war damals wie ein Ereignis; nicht bloß Studenten und Professoren des Faches wohnten bei, sondern die höchsten Autoritäten, Kardinäle, Erzbischöfe, Professoren verschiedener Institute und Orden, fanden sich ein; der Raum war festlich geschmückt, Lorbeergewinde hauchten einen würzigen Duft; bei Akten aus der Philosophie, welche manchmal auch über höhere Mathematik, Astronomie, Physik sich verbreiteten, pflegten viele Koryphäen aus dem Zivil- und Militärstand, zum Teil in glänzender Uniform, zu

P. Matteo Liberatore S. J.

Gemälde im Kolleg der Civiltà Cattolica zu Rom.

erſcheinen. Und das alles, wem gilt es? Einem unbekannten Jüngling aus fernem, fremdem Land. Schüchtern ſehen wir ihn hereintreten, von ſeinen Lehrern geleitet; er trägt vielleicht den roten Talar des Germanikers mit ſchwarzem Gürtel, oder den violetten des Schotten, oder die einfache Soutane des Engländers, oder den ſchwarzen Rock des Städters. Nun ſteht er auf der Eſtrade; nicht ohne Bangen ſchweift ſein Blick über das zahlreiche, glänzende Auditorium hin; der neben ihm ſitzende Profeſſor ruft ihm leiſe einige Worte zu; wir können uns ihren Inhalt denken. Er ſpricht ihm Mut in die Seele; confortare et esto vir![1] hat er vielleicht geſagt. Der junge Menſch — noch iſt er leichenblaß — wendet ſich dankbar zu ihm hin und lächelt.

Zuerſt hat er einen kurzen einleitenden Vortrag zu halten, zur Begrüßung der Verſammelten, zur Orientierung über den Inhalt ſeiner Theſen. Anfangs etwas belegt und weniger klar, hebt ſich mehr und mehr ſeine Stimme; die Wangen röten ſich, immer lauter, ſtärker, ſicherer wird ſein Organ; ſein Latein iſt untadelhaft. Noch mehr iſt jetzt die Erwartung geſpannt. Auf ſeine Einladung zur Oppoſition tritt einer auf aus der Mitte der Verſammlung; alle Augen wenden ſich nach ihm hin. Ein Ah! geht durch die Reihen; der Opponent iſt ein durch ſeinen Scharfſinn und ſeine Gelehrſamkeit hervorragender Theolog; vielleicht gehört er einer andern Lehranſtalt, einem andern Orden an als Profeſſor des Faches. Wer den jungen Mann in dieſem Augenblick genau beobachtet, wird ein leiſes Zucken über ſein Geſicht fliehen ſehen. Doch alsbald bewahrt er wieder ſeine Ruhe. Der Opponent nennt die Theſe, die er gewählt hat; alle ſchlagen nach, man hört das Rauſchen der Blätter, welche das Verzeichnis der Theſen enthalten. Mit geſpannter Aufmerkſamkeit horcht die Verſammlung; ruhig, aber wenn möglich noch aufmerkſamer, hört der Defendent die Einwendungen an. Nun hat er das Wort. Zuerſt wiederholt er alles, was ſein Gegner vorgebracht hat; alles, nichts ſetzt er hinzu, nichts läßt er hinweg, mit denſelben Worten, mit denen dieſer es vorgetragen hat. Dann antwortet er. Was wahr iſt, gibt er zu, concedo; was falſch iſt, leugnet er, nego; was nicht ganz falſch, aber auch nicht ganz wahr iſt, wie die meiſten vagen, allgemeinen, unbeſtimmten Behauptungen, wie die meiſten und ver-

[1] Faſſe Mut und ſei ein Mann!

breitetsten Irrtümer — ‚viel Irrtum und ein Quentchen Wahrheit' —, das unterscheidet er, sondert, sichtet er, den Irrtum von der Wahrheit, distinguo.

Aber sein Gegner beruhigt sich dabei nicht. Er schreitet vor; immer weiter, immer tiefer geht er auf den letzten Grund, in das Innerste der Frage ein; immer schärfer wird sein Angriff, doch immer überraschender und auch treffender die Antwort, immer feiner die Unterscheidung. Es ist wie ein Gefecht mit blinkenden Stahlwaffen; ein Sprühen von Geist, Scharfsinn, Gedankenblitzen mitten unter dem schweren Geschütz von Erudition, das von beiden Seiten ins Feld geführt wird. Endlich stellt der Opponent zum letzten entscheidenden Angriffe noch eine Reihe von Gegenbeweisen wie eine Sturmkolonne zusammen. Der Verteidiger führt sie einzeln der Reihe nach an, dann löst er einen nach dem andern.

Tief aufatmend steht er da; einen Blick wirft er seinem Lehrer zu; dieser winkt freundlich mit den Augen. Aber der Kampf ist noch lange nicht zu Ende. Doch der Defendent ist nun mutiger geworden, und diese Zuversicht hält den erschöpften Körper, die ermattende Geisteskraft aufrecht. Ein zweiter Opponent tritt auf, ein dritter. Nur der Mittag macht eine Pause; dann beginnt die Disputation von neuem. Erst spät am Abend ist der Schluß; freudiges Händeklatschen belohnt seinen jahrelangen Fleiß. Das kleine Fieber, das ihn vielleicht des andern Tages befällt, achtet er nicht; er ist doch glücklich, denn er hat seinen Obern Freude gemacht, seinem Vaterlande Ehre gewonnen und sich selbst Wissenschaft.

Kann es eine größere, des jungen Mannes würdigere Auszeichnung geben als eine solche, wie wir sie eben geschildert haben? Gewiß nicht. Und dabei bleibt ihm dennoch die Gefahr der Überhebung, des Stolzes ferne. Wenn er sich in dem engen, beschränkten Kreise einer kleinen Anstalt bewegen würde, dann möchte die Versuchung hierzu wohl befürchtet werden. Denn, wie Swetchine mit Recht bemerkt: La plus dangereuse flatterie est l'infériorité de ceux qui nous entourent![1] Das fiel nun hier, für Lehrer sowohl wie für Schüler, notwendig hinweg. Jenes sich vordrängende, selbstgefällige, alles wissen wollende, alles bekrittelnde Wesen, das nicht selten anderswo so sehr uns abstößt, fand ich nicht. Jeder, Lehrer

[1] Nichts schmeichelt unserer Eitelkeit mehr als eine mittelmäßige Umgebung.

wie Schüler, hatte in seiner nächsten Nähe ebenbürtige und selbst überlegene Kollegen; jedes Hinausschreiten über die ihm gezogene Grenze andern gegenüber hätte ihm alsbald eine empfindliche Zurückweisung zugezogen. Denn nichts war so sehr geeignet, einem jeden die Schranken und die Unzulänglichkeit seines Wissens zum Bewußtsein zu bringen, als die öffentliche Disputation.

Der Natur der Sache nach wurden nicht alle für derartige größere öffentliche Disputationen bestimmt; die Lehrer selbst wählten häufig jene aus, welchen sie die Verteidigung ihrer Thesen anvertrauten. Bei den Übungen im Hause dagegen wurde kein Unterschied gemacht, wie denn auch alle ohne Ausnahme dieselben Vorlesungen besuchten. Wohl wurde auch damals an der Universität eine sog. Theologia dogmatica abbreviata vorgetragen für jene, welche dem ganzen Kurs von vier Jahren mit zwei Vorlesungen täglich über Dogmatik aus besondern Gründen nicht zu folgen imstande waren; doch erinnere ich mich nicht, daß auch nur ein einziger aus dem Deutschen Kollegium dieselbe gehört hätte. Wohl gingen auch von uns manche früher ab, wenn Priestermangel in der betreffenden Diözese oder sonstige Verhältnisse sie nach Hause riefen; auch haben nicht alle um den höchsten Preis ihrer Studien, den Doktorgrad, gerungen. Aber die Gelegenheit und Aufforderung war allen geboten, keinem wurde von vornherein ein geringeres Maß von Unterricht zugemessen, für alle vielmehr war die Möglichkeit vorhanden, sich zu entwickeln und so weit, als sie konnten, sich wissenschaftlich auszubilden. Es ist ja ohnehin immer schon gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen und nicht eine Überproduktion von gelehrten Theologen befördert wird. Gar mancher entwickelt sich überhaupt erst später, leistet dann aber um so Gediegeneres; frühreife Talente schießen rasch auf wie der Schwamm im Walde über Nacht; aber ebenso schnell verkümmern sie auch. Die alte Erfahrung von den Wunderkindern bewährt sich immer aufs neue:

Das Wunder ist verschwunden,
Das Kind nur ist geblieben.

Am Schlusse eines jeden Semesters fanden strenge Prüfungen statt; die Basis für die Notenskala war die mediocritas, Mittelmäßigkeit, was nichts weniger als schmeichelhaft war. Superavit[1], dem manchmal ein bene oder egregie beigefügt wurde, bildete die

[1] Er hat die Mittelmäßigkeit überschritten — bzw. gut oder vortrefflich.

erste Note; attigit[1], manchmal mit dem Beisatze vix, die zweite; non attigit die dritte. Es bildet dies eine eigentümliche Illustration zu dem anderswo üblichen Notensystem mit seiner sechsfachen Abstufung, wo man mit der Note ‚sehr gut' schon sehr übel gezeichnet ist. Das Resultat der Prüfung wurde nicht öffentlich bekannt gemacht; nur dem Betreffenden teilten es die Obern mit unter Ausdrücken der Anerkennung, oder auch, wo es notwendig war, zu größerem Fleiße mahnend. Man wird den Zug von zarter Rücksicht und Humanität nicht verkennen, der in dieser Schonung des Ehrgefühles der einzelnen sich ausspricht.

Von großem Segen für den Betrieb der Wissenschaft war die Tätigkeit des Studienpräfekten. Zu jener Zeit hatte Carlo Passaglia († 1887) dieses Amt bei den Theologen; er war noch ein ziemlich junger Mann, am Ende der zwanziger Jahre; aber seine hohe, kräftige Gestalt, kühne Adlernase, scharfblickenden Augen, eine ungemeine Energie in seinem ganzen Wesen ließen in ihm alsbald eine nicht gewöhnliche Erscheinung erkennen. Er hatte noch wenig veröffentlicht, nicht einmal dem Namen nach war er mir vorher bekannt. Doch schon in den ersten Monaten meines römischen Aufenthaltes schrieb ich an einen befreundeten, nun längst verstorbenen Professor der Theologie: ‚Gott erhalte Passaglia; wenn er am Leben bleibt, wird er Großes leisten.' Aber ich darf nicht vergessen, hinzuzufügen, daß einer meiner Freunde, mit dem ich bei der Abreise von Rom bei ihm mich verabschiedete, bemerkte: ‚Er wird noch manche Kämpfe zu bestehen haben.' Uns beide, den seligen Professor Denzinger und mich, die wir miteinander eingetreten waren, behandelte er in eigentümlicher Weise; zuerst hart und streng, ließ er uns bei jeder Gelegenheit unsere Schwächen und die Lücken in unserem Wissen fühlen. Jener war damals schon ordnungsmäßig promovierter Doktor der Philosophie, was zu damaliger Zeit mehr besagte als jetzt, nämlich eine Prüfung aus sämtlichen Hauptfächern, Physik, Mathematik und Astronomie nicht ausgenommen; auch hatte er bereits einige Schriften veröffentlicht. Vielleicht wollte er so jeden Dünkel uns austreiben, wozu wir ohnehin uns immer weniger versucht fühlten. Später dagegen wurde er äußerst freundlich und nahm sich unser in besonderer Weise an. Passaglia verstand es wie wenige, die schwierigsten Fragen

[1] Er hat die Mittelmäßigkeit erreicht — bzw. kaum oder nicht.

Kardinal Camillo Tarquini S. J.

Büste in der Gregorianischen Universität zu Rom.

klar und präzis darzulegen, auf den Kernpunkt hinzuweisen, alles Nebensächliche reinlich auszuscheiden und unsern Studien neue Impulse und die geeignete Direktive zu geben. Da ihm die deutsche Sprache nicht geläufig war, so verkehrte ich viel mit ihm, um ihn mit dem wesentlichen Inhalte deutscher Werke bekannt zu machen; hierbei fehlte es nicht, daß er viele und höchst lehrreiche Bemerkungen an das Gehörte knüpfte. Eine Reihe von Fragen, deren Beantwortung ich nicht finden konnte, hatte ich aus Deutschland mitgebracht; von großem Interesse war es mir daher, zu erfahren, welche Anschauungen hier über diese Materien maßgebend waren. Lange Jahre hatte es bedurft, bis ich so manche meiner früheren Ansichten fallen ließ. Als später in den sechziger und siebenziger Jahren dieses (19.) Jahrhunderts manche theologische Fragen, namentlich zuletzt das Infallibilitätsdogma, so viel Staub aufwirbelten, konnte ich mich über die dabei an den Tag tretenden Mißverständnisse selbst bei höchst würdigen und hochgebildeten Männern gar nicht wundern; das alles hatte ich fast ein Menschenalter früher so ziemlich selbst innerlich durchgemacht.

Passaglia habe ich es auch zu danken, daß ich bei allem Widerwillen, den ich lange nicht überwinden konnte — weil ich nur eine entartete, nicht die klassische Scholastik kennen gelernt hatte —, dennoch mich in das mare magnum[1] der scholastischen Theologie hineinstürzte mit ihrer anfangs mir so fremden Sprache und anscheinend ungenießbaren Methode.

Trotz meines Sträubens und Bittens hatte er mich nämlich für eine der größeren Disputationen bestimmt, und die Thesen, welche zur Verteidigung kamen, konnten nicht behauptet werden ohne hinreichende Kenntnis der Anschauungen der Scholastiker auf diesem Gebiete; es handelte sich um die schon von Anselm von Canterbury eingehend besprochene Satisfaktionstheorie. Die ersten Wochen der Vorbereitung war ich noch rat- und hoffnungslos; doch allmählich hatte ich mich hineingearbeitet. Der glückliche Erfolg ermutigte mich; zuletzt betrieb ich dieses Studium mit wahrer Lust und hatte bis zu Ende meines Aufenthaltes in Rom neben manchem andern Thomas und seine Kommentatoren fleißig gelesen. Eine Schwierigkeit blieb mir allerdings, über welche auch Rom mir nicht hinweghelfen konnte:

[1] Die hohe See.

Wie hast du es nun anzufangen, um die Resultate dieser Arbeiten in deutscher Sprache richtig, klar, im Geiste unserer Bildung und Sprache wiederzugeben? In Versuchen, diese Aufgabe zu lösen, sind mir dann später viele Jahre dahingegangen.

Auch nach einer andern Richtung wirkte Passaglia förderlich auf unsere Studien ein. Die Untersuchung über die alten lateinischen Bibelübersetzungen vor Hieronymus hatte ihn vielfach beschäftigt; sie war ausgedehnter Natur und forderte eingehende Vergleichung sämtlicher in der kirchlichen Literatur vorfindlichen Bibeltexte in lateinischer Sprache. Zu diesem Zwecke stellte er mir die reiche Bibliothek des Profeßhauses zur Verfügung; einige Zeit hindurch brachte ich jeden Sonntag von frühmorgens bis zum Abend in derselben zu, nicht ohne Förderung in der Kenntnis der altchristlichen Literatur. Seine Vertrautheit mit der Literatur der Dogmatik setzte ihn in den Stand, uns für jede Materie die besten Autoren zu bezeichnen, nicht selten solche, deren Namen ich vorher nie gehört hatte. In neuerer Zeit ist allerdings diese Unkenntnis der großen Theologen der Vorzeit nicht mehr in solcher Weise verbreitet wie ehedem, und ihre Geistesschätze sind uns durch so manche Arbeiten der letzten Jahrzehnte wieder erschlossen worden.

Einige Jahre später wurde Passaglia Professor am Römischen Kollegium, wo ich noch ein Semester hindurch seine Vorlesungen hörte. Doch den Gewinn, den ich im Privatverkehr von ihm empfing, bot seine Wirksamkeit als öffentlicher Lehrer mir nicht. Die überreiche Erudition, die er seinem Vortrage einflocht, die sehr eingehende Behandlung aller Einzelheiten von untergeordneter Bedeutung, besonders aber das Breitspurige seiner Diktion, die immer wie in faltenreicher römischer Toga einherschritt, ließ mich das Kernige und Fruchtbringende seiner vertrauten Unterredung vermissen.

Nach dem Gesagten wird sich niemand der Überzeugung verschließen können, daß im Deutschen Kollegium in Rom viel, sehr viel, von einzelnen vielleicht zu viel, weil zum Nachteile der Gesundheit, studiert wurde; das Wort des hl. Franz von Sales, welcher die Wissenschaft das achte Sakrament des Priesters nennt, ist hier gewiß nicht vergessen worden.

IX.

Wer das Leben in den Priesterbildungsinstituten kennt, dem wird sich bald eine zweifache Strömung unter den daselbst versammelten

Jünglingen bemerkbar machen. Die einen zeigen eine ausgesprochene Neigung für wissenschaftliche Bestrebungen; die andern dagegen wenden sich mit Vorliebe den Funktionen des Gottesdienstes und Übungen der Andacht zu. Beide Richtungen sind in der ursprünglichen Anlage und Charaktereigentümlichkeit der Alumnen begründet und eben darum an sich vollkommen berechtigt, solange sie sich nicht einseitig und ausschließlich zu entwickeln streben, der eine nicht über seinen Studien die Freude am Gebete verliert und den Dienst im Heiligtume flieht, der andere nicht vergißt, daß auf den Lippen des Priesters die Weisheit wohnen soll, und daß die Gegenwart mehr als je gründliche Kenntnisse von ihm verlangt. Wie darum die Studienpräfekten die wissenschaftlichen Bestrebungen, so hatte der Spiritual im Deutschen Kollegium die asketische Bildung der ihm anvertrauten Jugend zu leiten; bedarf doch diese letztere ebenso und vielleicht noch dringender einer besondern Pflege als die wissenschaftliche, soll sie nicht in leeres Formenwesen, Gefühlsschwärmerei und Mystizismus ausarten, sondern auf Grund der bewährten Prinzipien, wie sie die Kirche und die großen Geisteslehrer aufgestellt haben, sich entwickeln und darum auch an Leib und Seele gesunde Priester bilden. Wer kennt nicht die zahlreichen, höchst beklagenswerten Verirrungen auf diesem Gebiete in älterer und neuerer Zeit? Auch der Eifrigste und persönlich Frömmste kann nicht fördernd hier eingreifen, wird vielmehr größeren Schaden stiften als Nutzen, wenn ihm nicht Erfahrung und Menschenkenntnis zur Seite stehen, und wenn er nicht selbst tiefe Blicke in die Wissenschaft der Heiligen getan hat.

In den letzten Jahren meines Aufenthaltes war zur Übernahme dieses Amtes ein Deutscher in das Kollegium gekommen, F. X. Huber, ein geborner Münchener, eine Seele so gut, so treu, so lauter wie Gold; bis zu seinem Tode, viele Jahre hindurch, hat er in ihm zu großem Segen des Hauses gewirkt. War der Rektor der Vater des Hauses, so konnte man ihn mit Recht als die Mutter der Alumnen bezeichnen, die mit gleicher, nie ermüdender, aufopfernder, geduldiger Liebe alle umfaßte und für deren leibliches wie geistliches Wohl Sorge trug. Er war die Seele des inneren religiösen Lebens im Alumnat; still, anspruchslos, unscheinbar in seinem ganzen Wesen, ungesehen und von der Außenwelt unbeachtet in seinem Wirken, hat er einen großen, nachhaltigen Einfluß geübt.

Wie in ſtiller Nacht der Tau zur Erde fällt und die Fluren tränkt, ſo fiel ſein Wort, ſtill und leiſe zu den einzelnen geſprochen, belebend und befruchtend in ihre Seelen; und ein Friede wie der Friede Gottes ging von ihm aus. Wie ich ſchon früher bemerkte, hatte das Kollegium nur wenige gemeinſame religiöſe Übungen; Gebet, Leſung, Betrachtung, alles war der Selbſttätigkeit der Mitglieder überlaſſen; aber an dem Spiritual hatte jeder einen Seelenfreund, der ihn kannte, oft beſſer als jener ſich ſelbſt; dem er ſich ganz und ohne Rückhalt offenbaren konnte; wo er Rat in ſeinen Zweifeln, Troſt in Trauer, Kraft bei Zaghaftigkeit, Mut in allen ſchweren Stunden ſchöpfen konnte und ſollte.

Möhler ſpricht einmal im Hinblick auf die Wirkung des Chriſtentums in den Gemütern der Neubekehrten einen ſehr wahren Gedanken aus. ‚Alles‘, ſagt er, ‚was mit großer Begeiſterung aufgenommen wird, iſt bei ſeinem Beginne Einſeitigkeiten und ſelbſt Übertreibungen ausgeſetzt. Was dagegen auf dem Gebiete des geiſtigen und ſittlichen Lebens bei ſeinem Beginne ſchon mit aller möglichen Beſonnenheit hervortritt und dem erwachten praktiſchen Verſtande, deſſen Intereſſe es iſt, für eine gleichmäßige Ausbildung aller Kräfte und Richtungen des Menſchen zu ſorgen, keine Veranlaſſung darbietet, ſich zu ärgern und über die untergeordnete Stellung, die er dabei einnimmt, zu ſeufzen, wird zwar niemals Exzeſſe begehen, aber auch zu fortwährender Ohnmacht und Freudeloſigkeit verurteilt ſein.‘ Möhler wendet dieſen Satz auf das alte Mönchtum an; aber er gilt auch für die Entwicklung des geiſtlichen Lebens in einem jeden. Der Strom, der nun tief und voll durch die Lande geht und mächtige Schiffe auf ſeinem Rücken trägt, war zuerſt in überſchäumender Kraft aus dem Felſen hervorgebrochen und in toſenden Wellen über das Geſtein ins Tal hinabgeſtürzt; wäre er gleich zu Anfang ſo ruhig gefloſſen, es wäre ein Sumpf daraus geworden. Wo ein neues Leben urkräftig aus dem tiefen Grund der Seele quillt, wird es mehr oder weniger dem ähnlich ſein. Hier war es nun die Aufgabe des Spirituals, leitend, regelnd, mäßigend einzugreifen, zumal da die meiſten der Alumnen, von beſtem Willen erfüllt, mehr des Zügels bedurften als des Spornes; Auswüchſe jugendlichen Übereifers ſollte er abſchneiden, der ſo leicht, einem natürlichen Geſetze gemäß, früh oder ſpät eine Reaktion hervorruft, allem Ordnung und Maß verleihen.

Der Natur der Sache nach kann ich über die religiös-sittliche Seite unseres Lebens im Kollegium nicht viel berichten; sie liegt bedeckt unter dem Schleier eines in Gott verborgenen Wandels, unbekannt der Welt und mit der Welt. Das Zeugnis aber haben auch die Feinde des Kollegiums ihm öffentlich gegeben: es herrschte in ihm ein ungemein ernster, frommer, religiöser Sinn, eine über die Maßen gehobene Sittlichkeit, nie hat auch nur ein Schatten die fleckenlose Reinheit seines Rufes getrübt. Es war dies die Frucht eines Lebens in steter Arbeit, rastlosem Streben nach Vervollkommnung, in Sammlung und Gebet.

Domus hac nec purior ulla est[1].

Die Gesamtleitung des Kollegiums war einem Rektor unterstellt, der besonders für die Angelegenheiten der Hauswirtschaft einen ‚Minister' zur Seite hatte. In den ersten Jahren war Alois von Landes Rektor, eine hohe, imposante Gestalt, deren Anblick schon Ehrfurcht, Liebe und Vertrauen einflößte; Steinle hat ihn gezeichnet, während jener, in der Kirche betend, sich unbeachtet glaubte. Er stand bereits im hohen Greisenalter und hatte lange Jahre seiner besten Manneskraft in Rußland zugebracht; wo man ihn jetzt nur erblickte, auf den Gängen, in der Kirche, auf seinem Zimmer — immer war er im Gebete. Als Vorstand eines Kollegiums in Galizien hatte Landes den noch jugendlichen Anton Günther ins Noviziat aufgenommen, der jedoch nach nicht langer Zeit wieder austrat. ‚Nach allem', berichtet Knoodt in der Lebensbeschreibung dieses Philosophen, ‚was Günther über Landes mitteilte, war dieser ihm mit väterlichem Wohlwollen zugetan.'

Einmal erzählte ihm ein Alumnus von der pantheistischen Strömung, die damals in Deutschland herrschte. Da blickte er nachdenkend diesen einen Augenblick an, dann erhob er sich rasch, wie von einem mächtigen Gedanken durchdrungen, und sagte tiefernst: ‚Nicht wahr, wir sind keine Götter!' Dieser eine Zug charakterisiert ihn.

Im zweiten Jahre meines Aufenthaltes starb er an Altersschwäche. Ich hatte das Glück, ihn in seiner Krankheit viel besuchen und die zwei letzten Nächte vor seinem Tode bei ihm wachen zu dürfen. Wie er im Leben war, so war er auch im Sterben. Er starb den

[1] Kein Haus ist reiner als dieses.

Tod des Gerechten; sein Andenken wird im Segen bleiben von Geschlecht zu Geschlecht.

Sein Nachfolger wurde Augustin de Lacroix, ein geborner Flamländer, der seine höheren Studien in Deutschland gemacht hatte. Er war ein ausgeprägter Charakter, ruhig, nüchtern, gemäßigt in allem, und stand bei Papst Gregor XVI. in hohem Ansehen. Sein Lieblingsspruch war: ‚Darüber wollen wir erst einmal schlafen‘; dies war die stete Antwort auf alle Bitten, Vorschläge, Wünsche, die man an ihn brachte. Alles exzentrische Wesen, alle bloße Gefühlsfrömmigkeit, alle kleinlichen und äußerlichen Andachtsübungen widerstrebten dem geraden, einfachen, eminent praktischen Manne, dem, da er in verschiedenen Kongregationen Konsultor war, viele Erfahrung zur Seite stand. Alles geduckte Wesen und Augenverdrehen haßte er; um so lieber aber war ihm Frohsinn und heitere Jugendlust, selbst wenn sie nach den beschränkten Begriffen mancher nicht klerikal genug erschienen. Daß er jeden kannte, daß keine Unordnung ihm verborgen blieb, wußten alle; aber es war keine Allregiererei, kein stetes Tadeln und Befehlen, kein mißtrauisches, erniedrigendes Überwachungs- und Spürsystem. Sein Fach, in dem er wie nicht leicht ein zweiter durch Kenntnis und Urteil hervorragte, war die Moraltheologie; er schätzte die Formen und Formeln dieser Disziplin, aber er wollte das Leben nicht in Formeln einschnüren; diese seien Sache der Schule, meinte er, aber im Leben gestalte sich alles so mannigfaltig. Er war ein gesuchter Beichtvater, sicher, bestimmt, milde; nur gegen Skrupulanten konnte er scheinbar hart sein; er hat sie aber auch meistens geheilt. Männer aus allen Ständen, Priester jeden Ranges, Bischöfe und Kardinäle hatten ihn zu ihrem Gewissensrat. Nie habe ich ihn erzürnt gesehen, nie hörte ich ihn klagen; selbst bei dem größten Andrang der Geschäfte blieb er ruhig und gelassen und erledigte eines nach dem andern. Um in dieser Beziehung geordnet verfahren zu können und nichts zu vergessen, hatte er eine Menge Zettelchen, mit Marmorstückchen beschwert, auf seinem Tische liegen, auf denen jede Angelegenheit bezeichnet war.

Das einfache, echte, kernige Christentum sollte gepflegt werden, sagte er mir mehr als einmal; alles Haschen und Jagen nach Außerordentlichem sei vom Übel und voll von Täuschungen und Gefahren. Nur erprobte Erbauungsbücher sollten gelesen werden; Werke, welche

Rektor P. Alois von Landes.
Nach der Zeichnung von Steinle.

das Gebiet der Mystik berühren, sah er nicht gern in unsern Händen. Die Jugend, sagte er, sei ohnehin noch zu sehr von der Phantasie beherrscht und zu Schwärmerei geneigt, wodurch sie leicht auf Abwege gerate. Bücher, welche von Offenbarungen und Visionen frommer Personen handelten, zumal solche, welche noch nicht von der Kirche gutgeheißen waren, riet er nicht als Lektüre an. Überhaupt war er in diesem Punkte sehr schwergläubig und in seinem Urteile zurückhaltend.

Ebenso maßvoll war er in allem, was die Tätigkeit in der Seelsorge betraf. Alles Überstürzen, alles Gewaltsame war ihm vom Übel; wiederholt warnte er vor den vielen neuen Andachten, die man namentlich von Frankreich her einzuführen suchte; er betonte, daß man das erprobte Alte pflegen, nicht aber nach Weiberart immer nach Neuem trachten solle, was zur Pflege einer gesunden Frömmigkeit nichts weniger als förderlich sei. Nachdrücklichst forderte er auf zur Pietät althergebrachten Bräuchen und Übungen gegenüber, welche in den deutschen Diözesen beobachtet werden, und warnte ernstlich vor der Sucht namentlich jüngerer Priester, die, wo sie erscheinen, alsbald ändern und reformieren wollen. Es sei verkehrt, bemerkte er, die römische Liturgie ohne Rücksicht auf das bisher Bestehende überall in Deutschland einführen zu wollen; es könne dies ohne Beunruhigung und ohne Verwirrung der Gemeinden kaum geschehen, sei auch überhaupt nicht Sache des einzelnen, sondern der rechtmäßigen kirchlichen Behörde, und erfordere große Umsicht und Klugheit.

Dabei war es sein unerschütterlicher Grundsatz: Das Gute wächst im Stillen und ohne Geräusch. Er liebte es darum nicht, was zur Förderung des kirchlichen Sinnes in katholischen Kreisen geschah, alsbald in die Öffentlichkeit zu bringen; noch weniger aber konnte er sich mit jener Verquickung der Politik und Religion einverstanden erklären, wie sie damals noch bei den Legitimisten in Frankreich sich fand, wo die Religion für die Fehler der Politik büßen mußte und die politische Parteistellung den Mangel eines echt christlichen Lebens nicht ersetzen konnte. Leute dieser Richtung suchen dann nicht selten ihrer korrekten Gesinnung dadurch Ausdruck zu geben, daß ihnen kein Priester kirchlich genug, kein Orden streng genug und schier der Papst selbst nicht katholisch genug ist. Als bei Gelegenheit der achttägigen Feier der Erscheinung des Herrn der schwärmerische P. Ventura in der Kirche Sant' Andrea della Valle öffentlich von der

Kanzel herab weissagte, in fünfzig Jahren werde in der Paulskirche zu London das Hochamt gefeiert werden, so rasch seien die Fortschritte der katholischen Kirche in England, da sprach sich Lacroix über solche Rodomontaden sehr scharf aus. Dergleichen Reden, meinte er, wie sie auch später in Genf gehalten wurden, seien nur geeignet, die Protestanten aufmerksam zu machen, ihren Widerstand hervorzurufen und den stillen, ruhigen Gang der Bekehrungen zu hemmen. Die damals schon in Frankreich und jetzt auch in Deutschland sich verbreitende Gewohnheit, alle, die auf katholischem Gebiete sich versucht hatten, alsbald in den Blättern als Größen und Berühmtheiten zu feiern, verwarf er durchaus. Er wiederholte oft die Mahnung, welche der hl. Maximus ausspricht: Ne laudes hominem in vita sua, lauda post vitam, magnifica post consummationem; ne laudatum tentet elatio, laudantem adulatio[1]. Als wir einmal ein schönes Fest gefeiert, und Hofrat Phillips, der mit fremden Gästen ihm beigewohnt hatte, sich sehr befriedigt äußerte und seine Absicht kundgab, einen Bericht über dasselbe in die ‚Historisch-politischen Blätter' einzusenden, bat er ihn dringend, davon abzustehen. ‚Wir wollen im Stillen wirken', fügte er bei, ‚dann wird mehr Segen darauf ruhen.'

Bei aller Einfachheit und Anspruchslosigkeit seines Wesens bewegte er sich in edeln Formen und verlangte sie auch von andern. Einmal beauftragte er mich, einige Herren und Frauen aus Deutschland, welche die Villa San Saba besuchen wollten, dort zu empfangen und ihr Führer zu werden. Als ich wegging, gab er mir noch die Mahnung mit: ‚Benehmen Sie sich gut und zuvorkommend.'

Für die Direktion des Hauses bestand nichts weniger als ein System der Zentralisation, das alle Gewalt in eine Hand legte; vielmehr ward man die Tätigkeit des Rektors kaum gewahr; sie bestand eigentlich nur in der Oberaufsicht, und wohl im Hinblick auf das Wort des Tacitus: Plurimae leges, pessima respublica[2], bildeten nur wenige Paragraphen den ganzen Inhalt der Satzungen. Sämtliche Alumnen waren in zwei Gruppen — camerate — eingeteilt, welche in der Regel auch bei Tisch, in den Erholungsstunden und

[1] Lobe den Menschen nicht in seinem Leben, lobe ihn nach seinem Tode, damit nicht dem Gelobten die Versuchung des Stolzes und dem Lobenden jene der Schmeichelei naht.

[2] Je mehr Gesetze, desto schlechter die Republik.

auf Spaziergängen streng geschieden blieben; nur bei gewissen festlichen Gelegenheiten kamen alle zusammen. Ein Präfekt, aus den ältesten Alumnen gewählt, stand an der Spitze einer jeden Abteilung mit ziemlich weitgehenden Vollmachten bezüglich der disziplinären Verhältnisse; er war das Organ des Rektors, brachte die Wünsche aller an ihn und verkündete dessen Aufträge.

In dieser Eigenschaft hatte ich täglich nach Tisch dem Rektor auf seinem Zimmer Bericht zu erstatten und seine Befehle entgegenzunehmen. Da nun dieser wegen seiner vielen Arbeiten in den Kongregationen und als gesuchter Beichtvater oft und verschieden beschäftigt war, so mußte ich vor der Türe warten, manchmal recht lange, bis die Besuche sich entfernt hatten. Mich schmerzte die kostbare Zeit, die ich zu versäumen wähnte, und so wurde ich denn in meinen Gängen zum Rektor nachlässig. Eines Tages — gerade gingen wir stillschweigend zu dem ebener Erde liegenden Speisesaal hinab — kam er aus seiner Türe heraus, faßte mich am Arme und sagte leise und in freundlichem Tone: ‚Liebster, Sie kommen ja so selten!‘ Ich verstand den Wink und kam wieder fleißiger.

Nach und nach fiel ich aber doch wieder in meinen früheren Fehler zurück, zumal da die Schlußprüfungen bevorstanden. Da klopfte es eines Nachmittags im Hochsommer an meiner Türe; der Rektor trat ein. Ich eilte ihm entgegen, nicht ohne eine gewisse Befangenheit; denn er war gewohnt, nur bei besondern Anlässen oben in unsern Stockwerken sich zu zeigen. ‚Was machen Sie, Liebster?‘ fragte er mich freundlich. — ‚Ach, P. Rektor‘, antwortete ich etwas erleichtert, ‚ich habe so viel Arbeit‘, und deutete dabei auf einen Band von Petavius, der gerade vor mir lag. — ‚Das ist ja recht schön‘, versetzte er, ‚aber nun nehmen Sie Ihren Überwurf und begleiten Sie mich.‘ So mußte ich denn mit ihm gehen durch die Straßen der ausgedehnten Stadt; bald da bald dort hatte er ein Geschäft zu besorgen, während dessen er mich vor den Türen warten ließ. Als wir mit Einbruch der Nacht nach Hause gekommen waren, sagte er: ‚Morgen um 20 Uhr (4 Uhr nachmittags) kommen Sie wieder.‘ Ich kam am andern Tage, und wieder ging es viele Stunden lang durch die Stadt. Als er mich dann am Abend entließ, sagte er ganz freundlich: ‚Liebster, man muß studieren, aber auch den Rektor nicht vernachlässigen.‘

Dieser eine Zug möge genügen, um das ganze Wesen dieses Mannes zu kennzeichnen und zugleich den Geist, in welchem er das Kollegium leitete. Gerade zu jener Zeit waren Eisenbahnen, Telegraphen, Daguerreotypie, die Vorläuferin der Photographie, daran, die Runde um die Welt zu machen. Die römischen Kutscher hatten sich zusammengerottet und gegen den Bahnbau protestiert, da sie in ihm den Ruin ihres Gewerbes sahen. Man konnte ahnen, daß Eisenbahnen und Telegraphen eine große Umwälzung auf dem Gebiete des Verkehrslebens, selbst in der Politik hervorrufen würden, daß die Länder kleiner, die Völker sich nähertreten, die Ideen schneller sich verbreiten würden. Manche sprachen ihre Befürchtungen aus, Lacroix im Gegenteile nahm den lebhaftesten Anteil an all diesen Entdeckungen und Erfindungen. ‚Auch sie', pflegte er dabei zu bemerken, ‚müssen dem Reiche Gottes dienstbar werden; haben sie auch manches Üble in ihrem nächsten Gefolge, so werden sie schließlich doch der Kirche Gewinn bringen.' Er hatte richtig gesehen. Die Eisenbahnen haben die Reisen nach Rom erleichtert, und diese haben nicht wenig dazu beigetragen, die katholische Welt dem Papsttum zu nähern und das kirchliche Bewußtsein zu kräftigen.

Wenn Einfachsein bei edler Gesinnung Vornehmsein ist, dann war Lacroix eine wahrhaft vornehme Natur. Aber auch unter all seiner äußeren Ruhe und scheinbaren Kälte schlug ein warmes, väterliches Herz. Als ich von ihm Abschied nahm, zitterte seine Stimme vor Bewegung, und als ich ihn im Jahre 1869 zum letztenmal sah, von schwerer Krankheit auf ärmliches Lager hingestreckt, empfing er mich mit sichtbarer Freude mitten in seinen Schmerzen.

X.

Den Unterricht in der geistlichen Beredsamkeit empfingen die Alumnen des Deutschen Kollegiums nicht im Römischen Kollegium, wo eine Professur hierfür bestand, sondern zu Hause; in den letzten Jahren meines Aufenthaltes hielt Joseph Kleutgen, damals am Anfange der dreißiger Jahre stehend, Vorlesungen hierüber. Er ist durch seine zahlreichen und gelehrten Werke hinlänglich in Deutschland bekannt; damals hatte ich jedoch nicht geahnt, daß er auf dem Gebiete der Philosophie und Theologie so Bedeutendes leisten würde, da er, wie er selbst mir einmal mitteilte, sich mehr zur schönen Literatur hingezogen fühlte. Doch fesselte mich schon zu jener Zeit

die strenge Folgerichtigkeit seiner Entwicklung, die Klarheit und Durchsichtigkeit seiner Darstellung, die Sorgfalt im Ausdrucke. Mit deutschem, nie ermüdendem Fleiße verband er großen Scharfsinn und ausgebreitetes Wissen; im Umgange mit Passaglia, diesem gründlichen Kenner der Philosophie und Theologie der Vorzeit, empfing er von diesem die Anregung zu dem Werke, durch welches er sich um die katholische Wissenschaft so große Verdienste erworben hat. Als ich ihm im Jahre 1868 meine Glückwünsche deswegen aussprach, wies er mit rührender Bescheidenheit auf jenen hin, dem er so viel für seine Studien verdanke. Zum letztenmal sah ich ihn im Spätherbst 1880 zu St Anton bei Kaltern in Tirol. Leiblich war er gelähmt, aber sein Geist war frisch und rege geblieben; sein ganzes Wesen, früher mehr zurückhaltend und gemessen, war milder, zutraulicher geworden; wie eine süße Frucht, im warmen Sonnenstrahl ausgereift, erschien mir damals der edle, würdige Greis. Nicht lange darauf ist er gestorben.

Eine bekannte Erscheinung zu jener Zeit in Rom war P. Joh. Perrone, Professor am Römischen Kollegium, ein Piemontese. Als ich ihn zum erstenmal sah, erschrak ich fast, so häßlich war seine Gestalt; ein wahres Sokratesgesicht auf einem gleichfalls unschönen Rumpfe. Erst wenn er sprach, verschönerten sich seine Züge; dann konnte er zuweilen hinreißen. Er war ein positiver Theolog im Sinne der älteren Schule und verstand es, die Dogmen korrekt, klar, vollständig, gründlich darzulegen; spekulativen Fragen dagegen wich er aus, und es war ein von ihm häufig gehörtes Wort: Quidquid sit, hoc relinquimus Scholasticis[1]. Perrone war kein glänzender, aber ein gediegener Lehrer, und keiner seiner Schüler ging von ihm hinweg, ohne ihm zu großem Danke verpflichtet zu sein; er fesselte nicht durch geistreiche, kühne Ideen und elegante, gefeilte Diktion, aber er bot eine gesunde Lehre, und sein katholischer Sinn ließ ihn immer das Richtige treffen. Einfach und liebenswürdig im Umgange, als Lehrer und Schriftsteller rastlos tätig, brachte er sein Leben in ununterbrochener Regelmäßigkeit zu; sein Platz in der Bibliothek, wo er arbeitete, war durch mehr als vierzig Jahre hindurch selten leer. Bis in das höchste Greisenalter erfreute er sich einer kräftigen Gesundheit. Im Jahre 1868 sah ich ihn nach

[1] Wie es nun damit sei, mögen die Scholastiker entscheiden.

langer Zeit wieder; eben hatte er eine gefährliche Pneumonie überstanden; er war alt, sehr alt geworden, aber noch nicht gebrochen und fast noch in voller Körperkraft. Auf die Frage, wie er es angefangen, ein so hohes und gesundes Alter zu erreichen, wies er auf drei Grundsätze hin, die er immer befolgt habe: jeden Tag einen Spaziergang, jeden Nachmittag eine kurze Siesta, immer um 10 Uhr zur Ruhe.

Dabei fehlte ihm nicht die beste Folie des Verdienstes, der schönste Schmuck des Gelehrten, die Bescheidenheit, selbst Jüngeren gegenüber, die weniger bescheiden waren als er. Auch er hatte jene puerilis iactantia kennen gelernt, von der Hieronymus schreibt, quod olim adolescentuli consueverant, accusando illustres viros suo nomini famam quaerere[1]. Wie bei allen Menschen von Geist, die nicht in den Formeln des Lebens und Geschäftes eingerostet sind, war seine Unterhaltung nicht ohne ein Körnchen attischen Salzes; doch war sein Humor ohne jede Beigabe von Bitterkeit. Er war päpstlicher Theolog und bei dem Informationsprozeß neu erwählter Bischöfe tätig; non sumus episcopi, pflegte er bei solchen Anlässen manchmal zu sagen, sed facimus episcopos[2]. Vielleicht ließen ihn so manche Erfahrungen, die er dabei gemacht hatte, an das Wort des hl. Hieronymus denken: Minus est sacerdotium tenere, quam mereri[3].

Eine hervorragende Persönlichkeit war zu jener Zeit Franz Xaver Patrizi, Professor der Exegese am Römischen Kollegium, gebürtig zu Rom aus der fürstlichen Familie gleichen Namens, aber während der Herrschaft Napoleons im Auslande erzogen. Bei dem Anblicke dieser sehr ernsten, reckenhaften Gestalt, von starkem Knochenbau, mit wenigen, jetzt gebleichten Haaren, die ehedem blond gewesen, hätte niemand den Italiener in ihr erkannt. Seine hohe Geburt, seine Beziehungen zu den edelsten Geschlechtern des römischen und ausländischen Adels, noch mehr aber sein ausgebreitetes Wissen und seine allbekannte Frömmigkeit hätten ihm überall in der Welt Huldigungen entgegengebracht; doch Patrizi ging fast nie aus, fast nie überschritt er die Schwelle des Römischen Kollegiums. Ein paar Augenblicke ging er in dem kleinen Garten desselben auf und

[1] Es ist eine knabenhafte Prahlerei, welche früher bei jungen Leuten vorkam, seinen Ruhm darin zu suchen, daß man hervorragende Männer anklagt.

[2] Wir sind keine Bischöfe, aber wir machen Bischöfe.

[3] Die bischöfliche Würde verdienen ist mehr als sie innehaben

ab; mehr als einmal sah ich ihn da sinnend vor dem Bassin stehen, wo er dem Spiele der Goldfischchen zusah. Darin bestand die ganze Erholung dieses merkwürdigen Mannes, den ich immer bedauerte, wenn ich seine gewaltige Gestalt in der engen Zelle sah, in der er kaum ein paar Schritte machen und deren Decke er wohl mit der Hand erreichen konnte. Einmal kam ich zu ihm, da stand er gerade mit dem Kehrbesen in der Hand an seiner Zimmertür; auch dieses Geschäft trieb er mit demselben Ernste wie alles übrige. Auf die studierende Jugend scheint er mir, eben wegen seines zurückgezogenen Wesens, weniger Einfluß gehabt zu haben. Wer seine Schriften kennt, muß seine Gelehrsamkeit bewundern; sein Werk De interpretatione sacrarum Scripturarum wurde von Wilke für Deutschland bearbeitet. Seine Methode war für die Zuhörer jedoch weniger anziehend, da er allzusehr in Einzelheiten einging, wodurch diese den Überblick über das Ganze und eben damit auch Lust und Liebe verloren; ein Fehler, der übrigens auch in Deutschland sich nicht selten findet, in früherer Zeit noch häufiger vorkam als jetzt. Vielleicht dachte er an den Spruch: Compendia sunt dispendia[1]; allein eine zusammenfassende Übersicht über den Gesamtinhalt eines biblischen Buches ist doch immerhin, bei der großen Ausdehnung dieses Faches und der so knapp bemessenen Studienzeit, für die Zuhörer von hohem Gewinn und notwendiger als die eingehende Erörterung aller einzelnen gelehrten Fragen und Hypothesen, die oft nur ein polemisches und augenblickliches Interesse haben.

So hatte man denn im Hause sowohl als außer demselben Gelegenheit, bedeutende Männer kennen zu lernen und mit manchen derselben auch in Verkehr zu treten.

Da war P. Rozaven, der stille, bereits vom Alter gebeugte Mann mit seinen klugen Augen, der einer der ersten war, welche auf die Irrtümer de Lamennais' aufmerksam machten, und auch ein jetzt noch lesenswertes Buch dagegen schrieb; P. Villefort, ein Franzose aus edlem Geschlecht, ein Mann voll Liebe und Andachtsglut, ein Schutzengel für seine Landsleute, ein nie ermüdender Beichtvater. Noch erinnere ich mich voll Dankbarkeit der Exerzitien, die er einigen Alumnen gab zur Vorbereitung auf den Empfang der heiligen Priesterweihe; leise und einfach sprach er zu uns, aber was

[1] Kompendien verfassen lohnt sich nicht.

die Jünger dort auf dem Wege nach Emmaus erfuhren, das haben auch wir an jenen Tagen empfunden: unser Herz brannte, als er mit uns redete. Da war Marchi, der Katakombenforscher, unter dessen Leitung ich in dieselben hinabstieg, der mir so viel Interesse dafür einflößte, daß ich gleich in den ersten Jahren, nachdem ich nach Deutschland zurückgekehrt war, eine Arbeit darüber unternahm, die ich jedoch, da ich zu einem andern Berufe bestimmt wurde, nicht fortsetzen konnte. Aber ich verdankte diesen Studien manche glückliche Stunde; sie trugen meinen Geist aus der Einsamkeit des Dorfes in den langen kalten Winternächten zurück nach Rom und ließen mich so alle seine Herrlichkeit noch einmal genießen. Marchi hatte zuerst Bahn gebrochen; und wenn auch sein großes Werk über die monumentale Theologie, im Jahre 1841 begonnen, nicht zu Ende geführt wurde, so ist der gelehrten Welt doch ein vollgültiger Ersatz dafür geworden. Er war der Lehrer G. B. de Rossis, der von ihm Impuls, Begeisterung, Richtung empfing und so, ausgerüstet mit ausgebreiteter Gelehrsamkeit auf dem Gebiete des klassischen und kirchlichen Altertums, außerordentlichem Scharfsinn und vom Glücke begünstigt, die Katakombenkunde auf sicheren, wissenschaftlich begründeten Prinzipien aufbaute. Wenn man das, was in der vielbändigen Beschreibung Roms durch Platen und Bunsen über die Katakomben gesagt wird, mit den Ergebnissen der Forschungen de Rossis vergleicht, so wird man unwillkürlich an den bekannten Ausspruch des Aristoteles über Anaxagoras erinnert.

Auch an echten Originalen fehlte es nicht. Hie und da begegnete man in den unteren Stockwerken des Hauses einem Greise, der, zur Erde gebückt, scheu um sich blickte und hastigen Schrittes, fremde Worte murmelnd, vorüberging. Es war P. Zechinelli, ein Mann von umfassender Gelehrsamkeit, besonders in den orientalischen Sprachen. Wenn er zuweilen bei seinem hohen Alter geistig gestört war, dann sprach er hebräisch. In einer Ecke des Hauses sehen wir ein Männlein sitzen mit stets heiterer Miene, freundlich und arglos wie ein Kind; es hat ein Manuskript in der Hand, aus dem es, lebhaft gestikulierend, mit halblauter Stimme liest. Es ist P. van Everbroeck, päpstlicher Theolog, der eben sein Votum für die nächste Sitzung noch einmal durchgeht. Auch er war, wie Landes, in seinen jüngeren Jahren in Rußland. So recht das Urbild eines Polyhistor, fehlte er bei keinem öffentlichen Akte, mochte nun Infinitesimalkalkul

oder Astronomie, Philosophie oder Theologie dessen Gegenstand sein. Dabei beteiligte er sich so lebhaft, daß es ihm zuweilen in der Hitze der Debatte begegnete, seine Perücke auf das Barett zu setzen, statt dieses auf jene.

Auch aus dem Kardinalskollegium lernten wir manche ausgezeichnete Glieder kennen. In der Kirche del Gesù erschien bei hohen Festen Kardinal Bartolommeo Pacca, und die Alumnen hatten die Ehre, ihm bei der Funktion assistieren zu dürfen; seine zarte Gestalt, gebeugt von der Last der Jahre, trug den Ausdruck von Frömmigkeit und Intelligenz. Wer kennt nicht seine Lebensschicksale, welche weit in das 18. Jahrhundert zurückreichen, die er selbst in ebenso einfacher als fesselnder Darstellung beschrieben hat? Er hatte noch die geistlichen Kurstühle in ihrer ganzen fürstlichen Pracht und Herrlichkeit, aber auch in ihrer Verweltlichung gesehen und gegen sie wie gegen Napoleon, der sie alle mit eiserner Hand zerschlug, den Kampf aufgenommen — eine Heldenseele, der das Glück zuteil wurde, schließlich doch noch, wie die Gefangenschaft, so auch den Triumph seines Herrn, Papst Pius' VII., zu teilen. Der berühmte Sprachenkenner Giuseppe Mezzofanti kam öfters in unser Haus und verkehrte in der anspruchslosesten Weise mit den Alumnen. Sein Äußeres ließ kaum den Umfang seiner Kenntnisse erraten, seine Demut suchte absichtlich sein Wissen zu verbergen; sich selbst nannte er nur ein ‚schlecht eingebundenes Wörterbuch'. ‚Er hat mich in meiner Muttersprache beschämt', soll Lord Byron von ihm gesagt haben. Die römische Sitte liebt den ungezwungenen Verkehr auch der sehr hoch Gestellten mit ihrer Umgebung; es ist dies der Ausdruck des Bewußtseins, daß jeder als cristiano gleich ist vor Gott. Mit rührender Leutseligkeit unterhielten sich daher die hohen Geistlichen mit uns jungen Leuten, wovon man in Deutschland gar keine Ahnung hat. Mehr als einmal sprach Mezzofanti mich und meine Genossen an, erkundigte sich nach unserem engeren Vaterlande und sprach dann selbst im Dialekt dieser Gegend. Die Ereignisse des Jahres 1848 brachen ihm das Herz; er ruht zu Sant' Onofrio, neben Tasso. Der edle, fromme Odescalchi, der den Purpur von sich gelegt und in das demütige Gewand des Novizen bei Sant' Andrea auf dem Quirinal sich gehüllt hatte, war eben gestorben. Der Kapuzinerkardinal Micara, ein Muster von Einfachheit, Geradheit und Bedürfnislosigkeit, machte sich bei öffentlichen Festen immer kenntlich durch seine

uralte, sehr schadhafte Karosse und seine ärmlich gekleidete Dienerschaft. Köstliche Anekdoten wurden von ihm erzählt; als einmal Ebbe in der Staatskasse war, soll er ganz einfach den Vorschlag gemacht haben, alle Kardinäle und Prälaten sollten leben da cappuccino[1], dann ginge alles glatt ab. Mit seinem dichten, weißen, langen Barte, der bis zum Gürtel herabfloß, seinen funkelnden Augen, durch die Biederkeit seines ganzen Wesens und die Offenheit seiner Rede war er der Liebling des Volkes und wurde von allen immer freudig begrüßt, wo er erschien: Ecco il Cardinal-Cappuccino![2] hieß es. In dem Kardinal-Staatssekretär Luigi Lambruschini mit seinem ernsten, durchbohrenden Blicke und der stets nachdenklichen Miene erschauten wir das Bild der geistlichen Diplomatie; durch seine Verhandlungen mit Preußen in den Kölner Wirren und die Aufdeckung des Lügensystems, das Bunsen gesponnen hatte, war er uns doppelt teuer geworden. Zu Kardinal Angelo Mai, dem Bibliothekar der römischen Kirche, sahen wir voll Ehrfurcht auf; war er doch der Entdecker der Palimpseste: palimpsestorum inventor et restaurator[3] hat ihn das gelehrte England genannt.

Es war eine reiche, edle Korona, die zu jener Zeit Papst Gregor XVI. umgab; man hätte eine böotische Natur sein müssen, hätte man nicht vielfache und mächtige Anregungen empfangen; jeder Tag führte Männer und Ereignisse an uns vorüber, die zum Nachdenken aufforderten. Die Art des Unterrichtes, die fast täglichen Übungen im Disputieren verlangten ohnehin eine gewisse Selbständigkeit des Denkens: die vielen einsamen Stunden auf unserer stillen Stube mußten der Entwicklung des inneren Menschen förderlich sein. So war unser Leben ausgefüllt, ein glückliches, reiches, stets angeregtes, befruchtetes Leben. Und so flossen denn die Tage, Monate, Jahre schnell dahin.

XI.

Unsere leibliche Lebensweise war nicht hart, wenngleich die magere Kollation an den Abenden der Fastenzeit — ein paar Kastanien oder getrocknete Feigen — unsern deutschen Gewohnheiten nicht ganz entsprach. Ein Stündchen längeren Schlafes hätten wir sehnlichst gewünscht; nur sieben Stunden waren uns knapp zugemessen, während

[1] Nach Kapuzinerart. [2] Siehe da, der Kapuziner-Kardinal!
[3] Entdecker und Wiederhersteller der Palimpseste.

Kardinal-Staatssekretär Luigi Lambruschini.

in deutschen Seminarien acht, selbst acht und eine halbe im Winter dem Schlafe gewidmet sind: das römische Klima, welches aufregt und zugleich erschlafft, fordert schon an sich mehr Schlaf, namentlich bei Jünglingen, die viel und angestrengt geistig tätig sind. Hie und da kam auch eine febbruzza[1] über den einen und andern; doch konnte das alles unsere jugendliche Heiterkeit nicht trüben.

Aber nicht immer ging es so leicht ab; einmal artete die febbruzza in ein recht bedenkliches febbrone[2] aus. Zwei Ärzte probierten an mir ihre Kunst, ein Römer und ein Deutscher, letzterer Protestant und Homöopath aus Sachsen, dessen Kurmethode damals namentlich in den hohen Kreisen Roms in besonderer Gunst stand und ihm viel Geld eintrug; später hörte ich, daß er gar nicht einmal approbierter Arzt war, sondern nur ein ehemaliger Apotheker. Schon war mein Blick umflort, mein Geist von beängstigenden Phantasien getrübt und gequält; da erklärte der Römer, Dr Fiori, ohne einen Aderlaß sei ich unrettbar verloren; der Deutsche dagegen versicherte, ein Aderlaß müsse mich unfehlbar töten. Der Rektor teilte mir diese Ansichten der Ärzte mit. ‚Mein Liebster', fügte er dann bei, ‚für wen wollen Sie sich denn jetzt entscheiden?' Ich bat um eine Stunde Bedenkzeit. ‚Lieber P. Rektor', antwortete ich ihm dann, ‚wenn ich sterben muß — wie Gott will, ich bin dazu bereit; aber dann will ich, wie ich nach römischer Weise gelebt habe, auch more Romano sterben; ich bitte um einen Aderlaß.' Niemand freute sich mehr über meinen Entschluß als der dienende Laienbruder, der diesem tagliaborse[3] mit seinen homöopathischen Pillen nie recht traute. Der Aderlaß fand statt in der ausgiebigen Weise, wie man es in Italien zu jener Zeit gewohnt war; schon am andern Tage ging es besser.

Als ich später als Rekonvaleszent wieder zum erstenmal in die Kirche zur Danksagung ging, wünschte der Krankenbruder mir Glück und bemerkte mit ernster Miene: ‚Das hat der Aderlaß getan; ohne ihn wären Sie in die Kirche nicht gegangen, sondern getragen worden.' In der Gruft vor dem Hochaltare von Gesù wurden nämlich die Leichname der verstorbenen Alumnen beigesetzt; ich selbst war einer der acerbi funeris portitores[4], welche vier unserer Brüder dorthin zur ewigen Ruhe trugen. Sie sind längst vorangegangen, wir folgen.

---

[1] Ein kleines Fieber. [2] Großes Fieber.
[3] Beutelschneider. [4] Schmerzlicher Leiche Fergen.

Tendimus, hanc omnes metam properamus ad unam,
Omnia sub leges mors vocat atra suas [1].

Zweimal in der Woche fanden Spaziergänge statt, auf welchen wir in kleinere Gruppen von acht bis zwölf Mann uns verteilten. Wer Sinn besaß für Natur, für Kunst, für Geschichte, für Volkspsychologie, kam nie ohne Ausbeute nach Hause. An hellen Wintertagen ging es häufig nach dem sonnenbeglänzten Monte Pincio. Da fuhren die Karossen der hohen Geistlichen; manchmal erschien auch der Papst, zu Fuß, in einiger Entfernung folgte ihm sein Wagen; Herren aus dem hohen Adel, selbst den Wagen lenkend, jagten in eleganten Kaleschen vorüber; dazwischen Reiter auf schönen Pferden, Frauen aus der Aristokratie aller europäischen Länder und aus Amerika sonnten sich im offenen Wagen an dem wohltuenden Lichte, tranken die milde, ‚süße', wie der Römer sagt, weiche Luft in ihre kranke Brust, vielleicht im frohen Gedanken, entschwunden zu sein der Heimat,

Wo sie ein graulicher Tag hinten im Norden umfing.

Alle Nationen sind hier vertreten, ein Gewirr von Sprachen schlägt an dein Ohr; gekrönte Häupter siehst du da einsam wandeln, sind sie doch in Rom und der Sorgen los; entthronte Souveräne werden dir gezeigt. Jener kleine Herr dort ist Dom Miguel von Portugal; der andere auf der Terrasse, der gerade jetzt nach der Stadt mit ihren Kuppeln, Türmen, Palästen und dem St Peter hinübersieht, ist ein Abkömmling der Bourbonen. Und dort der Mann von hohem Wuchs, alle freundlich grüßend und voll Ehrfurcht gegrüßt, ist König Ludwig von Bayern. Jene ernste, sinnende Gestalt mit dem Christuskopfe ist der Maler Overbeck; jene einfache Erscheinung mit starken, ausgeprägten Zügen ist der Bildhauer Achtermann; gelehnt an eines der vielen Standbilder, welche die großen Männer Italiens darstellen, steht nachdenkend einer, dem wir alsbald den deutschen Professor ansehen: es ist ein Philolog von Bedeutung, der in der Vatikanischen Bibliothek Kodizes vergleicht. Dazwischen bewegen sich in roten, schwarzen, violetten, blauen Talaren die Alumnen der verschiedenen Kollegien; Kapuziner in rauhem Habit, oft prächtige Köpfe, barfuß und in Sandalen, Dominikaner in ihrer malerischen Ordenstracht, Olivetaner und Kamaldulenser in weißem Kleide mit vornehmer

[1] Alle wir streben und eilen dahin zum gemeinsamen Ziele,
Unter sein hartes Gesetz beuget uns alle der Tod.

Haltung, ebenso wie die Chorherren von San Pietro in vinculis im Chorhemd, mit dem schwarzen Mantel darüber; sie sind vielfach adeliger Geburt. Dabei spielen liebliche Kinder unter Aufsicht ihrer aja[1] miteinander rechts und links an den Aufgängen, und manches deutsche Wort mutet uns heimisch an. Das alles gibt ein Bild so originell, so mannigfaltig, so abwechselnd, wie nur Rom es bieten konnte, vor dem alle monotone Pracht unseres high-life verschwindet.

Doch bald hatte selbst dieses Schauspiel, wenngleich zu Anfang so neu und anziehend, für mich keinen Reiz mehr. Als ich daher später selbst die Richtung unserer Spaziergänge bestimmen durfte, wählte ich lieber den Gang hinauf zum Kapitol, wo wir noch die Wölbungen des Tabulariums sahen, in denen die Gesetze, in Erz eingegraben, aufbewahrt wurden:

Nec ferrea iura
Insanumque forum aut populi tabularia vidit[2].

und von da über das Forum. Laudandis pretiosior ruinis, sagt Sidonius Apollinaris[3] von Rom. Da trat denn die klassische Welt, die ganze Geschichte Roms, die wir uns zu Hause mühsam aus Büchern konstruiert hatten, sichtbar, greifbar, in Stein und Bild vor unsere Augen. Welche Erinnerungen! Was die Weisheit des römischen Senats geschaffen, die Tapferkeit seiner Legionen in die Welt hinausgetragen, das alles ist von hier ausgegangen. Doch wir erblicken noch mehr als dies: die Wundermacht des Christentums, das in Ketten und Banden hier unter der Erde begraben lag, dessen Torheit verlacht, dessen Niedrigkeit verachtet wurde, und das trotzdem, ja gerade dadurch die Welt erobert hat. Hier auf dem Kapitol stehen wir ja auf dem Mamertinischen Kerker, Carcer Mamertinus oder Tullianus, weil von Servius Tullius angelegt, jetzt San Pietro in carcere. Es war dies das Staatsgefängnis im alten Rom; Catilinas Mitverschworene sowie der besiegte Jugurtha wurden hier in Verwahrung gehalten; in dem Augenblicke, da der triumphierende Imperator auf der Höhe des Kapitols angekommen war, wurde der besiegte König erdrosselt. So wollte es die barbarische Sitte der

[1] Erzieherin.
[2] Vergil., Georg. II 501: Nicht die eisernen Rechte
Noch das Treiben des Marktes sah er und des Volkes Archive.
[3] Carm. XXIII: Noch kostbarer durch seine bewunderungswürdigen Ruinen.

Römer; die Gegenwart der gefangenen Könige mußte das Gepränge des Siegers erhöhen, ihr Tod seinen Triumph vollenden. Hier wurde nach der Tradition der Apostel Petrus gefangen gehalten, wo er seine Kerkermeister, die Zenturionen Processus und Martinianus, zum Christentum bekehrte und aus einer auf sein Gebet wunderbar entsprungenen Quelle taufte. Das Gefängnis besteht aus zwei Räumen, einem oberen und unteren, und ist in den Fels gehauen. Der untere Kerker ist schrecklich; durch eine kleine Öffnung von nicht ganz drei Palmen[1] im Durchmesser steht er mit dem oberen in Verbindung; er hat nur neun Palmen Höhe. Hier lag der große Apostel, der erste Papst; aber doch hat er gesiegt, der Galiläer; das Kreuz überragt nun das Kapitol und die Welt. Kaiser Nero auf dem goldenen Throne, Petrus in der Nacht des Kerkers — wer war größer?

Vom Kapitol stiegen wir nach dem Forum hinab; links stehen die gewaltigen Bogen der Basilika Konstantins, rechts liegt der Palatin. Auf dem Rücken dieses Hügels steht ein kleines Kloster der Franziskaner von der strengsten Observanz, San Bonaventura. Unvergeßlich bleibt mir eine Stunde, die ich im Frühlinge hier oben zubrachte. Die Sonne näherte sich dem Untergange, ich sah hinüber über die Stadt und die Campagna; die schöne Palme im Klostergarten wiegte ihre Blätter im Abendwind, das Gebirge war getaucht in die Abendröte, die alle Tinten, goldene, dann rosenrote, dann violette Farben, zuletzt ein gesättigtes Tiefblau darüber goß. Da drang das Gebet der Mönche im Chor zu uns; ich vernahm die Worte, die eine gedämpfte Stimme sang wie ein still ergebenes Seufzen voll Wehmut und Frieden: In manus tuas, Domine, commendo spiritum meum! Und der Chor antwortete: In manus tuas, Domine, commendo spiritum meum![2] — Redemisti nos, Domine Deus veritatis![3] betete wieder eine Stimme. Und wieder fiel der Chor ein: Commendo spiritum meum! Und wieder die Stimme: Gloria Patri et Filio et Spiritui Sancto! Und zum drittenmal ruft der Chor: In manus tuas, Domine, commendo spiritum meum!

In manus tuas, Domine, commendo spiritum meum! Es ist das Gebet des Römischen Breviers zum Kompletorium, das Abend-

[1] Palme als Maß = Handlänge, Spanne.
[2] In deine Hände, o Herr, empfehle ich meinen Geist!
[3] Du hast uns erlöst, Herr, Gott der Wahrheit!

gebet. Ich war tief ergriffen; mir kam dieses Gebet vor wie das Sterbegebet der römischen Welt. Sie hatte alles erobert, alles beherrscht, alles besessen, alles genossen; müde dieses Treibens seit Jahrhunderten, hatte sie gesprochen mit Kaiser Severus: Omnia fui, nihil expedit[1]. Aber im Sterben ist ihr das Heil erschienen. Ihm hat sie sich ergeben. In manus tuas, Domine, commendo spiritum meum! Gibbon nahm, als er auf dem Kapitol den Gesang der Mönche hörte, gleichfalls einen tiefen Eindruck von da mit; er war der Impuls zu seiner ‚Geschichte des Niederganges und Falles des römischen Reiches', der Arbeit seines Lebens. Den Untergang des Römerreiches hat er beschrieben; das neue Leben, das ihm beschieden ward, hat er nicht gekannt. Er ist voll Bewunderung für die Greuel eines Tamerlan und der Tataren, für die friedliche Mission dieser Mönche hat er kein Verständnis; er preist den Heroismus des Römers, für die erhabene Größe der Märtyrer dagegen hat er kein Wort der Anerkennung. Hätte er doch bedacht, was sein großer Vorgänger Titus Livius in dem Vorwort zu seinem Geschichtswerke schreibt: ‚Genußtrunken hatten sie ein wahnsinniges Verlangen, sich und alles zu verderben; so ist es denn gekommen, daß wir weder unsere Übel mehr ertragen können noch die Gegenmittel.'[2] Die Armut dieser Mönche gegenüber dem unsinnigen Luxus, ihre Niedrigkeit gegenüber der Herrschsucht, ihre Entsagung, während die andern im Genusse ertranken, ihre Liebe, die einen aus ihnen, Telemachos, mitten unter die im Kolosseum kämpfenden Gladiatoren führte, Mitleid, Milde, Frieden predigend, und ihn zum Opfer der grausamen Menge weihte — das war das Heilmittel, welches die Welt aus diesem Abgrund von entsetzlichen, unsagbaren Lastern gerettet hat, in den das Reich versunken war.

Wir gehen über die Via sacra. Wir sehen im Geiste Horatius, der da wandelt

Nescio quid meditans nugarum, totus in illis[3];

da drängte sich einst die Menge, die um die Rednerbühne sich scharte; zur Rechten und Linken waren herrliche Säulengänge, Marmortempel,

[1] Alles war ich, doch umsonst.

[2] Ad haec tempora perventum est, quibus nec vitia nostra nec remedia pati possumus.

[3] Allerlei Possen im Kopfe, war ich ganz in diese versunken.

Standbilder. Nun führt uns der Weg durch einen Bogen; es ist der Triumphbogen des Titus, welchen ihm das römische Volk setzte nach seinem Siege über die Juden und die Einwohner der Stadt und des Tempels von Jerusalem. Hier steht ein großes, gewaltiges Stück Geschichte versteinert vor uns. Hier sind sich die zwei Städte der Alten Welt ganz nahegerückt, welche in der Wirklichkeit Meere und Wüste trennten. In der Geschichte begegneten sie sich und stießen schließlich aufeinander im blutigen Streite; denn die größten Ideen der vorchristlichen Zeit waren in ihnen verkörpert: die der Weltherrschaft durch das Schwert auf der einen, durch die religiöse Idee auf der andern Seite. Die zwei stolzesten Völker des Altertums haben in Jerusalem den Entscheidungskampf gekämpft, Römer und Juden: die Juden wurden zertreten, die Römer haben gesiegt. Darum stellt das Bogengewölbe die Vergötterung des Kaisers dar, den der Adler zu den Sternen trägt; an einer der Seitenwände sehen wir in erhabener Arbeit den gekrönten Imperator auf dem Siegeswagen, von vier Pferden gezogen, deren Zügel die Roma hält; an der andern die zur Schau getragenen Heiligtümer des Tempels, den goldenen Tisch und Leuchter, die silbernen Posaunen, welche das Jubeljahr verkündeten, und eine Lade, in welcher die heiligen Schriften aufbewahrt waren. Gefangene Juden, die Hände auf den Rücken gebunden, gehen dem Triumphwagen voraus.

Doch den Sieger hat ein Stärkerer hier in Rom besiegt; und aus dem, wie es schien, vernichteten Judenvolke ging die Kirche hervor. Die Römer hatten geglaubt, ihr Weltreich auszubauen, aber sie hatten nur die Schranken niedergeworfen, welche dem jungen Christentum im Wege standen; und indem sie die Bewohner Judäas in die Welt zerstreuten, haben sie fast ebenso viele Boten des Evangeliums ausgesendet.

Da zieht die ganze Tragödie des israelitischen Volkes vor unserem Geiste vorüber; was wir in des Flavius Josephus ‚Jüdischem Kriege' gelesen, das steht da sichtbar vor unsern Augen.

Wir gehen weiter; jetzt entblößen wir alle unser Haupt und schreiten stillschweigend vorwärts. Es ist das Kolosseum, in das wir eintreten; der Ort, wo wir stehen, ist heilig, denn das Blut so vieler Märtyrer hat den Boden getränkt. Frischer Efeu windet sich an den gebrochenen Bogen hinauf, aus den Mauern sproßt üppiges Gesträuch in saftigem Grün, das von der Abendsonne goldbraun gefärbte Gestein

leuchtet auf in wunderbarem Glanze. In der Mitte der Arena ragt hoch empor ein einfaches, hölzernes Kreuz; wir gehen alle der Reihe nach hin und küssen es: O crux ave![1] So mochte mancher Märtyrer gebetet haben, als die 87 000 Menschen ringsum von ihren Sitzen herab ihn mit ihren blutgierigen Augen durchbohrten und mit wütendem Jubel das Blut der Heiligen in den Sand rinnen sahen. So hat das Christentum den Verzweiflungsruf der Gladiatoren: Ave Caesar, morituri te salutant![2] in seine Sprache übersetzt. Und darüber der stille, blaue, golden bestrahlte Himmel in unaussprechlicher Schönheit! Noch sehen wir die Behälter für die reißenden Tiere, den unterirdischen Gang, auf dem der bis zum Wahnsinn grausame Kaiser Kommodus von seinem Palaste hierherkam. Am 1. Februar, dem Gedächtnistage des hl. Ignatius von Antiochien, gingen wir immer nach dem Kolosseum. Mit welchen Gefühlen ich da am Vorabend seine Lebensskizze im Brevier las, läßt sich denken. ‚Möchten mich die Zähne der wilden Tiere zerreiben, damit ich als Brot Christi erfunden werde!‘ hatte er an die Römer geschrieben. Die wilden Tiere verzehrten seinen Leib bis auf die festen Knochen; in der Kirche von St Klemens liegen sie, von Antiochien herübergebracht, zur Stunde noch begraben.

Viele haben jetzt Rom gesehen, und bei unsern modernen Verkehrsmitteln wird es bald nur noch wenige unter den Gebildeten geben, die nicht eine römische Reise gemacht haben. Aber es ist etwas ganz anderes, einige Wochen oder Monate flüchtig Rom zu durchstreifen, und ein anderes, jahrelang in Rom zu leben. Was du heute zu Hause in einem Buche über Profan- oder Kirchengeschichte liesest, aus Dogmatik oder Archäologie oder Kirchenrecht — sowie du nur einen Fuß auf die Straße setzest, verkünden das alles dir die Monumente, tief unten in den Katakombengrüften wie hoch oben durch die Inschrift in der St Peterskuppel.

Ein Spaziergang, der so recht zu stiller Betrachtung einlud, war die Höhe von Santa Sabina auf dem Aventin. Wir befinden uns hier auf dem Berge des Remus, in dem ehedem bevölkertsten Teile der Stadt, den Wohnungen des eigentlichen römischen Volkes. Unten am Fuße des Berges fließt südwestlich der Tiber; durch ein enges

[1] Sei gegrüßt, heiliges Kreuz!
[2] Sei gegrüßt, Kaiser; die in den Tod gehen, grüßen dich!

Tal ist dieser Hügel auf der andern Seite südöstlich von der zweiten Erhöhung, dem Hügel von San Saba, geschieden. Es ist still hier oben geworden und einsam; die Prachtbauten der Kaiserzeit sind gefallen, ihre Ruinen deckt hoher Schutt; auch die Kämpfe des Mittelalters, die hier um die von Kaiser Otto III. erbaute Hofburg tobten, sind verstummt. Hier oben, in dieser großen Einsamkeit und Öde, mitten unter den Ruinen einer zweimal gefallenen Welt, des alten Römerreiches und des deutschen Kaisertums, erinnern wir uns mit Wehmut an die edle und so tragische Gestalt Kaiser Ottos III. Keiner war so wie er von der Idee des Kaisertums durchdrungen, hatte so wie er die Kirche von Eindringlingen zu reinigen gesucht, hatte so wie er die Römer geliebt. Von der Zinne seines Palastes aus hier auf dem Aventin redete er Worte der Liebe und des Friedens zu der erregten Menge. Doch Undank war sein Lohn; der weltunerfahrene kaiserliche Jüngling mußte an gebrochenem Herzen sterben, noch nicht 23 Jahre alt. Sein Lehrer Gerbert, der große Papst Silvester II., der größte Gelehrte seiner Zeit, folgte ihm bald nach in die Gruft.

Nur Weingärten bedecken jetzt den Boden, zwischen denen hie und da eine uralte Kirche sich erhebt. Santa Sabina trägt noch die Spuren des Altertums, in dem es gebaut wurde, den Basilikenstil. Hier lebte der hl. Dominikus; ein Ölbaum im Klostergarten wird gezeigt, den seine Hand gepflanzt haben soll; als in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts die Reform seines Ordens eingeführt wurde, trieb der alte, zerrissene Stamm ein neues Reis.

Einige Schritte weitergehend treten wir ein in die Kirche von Sant' Alessio. Sie steht auf der Stelle des väterlichen Hauses des hl. Alexius, der am Tage vor der Vermählung Braut und Vater und Erbe und Haus verließ, dann als Armer wiederkehrte und viele Jahre lang unter der Stiege seines Elternhauses ungekannt als Bettler von Almosen lebte. Hier wohnte einige Zeit der hl. Adalbert von Prag, der Apostel der Preußen, der bei diesen durch die Hand eines Götzenpfaffen den Martertod gefunden hat. So erblicken wir überall in Rom, wo wir nur gehen, die Beziehungen dieses Mittelpunktes der Christenheit zur ganzen Welt und besonders zu unserem Deutschland. Denn Deutschland und Italien, durch das Kaisertum und Papsttum seit Karl dem Großen innig verbunden, haben seitdem bei allen Gegensätzen ihrer Natur und Anlagen eine gemeinsame Geschichte durchlebt, wahrlich nicht zum Schaden beider Länder. So

erinnert uns denn hier jeder Fußbreit Landes an unser Vaterland, denn Deutsche sind darüber hinweggeschritten; und kaum findet sich ein Monument aus dem Mittelalter, dem nicht das deutsche Kaisertum sein Siegel aufgeprägt hätte.

Wieder weitergehend auf dieser menschenleeren Höhe gelangen wir zur alten Kirche Santa Maria Aventina oder del Priorato; sie gehört zu einer Komturei der Malteser; auch sie steht fast verlassen da, das Kloster nebenan ist unbewohnt. So können wir uns recht in die Vergangenheit zurückversetzen; nur von weither dringt der Lärm des städtischen Treibens bis zu uns herüber, nur selten gleitet ein Nachen den Fluß hinab; wir folgen seinem Laufe, der sich hier mehr gegen Westen wendet, dem Meere zu.

Diese Kirchen erschienen mir immer wie Typen der verschiedenen Perioden des Christentums. Das Heidentum war gesättigt, übersättigt vom Weltgenuß; da rissen sich begeisterte Jünglinge, hochgemutete Frauen los von seiner erstickenden Umarmung; sie gingen heraus aus ihren Palästen, gaben alles daran und wurden arm um Christi willen, der durch seine Armut die Armut geadelt hatte. Das sind Übertreibungen, mag mancher sagen. Gut! aber die Menschen bedürfen solcher heroischen Vorbilder, des Stachels, den ihre gewaltigen Taten für uns haben, damit das Kleine nicht immer noch kleiner wird. An der Heldennatur des einen lernen Tausende, vielleicht nicht Gleiches tun wie er, aber doch das geringe Maß von Entsagung nicht mehr fürchten, welches das christliche Gesetz ihnen auflegt.

St Dominikus und die Malteser sind so recht Bilder aus dem Mittelalter: diese kämpften in blanker Stahlrüstung gegen die Sarazenen, die Söhne jenes Heiligen stritten mit dem nicht minder scharfen Schwert des Wortes gegen Irrglauben und Unglauben. Jene führen längst keine Kriege mehr, die Türken- und Sarazenennot ist vorüber; doch die Waffen des Geistes dürfen nimmer ruhen, jetzt weniger als je. Der Malteserorden war zuletzt allerdings nur noch ein Name, ein Titel für Söhne des Adels. Aber auch so hatte er doch noch eine Idee ausgesprochen, die an seine ursprüngliche Aufgabe erinnert: Noblesse oblige[1]. Den Dominikanern sollten aber wir Deutsche ganz besonders dankbar sein. Denn in ihrem Orden sproßten auf,

[1] Adel bringt Pflichten.

wie in einem wohlumfriedeten Garten, die edelsten Blüten christlicher deutscher Mystik; und diese hat unserer Sprache jenen Hauch höherer Poesie, jene Innerlichkeit und Weihe verliehen, die wir heute noch als ein kostbares Vermächtnis nicht hoch genug schätzen können.

‚Aber drei Kirchen auf einem so kleinen Raume‘, dürfte da mancher Volkswirtschaftslehrer ausrufen, ‚das ist zu viel!‘ Zu viel? Wer zieht die Grenze, bis zu welcher für die geistigen Interessen des Menschen gearbeitet, gebaut, geschaffen, gelebt werden darf? Wer darf sagen: Bis hierher und nicht weiter? Freilich, wer nur da Bildung sieht und menschenwürdiges Dasein, wo der Rübenbau gedeiht und der Fabrikschlot raucht, der soll nicht nach Rom gehen; aber auch nicht nach dem klassischen Hellas mit seinen Standbildern und Tempeln, seinen Dichtern, Geschichtschreibern und Philosophen, seinen Künstlern und olympischen Spielen. Wie viele Arbeitstage waren da nicht dem Landbau entzogen, wie große Summen auf die Herstellung kostbarer Statuen verwendet! Und selbst Aristoteles wollte, daß der fünfte Teil von Grund und Boden dem Kultus gewidmet werde. Das wäre jetzt eine Blasphemie gegen alle nationalökonomischen Systeme. Doch der Mensch lebt nicht vom Brot allein, auch nicht vom Kurszettel und überhaupt nicht von der Materie und dem materiellen Besitz und Genuß. Darum eben war Griechenland, ist heute noch Rom so groß, und pilgert immer noch die ganze Welt dorthin, um geistige und religiöse Erhebung zu finden. Laßt uns unsere Ideale, gönnt uns doch diesen Fleck Erde, wo das Leben des Geistes mehr gilt als die Materie, und behaltet euer Geld!

Nach Golde drängt, am Golde hängt
Doch alles; ach, ihr Armen!

Das ist der geheimnisvolle Zauber, mit welchem Rom auf uns wirkt; was seit Jahrtausenden die Welt bewegte, was der Glaube hervorgerufen und die christliche Zivilisation geschaffen hat, das tritt uns hier auf jedem Schritt und Tritt entgegen; wir stehen im Mittelpunkt der Weltgeschichte. Der muß ein kleiner Geist sein, sehr klein, der in einer solchen Umgebung und unter solchen Eindrücken, die er täglich empfängt, nicht größer und reifer wird; in einer Atmosphäre, wo wir große Gedanken mit jedem Atemzuge einatmen, wird auch die Seele groß.

Wenn ich in späteren Jahren wieder nach Rom kam und die einzelnen Gruppen von Germanikern sah, die nach dem Hain der

Nymphe Egeria oder dem Grabmal der Metella wanderten oder in den Bädern des Caracalla umhergingen, wenn ich sie knien sah in einer der uralten Basiliken, deren Gründung in die ersten Zeiten des Christentums zurückgeht, oder in einem der vielen Sanktuarien Roms, die geweiht sind und geheiligt durch so viele Heilige, die hier gelebt haben und gestorben sind, dann pries ich sie im stillen glücklich und dachte mit Wehmut an die schönen vergangenen Tage, die auch ich einst hier verleben durfte. ‚Erfüllt davon das Herz, so groß es ist!' hätte ich ihnen zurufen mögen, denn es kommt der Tag, da ihr Abschied nehmen müßt von dieser Stätte des Friedens und hinauszieht in die kalte, liebeleere Welt, zu Arbeit und Kampf, so oft allein, ohne Anregung, ohne Rat, ohne Trost, niedergedrückt durch die Lauheit, den Abfall von so manchen, zum Kampf gegen Unglauben und Irrglauben, gegen Unwissenheit und Trägheit, gegen Lüge und gemeinen Sinn.

Alme Sol, curru nitido diem qui
Promis et celas, aliusque et idem
Nasceris: possis nihil urbe Roma
Visere maius[1].

Häufig fanden auch Besuche in den Kunstsammlungen statt. Die Galerien von Palazzo Sciarra-Colonna, Borghese, auf dem Kapitol, die Schätze des Vatikans, seine Stanzen und Loggien, seine Antiken und Bibliothek, die Sammlung christlicher Altertümer im Lateran zogen mich immer aufs neue an. Gar manchmal tauchte mir da, wenn ich in der Villa Borghese oder Albani die Antiken sah, das schöne Wort des Dichters in der Erinnerung auf, das mich in meinen Studentenjahren so eigentümlich angemutet hatte:

Kennst du das Haus? Auf Säulen ruht sein Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
Und Marmorbilder stehn und sehn mich an.
— — — — — — — — —
Dahin, dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Beschützer, ziehn!

[1] Holde Sonn'! Auf strahlendem Wagen schenkst und
Birgst den Tag du, ewig dieselbe, dennoch
Stets ein' andre: mögest du nimmer Größ'res
Schauen als Roma!

Nun war ich da. Ohne die gelehrten und so oft ermüdenden Erörterungen der Archäologen von Fach und Kunstkritiker bildet sich bei nur ein wenig offenem Sinne für das Schöne der Geschmack nach und nach von selbst durch das Anschauen dieser herrlichen Werke; das Auge lernt immer mehr verstehen und würdigen das wahre Wesen echter Kunst, das Auszeichnende und in seiner Weise Einzigartige der Antike, das Maßvolle, Harmonische, durchsichtig Klare, den Rhythmus der Linien, die reinen, in wohlabgewogenem Ebenmaß sich verschlingenden Verhältnisse. Der Blick wird so an das Schöne gewöhnt, daß wir es ganz natürlich, sich von selbst verstehend finden; es genügt darum aber auch eine nur kurze Abwesenheit von Rom, um bei der Rückkehr die monumentale Größe Roms erst recht zu schätzen. Viele berühmten Hauptstädte Europas habe ich seit jener Zeit gesehen; aber so oft ich auch später wieder nach Rom kam, immer größer, würdiger, majestätischer ist mir die Stadt erschienen, wie eine Mutter und Königin unter allen Hauptstädten der Welt. Da ist nicht das lärmende, unruhige Treiben Neapels, wo, wie auf dem Toledo, zwar auch viele Paläste stehen, aber arm, unschön, in kleinen Verhältnissen; nicht der Prunk von Paris, wo aber nur die Könige ein paar Paläste gebaut haben, die aus einem Meere von modernen Wohnhäusern sich erheben; da hast du nicht den Anblick bloßer Kopien fremder Kunstwerke auf einem Boden, wo sie vielfach noch wie Fremdlinge erscheinen, wie sie München bietet, nicht den prosaischen Eindruck künstlich in den letzten Jahren hervorgerufener Mietpaläste wie zu Wien, nicht die Erinnerung an selbstherrliche Fürstenmacht mitten in einer dürftigen und an geschichtlichen Erinnerungen armen Stadt wie in Dresden und in Berlin. Alles in Rom ist geworden, nicht gemacht; Jahrtausende haben daran gearbeitet, der Geist des Ganzen ist es, der in jedem seiner Monumente seinen Ausdruck findet. Darum fühlt auch der Fremde so bald in Rom sich heimisch; und immer zieht es ihn wieder dorthin zurück, wenn er auch nicht aus Fontana di Trevi getrunken hat.

Ich habe die Frau eines berühmten deutschen Malers gekannt, die, eine Römerin, ihm in seine Heimat gefolgt war. Recht froh konnte sie nicht werden. ‚Es ist alles so arm, so dunkel hier', pflegte sie zu sagen. Und doch lebte sie nicht oben in der äußersten Thule, wo kimmerischer Nebel das Land bedeckt, sondern am schönen, heitern Rhein. So ist es. In und um Rom gewinnt alles, Menschen,

Tiere, Bäume, eine edle Form, ebenso wie die Gebirgslinien, die unsern Blick begrenzen. Und in diesem Lichte wird alles verklärt. Sei es die Glut der Mittagssonne mit ihren grellen, blendenden Lichtern und tiefen Schatten; sei es das Abendrot, welches eine ganze Harmonie von Farben hervorzaubert; sei es die blauschwarze Mondnacht, in welcher die mächtigen Ruinen wie die Geister des gesunkenen Heidentums in ihrer ganzen Größe hervortreten: über alles gießt das Licht seinen wunderbaren Zauber aus.

Wer darum aus Rom zurückkehrt, auf welchem Wege immer, ob über Frankreich oder durch Tirol und die Schweiz: sein verwöhntes Auge entbehrt bald nicht bloß die Farbenpracht des Südens und seinen reinen, klaren Himmel, sondern findet sich auch nicht mehr so befriedigt durch die Gebilde von Menschenhand, die er bei allem Reichtume da findet. Kirchen, Häuser, Monumente sind so häufig unschön und von schlechtem Geschmack, und auch dem Neuen, was geschaffen wird, fehlt so oft jener Hauch von Originalität und künstlerischem Schöpfungsvermögen, der alle Werke der Antike wie der besseren Zeit der italienischen Renaissance charakterisiert. Selbst die Kirche del Gesù, in welcher wir den Dienst am Altare hatten, eine der größten und prachtvollsten Kirchen Roms, diente dazu, durch ihren täglichen Anblick den Geschmack zu bilden. Zwar fällt sie in die Zeit der Spätrenaissance mit ihren massenhaften Pfeilern, dem schweren Tonnengewölbe und der überreichen Dekoration in Stuck und Marmor. Doch die edle Anlage der Hauptglieder und die großen, weiten Verhältnisse geben ihr trotz der Überladung in den Detailbildungen den Charakter des Erhabenen, namentlich in den Dämmerstunden am Morgen und Abend, wenn aller Schmuck zurücktrat und nur die Grundformen des mächtigen Baues in dem Halbdunkel sichtbar waren.

Einen eigentümlichen Eindruck dagegen machte auf mich immer der Besuch der Totengruft bei den Kapuzinern in der Kirche Santa Maria della Concezione. Ist der Leichnam verwest, so gebraucht man die Gebeine zur Verzierung dieser Wohnung der Toten; Kandelaber, Kronleuchter, Pyramiden, Trophäen werden aus ihnen zusammengestellt. An gewissen Tagen drängt sich alles dahin, namentlich kommen viele Fremde, die diesen neuen, nie gesehenen Anblick so vielem Schönen und Erhabenen vorziehen, ähnlich wie die Scharen der Beschauer des Straßburger Münsters — und nicht bloß Elsässer

und andere Bauern — die ganze Größe dieses Gotteshauses vergessen und sich nur um die bekannte Uhr drängen, wo sie mit Spannung auf den Schlag der Mittagsstunde warten. Ich konnte mich mit dieser Art, die Überreste der verstorbenen Mitbrüder zu behandeln, nie recht befreunden. Man könnte zur Rechtfertigung dieses Spieles mit Totengebeinen sagen, es sei dies nur der Ausdruck der gänzlichen Verachtung alles Irdischen, der Überwindung alles Grausens vor dem Tode. Aber der Tod ist doch eine sehr ernste Sache und sollte darum auch mit Ernst behandelt werden. In diesen Gebeinen hat eine gläubige Seele gewohnt, das Wasser der heiligen Taufe ist über sie geflossen, und das Sakrament des Leibes und Blutes des Herrn hat sie berührt und geweiht. Und dermaleinst sollen sie erstehen aus ihrer Gruft. Ein italienischer Priester hatte recht, als er mir einmal sagte: ‚Ihr Deutschen behandelt eure Toten anders als wir; wir errichten ihnen entweder glänzende Monumente von kostbarem Marmor mit volltönenden Inschriften, oder sie werden der Reihe nach begraben und nur mit Nummern bezeichnet auf dem öden, steinigen Totenfeld; in Deutschland blühen Blumen auch auf dem Grabe des Ärmsten.‘ Wer den so berühmten Campo Santo von Brescia, Mailand, Bologna kennt, wird ihm vollständig zustimmen. ‚Die Leiber der Gerechten sind begraben in Frieden‘, sagt die Schrift; laßt darum die Toten ruhen.

So gewann unser nach außen so einförmiges, der Religion und Wissenschaft gewidmetes Leben einen reichen Inhalt. Man hatte hinlänglich zu tun, um in den Studien nicht zurückzubleiben und die stets von neuem zuströmenden Eindrücke zu verarbeiten. Selbst die Tischlektüre, die nie, außer an den Tagen, die wir auf der Villa zubrachten, ausgesetzt wurde, enthielt bildende Elemente. Abends wurden die besten italienischen Schriftsteller, auch Abschnitte aus den Missionsannalen oder Denkwürdigkeiten aus der neueren Kirchengeschichte (z. B. Pacca) gelesen; mittags in der Regel deutsche Werke, an Festen Homilien der Väter, manchmal auch Werke der Humanisten und Neulateiner behufs Weiterbildung in der lateinischen Stilistik. Der Präfekt hatte hierbei die keineswegs angenehme Aufgabe, jeden Fehler des Vorlesenden in der Aussprache des Lateinischen und Italienischen auf der Stelle zu korrigieren; das forderte sowohl von seiner wie des Lesers Seite große Aufmerksamkeit, trug aber nicht wenig dazu bei, den korrekten Ausdruck in beiden

Sprachen zu fördern. Bei bevorstehenden Besuchen von Kunstsammlungen, Altertümern, Merkwürdigkeiten studierte man vorher in dem bekannten Werke von Nibby über Rom; es bot dies eine Abwechslung nach strenger Arbeit und bereicherte den Geist mit neuen Anschauungen.

XII.

Jeder Donnerstag war dem Aufenthalte in der dem Deutschen Kollegium gehörigen Villa San Saba gewidmet; am Morgen gingen wir hinaus, erst kurz vor Sonnenuntergang zurück, im Winter wie im Sommer. Ein Bruder Langohr, allen bekannt und immer schon von weitem bei seiner Ankunft begrüßt, zog den Küchenwagen, der uns das Mittagsmahl brachte. San Saba liegt auf dem südlichen Vorsprunge des Aventin, durch ein Tal von der südwestlich gelegenen Erhebung desselben getrennt; er zieht sich bis jenseits der Bäder des Caracalla fort und läuft an der Via Appia aus. Der Boden ringsum ist mit Gärten und Weinbergen bedeckt; nur nach dem Cölius zu steigt der Turm von Santa Balbina auf; drüben ragt die alte Kirche Santa Prisca empor. San Saba mit dem umliegenden Besitztum gehörte ursprünglich griechischen Mönchen; schon Johannes Diakonus erwähnt im Leben Gregors d. Gr. dieses Kloster, denn nahebei wohnte die Mutter dieses Heiligen, die hl. Sylvia, die ihm aus ihrem Garten Früchte nach seinem Kloster sandte. Ein halbverblichenes Gemälde über dem Tore erinnert uns daran bei dem Eintritt in den Vorhof. Einer der hiesigen Klosteräbte war Papst Hadrians I. Abgesandter auf dem zweiten Konzilium von Nicäa. Später, im 12. Jahrhundert, wurden durch Papst Lucius II. Kirche und Kloster dem neu aufblühenden Orden der Kluniazenser übergeben, durch Julius II. im Jahre 1512 den Zisterziensern und endlich durch Gregor XIII. dem Deutschen Kollegium.

Vor der Kirche liegt ein Vorhof, jetzt zum Garten umgestaltet, durch welchen wir zur eigentlichen Vorhalle derselben gelangen. Über ihr erhebt sich eine durch zwölf kleine Säulen mit Arkaden gebildete Loggia, welche die ganze Breite der Fassade einnimmt und in edlem Stile gehalten ist. Das Innere wird in drei Schiffe geteilt durch 14 antike Säulen, sechs von Granit, die übrigen von weißem Marmor. Die Decke zeigt den bloßen Dachstuhl; an manchen Stellen finden sich noch Spuren ehemaliger Malereien und alte christliche Grabinschriften.

Rechts von der Kirche stehen die Reste der alten Abtei, die, bis auf das Erdgeschoß abgetragen, einen ziemlich breiten gedeckten Gang bildet, der einen Teil des Gartens umschließt. Ein antiker Sarkophag mit der Juno Pronuba in erhabener Arbeit steht in der Vorhalle; einzelne Friese und Bruchstücke antiker Skulptur sind hie und da eingemauert. Wie viele Bildnereien mögen da noch unter dem Boden verborgen liegen! Eines Tages, da wir eine Reihe Bäume ausgruben, um neue zu setzen, stießen wir auf eine Marmorbüste. Una testa di Giove![1] rief alsbald einer der Arbeiter. So war es auch; leider war der Kopf stark beschädigt.

Es gibt viele schöne Punkte in und um Rom; aber keiner hatte für mich einen so hohen Reiz als der Blick hier von der Loggia hinüber über Rom und die Campagna. In einem weiten Bogen von St Paul an bis hinaus zum Lateran und den Sabinerbergen liegen Stadt und Land vor uns; zur Linken die uralte Basilika des Apostels Paulus, die still und träumerisch, wie der Gegenwart fremd und in die Tage der Vergangenheit versunken, aus der Einöde dort am Tiberufer zu uns herüberblickt, als wolle sie uns erzählen von den Jahrhunderten der Vorzeit. Hie und da leuchtet im Sonnenstrahl das Wasser des Flusses auf und gibt unsern Gedanken die Richtung zum Meere hinab, weckt die Erinnerungen an all das Große, was da geschehen — die sagenhafte Landung der Trojaner, Roms mächtige Flotten, die von hier ausliefen, Karthago und Spanien zu erobern, an Belisars kühnen Zug den Fluß hinauf, um Rom zu entsetzen, das von Totila belagert wurde; es ist ein großes Stück Weltgeschichte, das an der Mündung dieses Flusses sich abgespielt hat. Zu unsern Füßen liegt der Hang des Berges, der sich sanft nach dem Tale zu abdacht, mit Rebenpflanzungen dicht bedeckt, aus denen im Frühlinge die rosenroten Blüten der Mandel- und Pfirsichbäume leuchten; jenseits die mächtige Stadt mit ihren Türmen und Kuppeln, Säulen und Palästen, Triumphbogen und Ruinen, die, ausgebreitet auf den sieben Hügeln, uns einen mannigfaltigen und wechselnden Anblick bietet.

Ganze Nachmittage brachte ich hier zu; ein unaussprechliches Gefühl zieht da ein in unsere Seele, Wehmut, Freude, Friede. Die ganze Vergangenheit der Kirche, die großen Katastrophen der Reiche

[1] Ein Jupiterkopf.

Im Garten der Villa San Saba bei Rom.

erblicken wir da vor unsern Augen, wir lesen da in den Blättern der Geschichte wie in einem aufgeschlagenen Buche. Oft war ich hier oben in den sciroccoreichen Sommertagen. Die drückende Schwüle eines heißen Augustmonats liegt über dem Lande, die Luft ist glühend, alles ist still, kein Blatt regt sich, auch der Vogel schweigt. Nur das eintönige Schwirren der Zikaden in der Mittagsglut ist ein Zeichen, daß noch Leben ist in der Natur. Nun erhebt sich ein kurzer Windzug vom Meere her, ein leises Rauschen geht durch das Laubwerk; es ist wie das Aufatmen des Naturgeistes, das Seufzen der alten Heidengötter. Jetzt dröhnt dumpf und feierlich von St Peter herüber die Vesperglocke; sie verkündet das Magnifikat, das so alte und ewig neue Jubellied der Jungfrau. ‚Christus hat gesiegt', ruft sie uns zu, ‚der große Pan ist tot!'

Natur und Kunst, Wissenschaft und Religion, Geschichte und Gegenwart, die Begeisterung der Jugend und das Wort gereifter Lehrer, alles wirkte hier zusammen, um in unserer Brust große, erhabene Gedanken, edle und starke Gefühle zu wecken; doch

O gente umana, per volar su nata,
Perchè a poco vento così cadi?[1]

Allerdings müßten wir nicht Deutsche sein, sollte uns nicht manches in Rom tadelnswert erscheinen, sei es daß es wirklich dies ist oder nur unsern Vorstellungen und Gewohnheiten gegenüber so erscheint. Aber wer wird sich den erhabenen Genuß verkümmern lassen beim Eintritt in ein gotisches Münster, wenngleich er hie und da eine Statue verstümmelt, das Maßwerk an einem Fenster nicht regelrecht konstruiert sieht? Wir schauen auf das Ganze und lernen den Geist verstehen, der es geschaffen; auch die größte, die göttlichste Idee wird nie in ihrer vollen, ungetrübten Reinheit erscheinen, wenn sie eintritt in die Geschichte und durch Menschen verwirklicht werden soll.

Der ganze Tag war zu San Saba der Erholung gewidmet; Gesänge, gymnastische Übungen — auch eine Kegelbahn, die einzige in Rom, war da —, Lektüre wechselten ab. Dort habe ich auch an einem beängstigend schwülen Sciroccotage den ersten Kalender von Alban Stolz gelesen; ein neuer Ankömmling hatte ihn mitgebracht. Ich fing an zu lesen, las fort und konnte mich nicht satt lesen. Mir

[1] O Mensch, bestimmt, nach oben dich zu heben,
Warum sinkst du bei leichtem Windeswehen?

ward, als wanderte ich in einem dichten, grünen Wald, als schaute ich die Buchen, die wie Kerzen schlank zum Himmel streben, ihre Häupter vom Sonnenstrahl vergoldet, als säße ich unter den mächtigen Kronen der Eichen des Spessarts, die weithin ihre wundersam gebildeten knorrigen Äste ausstrecken, als könnte ich den Blick hineinsenken in das kräftige, dunkle Grün der Tannen, als saugte ich ein die frische, würzige Waldluft der Heimat.

Damals empfand ich so recht den ganzen Unterschied zwischen der Naturbetrachtung des Nord- und des Südländers. Wir Deutschen sind Söhne einer verhältnismäßig noch jungen Kultur; als die Völker des Südens sich bereits anschickten, den Schauplatz der Weltgeschichte zu verlassen, da erst sind wir im Hintergrund erschienen, um nun unserseits über die Bühne zu gehen. Noch hat die Natur bei uns ihre Herrschaft nicht an den Menschen abgegeben, viele und weite Gebiete sind noch mit Wald bedeckt. Da hat denn die Phantasie freies Spiel. Wer immer einmal durch den Bayerwald, den Spessart, das Rhöngebirge, den Schwarzwald oder Thüringerwald gewandert ist, der kann sich nicht der Wahrnehmung verschließen, wie doch der Charakter unseres Landes so ganz mit dem der Bewohner, ja selbst der Sprache übereinstimmt. Ein liebliches, sanft grünes Wiesental, von rasch dahineilendem Flusse durchströmt, über dessen Fluten der goldene Kelch der Wasserrose sich wiegt, an dessen Ufern bunte Schmetterlinge über Blumen flattern, und der dann in silberglänzenden Wellen über das Wehr an der Mühle hinabstürzt; rechts und links waldiges Gebirge, lichte Frühlingswolken, die hoch darüber hinziehen, lauschige Plätzchen unter dem Schatten hundertjähriger Bäume, wo die Bienen um uns summen, der Kuckuck ruft und weithin der Amselschlag schallt; blaue Berge in der Ferne, deren Umrisse sich in dem zarten Duft verlieren, der auf ihnen liegt — das ist unser deutsches Land, wie wir es auch auf den Bildern A. Dürers aufgefaßt sehen. Da entfaltet sich ein reiches Leben im Gemüte, oft uns selbst noch nicht klar; da empfängt die Phantasie einen Impuls, diese Welt mit ihren Gestalten zu bevölkern oder weit hinaus über die Berge in die Ferne zu schweifen und nach Unaussprechlichem sich zu sehnen.

So war denn auch unser deutscher Charakter von jeher. Es geht in allem ein ernster Zug durch unser Volk, der uns nie vergessen läßt, daß wir des Nordlands Söhne sind und die Windsbraut, die

von den hohen Gletschern Skandinaviens herabstürmte, unsern Ahnen das Wiegenlied gesungen hat. Nicht heftig von Affekten ist der Deutsche bewegt, aber nachhaltig und tief in seiner Empfindung; und da die äußere Natur ihn nicht mit ihrer Farbenpracht zu sich hinzieht und bezaubert, geht sein Geist desto leichter in sich selbst zurück, schafft seine Phantasie sich eine ganze Welt, ist die Sehnsucht nach etwas Höherem und Besserem, als das Irdische zu bieten vermag, eine ausgesprochene Eigentümlichkeit des deutschen Jünglings. Oft wohl fällt sie bald, mit der Entwicklung der Leidenschaften und der Befriedigung derselben, in die gemeine Wirklichkeit zurück und selbst in trostlosen Pessimismus; aber in den Besseren bleibt sie doch; auch wenn die Zeit der jugendlich aufwallenden Gefühle vorüber ist, wird sie nur immer tiefer, stärker, durch kein vergängliches Glück befriedigt, durch kein Unglück entkräftet, und bleibt mitten im Andrange der Welt und in den Kämpfen des Lebens wie ein lichtsuchendes Auge stets nach oben gerichtet.

Darum ist in keinem Volke der Sinn für edle Freiheit und Selbständigkeit so stark entwickelt als in dem unsern; als Freie haben Fürsten, Grafen und Herren dem Kaiser Heeresfolge geleistet, aber auch von ihm hinwieder Anerkennung und Wahrung ihrer Rechte als freie Männer verlangt; ‚wenn nicht, nicht‘, das war ihr Wahlspruch. Und darum stieg die Kirche gerade in Deutschland zu so hohem Glanze empor, weil in ihr der Germane das Gottesreich erschaute, nach dem er sich in seinen dunkeln Wäldern gesehnt hatte, in dem das Ewige selbst in seiner ganzen Herrlichkeit vor ihm erschien, das seinem Geiste Erhebung, seinem Herzen Frieden, seinem Willen Maß und Regel verlieh und auch dem Ärmsten und Niedrigsten und dem, der vorher Sklave war, mit der Freiheit der Kinder Gottes zugleich die Lösung von den Fesseln irdischer Knechtschaft brachte. Leidenschaft und Feigheit, nicht der katholische Glaube, haben dann später allerdings versucht, den freien deutschen Mann zu knechten, wie es die altrömischen Imperatoren und die Byzantiner getan; dort aber, wo man den Glauben voranstellte, um durch ihn die öffentliche Freiheit zu unterdrücken, ist es nur geschehen zur Verdeckung des eigenen Unglaubens und herrschsüchtiger Niedertracht.

Anders in Italien. Die Natur bedeutet da nur den Hintergrund der Bildungen jeder Art, die der Mensch seit Jahrtausenden selbst geschaffen; wohin wir blicken, selbst in der einsamen Campagna, ja

gerade hier erst recht, sehen wir die Natur im Dienste des Menschen, tritt eine vieltausendjährige Geschichte uns entgegen, trägt jeder Fußbreit Landes das Siegel des Menschen. Die italienische Gartenbaukunst stellt dieses Verhältnis recht anschaulich dar. Die Natur hat keine Bedeutung für sich, sie ist nur ein Teil des Ganzen, das der Palast, die Fontänen, die Freitreppen und die Statuen bilden; sie muß sich den Gesetzen beugen, welche der Mensch ihr auferlegt hat, und in architektonischen Linien sich entfalten. In der klaren, durchsichtigen Atmosphäre treten alle Formen rein und scharf begrenzt hervor; das helle Licht, das über alles sich ausgießt, zeigt auch das Fernste in seinen wesentlichen Umrissen, fest und bestimmt, wie es ist. Der Italiener schwärmt darum nicht wie der deutsche Romantiker für die ‚mondbeglänzte Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält', noch erblickt er mit den nordischen Helden auf den dräuenden Sturmwolken, die am Gewitterhimmel heranziehen, die Walküren, die ihnen zu Hilfe eilen. Aber das Maßvolle, Harmonische, Vollendete der Formen bildet und erfreut sein Auge; die Klarheit des Himmels, in welcher er alles schaut, wirkt in ihm jene Klarheit der Weltanschauung und einen heitern Sinn, der es nicht zu jener träumerischen Sehnsucht kommen läßt, wozu wir in Deutschland bei unserem langen Winter mit seinen kurzen, nebligen Tagen und unserem oft kalten, lichtarmen Sommer so leicht geneigt sind.

Wie das Land, so ist auch der Charakter der Menschen in Italien von jenem der Deutschen verschieden. Zwar ist viel germanisches Blut, der Goten, Langobarden und Normannen, in die Adern des italienischen Volkes geflossen und hat das kranke, ohnmächtige, hinsiechende Geschlecht zu neuem Leben gekräftigt; aber die Grundstimmung seines Wesens hat es nicht verändert. Der die Verhältnisse des Lebens klar, scharf und schnell messende Verstand des Römers ist ihm geblieben; eine lebhafte, leicht erregbare, feinsinnige Empfänglichkeit für alle Eindrücke läßt es uns beweglicher, geselliger, heiterer und selbst anmutender erscheinen als die Deutschen, freilich auch reizbarer, leichter verletzt, heftig und zur Rachsucht geneigt, die, jahrelang verborgen, endlich doch mit aller Macht einer nur schwer verhaltenen Leidenschaft zum blutigen Ausbruche gelangt. Mäßig, nüchtern, arbeitsam, durch Lob und Anerkennung leicht gewonnen, der brutalen Gewalt gegenüber zwar stumm sich fügend, aber immer im Innern widerstrebend, ist der Italiener ebenso ein Freund, mit

dem wir gern verkehren, der Großes opfern kann, wie ein Feind, der vermeintliches Unrecht nie vergißt. Sein angeborner Sinn für das Schöne in Form, Gestalt und Maß hat auch dem Niedrigsten in seiner Bedürfnislosigkeit eine gewisse Teilnahme an wahren Kunstgenüssen ermöglicht; mit einer Art von Ehrfurcht betrachtet er die Standbilder, die überall in der Öffentlichkeit dastehen; Verstümmelungen derselben, die in Deutschland so häufig vorkommen, würde er tief beklagen. Sein starkes Gedächtnis, seine reiche Einbildungskraft, die Freude an seiner schönen Sprache setzt auch den Ungebildeten in den Stand, an den Schöpfungen seiner großen nationalen Dichter in seiner Weise sich zu erfreuen![1] Die Liebe zum Geld und zu Geldgeschäften besitzt er allerdings gleichfalls noch von seinen Ahnen, den Römern, her, und in den kleinen Straßenverkäufern entdecken wir leicht den gewandten, zuweilen listigen Handelsgeist der einst großen Seestädte Pisa, Genua und Venedig.

Dabei liegt in diesem Volke ein tief religiöser Grund. Maiores nostri religiosissimi mortalium[2], hat Sallustius von den alten Römern gesagt; ihr ganzes Staatswesen war auf die Religion gebaut. Und als die alten Götter gefallen waren, die ehedem ehrwürdige Priesterschaft eine leere Schale geworden, deren lebenskräftigen Kern Zweifel und Unglaube angenagt hatten, als die Barbaren Italien verödeten, das Schwert seine besten Männer fraß und der Rest seiner Bewohner in Armut und Gefangenschaft schmachtete, da besannen sich Italiens Völker auf den wahren Sinn ihrer uralten religiösen Überlieferungen und wandten dem Gotte sich zu, der allein retten konnte aus dem Verderben. Man mag hinweisen auf die Ausbrüche üppiger Sinnlichkeit und heidnischen Wesens zur Zeit der Renaissance in Italien, auf so manche betrübende und empörende Vorgänge daselbst in der Gegenwart; das alles sind nur vereinzelte Erscheinungen auf der Oberfläche des Volkslebens. So regt wohl ein Sturm die Wellen auf, aber nur die oberen Wasser sind bewegt; in der Tiefe des Meeres ist es still, da schaffen und weben fort, ungesehen und

[1] Einmal hatte ich von einem fliegenden Buchhändler in Novi bei Genua Tommaseos Ausgabe der Divina Commedia gekauft. Zurückgekehrt in das Gasthaus, las ich darin einiges mit halblauter Stimme. Es dauerte nicht lange, so hatte sich ein Kreis um mich gebildet, lauter Leute aus den mittleren und niederen Ständen, die mit Aufmerksamkeit zuhörten.

[2] Unsere Vorfahren waren die religiösesten Sterblichen.

unbeachtet, aber mächtig und ungestört, die verborgenen Kräfte der Natur.

In San Saba fanden sich immer viele Gäste aus Deutschland und manchen andern Ländern ein; jeder Beruf, jeder Stand war vertreten. Bischöfe brachten viele Stunden hier unter uns zu, freuten sich an dem muntern Wesen der Alumnen, machten wohl auch ein Boccie-Spiel mit oder sammelten uns um sich zu belehrendem Gespräche. Professoren und Gelehrte suchten die Villa auf; Clemens, später Professor in Münster, Hofrat Phillips, damals in München, Guido Görres, Antistes Hurter brachten ganze Tage bei uns auf der Villa zu. Priester aus Deutschland und dem Heiligen Lande kamen, Missionäre, wie der berühmte De Smet, der zwölfmal über den Ozean geschifft war, Maler, wie Achenbach, Ärzte, Militärs, muntere deutsche Studenten und romfreudige Philologen, die nach Handschriften suchten, berühmte und unberühmte Männer sahen wir im Frühling und Herbst in großer Zahl. Wie Rom selbst eine Weltstadt ist in ganz besonderem Sinne, so war auch unser Kollegium gewissermaßen ein Abbild von ganz Deutschland, und wir gewannen so einen Einblick in dessen Verhältnisse, seine politischen, religiösen und literarischen Zustände, wie es sich kaum anderswo zum zweitenmal findet und wovon der, welcher von Jugend auf an die Scholle gebannt blieb, gar keine Ahnung hat.

Zweimal im Jahre, am Tage der Station daselbst, Freitag vor Karfreitag, und am Tage des Heiligen, gingen wir nach Santo Stefano Rotondo — Statio ad S. Stephanum in Coelio monte, heißt es im Meßbuch. Auch diese Kirche mit Vigna gehört dem Deutschen Kollegium. Sie ist die größte Rundkirche und stammt aus dem 5. Jahrhundert. Sie war ursprünglich von zwei niedrigen Umgängen zwischen doppelten Säulenreihen umzogen, so daß hier das Prinzip der fünfschiffigen Basiliken auf einen mächtigen Rundbau angewendet wurde. Nikolaus V. ließ, da die Kirche im Verfalle war, die Zwischenweiten der zweiten Säulenreihe vermauern und legte vor dem neuen Eingange eine Vorhalle an. 56 Säulen, zumeist von Granit, tragen die Decke, die von Holz und ohne Verzierung ist. Gleich beim Eingange steht eine bischöfliche Kathedra von weißem Marmor, ursprünglich ein antiker Badestuhl, von dem aus Papst Gregor der Große eine seiner Homilien gehalten hat. Das Ganze macht, trotz so mancher Veränderungen, welche im Laufe

Inneres der Kirche Santo Stefano Rotondo in Rom.

der Jahrhunderte vorgenommen wurden, einen äußerst ehrwürdigen Eindruck. Nur die von Pomarancio und Tempesta gemalten, mit grellen Farben aufgetragenen und gräßlichen Marterszenen verletzen das Auge und den Geschmack. Die Seelengröße der Märtyrer, ihre Ergebung in Leiden und Tod, unter den größten Qualen des Leibes, in tiefstem Seelenschmerze, ist schön und erhaben und darum gewiß einer der würdigsten Gegenstände der Kunst; aber das Geschäft der Henker dabei ist abstoßend und sollte darum nur angedeutet, nicht ausgeführt werden. Hätten doch diese Maler an den Darstellungen in den Katakomben sich ein Muster genommen! Nicht einmal das Leiden und den Tod des Erlösers stellen die älteren Gemälde dar: ein Lamm am Fuße des Kreuzes stehend oder ein Lamm mit dem Kreuze auf dem Haupte symbolisierte Christi Leiden. Sehr wahr sagt Raoul Rochette: ‚Mitten unter den Prüfungen eines so bewegten Lebens, so oft von den Schrecken des Todes bedroht, sahen die alten Christen im Tode doch nur den Weg zur ewigen Seligkeit; und weit davon entfernt, diesem Gedanken die Erinnerung an die Qualen und Entbehrungen, welche ihnen den Himmel öffneten, beizugesellen, gefielen sie sich darin, das Grab mit freundlichen Symbolen, mit Blumen und Weinranken zu umgeben. . . . Es ist Tatsache, daß während einer so langen Periode der Verfolgungen das unter dem Eindrucke so schmerzlicher Prüfungen in die Katakomben geflüchtete Christentum nirgends ein Bild der Trauer, ein Zeichen der Kränkung, einen Ausdruck der Rachbegierde hinterlassen hat. Im Gegenteil atmen alle seine Denkmäler den Geist der Sanftmut, des Wohlwollens und der Liebe.

‚Wenn ich mich nicht ganz täusche, so läßt die Beobachtung dieser Tatsache das Christentum in einem Lichte erscheinen, das mehr als jeder andere Zug in seiner Geschichte, als alle andern Denkmäler seines Geistes unsere Ehrfurcht und unsere Liebe herausfordert.‘ Auf den musivischen Bildern im Grabmal der Galla Placidia zu Ravenna (440) wird der hl. Laurentius dargestellt, aber nur in seiner heldenmütigen Hingabe in den Tod; die Qualen selbst sind nur angedeutet durch den Rost, der vor ihm steht. Ebenso stellt das 200 Jahre später entstandene Mosaik in Sant' Agnese fuori le mura diese heilige Jungfrau im Prunkgewande als himmlische Braut dar, während zu ihren Füßen ein Schwert, das Werkzeug ihres Martyriums, liegt.

Die Stationsfeier in Santo Stefano fiel jedesmal mit dem Beginn der Osterferien zusammen; am Nachmittag wanderten wir hinaus nach der einsam gelegenen Kirche, wo immer eine große Zahl Andächtiger, auch manche Landsleute, sich einfanden. Am zweiten Weihnachtstage führten die Alumnen eine gesungene Messe auf, die sonst so stille Basilika erschien wieder belebt wie in den früheren Jahrhunderten; der Boden war bedeckt mit Zweigen von Lorbeer und Buchs, deren Wohlgeruch den ganzen Raum erfüllte; die Choräle klangen so ernst, so weihevoll, so majestätisch-einfach, daß man sich unwillkürlich sagen mußte: In einer solchen Kirche kann nur so gesungen werden.

XIII.

Außer diesen regelmäßig wiederkehrenden Tagen, welche den geordneten Gang des Lebens unterbrachen, boten sich hie und da für das Kollegium außerordentliche Anlässe zu festlicher Feier. Als der noch jugendliche Erzbischof von Salzburg, Friedrich von Schwarzenberg, die Kardinalswürde empfing, veranstaltete das Kollegium eine solenne Disputation; zum Schlusse fand eine Gesangsproduktion statt, in welcher die Episode des Ugolino aus der Göttlichen Komödie mit Musikbegleitung vorgetragen wurde. Der nachmalige Erzbischof von Salzburg, M. J. von Tarnóczy, damals Professor der Theologie daselbst, sowie der nachherige Bischof von Seckau, Graf Attems, damals Kanonikus zu Salzburg, hatten den neuen Kardinal begleitet. Die Thesen, über welche disputiert wurde, verbreiteten sich über das System Kants. Mit liebenswürdiger Freundlichkeit nahm der Erzbischof die ihm gewordene Huldigung der Deutschen auf und lud hierauf einen großen Teil der Alumnen zu sich in seine Säle, wo ihnen die herkömmlichen Erfrischungen gereicht wurden. Bei einer ähnlichen Gelegenheit, als hohe Gäste anwesend waren, fand ein Dialog statt zwischen vier, einem Katholiken, orthodoxen Protestanten, Rationalisten und Juden, über die messianischen Weissagungen des Alten Bundes. Zugleich wurde diese Gelegenheit benutzt, um eine kleine Spannung auszugleichen, die zwischen dem Kollegium und dem Professor Perrone eingetreten war. Ein Alumnus nämlich hatte, durch den Studienpräfekten veranlaßt, wiederholt eine These des Professors angegriffen und seine Opposition besonders durch sprachliche Gründe zu stützen gesucht; Perrone, in den orientalischen Sprachen weniger be-

wandert, fühlte in dieser zu verschiedenen Zeiten immer wiederkehrenden Oppositionsweise sich an seiner empfindlichsten Seite verletzt. Es war daher zu einer etwas erregten Auseinandersetzung gekommen. In dem genannten Dialoge brachte nun derselbe Alumnus, dem die Rolle des Rationalisten zugefallen war, seine oft wiederholte Opposition mit fast den nämlichen Gründen wieder vor und wurde von dem Katholiken glänzend widerlegt und zurückgewiesen. Perrone, heiter und freundlich wie immer, nahm diese Form der Genugtuung äußerst liebenswürdig und zartfühlend auf und gab das Signal zu allgemeinem Bravorufen und Händeklatschen. Später ward gerade dieser Alumnus einer von denen, welchen er am liebsten die Verteidigung seiner Thesen übertrug.

Ein anderer Anlaß bot Gelegenheit zu einem Sprachenfest, bei welchem bloß die Alumnen des Deutschen Kollegiums mitwirkten. Außer den wichtigeren neueren Sprachen und den klassischen wurden Dichtungen in hebräischer, syrischer und chaldäischer Sprache vorgetragen; nebst vielen Notabilitäten aus dem Prälaten- und Gelehrtenstande waren auch Alumnen der Propaganda dazu eingeladen, unter denen einige aus der bekannten syrischen Familie der Assemani sich befanden. Es sollte dadurch den Mitgliedern des Kollegiums Antrieb und Aufmunterung gegeben werden, fortwährend sich in dem Studium der alten und neuen Sprachen auszubilden und zugleich vor der Öffentlichkeit ihr wissenschaftliches Streben zu bekunden.

Auf der Villa besonders und in den Karnevalstagen fanden Aufführungen in deutscher Sprache statt, eine regelmäßig zu Beginn des Monats Mai. Noch erinnere ich mich eines in edler Sprache gedichteten, vortrefflich vorgetragenen, ergreifenden Dialogs, welcher, nach dem Vorbilde von Calderon, die Macht der Gnade, in Maria symbolisiert, zum Gegenstande hatte. Heitere Komödien, von Alumnen verfaßt und dargestellt, belebten die Faschingstage. Einmal, als alles schon vorbereitet war, die Bühne aufgeschlagen, die Kostüme zusammengebracht, die Rollen verteilt und gelernt, wurde gerade der unwohl, welcher am besten die lustige Person im Stück darzustellen verstand. Alle Arbeit schien nun vergeblich, und die Hoffnung auf ein munteres Spiel schwand. Umsonst waren unsere Bitten, nur jetzt uns nicht zu verlassen. Da ging denn der Rektor selbst in das Krankenzimmer, in dem dieser Alumnus lag, an einer

zum Glück nicht gefährlichen Krankheit, und bat ihn, er möge doch auf ein paar Stunden das Bett verlassen und seine Rolle spielen; denn ohne ihn ginge es nicht. ‚Aber ich habe so starke Kreuzschmerzen', antwortete dieser. — ‚Liebster', entgegnete freundlich der Rektor, ‚so lassen Sie Kreuzschmerzen Kreuzschmerzen sein.' — ‚Nun', sagte endlich der Alumnus, ‚wenn Sie es wünschen, P. Rektor, so will ich auf ein paar Stunden lustig sein.' Er spielte wie nie zuvor, ein geborner Komiker; hierauf legte er sich wieder in sein Bett.

Dies alles sind nur unbedeutende und geringfügige Vorfälle; aber argumenta morum licet capere ex minimis[1], hat schon Seneca gesagt.

Besonders mächtig und tief waren die Eindrücke, die wir bei hohen Kirchenfesten empfingen. Wenn der Heilige Vater, auf der sedia gestatoria getragen, einzog in den großen, erhabenen St Peter und die weithin hallenden Töne der Posaunen, welche in dem mächtigen Raume wiederklangen, seine Ankunft verkündeten, wenn dann die Sixtinische Kapelle, deren berühmter Meister Baini damals noch tätig war, ihren wundervollen Gesang anstimmte, so zart und doch so gewaltig, so fremdartig und so ergreifend — das war ein überwältigender Augenblick. Da schwand alles Irdische um mich her, da fühlte die Seele sich erhoben und in einen reinen Äther von Licht und Liebe, Andacht und freudiger Zuversicht getaucht. Oft habe ich solche Feier erlebt, und schon als Alumnus durfte ich mit andern vor dem Papste niederknien, um die geweihte Kerze am Lichtmeßtage, am Palmsonntag die geweihte Palme von ihm zu empfangen.

Es ist nicht meine Aufgabe, die Feste zu schildern, wie sie in früherer Zeit zu Rom gefeiert wurden; oft genug sind sie geschildert worden, Freund und Feind haben sich darüber ausgesprochen. Manche, auch Katholiken, haben Anstoß genommen an der Pracht, welche hierbei die Kirche entfaltet. Aber es waren Feste, die den Armen nicht kränkten wie die Feste in den Prunksälen irdischer Könige; es waren Feste der Kirche, aber auch Feste des Volkes, das hier geladen war so gut wie die Höchsten im Lande. Alle bis zu dem ärmsten Hirten aus den Abruzzen konnten hier erscheinen, fühlten sich freudig erhoben bei all der Herrlichkeit, die unserem

[1] Die Sitten erkennt man aus kleinen Dingen.

Herrn und Gott hier wird, den wir Gottes würdig zu feiern suchen, soweit der Mensch es nur vermag. Und sollten wir, indem wir ihm, dem König der Könige, unsere Huldigung darbringen, nicht zugleich auch dem unsere Ehrfurcht zollen dürfen, den er sich zu seinem Stellvertreter auf Erden auserwählt hat, dem er die Verheißung gegeben, auf dessen Stirne er das Siegel überirdischer Gewalten geschrieben, den er gefeit hat gegen Hölle und Tod, der, wenn auch der Mensch stirbt, nicht sterben kann, sondern währet bis ans Ende der Tage?

Sollte aber einer, dem Judas gleich, der Magdalena schalt, weil sie in so hochherziger Weise ihrer Liebe zum Herrn Ausdruck gab, all diese Herrlichkeit unseres Kultus für Verschwendung erklären, dem bleibt es ja immerhin unbenommen, mit den Kapuzinern und Mitgliedern anderer Orden Feste zu feiern; da wird er es einfach genug finden. Die Kirche ist groß und weit und hat darum Raum für alle Richtungen und Bestrebungen. Wenn die Glocken mächtig vom Turme dröhnen, Orgelklang durch die Hallen des Domes braust und in reichen Gewändern die Priester um den Altar stehen, da feiert die katholische Kirche ihre Feste; aber sie ist auch in der armen, nackten Klosterkirche, wo kein Orgelton und nur ein geringes Glöckchen klingt und ein rauhes Habit den Priester umkleidet. Die Häresie ist es, welche, wie auch ihr Name besagt, einen Teil aus dem Ganzen herausreißt und diesen als das Ganze darzustellen sich vermißt — eine Verarmung und Verkümmerung der unendlich reichen christlichen Idee.

So manche lieben es, für die Macht der katholischen Kirche auf jeden innerlichen und nach Höherem strebenden Menschen und für die Bekehrungen zu ihr den Erklärungsgrund in dem Glanz und der Pracht ihres Kultus zu finden, die den Sinn gefangennehmen, die Phantasie erregen, durch Lichter und Weihrauchwolken das Auge blenden, den Geist betäuben und narkotisieren. Wer die katholische Andacht sehen will, der kann sie sehen in St Peter, der kann sie ebenso und vielleicht noch besser sehen, wenn er am Karfreitag mit uns hinausgeht nach dem Heiligtume der Scala Santa beim Lateran. Es ist dies die 8,5 m hohe Treppe von tyrischem Marmor, welche einst im Palaste des Pilatus stand, auf der unser Heiland emporstieg, die er mit seinem Blute benetzt hat, als er vor dem römischen Landpfleger erschien, der mit dem Rufe: Ecce homo!

ihn dem Volke zeigte. Die hl. Helena hat sie im Jahre 326 nach Rom gebracht. Die einzelnen Stufen sind mit Holz verkleidet, um sie vor Abnutzung zu schützen, und führen in die Kapelle Sancta Sanctorum, ehedem die Hauskapelle der Päpste im Lateran, wo ein sehr altes Bildnis des Heilandes sich befindet. Eine Halle mit fünf offenen Bogen ist vor dieselbe gelegt und trägt eine von fünf Giebelfenstern durchbrochene Loggia.

Während wir dahinschreiten, herrscht feierliche Stille. Der weite Platz liegt so ruhig da, nur von stillen Gruppen wandernder Beter belebt; die Frühlingssonne leuchtet mit ihrem hellen Glanz über das altersgraue Mauerwerk der Ruinen, aus dessen Rissen frische Sträucher sprossen und das uralter Efeu wie mit einem grünen Netz umschlingt. Einzelne Ranken haben sich losgelöst und wiegen sich in der lauen Frühlingsluft, helle Lichter und flüchtige Schatten geben jeden Augenblick ein wechselndes Bild. Wir hören keinen Glockenton, keinen Stundenschlag; ein Gefühl von Wehmut und Freude kommt da über uns. Treten wir in die Vorhalle, so erblicken wir am Fuße der Treppe zwei Marmorbilder von ergreifender Schönheit, Judas in dem Augenblicke dargestellt, da er den Herrn verrät, und Pilatus, der seine Hände wäscht. Auf jeder Stufe der Treppe bis hinauf knien Beter; wir schließen uns ihnen an, knien von Stufe zu Stufe empor und küssen mit ihnen die heiligen blutgetränkten Steine. Da ist alles so einfach, da ist nicht Sang noch Klang, nicht Farbenpracht noch Kerzenschein; nur ein leises Flüstern, ein unterdrücktes Seufzen vernehmen wir — die Stille nur manchmal unterbrochen durch einen unwillkürlich lauten Ausbruch des gepreßten, dank-, reue-, liebe-, schmerzerfüllten Herzens. Oben angekommen, knien wir noch einmal vor dem Bilde des Gekreuzigten nieder und steigen dann auf einer der beiden Seitentreppen hinab.

Da ist nichts, was auf die Sinne wirkt; und doch weht hier ein solcher Geist der Andacht, daß wir noch lange nachher auf dem Rückwege stillschweigend fortwandern, von großen Gedanken erhoben und von mächtigen Gefühlen ganz erfüllt.

Zur Weihnachtszeit stiegen die Pifferari, arme Hirten aus den Abruzzen und dem Sabinerland, von ihren Bergen herab und gaben durch die anfangs fremdartigen und doch so wohltuenden Weisen ihrer Lieder der Festfeier eine eigentümliche Stimmung. Wenn ich morgens 5 Uhr durch die dunkeln Gänge schritt, ein schwaches

Wachslicht in der Hand, um das schlafende Kollegium zu wecken, da drangen durch die Stille zu mir herauf die Klänge des Morgengrußes, den sie einem Bilde der Mutter Gottes brachten, das in einer Nische an der Ecke der Piazza del Gesù sich befand. Ein Baldachin wölbte sich über das Bild der Himmelskönigin, eine Lampe mit einer Schale von dunkelrotem Glase, in welcher die Nacht hindurch ein Licht brannte, hing davor; zu Füßen duftete nicht selten ein Strauß von frischen Rosen. Waren doch Hirten die ersten, an welche die frohe Botschaft erging und die den neugebornen Heiland in der Krippe anbeteten. In der Regel erschienen sie in Gruppen zu drei: ein Greis, ein Mann und ein heranwachsender Knabe. An ihren Füßen trugen sie Sandalen, ihre Beine waren in Ziegenfelle gehüllt, ein Schafpelz bildete ihr Gewand. Der spitze Hut war mit Blumen und allerlei Zierat geschmückt; ein kurzer, bis zu den Knien reichender Mantel mit kleinem Kragen schützte sie vor der schneidenden Kälte des Wintermorgens. So standen sie, den unteren Teil des Mantels leicht über die linke Schulter geworfen, und sangen ihre Lieder mit Begleitung einiger höchst einfachen Instrumente, der zampogna, cennamella und cornamusa, Hirtenflöte, Schalmei und Sackpfeife, die sicher heute noch so primitiv konstruiert sind wie die tibia und avena, welche Vergilius in seinen Eklogen besingt. Oft sah ich unter diesen Hirten Gestalten so schön und stilvoll, als wären sie aus einem Bilde des Cinquecento; ein Ausdruck von Ehrfurcht, Andacht, Vertrauen lag auf ihrem gebräunten Angesicht. Mancher dieser Greise konnte dem Maler als Modell dienen für einen hl. Joseph; welch schöne Knaben sah ich unter ihnen — diese mageren, ausdrucksvollen Züge, umrahmt von schwarzen, ins Bläuliche spielenden Locken, Sehnsucht und Innigkeit in dem großen, mandelförmig geschnittenen, melancholischen Auge!

Noch klingen mir diese Melodien nach, so einfach wie der Inhalt der Lieder selbst, die andächtig und fromm wie Kindesbitten weithin durch die einsamen, stillen Gassen drangen[1].

Wenn sie herüberwehen
Zu meinem Garten, die alten Liedertöne
Der Pfeifer, die, aus dem Gebirge kommend,
Ein jegliches Marienbild
Mit ihrer Weise grüßen, so schein' ich mir

[1] Siehe die Musikbeilage S. 126 ff.

In seltsame, ferne Wunderzeiten entrückt,
Und alte Legenden, himmlisches Sehnen, zarte
Gefühle der Lieb' und große
Erinnerungen quellen aus den rauhen,
Einfachen Klängen. Tiefer und inniger spricht
Das Wort der Frömmigkeit
Die wunderliche Melodie als dort
Der neuen Künstler Wirrwarr,
Die alle Töne keck
Aufbieten, zu heucheln und zu grimassieren,
Und die mit ihrem Prunke,
Dem weltlich-eitlen, nur das Heilige höhnen [1].

Die Metten in der Karwoche, die Feier des Gründonnerstags mit der Fußwaschung, die vielbedeutsame, mehr als jedes Wort es auszusprechen vermag, ergreifende Symbolik der Gebräuche am Karfreitag, den Glanz und Jubel der Osterfreude in St Peter wird keiner je vergessen, der mit dem frischen, aufnahmsfähigen Sinn der Jugend das alles erlebt hat. In gewissem Sinne läßt sich sagen, was die Griechen von dem Standbilde des Zeus, welches das Genie des Phidias geschaffen, gesprochen haben: Wer es gesehen, kann niemals mehr ganz unglücklich werden.

Wie wurde mir, als ich ins Inn're nun
Der Kirchen trat und die Musik der Himmel
Herunterstieg und der Gestalten Fülle
Verschwenderisch aus Wand und Decke quoll,
Das Herrlichste und Höchste, gegenwärtig,
Vor den entzückten Sinnen sich bewegte;
Als ich sie selbst nun sah, die Göttlichen,
Den Gruß des Engels, die Geburt des Herrn,
Die heil'ge Mutter, die herabgestiegne
Dreifaltigkeit, die leuchtende Verklärung —
Als ich den Papst drauf sah in seiner Pracht
Das Hochamt halten und die Völker segnen!

Ein erhabeneres Fest gibt es nicht als die feierliche Segenspendung des Papstes am Ostermorgen; es ist nur einmal in der Welt und unnachahmbar. Eine zahllose Menge bedeckt den ungeheuern Platz, den die schöne, großartige Kolonnade umschließt; Fürsten und Bettler, Amerikaner und Afrikaner sind da neben den Europäern und Asiaten; die ganze Welt hat ihre Abgesandten

[1] Tieck.

geschickt. Und über alle diese ragt da majestätisch der Obelisk empor, dieses Monument aus sagenhafter Vorzeit; Caligula hat ihn nach Rom gebracht, in dem vatikanischen Zirkus hat er die grausamen Spiele Neros gesehen, der durch die lodernden Flammen lebendiger Fackeln, zu welchen er die Christen, von Werg umwickelt und mit Pech begossen, umgewandelt hatte, seine Siege beim Wagenrennen verherrlichte; er hat das Martyrium des ersten der Päpste gesehen und so vieler nach ihm, und nun sieht er auch den Triumph ihrer Nachfolger.

Mit einemmal herrscht tiefe Stille ringsum; man hört das Rauschen der gewaltigen Wassersäulen, die von den zwei mächtigen Brunnen hoch aufsteigen und in bunt glänzendem Schaume in die Schalen zurückfallen. Alle Augen dieser Tausende und Tausende sind hinaufgerichtet zur Loggia. Es ist ein Greis, den wir jetzt erblicken, aber in dem gebrechlichen Greise sehen wir den Stellvertreter Christi, den obersten Hirten der Kirche. Wir hören ihn ein kurzes Gebet sprechen, dann hebt er hoch die Arme empor, breitet sie weit aus, als wolle er alle da unten und die ganze Welt in sie schließen, und ruft Worte des Segens über sie; sie dringen überall hin, wir vernehmen sie deutlich in dieser großen Stille. Die Glocken läuten, die Kanonen donnern; dann ist alles vorüber; wie die Wogen des Meeres, die ein Zauberwort auf einen Augenblick gebannt hatte, fluten die Massen nun wieder auf und ab. Es war wie ein Bild aus einer überirdischen Welt, das sich jetzt zu uns herabgesenkt, um alsbald wieder unserem Auge zu entschwinden.

Ich habe seitdem viele große öffentliche Feste gesehen: eine große Truppenrevue auf dem Marsfelde zu Paris unter Napoleon; den Zug der ungarischen Magnaten nach der Hofburg zu Wien bei Überbringung der Kroninsignien des Königreichs Ungarn, welche verloren und wieder gefunden worden waren; so manche Festzüge bei Jubiläen und Gedenktagen. Doch

O, was ist Goldes, was Juwelen Schein,
Womit der Erde Könige sich schmücken!
Nur Er ist mit dem Göttlichen umgeben.
Ein wahrhaft Reich der Himmel ist sein Haus,
Denn nicht von dieser Welt sind diese Formen.

Eigentlich kann ja doch nur die Kirche Feste feiern, und wäre es auch nur ein Bittgang frommer Landleute im Gebirge; denn nur sie, der Glaube, die Andacht, die geweihte Empfindung, die sie den

Ihrigen einflößt, bringt jene Festesstimmung in die Seele, welche alle Teilnehmer durchdringt und dem Ganzen jene Würde, Sammlung, Erhebung verleiht, wodurch allein ein Fest zum Feste wird. Die Gewaltigen der Erde können große Haufen von Menschen zusammenbringen, sie in Gold und allerlei buntem Flitter glänzen lassen; aber die Indolenz, die Neugierde, die Eitelkeit, die Frivolität können sie nicht aus den Gesichtern verbannen, große Gedanken können sie nicht in die Seelen legen. Darum ist es ein Schaustück, das sie geben, aber kein Fest.

Anderer Art, nicht minder erhebend, war die Feier des Fronleichnamsfestes. Da sie in der Regel Ende Mai, selbst Anfang Juni fällt, so sind nur noch wenige Fremde anwesend. Es ist daher so recht ein Fest der Römer. Der Zug geht von der Sixtinischen Kapelle aus durch den mit kostbaren Teppichen, seidenen Draperien und frisch duftenden Lorbeergewinden geschmückten Säulengang um den St Petersplatz, dehnt sich nach Westen im Umkreise aus und tritt dann in die Kirche ein. Zuerst erscheinen die Bruderschaften mit ihren Standarten, dann die Ordensgeistlichen in ihren verschiedenen, oft so malerischen Gewändern; nach ihnen die Kanoniker der Kollegiatkirchen mit ihren Fahnen, nach diesen die Geistlichkeit der großen Basiliken und Hauptkirchen; hierauf die Prälaten der verschiedenen Ordnungen in der geistlichen und weltlichen Verwaltung, dann die Bischöfe des lateinischen, griechischen und der verschiedenen orientalischen Riten. Das Kardinalskollegium, zuerst die Kardinaldiakonen, dann die Kardinalpriester und Kardinalbischöfe, reiht sich ihnen an. Ein leises Flüstern geht durch die Menge; gar mancher ist unter ihnen, in dem ein gutes Stück Kirchengeschichte verkörpert ist. Es sind meistens hochbetagte Männer, unter denen wir einzelne besonders ausdrucksvolle Köpfe bemerken; ein frommes und dabei edles Wesen, eine Haltung voll Würde und Ernst ist allen eigen. Der Heilige Vater, mit dem weißen Chormantel bekleidet, kniet vor dem Allerheiligsten, in Andacht versunken; sechs Männer in roter, altertümlicher Kleidung tragen ihn, der, hoch über die Menge emporragend, allen sichtbar ist. Psalmen- und Hymnengesang erfüllten die Luft, Weihrauchwolken stiegen empor; alle, auch scheinbar Gleichgültige, waren bewegt, Priester und Volk vereinigten sich in Andacht mit dem Hohenpriester, der hier vor seinem verborgenen Gott anbetend niederkniete.

Gregor XVI.

Stich von Henriquel-Dupant nach Zeichnung von P. Delaroche (1844).

Man hat so viel über den volkswirtschaftlichen Nachteil gesprochen, welchen die katholischen Festtage bringen. Es ist vollkommen wahr, ein Arbeitstag wird dadurch aus dem Kalender gestrichen. Aber ist denn das die Aufgabe des Menschen, Geld zu häufen und nichts als Geld? Ist denn die große Masse der Menschen nur bestimmt, im harten Joche der Arbeit, in der verpesteten, erstickenden Luft der Fabrik und dumpfen Werkstätte seelisch und auch leiblich zu verkümmern und zu verkrüppeln? Die neueste Zeit scheint dies gefühlt zu haben; daher die vielen patriotischen und Vereinsfeste, die man überall dort einführt, wo der Unglaube, eine grenzenlos kurzsichtige Bureaukratie und die gewinnsüchtige Bourgeoisie die christlichen Ruhetage nicht mehr heilig halten und sie mehr und mehr abschaffen wollen. Aber sie sind kein Ersatz. Nur da ist ein Festtag, wo selbst der Ruhe eine höhere Idee gegeben, die Feier mit einem Inhalte erfüllt wird, der den Geist des Menschen zugleich erhebt und seine Seele erquickt, während der Leib von der Arbeit ruht. Das vermag nur die Kirche durch den religiösen Gedanken; ohne sie wird der Festtag ein Tag wüster Ausschweifung oder stumpfen Hinbrütens, was Geist und Leib nicht weniger schädigt als das Bleigewicht auf den Schultern im unbarmherzigen Tretrad der nie unterbrochenen Arbeit. Dies ist das so oft verlangte ‚menschenwürdige' Dasein, das der Sozialismus fordert, was die Kirche uns bietet; daher auch dieses frohe Gemüt, dieser heitere Sinn, diese gesunden Menschen, diese freie, fast vornehme Haltung selbst bei den Armen und Niedrigsten; diese Anmut und Würde, mit welcher die Frauen, auch aus den niedersten Ständen, einhergehen, um die sie Königinnen beneiden könnten, was uns in Italien so überrascht und was uns so niederschlägt, wenn wir bei der Rückkehr den Arbeiterklassen in unsern heimatlichen Städten wieder begegnen mit ihren blassen, welken Gesichtern, schlotterigem, bald gedrücktem bald keckem Wesen, ohne Gott und ohne Trost und aller Welt grollend. Der Spruch des Italieners: Siamo cristiani, non siamo somari[1], mag manchem Arbeitsscheuen zum Vorwande gedient haben; aber im ganzen und großen hat er die Rasse schön und gesund erhalten.

[1] Wir sind Christenmenschen, keine Lasttiere.

XIV.

Hätte ich alle diese erhebenden Feste vergessen können, einen Tag hätte ich doch nie vergessen, den Allerheiligentag des Jahres 1843. Nach einem alten Herkommen hat ein Mitglied des Deutschen Kollegiums die Ehre, an diesem Feste, während der Heilige Vater in der Sixtinischen Kapelle das Hochamt feiert, nach dem Evangelium eine kurze Predigt zu halten. Gewöhnlich wählten die Obern hierzu einen Alumnus aus den letzten Jahren, der schon die Priesterweihe empfangen hatte; so wurde denn mir dieses hohe Glück zuteil. Unter der Leitung des damals berühmtesten Predigers von Rom, des P. Grossi, bereitete ich mich darauf vor und sah mit einem Gefühle von Freude, doch nicht ohne Besorgnis, dem Tage entgegen.

Als das Fest gekommen war, fuhr ich, begleitet von einem Freunde, nach dem Vatikan. Die Loggien für die anwesenden Fürsten und Botschafter waren besetzt, das Heilige Kollegium war zahlreich versammelt, viele Bischöfe, Prälaten und Fremde waren anwesend. Lebhaft steht mir noch die Sakristei vor der Seele, in welche ich geführt wurde, um hier den Augenblick abzuwarten, da ich die Kanzel besteigen sollte. Allmählich verstummten die Gesänge der Kapelle, mit Herzklopfen hörte ich die Stimme des Diakons, der das Evangelium der Messe sang. Um nicht durch den Glanz dieser erhabenen Versammlung geblendet und verwirrt zu werden, öffnete ich leise etwas die Tür und blickte durch den Spalt hinaus; ich konnte ganz gut durch diesen hindurch den Papst sehen, der gerade gegenüber auf dem Throne saß, den Altar und die Reihen der Kardinäle, die ihm am nächsten waren. Als der Zeremoniar hereintrat, mich abzuholen, war ich gefaßt; die Jugend hat ja noch nicht so viele Bedenken wie das spätere Alter. Ich schritt am Altare vorüber, hinauf zum Throne des Papstes an der Evangelienseite, kniete nieder und empfing seinen Segen; dann kehrte ich nach der Epistelseite zurück, wo die Kanzel stand. Während der Predigt saß der Magister Palatii, der Dominikaner P. D. Buttaoni, in der Mitte auf der untersten Stufe des Altares, das Manuskript derselben in der Hand; ohne vorhergehende Zensur durfte keine Rede vor dem Heiligen Vater gehalten und nur das vorgetragen werden, was im Manuskript aufgezeichnet war. Ich hatte meiner Predigt den schönen Vers eingeflochten, welchen der Hymnus des Römischen Breviers am Feste der Apostelfürsten Petrus und Paulus enthält:

O Roma felix, quae duorum Principum
Es consecrata glorioso sanguine;
Horum cruore purpurata ceteras
Excellis orbis una pulchritudines[1].

Schon beim dritten Worte ging eine Bewegung durch die Versammlung; halblaut sprachen viele diesen herrlichen Hymnus mit dem Prediger zugleich.

Dies war meine erste öffentliche Predigt; meine zweite hielt ich in einem Filialdorfe an den Abhängen des Spessarts, wo ich allsonntäglich vom Pfarrorte aus den Gottesdienst zu besorgen hatte.

Kalligraphisch ausgestattet und schön gebunden durfte ich später, vom Rektor des Kollegiums eingeführt, den Text der gehaltenen Predigt dem Heiligen Vater persönlich überreichen. Zwar hatte er in früheren Jahren schon mehrmals an mich wie an jeden der Alumnen freundliche und ermunternde Worte gerichtet, wenn er bei großen Festen in unsere Kirche kam und das ganze Kollegium ihm in der Sakristei vorgestellt wurde; jeder einzelne trat dann vor, bezeigte ihm seine Ehrfurcht, wurde nach seinen Studien und seinem Vaterlande gefragt und hörte ein teilnehmendes Wort aus seinem Munde. Als ich aber jetzt so allein vor ihn hintreten sollte, konnte ich doch meine Schüchternheit kaum bemeistern. Doch er nahm mich so herzlich, liebevoll, nicht bloß herablassend, sondern väterlich auf, daß sich meine Befangenheit bald verlor; eingehend erkundigte er sich nach meinem Vaterlande, dem schönen Bayernland, von dessen König Ludwig I. er mit großer Achtung sprach, nach dem bisherigen Gang meiner Studien, meiner Gesundheit. Dann kam er auf meine Predigt zu sprechen. Lächelnd sagte er, indem er mir einen leichten Backenstreich gab: ‚Aber warum seid ihr Deutschen denn immer so ruhig beim Predigen? Più fuoco, più fuoco! Mehr Feuer, mehr Feuer!' Am Schlusse gab er mir zur Belohnung eine große silberne Denkmünze mit seinem Bildnis.

Da die Audienz lang dauerte, weil der Heilige Vater mit dem Rektor des Kollegiums, zu dem er großes Vertrauen hatte, über verschiedene Angelegenheiten sich besprach, so hatte ich Zeit, ihn genau

[1] O Roma hochbeglückt, die beider Fürsten Hut
Vertraut ist und geweiht durch ihr ruhmwürd'ges Blut,
Das, purpurrot erprangt, dir solchen Glanz verleiht,
Daß du jed' andrer Stadt vorragst an Würdigkeit.

zu betrachten. Papst Gregor XVI. — Mauro Cappellari — war eine nicht große, aber kräftige Gestalt mit klugen, scharfblickenden Augen, tiefer, starker Stimme, aus der eine große Entschiedenheit und Festigkeit sprach, von feurigem, lebhaftem Temperament. Geboren im Jahre 1765 zu Belluno in Friaul, nicht weit von der deutschen Grenze, war er frühzeitig bei den Kamaldulensermönchen eingetreten; längere Zeit war er Abt zu Rom in dem uralten Kloster San Gregorio, zwischen dem Palatin und Cölius gelegen, wo einst dieser große Papst gewohnt hat, von dem die Kirche den Namen trägt, wo sich die Erinnerungen an die Zeit der Cäsaren mit den Denkmälern aus den ersten Jahrhunderten des Christentums verknüpfen. Hier lebte er ein Leben religiöser Beschauung und der Wissenschaft, welch letztere er auch durch das von ihm veröffentlichte Werk Il trionfo della S. Sede bekundet hat. Im Jahre 1831 wurde er zum Papst gewählt; der Beginn seines Pontifikates war getrübt durch den Aufstandsversuch in der Romagna, der fast zu gleicher Zeit mit seiner Thronbesteigung ausgebrochen, aber alsbald unterdrückt worden war. In Rom selbst hatte man Mühe, die Wut der Transteveriner zurückzuhalten gegen die ‚Jakobiner und Freimaurer' — so hießen damals die Liberalen —, und Kardinal Bernetti mußte mit seiner ganzen Autorität eintreten, um sie zu beruhigen. Durch die Verurteilung des Hermesianismus (im Jahre 1835 und 1836) sowie die Verwerfung der Grundsätze de Lamennais' (im Jahre 1834) hat er die Kirche vor zwei weittragenden und höchst gefährlichen Irrtümern auf dem Gebiete der kirchlichen Wissenschaft wie des öffentlichen Lebens bewahrt. Bis in sein hohes Alter gesund und äußerst rüstig, setzte Gregor XVI. auch als Papst sein einfaches, strenges, arbeitsames Leben ungeändert fort, das ihm im Kloster zur zweiten Natur geworden war; ein äußerliches Übel, woran er jahrelang litt, wußte der Aachener Arzt Dr Alertz so glücklich zu behandeln, daß es für sein Gesamtbefinden keine Folgen hatte. Er gehörte eben noch zu jenem parcum genus patiensque laborum[1], das mehr und mehr ausstirbt. Schon als Ordensmann hatte er den Umgang mit Gelehrten geliebt. Zu jener Zeit waren die Apotheken der Versammlungsort der Gelehrten; noch zeigte man in der Farmacia Ricci den Sessel, auf den er sich niederzulassen pflegte, wenn er auf dem Wege von

[1] Sparsames Geschlecht und an Arbeit gewohnt.

Pius IX.

San Romualdo nach San Gregorio hier einkehrte. Männer wie Fea, Nibby, Missirini, Scarpellini, Cancellieri, alle ausgezeichnet durch ausgebreitete Gelehrsamkeit, fanden sich hier ein. Als Papst war er den Künstlern ein wahrer Mäcenas. Die Maler Overbeck, Camuccini, Podesti, Minardi, Silvagni, Agricola, die Bildhauer Thorwaldsen, Tenerani, Fabris, Tadolini wurden von ihm beschäftigt und mit seinem Vertrauen beehrt. Das ägyptische und etruskische Museum im Vatikan sowie das christliche im Lateran sind seine Schöpfung.

Ich habe in späteren Jahren wiederholt seinen Nachfolger, den milden, herzgewinnenden Pius IX., gesehen und gehört und hatte oft Gelegenheit, ihm zu nahen, um den Ausdruck meiner Ehrfurcht und Liebe im Einklange mit der ganzen katholischen Welt ihm zu Füßen zu legen. Gerade darum schmerzte es mich tief, als zu Beginn seiner Regierung so manche unberufene Federn ihn nicht besser preisen zu können wähnten als dadurch, daß sie seinen Vorfahr, diesen Mann von unbeugsamer Energie, aber mit einem kindlichen Herzen und voll Liebe, desto härter anklagten. Diese haben ihn nicht gekannt.

Alle Alumnen hatten, ehe sie nach Hause zurückkehrten, Audienz beim Heiligen Vater, empfingen von ihm ein freundliches Wort und ein Andenken. Rührend ist diese zarte Aufmerksamkeit des Papstes für junge Leute, die doch nichts waren als mehr oder weniger fleißige Schüler und höchstens einiges für die Zukunft hoffen ließen. Aber was war das in dem großen Rom, welche Bedeutung konnten ihre Person und ihre kleinen Angelegenheiten haben, wenn wir sie von der erhabenen Höhe des weltumspannenden Papsttums aus betrachten? Mußte er sie nicht vergessen unter dem Andrange der wichtigsten, folgenschweren Geschäfte, welche die Sorge des Heiligen Vaters vollständig in Anspruch nahmen? Und doch geschah es nicht. Welcher weltliche Monarch, wenn auch noch so populär, wenn auch klein das Land, das er regiert, läßt sich je so weit herab, daß er jeden einzelnen kennen lernen will, welcher die Schule verläßt? Und wie uns, so geschah es allen Alumnen der fremden Kollegien, Griechen, Amerikanern, Schotten, Engländern, Iren usf. Es ist gewiß wahr, es gibt kein wirksameres Mittel, den künftigen deutschen Priestern Ehrfurcht, Liebe, Gehorsam, Anhänglichkeit an das Oberhaupt der katholischen Kirche tief und bleibend in die Seele zu legen, als der Aufenthalt im Deutschen Kollegium zu Rom.

So zogen denn Tag für Tag die edelsten Bilder vor unserem Geiste vorüber, nahm unsere Seele die mächtigsten Eindrücke auf. Langsam und allmählich, aber tief, haben sie sich ihr eingeprägt, hat diese so sich gewöhnt, nur Gutes, Großes, Schönes zu schauen, zu empfinden, zu erstreben. Es war dort unser Leben in der Tat ein herrliches, ideales Jugendleben, mitten in einer großen Welt, aber allem gemeinen Treiben fern und unberührt von ihm. Wohl hat die spätere Zeit einem jeden so manches gebracht, was den Aufschwung hätte lähmen, die Seele beugen und herabziehen können; doch was diese einmal erfahren, das konnte sie nie mehr vergessen. Sie hat es bewahrt und treu behütet und erachtet als ein Besitztum für immer.

Vieles hat im 19. Jahrhundert dazu beigetragen, das Bewußtsein der katholischen Einheit zu beleben, die Anhänglichkeit an den römischen Papst in den weitesten Kreisen zu verbreiten, den gesunden Prinzipien der katholischen Wissenschaft mehr und mehr wieder Geltung zu verschaffen, in den Priestern die heilige Berufsfreudigkeit zu erhöhen, die Lehrer von den durchlöcherten Zisternen falscher Philosopheme hinweg zu den reinen Quellen der Wahrheit hinzuweisen und der katholischen Kirche, besonders in Deutschland, einen mächtigen, ungeahnten Aufschwung zu verleihen. In neuer Schönheit hat sie wieder ihr Haupt erhoben, sie, welche die Männer der Verneinung schon längst glaubten zu den Toten gelegt zu haben. Mit einer Energie, wodurch sie zum Schauspiel geworden, wie es die Welt seit Jahrhunderten nicht mehr gesehen, hat sie um ihre Ehre, um ihre Würde und Freiheit gestritten; sie hat der frechen Ungebundenheit, die nichts ist als eine verlarvte Tyrannei von unten her, ebenso ernste Worte entgegengehalten wie dem Machtgebote von oben, an dessen Willkür sie ihr heiliges Amt nicht ausliefern darf. Und wo sie gegen die Feinde kämpfen mußte, hat sie nicht auf Schmähworte schmähende Widerrede getan, sondern das Bewußtsein ihrer Würde und die Reinheit ihrer Sache nie vergessen und ebendarum ihre Widersacher siebenmal geschlagen.

Von den Lehrstühlen unserer Akademien, aus den Zellen frommer und gelehrter Ordensmänner ist diese Bewegung ausgegangen, die Einsicht und Tatkraft nicht weniger Bischöfe hat sie geleitet und gepflegt, der rege und ausdauernde Eifer Tausender von Priestern hat ihr immer neue Impulse gegeben, und so manche Regierung in Deutschland hat mit wohlwollendem Verständnis ihr kein Hindernis

in den Weg geſtellt. Sie hatte in dem neuen Geiſte, der in Deutſchland erwacht war, keinen Feind ihrer Intereſſen geſehen, vielmehr, wie ſchon Guizot geſagt hat, einen Hort des Friedens und in der Kirche ſelbſt eine Schule der Ehrfurcht und des Gehorſams für die Völker.

Wenn wir aber von jenen ſprechen, denen Deutſchland ſeine kirchliche Wiedergeburt zu danken hat, dann möge das Deutſche Kollegium nicht vergeſſen werden.

Am 13. Auguſt des Jahres 1845, mit Eintritt der Abendkühle, fuhr ich durch dieſelbe Porta del Popolo wieder hinaus, durch welche ich vier Jahre vorher gekommen war. Ich war in dieſer Zeit reich geworden, überreich, hatte Schätze geſammelt für Geiſt und Herz und ein glückliches Leben gelebt. Unter Tränen nahm ich Abſchied von dem lieben, frommen Hauſe.

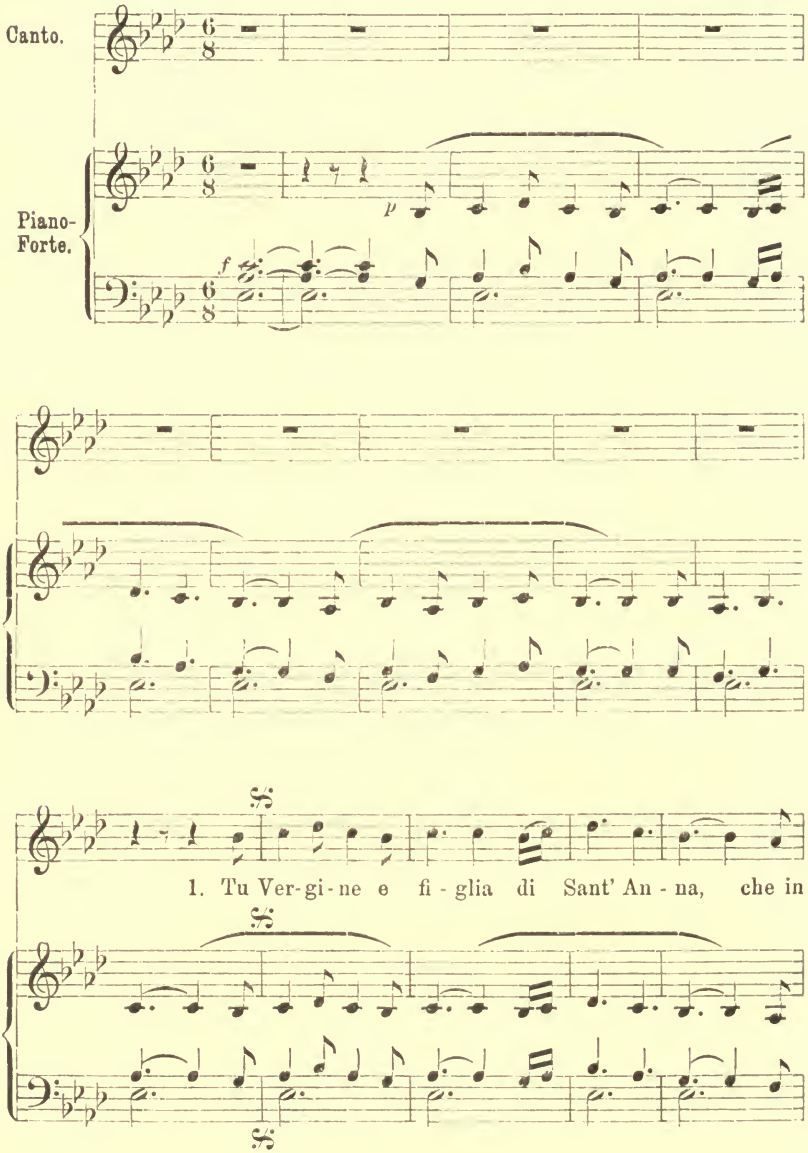
Cum subit illius tristissima noctis imago,
Quae mihi supremum tempus in Urbe fuit;
Cum repeto noctem, qua tot mihi cara reliqui,
Labitur ex oculis nunc quoque gutta meis[1].

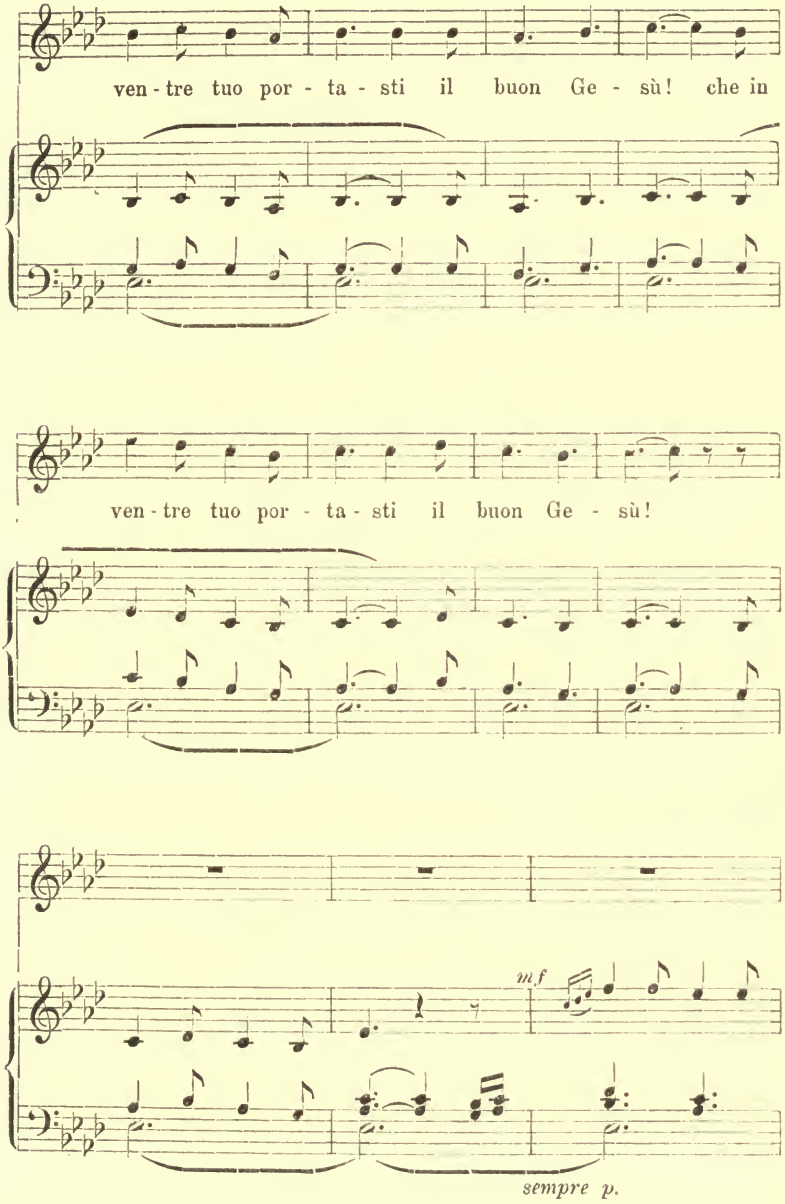
---

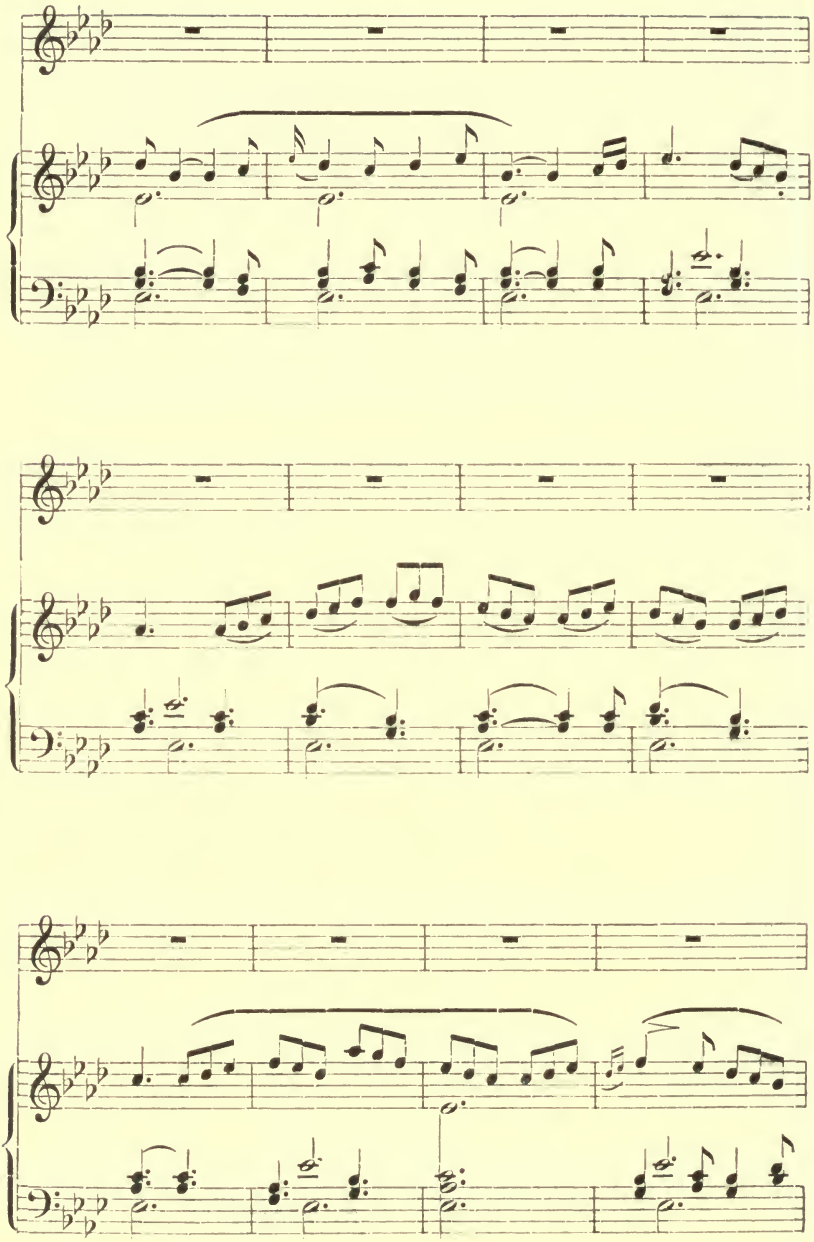
[1] Wenn die ſo traurige Nacht mir in der Erinnerung auftaucht,
Welche die letzte mir war, eh' ich geſchieden von Rom;
Wenn ich gedenke der Nacht, da des Teuern ſo viel ich verlaſſen,
Sind mir die Augen noch jetzt ſchmerzlich mit Tränen gefüllt.

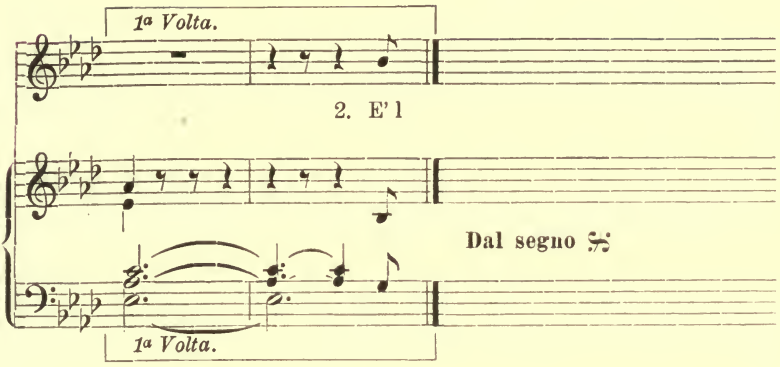
Muſikbeilage: Cantata dei Pifferari.

Allegretto. L. Landsberg.

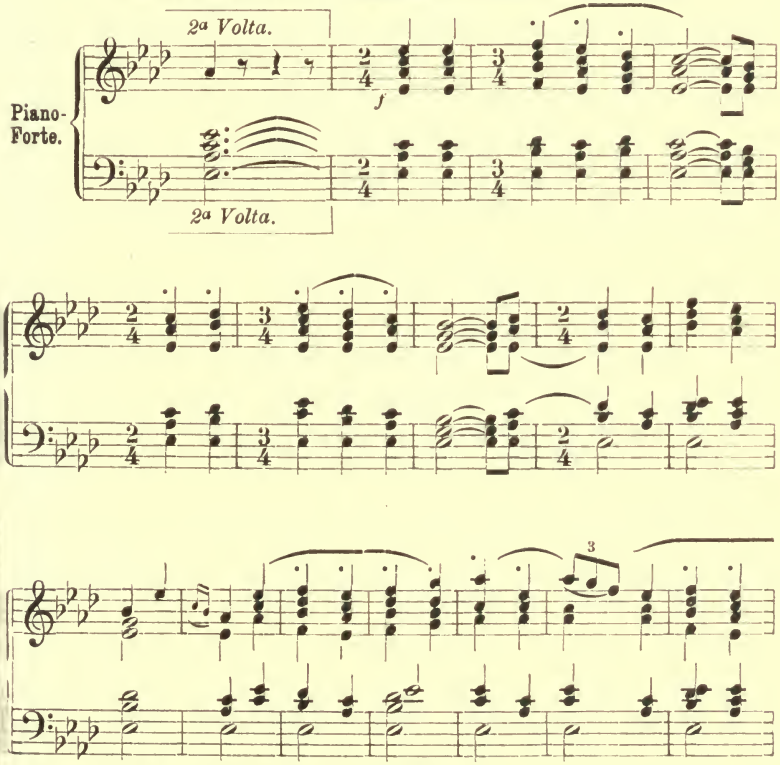


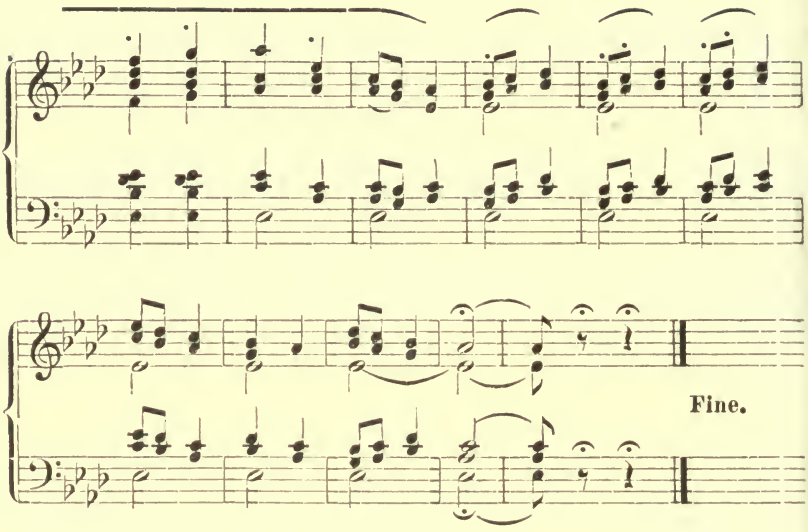

ven - tre tuo por - ta - sti il buon Ge - sù! che in
ven - tre tuo por - ta - sti il buon Ge - sù!
m.f
sempre p.





In fine di tutte le strofe e ritornelli si suona questo Adagio:





2. E 'l partoristi sotto capannella,
:|: Dove mangiava il bue e l' asinella. :|:

3. Gli angeli chiamavan: Venite Santi!
:|: Nato è Gesù Bambino alla capanna. :|:

4. E San Giuseppe e Sant' Anastasia
:|: Si trovarono al parto di Maria. :|:

5. Venite tutti quanti voi pastori,
:|: Venite a visitar Nostro Signore. : :

6. La notte di Natale è tempo santo
:|: Al Padre, al Figliuolo e Spirto Santo. : :

7. Quest' orazione che abbiam cantata,
: : A Gesù Bambino è rappresentata. :|:

2. Von Rom nach Assisi und Portiunkula.

Soracte, Cività Castellana, Terni, Foligno, Assisi. — Jugend des hl. Franziskus; Stiftung seines Ordens. — Franziskus vor Papst Innozenz III.; Franziskus und das 13. Jahrhundert. — Geist seiner Stiftung. — Der Dritte Orden; dessen Bedeutung für die Gegenwart. — Die Liebe des hl. Franziskus; Portiunkula.

I.

In kurzen Tagreisen, immer aufs neue festgehalten durch die großartigen Bilder voll klassischer Erinnerungen und die Denksteine der imposanten Tragödie der römischen Geschichte, wie sie der Weg durch die Campagna bietet, zogen wir von Rom auf der Flaminischen Straße gen Norden. Hart am Fuße des Soracte windet sich der Weg hin; damals wähnte ich, ihm einen Abschiedsgruß für immer zusenden zu müssen.

Vides, ut alta stet nive candidum Soracte![1]

Wie oft war mir während der Jahre meines Aufenthalts in Rom dieses Wort des Horatius im Gedächtnis aufgetaucht, wenn ich von der Höhe des Janikulus aus, manchmal nicht ohne ein Gefühl von Heimweh im Herzen, an hellen Wintertagen nach Deutschland hinblickte! Ein Heiligtum des Apollo hatte ehedem seinen Gipfel gekrönt:

Summe Deûm, sancti custos Soractis, Apollo![2]

singt Vergilius. An seiner Stätte erhebt sich jetzt das Kloster San Silvestro, schon im 8. Jahrhundert von Karlmann, Karl

[1] Horat., Carm. I 9:
Sieh, wie der Soracte dasteht, glänzend von tiefem Schnee!

[2] Vergil., Aeneid. XI 785:
Höchster Gott, Apollo, Hüter des heiligen Soracte!

Martells Sohn, gegründet, der hier auf stiller Bergeshöhe das Leben eines Mönches erwählt hatte. Zur Zeit Konstantins d. Gr. hatte Papst Silvester I. in der Einsamkeit dieses Berges eine Zufluchtsstätte gesucht gegen die Verfolgung; nach der Sage sollte er das Werkzeug sein, durch welches Gott das Kaisertum zur Kirche hinführte.

So sind das heidnische Rom, das christliche Rom und das Mittelalter an diesem schön geformten, 2100 Fuß (630 m) hohen Kalkfelsen nicht vorübergegangen, ohne die Erinnerungen an drei entscheidende Abschnitte der Weltgeschichte hier zurückzulassen: Vergilius mit Kaiser Augustus und dem allgemeinen Weltfrieden, Konstantin und die Christianisierung des Reiches, Karlmann mit Karl d. Gr. und der Erneuerung des römischen Kaisertums. — Noch einmal blickte ich dort hinauf; nichts Beseligenderes hätte ich mir denken können, als dort in stiller Beschauung, in Studium und Gebet das ganze Leben zubringen zu dürfen, im Anblicke der Ewigen Stadt, umgeben von der erhabenen Einsamkeit der Campagna, deren beredtes Schweigen uns so mächtig ergreift und mit großen Gedanken erfüllt, ferne, für immer ferne dem Treiben der Welt, all ihrer Lust und ihrem Wehe! Wohl konnte da oben gar mancher, der weltmüde dahin wie in einen Hafen stillen Seelenfriedens sich geflüchtet hatte, mit dem Dichter[1] sprechen, wenn er Rom zu seinen Füßen sah:

Col viso ritornai per tutte quante
Le sette spere, e vidi questo globo
Tal, ch' io sorrisi del suo vil sembiante;

E quel consiglio per migliore approbo
Che l' ha per meno; e chi ad altro pensa,
Chiamar si puote veramente probo.

Es war ein schöner Augustabend, als wir in Cività Castellana rasteten. Auf einem Fels gebaut, rings umgeben von tiefen

[1] Dante, Divina Commedia, Parad. XXII 133:

Den Blick zurück durch alle sieben Sphären
Jetzt führend, sah ich diesen Ball also, daß
Mich lächeln machte sein verächtlich Ansehn;

Und jenen Ratschluß schätz' ich als den besten,
Dem er am mind'sten gilt; und wem nach anderm
Der Sinn steht, der kann wahrhaft trefflich heißen.

Schluchten, in denen die Treja rauscht, ist sein Anblick außerordentlich überraschend; uralte Brücken führen in das Städtchen. Einen eigentümlichen Eindruck empfing ich, als ich beim Läuten des Angelus am Fenster des Gasthauses stand und auf den Markt hinabsah. Alles kniete nieder und betete; tiefe Stille ringsum, nur unterbrochen durch die Glockenklänge, die allmählich verhallten; dazu das letzte Leuchten des Abendrots, in dem das schroff abfallende rotbraune Gestein wie im Feuer flammte.

Bei Terni, dem alten Interamna, waren wir bereits mitten in Umbrien, diesem Lande von zauberischer Schönheit mit seinen von allen Reizen der Natur überschütteten Tälern, den edel geschwungenen Linien seiner Gebirge, seinen helleuchtenden Matten und dunkel-grünen Wäldchen von Steineichen, seinem Reichtum an Erinnerungen aus der schönsten Zeit des Mittelalters, mit seinen zinnengekrönten Mauern und den auch in ihren Ruinen noch so prächtigen Kastellen. Man begreift, daß, wem irgend der Sinn für das Schöne gegeben war, er hier sich entfalten mußte. Mit einem gesunden Realismus verband sich hier jene Innigkeit der Empfindung, Tiefe der Andacht, jener gemütvolle, mit Würde gepaarte Ausdruck in der Darstellung, was sich in den Werken der Umbrischen Schule überall ankündet und ihnen ihren eigentümlichen Reiz verleiht. Der mehrhundertjährige Kampf der Städte um ihre Freiheit war siegreich beendet, die Kreuzzüge hatten alle Anlagen des italienischen Volkes angeregt und entfaltet; jede Stadt und jedes Städtchen, von edlem Stolze auf seine Selbständigkeit getragen, eilte, sich mit den Werken der Kunst zu schmücken.

In der Nähe von Terni sind die berühmten Wasserfälle, welche der Velino bei seiner Mündung in die Nera bildet. Ich habe seit jener Zeit die berühmtesten Wasserfälle der Alpenländer, in der Schweiz, Tirol usf., gesehen; was jenen mir schöner als alle diese erscheinen ließ, war die reiche, üppige Vegetation, die, wie mit Millionen und Millionen Diamanten besät, in hellem Morgenlichte glänzte. Von hier ging die Straße über einen Ausläufer des Apennins, den Monte Somma. Noch war der grelle Pfiff der Lokomotive in diesen stillen Waldtälern nicht gehört worden; die an Abwechslung immer reiche, langsamere und darum genußreichere Fahrt mit dem Vetturino gab der Betrachtung des Landes mehr

Raum; Leute jeden Standes schlossen sich an; die leichten Formen der Höflichkeit, wie sie auch der ungebildete Italiener hat, ihre Freude, wenn sie den Fremden auf besondere Merkwürdigkeiten ihrer Heimat aufmerksam machen können, mehrten das Interessante solcher Reisen und machten sie besonders lehrreich. Als es sehr steil bergan ging, wurden ein und selbst zwei Paar Ochsen von silbergrauer Farbe, mit mächtigen, weit ausgebogenen schwarzen Hörnern, wie sie schon Vergilius und Varro schildern, vor die Pferde gespannt; ihr Schritt sei stetiger und sicherer als jener der Pferde, sagten die Leute aus der Gegend.

Noch jetzt hat Spoleto sein mittelalterliches Gepräge nicht völlig verloren. Hier hatte Theodorich den Grund gelegt zu dem Kastell, das heute noch finster und trotzig über die Stadt herniederblickt; die Langobardenherzoge hatten dieses und die Stadt noch mehr befestigt; deutsche Stämme beherrschten von hier aus eines der schönsten Stücke Erde. Von hier gelang es dem großen Kardinal Ägidius Albornoz, die verloren gegangenen Besitzungen wieder den Päpsten zurückzuerobern. Damals, als ich zum erstenmal Spoleto sah, ahnte ich allerdings nicht, daß noch im Jahre 1860 wieder um diese Burg gekämpft werden sollte. Es waren die Piemontesen, die Nachkommen jener ‚räuberischen Langobarden', welche dieselbe nach tapferer Verteidigung durch die päpstlichen Truppen einnahmen. Goten, Griechen, Langobarden, Piemontesen — die Figuren wechseln, die Sache ist immer dieselbe geblieben, die brutale materielle Macht, welche Recht und Freiheit unterdrückt. Großartig ist der Weg über die Brücke, welche nach dem Santuario des Monte Luco führt und das Wasser über eine 300 Fuß (90 m) tiefe Schlucht nach der Stadt leitet. Hier standen vordem, um das Kloster San Giuliano herum, viele Einsiedeleien; jetzt sind sie verlassen. Hier ist so recht ein Ort zur Einkehr; in dichtem Eichenwald rauscht der Wind, nur selten kommt ein Wanderer hier herauf, weit blickt das Auge hinein in die sonnigen Gefilde.

Von da ging es über Foligno. Ungefähr halbwegs, zwischen Foligno und Perugia, in den gesegneten, sorgfältig angebauten Geländen, welche der Tiber, der von den Höhen des Apennins herabstürzt, in malerischen Windungen durchströmt, einige Miglien seitab vom Wege, erhebt sich auf hohem, nach Westen steil abfallendem Bergrücken Assisi, die heilige Stadt des Johannes Bernardone,

des von Seraphsglanz Umflossenen. So lag sie vor uns, wie sie Dante[1] schon geschildert hat:

Intra Tupino e l' acqua, che discende
Del colle eletto dal beato Ubaldo,
Fertile costa d' alto monte pende.

Onde Perugia sente freddo e caldo
Da Porta Sole, e diretro le piange
Per grave giogo Nocera con Gualdo.

Di quella costa, là dov' ella frange
Più sua rattezza, nacque al mondo un sole,
Come fa questo talvolta di Gange.

Però chi d' esso loco fa parole,
Non dica Ascesi, che direbbe corto,
Ma Oriente, se proprio dir vuole.

Von einsamer Höhe, umweht von den Erinnerungen einer 600-jährigen Vergangenheit, blickt sie ernst und schweigsam nieder auf die schönen weiten Fluren, ein stummer Anachoret, wie in die Betrachtung des Ewigen versunken. Der Wellenschlag des vielbewegten Lebens, das da unten wogt, bricht sich am Fuße des Gebirges, die geräuschvollen Laute der Welt, die Stimmen der Lust und der Wehruf derer, die sie in ihren Hoffnungen betrogen, dringen nicht hinauf, zu stören die heilige Ruhe. Es ist ein stiller Friede in den Gassen von Assisi, heimlich still wie in der Umfriedung eines Klostergartens — nur unterbrochen vom Glockenklang und den monotonen Chorälen der Söhne des Heiligen, die, vom Wind getragen, bald näher bald ferner an unser Ohr schlagen. Über den Zinnen halbverfallener

[1] Divina Commedia, Parad. XI 43:

Zwischen Tupino und dem Bach entströmend
Dem Hügel, den erkor der sel'ge Ubaldus,
Hängt fruchtbar ein Geländ' von hohem Berge.

Darob von Porta Sole Kält' und Wärme
Perugia fühlt, und hinter jenem weinet
Ob schweren Joches Gualdo nebst Nocera.

Von jenem Hang dort, wo sich seine Steilheit
Zumeist bricht, ging der Welt auf eine Sonne
Wie diese hier zu Zeiten aus dem Ganges.

Darum, wer jenes Ortes will erwähnen,
Der sag' Asceſi nicht, zu wenig sagt er,
Nein, Orient, wenn er genau will sprechen.

Mauern, welche die Anstürme der Sarazenen gesehen, ragt in gewaltigen Dimensionen gleich einer mächtigen Burg auf ungeheuern Substruktionen der Sacro Convento empor mit seinen zwei wundervollen übereinander gebauten Kirchen, die sich über dem Grabe des seraphischen Heiligen erheben. In altdeutschem Stile gebaut und mit herrlichen Fresken ausgeschmückt, bilden sie einen ernsten, riesigen, die ganze Ebene weithin beherrschenden Sarkophag, der dessen heilige Gebeine umschließt, die nun seit 1230 in dieser Felsengruft ruhen.

Es ist so: es besteht ein inniger Zusammenhang, eine Art von prästabilierter Harmonie zwischen dem Land und seinen Bewohnern. St Franziskus gehört nach Umbrien, und dieses hat in ihm seinen poetischen und heiligen Ausdruck, seinen lebendigen Typus empfangen. Von hier ging er aus, hierher kehrte er immer wieder, wie Oden schöpfend, zurück, hier ist sein Grab. Von jeher zog es mich hin zu diesem wunderbaren heiligen Franziskus ‚von der hohen Minne‘,

. . . la cui mirabil vita
Meglio in gloria del ciel si canterebbe [1].

Halb Kind, halb Riese, ist er in seinem Leben, das ein zarter Hauch tiefer, heiliger Poesie durchzieht, so recht die Inkarnation des Mittelalters mit seiner Innigkeit und seinem Tatendrang, seinem einfältigen Glauben und seiner sinnigen Naturbetrachtung, seiner mystischen Liebe zu Jesus, welche die Armut, die verlassene Braut des Herrn erwählt, ihr treuer Ritter wird und begeisterter Troubadour. Seine ideale Liebe, die Wärme und Reinheit seiner Empfindung, seine in Wahrheit schöne Seele fesseln uns; selbst jene, die für das Übernatürliche in seiner Erscheinung kein Verständnis haben, können der Rührung sich nicht erwehren, wenn sie sein Bild betrachten. Sein Name war einer der ersten Klänge, die mein aufdämmerndes Bewußtsein vernahm, und die silberklare Stimme des Klosterglöckchens, das am stillen, lauen Vorabende des Portiunkulafestes zur Mette rief, die Scharen der heranwallenden Andächtigen, die mit frischen, kräftig duftenden Kränzen umwundenen Altäre sowie die ernste Gestalt des Guardians der Kapuziner in meiner Heimat, P. Karl Prechtl, mit seinem schneeweißen Bart und den klugen Augen

[1] Dante l. c., Parad. XI 94:
. . . Des wunderbares Leben
Man besser in des Himmels Glorie sänge.

Kloſter und Kirche San Francesco zu Aſſiſi. (Phot. Alinari.)

tauchten wie ein liebliches Bild aus längst vergangenen Tagen mir in der Erinnerung auf.

Der Zauber von Poesie, der über den Gestalten des hl. Franz und seiner Jünger liegt, das Ehrwürdige ihrer uralten Stiftung, der Friede, den wir atmen, wenn wir durch diese stillen Klostergänge wandeln, das Natürliche, heiter Offene, Anspruchslose, Menschenfreundliche ihres Umganges und das unter rauhem Habit oft so kindliche Herz ist es vor allem, was das katholische Volk zu ihnen hinzieht. Manzoni hat in seinem Fra Cristoforo dieses Walten und Wirken der Franziskaner und Kapuziner mit unübertroffener Naturwahrheit gezeichnet; er ist uns der Typus für so viele, die heute noch in Liebe zu Gott und den Menschen, in den Mantel der Demut gehüllt und von den Augen der großen Welt ungesehen, helfend und tröstend durch das Leben gehen.

II.

Hier in Assisi war Giovanni, der Sohn des Kaufherrn Pietro Bernardone und seiner Ehefrau Pica, nach einigen[1] aus dem gräflichen Geschlechte der Boulemonte, im Jahre 1182 geboren. Der Vater, den sein Beruf als Tuchhändler häufig nach Frankreich führte, gab seinem der Sprache dieses Landes nicht unkundigen Sohne den Beinamen Francesco.

Reich, schön, heiter, kühn, gesangeskundig, von gewinnendem Wesen, ist Francesco der Liebling der Jugend von Assisi; von ihr umgeben, in kostbaren Gewändern, mögen wir ihn uns vorstellen, wie er hinauszieht zur fröhlichen Jagd, den Falken auf der Faust. Ein Drang nach Großem, nach Außerordentlichem, ihm selbst in seinen Zielen nicht klar, lebte in ihm. Als er im Kampfe seiner Vaterstadt mit denen von Perugia besiegt, gefangen genommen und ein Jahr lang in harter Haft gehalten wurde, wunderten sich die Genossen seines Schicksals über seinen ungetrübten Frohsinn. ‚Warum sollte ich nicht freudig sein?' antwortete er ihnen; ‚eines Tages werde ich geehrt werden von der ganzen Welt.'[2] Bei alledem schlug ein weiches, warmes Herz in ihm; als er einmal einen Armen vernachlässigt hatte, der ihn um Gottes willen um eine Gabe angefleht,

[1] Cristofani, Storia d' Assisi[2] 78. Die frühesten Biographen des Heiligen sagen nichts davon.

[2] Vita a tribus sociis scripta c. 1.

bereute er es auf der Stelle; er eilte ihm nach, um durch ein reiches Geschenk seinen Fehler gutzumachen. Er schämte sich, daß er nichts gegeben, als der Bettler ihn im Namen Gottes bat; hätte dieser ihn im Namen eines großen Herrn angefleht, sagte er sich, so hätte er ihn nicht zurückgewiesen. Von nun an, gelobte er, wolle er keinen mehr zurückweisen, der ihn im Namen Gottes, des größten Herrn, bitten würde.

Vielleicht war es diese Liebe zu den Armen und der Dank dieser, was dem von Lust und Liebe der Welt trunkenen Francesco die Gnade der Bekehrung erflehte. Eine schwere Krankheit fiel auf ihn. Da schwanden vor seinen Augen die Reize, womit die Welt ihn bezaubert hatte; in den stillen Nächten trat die Nichtigkeit seines bisherigen Lebens in ihrer ganzen Leere vor seine Seele hin. Als er genesen war und an einen Stab gelehnt zum erstenmal wieder von der Höhe der Stadt hinabsah in die blühende Landschaft, erschien ihm alles wie verändert; sein Herz war ein anderes geworden[1]. Noch kämpften zwei Richtungen in seiner Seele; es trieb ihn zu kühnen Taten, zu Kriegsruhm und Ehren, darum wollte er unter Wilhelm von Brienne gegen die Ghibellinen kämpfen; doch eine neue Krankheit hielt ihn zurück. Eines Tages zieht er mit seinen frohen Genossen durch die Fluren; auf einmal bleibt er, wie von einem großen Gedanken bewegt, nachsinnend stehen. ‚Was hast du?' riefen jene ihm zu; ‚denkst du vielleicht daran, ein Weib zu nehmen?' — ‚Ihr habt es erraten', antwortete Francesco; ‚ich habe vor, ein Weib zu nehmen, das edelste, reichste und schönste von allen, Dieses Weib, das er zu seiner mystischen Braut erwählte, war die Armut; Dante und Giotto haben diesen wundersamen Ehebund in Wort und Bild verherrlicht.

Mehr und mehr wächst die Liebe zu den Armen in seiner Seele; er vertauscht seine kostbaren Kleider und bedeckt sich mit den Lumpen des Bettlers; es ist wie eine unstillbare Leidenschaft zur Armut, die ihn erfaßt, und mit ihr zur Einsamkeit, wo im Gebete er Klarheit empfängt über seinen Beruf. Sein Vater klagt ihn an als Verschwender ob dieser, wie ihm dünkte, maßlosen Wohltätigkeit: da verzichtet Francesco, 25 Jahre alt, vor dem Bischofe Guido von Assisi auf alles väterliche Erbe; und selbst seiner Gewänder entkleidet er sich bis auf das härene Bußhemd, das er unter seinen Kleidern

[1] Thom. a Celano, Vita S. Francisci c. 1.

trug. ‚Von nun an‘, spricht er, ‚kann ich mit vollem Vertrauen und in Wahrheit sagen: Vater unser, der du bist im Himmel!‘[1] Er ißt das Brot der Armen,. kleidet sich in das Gewand der Armen seiner Zeit, woraus die Form des späteren Ordenskleides erwuchs, in einen Rock von grobem grauem Tuch mit einer Kapuze, wie sie die Hirten zu tragen gewohnt waren. Er pflegt die Aussätzigen in den Spitälern und baut sich dann bei Portiunkula, einem verlassenen Kirchlein, eine Hütte. Die Worte des Evangeliums, welche er beim Gottesdienst verkünden hörte, machten ihm seinen Beruf klar: ‚Ihr sollt nicht tragen weder Gold noch Silber noch Geld in eurem Gürtel, keine Tasche, keine Schuhe, keinen Stab, noch zwei Röcke.‘ — ‚Das ist es‘, rief er frohlockend aus, ‚was ich suche, was ich will, wonach ich mit meiner ganzen Seele verlange!‘[2]

Doch nicht als Einsiedler will er leben. Er geht hinaus durch die Gassen und predigt Frieden. Bald sammeln sich Genossen um ihn: der erste darunter war Bernardo da Quintavalle. Die Biographen erzählen den Vorgang. Bernardo, ein reicher Bürger zu Assisi, war ergriffen von der außerordentlichen Erscheinung Francescos; wenngleich so manche ihn wie einen Irrsinnigen verspotteten, mochte er doch ahnen, daß etwas Großes in dieser Seele vorgehe, das, mit dem Maße des gemeinen Verstandes gemessen, wie Torheit erscheint. Er wollte der Ungewißheit, die ihn quälte, ein Ende machen. Nach der Sitte jener Zeit hatte sein Haus zwar große, aber nur wenige Räume; auch die Reichen bereiteten im eigenen Schlafgemach dem Gast sein Lager. Während der Nacht stellte Bernardo sich schlafend; da sah er, wie Francesco sich von seinem Lager erhob und auf den Knien liegend mit Tränen in den Augen sprach: ‚Mein Gott und alles!‘ So brachte er die Nacht im Gebete zu. Am andern Morgen gab Bernardo seine ganze Habe dahin und ward sein Schüler[3]. Bald schlossen sich ihm noch andere an; Francesco gab ihnen das Gewand der Armut als Ausdruck ihrer rückhaltlosen Weltentsagung, Bedingung und stete Mahnung, nach den jenseitigen Gütern allein zu streben. Er sandte sie hinaus, Frieden den Menschen zu verkünden und Buße. Sie sollen geduldig sein in der Trübsal, denen vergeben, die sie verfolgen, danken, wenn man sie schmäht, und sich so der Seligpreisungen des Herrn würdig machen[4]. Als seine Jünger sich mehrten, Gelehrte

[1] Ebd. c. 6. [2] Ebd. c. 9. [3] Ebd. c. 10. [4] Ebd. c. 12.

und Ungelehrte, Priester und Laien, Adelige und Unadelige, Reiche und Arme zu ihm kamen, das Gewand der Armut zu empfangen, schrieb er ihnen eine Regel für ihr Leben vor, fast ganz mit den Worten des Evangeliums abgefaßt und von seinem Geist durchdrungen[1].

So ward Franziskus das Werkzeug, dessen der Herr der Kirche sich bediente, um sie durch eine gefahrdrohende, schwere Zeit unversehrt hindurchzuführen.

Die Kirche war reich geworden, an manchen Orten und in manchen ihrer Glieder zu reich. Da erhob sich die Häresie; Rückkehr zur apostolischen Armut war ihre Forderung. Die Bischöfe, welche nicht selten bepanzert und hoch zu Roß mit ihren Lehensleuten in den Krieg zogen, die Äbte, reich begüterte Feudalherren, eingeschlossen in ihren weitläufigen, auf Höhen gelegenen oder in Talesgründen verborgenen Abteien, wurden vornehm und dem Volke fremd. Fast 1000 Jahre hatten diese alten Mönchsorden gearbeitet; sie waren Menschen und ruhten nun aus von ihren Arbeiten, einzelne vielleicht in zu tiefer Ruhe, und genossen die Früchte ihres Fleißes. Neid und Schelsucht taten das übrige. In den Armen von Lyon, Petrus Waldus und seinen Anhängern, den Albigensern und manichäischen Sekten, welche in der armen Nachfolge Christi eine Erneuerung der, wie sie wähnten, von ihrer Idee abgefallenen Kirche anstrebten, allen Besitz den Priestern wehrten, nahte sich eine Gefahr für die Kirche, die um so größer war, als ja der sie treibende und beseelende Gedanke nicht an sich verworfen werden konnte und wirkliche oder vermeintliche Mißbräuche ihr Beginnen zu rechtfertigen schienen. Und doch! eine allgemeine Besitzentsagung für die gesamte Kirche, der Verzicht auf jede äußere Weltstellung hätte ihre Existenz selbst in Frage gestellt, hätte mit ihr alle höhere Kultur zugleich vernichtet. Es schien ein unlösbares Problem, vor dem die Christenheit stand. Da weckte die Vorsehung die beiden großen Heiligen, St Franziskus und St Dominikus. In ihrer Person und in ihrem Leben gaben sie die Lösung. Sie verlangten nicht, daß der Papst herabsteige von seinem Throne und seine kostbare Tiara von sich lege; sie spotteten und fluchten nicht, wie die Ketzer, den mit irdischen Gütern gesegneten Bischöfen; sie beneideten nicht die Besitzenden, noch zwangen sie dieselben, unter Strafe des Ausschlusses vom Himmelreiche, ihre Habe

[1] Thom. a Celano, Vita S. Francisci c. 13.

von sich zu tun. Aber sie erkannten in der freiwilligen Liebe zur Armut, wenn auch kein Gebot, doch einen Rat des Herrn; sie verdammten nicht hochmütig die Reichen, vielmehr bewies Bonaventura mit vielen Gründen, daß man sie ehren müsse; aber sie entbrannten in Liebe zur Braut Christi, der von allen gefürchteten, von allen geflohenen Armut. Und so wurde jedes Wort des hl. Franziskus ein fortwährendes Zwiegespräch mit dieser seiner geliebten Braut, und all sein Tun ein Arbeiten für sie, ihr Jünger zu gewinnen. In der Liebe zur Armut soll die Liebe zu dem mehr und mehr entflammen, der sie auf die Erde gebracht und mit sich hinauf ans Kreuz genommen, geheiligt und geweiht und mit überirdischen Gnaden und Reichtümern ausgestattet hat. Und der willkürlichen, subjektiven, falschen Schriftauslegung gegenüber, worin die Stärke der Ketzer lag, sandte der hl. Dominikus seine Prediger aus, die, mit theologischer Wissenschaft ausgerüstet, das Wort Gottes dem Volke verkündeten und seinen Sinn deuteten.

La Provvidenza, che governa il mondo
Con quel consiglio, nel quale ogni aspetto
Creato è vinto, pria che vada al fondo,

Perocchè andasse ver lo suo diletto
La sposa di colui, ch' ad alte grida
Disposò lei col sangue benedetto,

In sè sicura, ed anco a lui più fida;
Due Principi ordinò in suo favore,
Che quinci e quindi le fosser per guida

L' un fu tutto serafico in ardore,
L' altro per sapienza in terra fue
Di cherubica luce uno splendore.

Dell' un dirò, perocchè d' ambo e due
Si dice l' un pregiando, qual ch' uom prende,
Perchè ad un fine fur l' opere sue [1].

---

[1] Dante l. c., Parad. XI 28:

Die Vorsicht, die die ganze Welt regieret
Mit jenem Rat, drin jeglicher erschaffne
Blick sich besiegt fühlt, eh' zum Grund er dringet,

Daß dessen Braut, der unter lautem Ruf sie
Sich in gebenedeitem Blut verlobet,
In sich gesicherter und ihm auch treuer

Kürzer und bezeichnender läßt ſich die providentielle Bedeutung der beiden großen Orden nicht bezeichnen, als es hier der Dichter getan. Beide Orden, auf Armut gegründet, haben, dem verſchiedenen Charakter ihrer Stifter entſprechend, eine verſchiedene Aufgabe in der Kirche erfüllt; bei Dominikus war es die ruhige, nüchterne Erwägung, der auf die Ausrottung der Ketzereien gerichtete praktiſche Sinn, der darum die Wiſſenſchaft in erſter Linie zur Bundesgenoſſin aufrief. Er iſt der heilige Kämpfer für die Kirche und ihren Glauben.

Dentro vi nacque l' amoroso drudo
Della fede cristiana, il santo atleta,
Benigno a' suoi, ed a' nemici crudo; . . .

Poi con dottrina e con voler insieme,
Con l' ufizio apostolico si mosse,
Quasi torrente ch' alta vena preme,

E negli sterpi eretici percosse
L' impeto suo, più vivamente quivi,
Dove le resistenze eran più grosse [1].

Dante hat hier die beiden Heroen der Kirche nebeneinander geſtellt und mit Meiſterhand ihre Verſchiedenheit in der Gleichheit des Zieles charakteriſiert. Die Generale beider Orden, Humbert und Johannes

---

Entgegen dem Geliebten wallen möge,
Verordnete zwei Fürſten ihr zu Gunſten,
Die ihr ſo hier als dort zu Führern dienten.

Der eine war ſeraphiſch ganz an Gluten,
Durch Weisheit war der andere auf Erden
Ein Schimmer von dem Licht der Cherubinen.

Von einem red' ich, denn von beiden ſpricht man,
Wenn man den einen lobt, wen man auch nehme,
Weil auf ein Ziel ergingen ihre Werke.

[1] Dante l. c., Parad. XII 55 97:

Hier kam zur Welt der liebevolle Buhle
Des echten Chriſtenglaubens, jener heil'ge
Athlet, den Seinen mild und grimm den Feinden . . .

Durch Lehre dann zugleich und Tatkraft drang er,
Mit apoſtol'ſchem Amt bekleidet, vorwärts,
Dem Gießbach gleich, der tiefem Spalt entquillet,

Und am lebendigſten traf an der Stelle
Sein Ungeſtüm das ketz'riſche Geſtrüppe,
Wo ſich der Widerſtand am dichtſten zeigte.

von Parma, haben den Gedanken dieser Gemeinsamkeit ihrer Bestrebungen bereits in der Mitte des 13. Jahrhunderts in einem gemeinsamen Rundschreiben ausgesprochen, und Bonaventura hat sie wiederholt verkündet. Die Ordenstradition spricht auch von einem persönlichen Verhältnisse der beiden Ordensstifter zueinander. Dominikus, heißt es, habe beim allgemeinen Konzil im Jahre 1215 die Nacht betend in einer Kirche zugebracht und sich selbst gesehen, wie er von der allerseligsten Jungfrau dem Herrn als auserwähltes Rüstzeug vorgestellt wird, und zugleich einen zweiten, ihm Unbekannten, dem eine gleiche Mission gegeben ist. Am andern Morgen habe er in der Kirche im hl. Franziskus den erkannt, den er in der Vision vorhergesehen. Andere berichten von einer Zusammenkunft beider Heiligen zu Perugia und auf dem Mattenkapitel, bei welcher Dominikus den Vorschlag gemacht haben soll, beide Orden in einen zu verschmelzen, was aber Franziskus mit den Worten abgelehnt habe: ‚Mein lieber Bruder! Gott hat gewollt, daß wir zwei verschiedene Orden bilden in der Welt, der eine strenger, der andere weniger streng, um so den verschiedenen Bedürfnissen der Menschen zu entsprechen.‘ Darauf habe Dominikus von Franziskus dessen Gürtel erbeten, den er von da an nicht mehr von seinen Lenden genommen.

Diese Erzählungen, der Ausdruck eines erhabenen Gedankens, wenn sie auch vielleicht in dieser Form auf historische Gewißheit keinen Anspruch machen können[1], bezeichnen den Geist des Ordens. Sie stellen der Gefahr der Eifersucht zwischen den beiden Stiftungen gegenüber das Ideal der brüderlichen Eintracht in dieser Zusammenkunft von St Franziskus und St Dominikus an den Anfang ihrer beiderseitigen Gründungen und führen so in konkreter, historischer Auffassung den Brüdern zur bleibenden Mahnung diese Idee immerfort vor die Seele.

---

[1] Die ersten und besten Quellen des Lebens des Heiligen, selbst Jordanus von Giano (geschrieben im Jahre 1262) und Bonaventura (geschrieben im Jahre 1261), wissen nichts davon. Der Dominikaner Echard bestreitet die Glaubwürdigkeit dieser Berichte, und die Bollandisten (Mai II 827; August I 484) lassen die Frage ungelöst. Thomas von Celano erwähnt in der Vita secunda (geschrieben im Jahre 1247) zwar die Zusammenkunft beider in Rom, aber unter ganz andern Verhältnissen. Die älteste Lebensbeschreibung ist von Thomas von Celano (vom Jahre 1228—1230), jene der tres socii vom Jahre 1246.

Heilige Gottesliebe, die den Menschen, die Natur, die ganze Welt umspannt und darum alle Reichtümer für nichts achtet, ja fürchtet, weil sie den Schatz im Himmel zu verringern drohen, ist es, was den Heiligen von Assisi ganz erfüllt, begeistert, in Niedrigkeit, Spott, Armut und Verachtung mit heller Stimme Jubellieder singen läßt, so daß die Kinder dieser Welt ihn als Narren teils verwundert teils geringschätzig ansehen. Das tiefste, innigste Mitleid mit den Armen läßt ihn selbst arm werden; in strenger Winterkälte gibt er einem dürftig Gekleideten seinen Mantel; denn ‚als Diebstahl würde er es erachten, wollte er einem noch Ärmeren nicht geben, was er hat'. Und weil er so dem geliebten Herrn am meisten ähnlich wird, liebt er am meisten die Armut, gründet er auf sie seine Stiftung. Und so wandelt er, von der Schar seiner elf Jünger umgeben, betend, predigend, lobsingend, alle mit unendlicher Liebe umfassend, in den Tälern Umbriens umher wie Christus einst in den Tälern Galiläas. Wenn er in eine Stadt kam, erzählt der treuherzige Thomas von Celano, ‚freute sich der Klerus; die Glocken wurden geläutet, es frohlockten die Männer, jubelten die Frauen, jauchzten die Kinder. Oft zog man ihm mit Zweigen in der Hand und unter Psalmengesang entgegen. Die Bosheit der Irrlehrer ward zu Schanden, der Glaube der Kirche triumphierte, und die Ketzer versteckten sich beim Jubel der Gläubigen'. Und immer zahlreicher werden die Scharen, die er sammelt, in deren Seele er die heiligen Flammen dieser wunderbaren Liebe wirft. Die Habgier spaltet und stiftet Hader. So dürfen wir uns nicht wundern, daß Franziskus überall auf seinen Wanderungen Seelen bekehrte, Feinde versöhnte, Zwietracht schlichtete und in dem höheren Leben, das überall durch sein Erscheinen geweckt wurde, auf lange hinaus die Spuren zurückließ der Wege, die er gewandelt war.

Ein Zweifaches aber ist es, was uns den Heiligen in seiner Armut so liebenswert macht. So begeisterte Lobreden er der Armut hält, sie ist ihm nur so hoch, so groß, so erhaben, so göttlich, weil sie die Mutter der Demut ist. Darum sein stetes Dringen auf diese Tugend. Sein Wort, das der hl. Bonaventura uns aufbewahrt hat, sagt alles: ‚So viel bist du, als du bist vor Gott.' Auch die heidnische Welt hat freiwillige Armut gekannt in ihren Zynikern und den Anhängern der Stoa; auch die Ketzer kündeten das Lob der Armut. Aber unter dem Mantel des Philosophen barg sich ein

Menschen und selbst Götter verachtender Hochmut, und die ‚Armen von Lyon' warfen in stolzer Verblendung sich selbst zu Propheten auf, von denen die Kirche Vorschriften zu empfangen habe; die alles umfassende, alles tragende, alles verzeihende Liebe kannten sie nicht.

Mir ist der seraphische Franziskus nie so groß erschienen, nicht in seiner bittern Armut, nicht in seiner heiligen Begeisterung, nicht in seiner echten Bruderliebe, nie so groß erschienen als an dem Tage, da er demütig flehend vor Innozenz III. stand. Dieser Papst auf der höchsten Höhe, die je das Papsttum erstiegen, und vor ihm der arme, niedrige Fremdling. Dieser beugt sich vor jenem, in dem er den Statthalter Christi verehrt; jener ahnt die wunderbaren Segensströme, die durch diesen Armen von Assisi über die Kirche ausgehen werden. Die äußere sichtbare Kirche und die innere unsichtbare, Gesetz und Freiheit, Recht und Liebe haben sich hier die Hand gereicht. Die hierarchische, von Gott gesetzte Ordnung der Kirche, wie sie im Papste als ihrem Mittelpunkt sich zusammenfaßt, und die außerordentlichen Gaben und Berufe, wie sie der Geist Gottes immerfort austeilt, wo er will, wem er will, wann er will, sind sich hier begegnet und haben jenen Bund wieder geschlossen, der von Anfang an immer, mehr oder weniger hervortretend, bestand, der die Kirche vor Verweltlichung und Verknöcherung ebenso wie vor falschem Spiritualismus, Aftermystik und hochmütigem Sektenwesen bewahrt und ein Unterpfand ist, daß sie immerdar in ungebrochener Kraft wie ein Adler ihre Jugend erneut.

Che per tal donna giovinetto in guerra
Del padre corse, a cui, com' alla morte,
La porta del piacer nessun disserra:

Ed innanzi alla sua spirital corte,
Et coram patre le si fece unito,
Poscia di dì in dì l' amò più forte.

Questa, privata del primo marito,
Mille e cent' anni e più dispetta e scura
Fino a costui si stette senza invito:

Nè valse udir che la trovò sicura
Con Amiclate al suon della sua voce
Colui ch' a tutto il mondo fe' paura:

Nè valse esser costante nè feroce,
Sì che dove Maria rimase giuso,
Ella con Cristo salse in sulla croce.

Ma perch' io non proceda troppo chiuso;
Francesco e Povertà per questi amanti
Prendi oramai nel mio parlar diffuso.

La lor concordia e i lor lieti sembianti
Amore, e maraviglia, e dolce sguardo
Faceano esser cagion de' pensier santi [1].

III.

Die Biographen erzählen uns mit Übereinſtimmung in den Grundzügen dieſen Vorgang. Als Francesco 27 Jahre alt geworden und bereits elf Jünger ſich um ihn geſammelt hatten, ſprach er zu ihnen [2]: ‚Ich ſehe, meine Brüder, daß Gott in ſeiner Barmherzigkeit unſere Schar mehren will. So laßt uns denn zu unſerer Mutter gehen,

[1] Dante l. c., Paradiso XI 58:

Denn mit dem Vater kam er ſchon als Jüngling
In Krieg ob ſolcher Frau, der, wie dem Tode,
Des Wohlgefallens Pforte niemand auftut;

Und vor zuſtänd'gem geiſtlichem Gerichte
Et coram patre eint er ſich derſelben,
Von Tag zu Tag dann inniger ſie liebend.

Sie, ihres erſten Eh'gemahls beraubet,
Blieb tauſend Jahr' und länger bis auf jenen
Verachtet und im Dunkeln ſonder Werbung.

Nicht half's, daß man vernommen, wie geſichert
Auf ſeiner Stimme Klang ſie bei Amyklas*
Der fand, der alle Welt mit Furcht erfüllte;

Nicht half es ihr, ſtandhaft zu ſein und mutig,
So daß, als drunten ſelbſt verblieb Maria,
Mit Chriſtus an das Kreuz ſie iſt geſtiegen.

Und daß ich alſo dunkel fort nicht fahre,
Nimm jetzt in meiner ausgedehnten Rede
Für dieſes Paar Franziskus und die Armut.

Ihr heitres Ausſehn, ihre Eintracht ließen
Lieb' und Bewunderung und ſüßes Schauen
Urſache heiliger Gedanken werden.

[2] Vita a tribus sociis scripta c. 12.

* So hieß der arme Schiffer, der ohne Furcht Cäſar aufnahm, da die Armut im Kriege keine Verluſte zu fürchten hat. Vgl. Lucan., Pharsal. V 527:

. . . O vitae tuta facultas
Pauperis angustique laris!

O Leben ohne Furcht in armer und enger Hütte!

der heiligen römischen Kirche, und dem Papste melden, was Gott durch uns zu tun begonnen hat, daß wir nach seinem Willen und Gebot in dem angefangenen Werke fortschreiten.' Dies geschah im Jahre 1209. Demütig und voll Gottvertrauen tritt er hin vor Innozenz III., um den Segen der Kirche für seine Predigt zu empfangen und mit ihm ein sicheres Unterpfand, daß der Geist, der ihn trieb, der Geist Gottes war. Innozenz III. und in ihm das Papsttum auf dieser Höhe, umgeben von dem erlauchten Kreise der Kardinäle, gestützt von der Macht so vieler Könige, Fürsten und Herren — und vor ihm der Arme von Assisi mit seinen ebenso armen, verachteten und verspotteten Genossen: es ist ein monumentales Bild, ein welthistorischer Augenblick. Wenn der Papst auch ihn verwirft, wie er die Waldenser verworfen? Und wenn Francesco, gestützt auf das Wort der Schrift, stolz auf seine Tugend, gegen ihn sich auflehnt und doch fortfährt zu predigen? Neues, unsägliches Weh muß dann über die Kirche kommen.

Und der Papst verwarf ihn wirklich; bald nachher verbot das Konzil vom Lateran jede neue Ordensstiftung. ‚Mit Unwillen wies er ihn als einen Unbekannten von sich', berichtet Bonaventura[1]. Andere[2] erzählen von einer schmachvollen Antwort, die der Papst dem Francesco gegeben habe; sie ist sicher sagenhaft, aber sie kennzeichnet die Lage. ‚Suche dir Schweine', soll der Papst gesagt haben, ‚wälze dich mit ihnen im Kote und gib ihnen deine Regel.' Francesco sei hinausgegangen, habe sich mit den Schweinen gewälzt und sei über und über besudelt zurückgekehrt. Diese große Demut habe den Papst gerührt und ihn günstig gestimmt.

Tatsache ist: Francesco beugte sich dem Spruche des Papstes in demütigem Gehorsam. In der Nacht, erzählt Bonaventura, hatte der Papst einen Traum; er sah zu seinen Füßen eine Palme, die von kleinen Anfängen rasch zu einem mächtigen Baume heranwuchs; er verstand das Symbol.

Am andern Morgen ließ er Francesco wieder vor sich rufen. Freundlich nahm er ihn auf und sagte ihm: ‚Mein Sohn, ich bin dir zugetan; bete darum zu Christus, daß er uns seinen Willen offenbare.' Ein anderes Gesicht soll nach dem Berichte Bonaventuras und der drei Gefährten Innozenz gehabt haben: er sieht, wie der

[1] Vita S. Francisci c. 3. [2] Matth. Paris., Hist. mai. ad ann. 1227.

Lateran droht in Trümmer zu fallen, und einen Mönch in ärmlichem Gewande, der ihn mit ſeinen Schultern ſtützt. Es berührt ſich dieſer Zug mit der Erzählung bei Celano und den drei Gefährten, ein Kruzifix in einer einſamen Kapelle habe einmal Francesco zugerufen: ‚Francesco, ſtelle mein Haus wieder her!‘

Nach Bonaventura und den drei Genoſſen erzählte Francesco vor dem Papſte eine Parabel. Eine Jungfrau, ſchön und arm, lebte in einer Wüſte; da ſah ein großer König ihre Schönheit und verlobte ſich mit ihr. Zahlreiche Söhne entſproſſen dieſem Bunde; zu ihnen ſprach nun die Mutter: ‚Ihr ſeid Söhne des Königs; ſchämet euch nicht, gehet an ſeinen Hof, und man wird euch alles geben, was notwendig iſt.‘ Als ſie kamen, wunderte ſich der König über ihre Schönheit, und da er in ihnen eine Ähnlichkeit mit ſich erkannte, ſprach er: ‚Weſſen Söhne ſeid ihr?‘ — ‚Wir ſind Söhne des armen Weibes in der Wüſte‘, antworteten ſie. Da nahm ſie der König mit großer Freude auf und ſprach: ‚Ihr ſeid meine Söhne, fürchtet euch nicht; werden an meinem Tiſche die Fremden geſättigt, um wieviel mehr meine rechtmäßigen Söhne!‘ Francesco ſelbſt machte nun die Anwendung: ‚Wenn Gott den Sündern irdiſche Güter gibt, um wieviel mehr wird er den apoſtoliſchen Männern ſie geben, welche ſie verdienen!‘ [1]

So ſchlug Francesco die Bedenken nieder, die ſich gegen ſeine Regel von der bedingungsloſen Armut erhoben hatten. Der Papſt wunderte ſich ſehr über ſeine Rede und zweifelte nicht, daß Chriſtus durch ihn geſprochen habe. So gab er denn ihm und den Seinen den apoſtoliſchen Segen, weihte Francesco zum Diakon, ſetzte ihn, deſſen tiefe Demut er erkannt hatte, der kleinen Genoſſenſchaft zum Obern, gab den übrigen die Tonſur und entließ ſie mit den Worten: ‚Gehet mit Gott, meine Söhne, und wie es euch Gott eingeben wird, prediget allen Buße. Wenn der Allmächtige euch an Anzahl und Gnade vermehrt hat, ſo berichtet es mir, und ich will euch noch mehr geben und Wichtigeres anvertrauen.‘ [2]

Zwei Ordnungen, zwei Lebensformen, zwei Prinzipien ſtanden hier einander gegenüber: dort auch äußere Ehre, Reichtümer, Macht, hier nur die ethiſchen und übernatürlichen Schätze der Tugend, der

[1] Vita a tribus sociis scripta c. 12.
[2] Thom. a Celano, Vita secunda c. 13.

Milde, Liebe, Demut, Sanftmut, Friedfertigkeit. Das hatte des Papstes Scharfblick wohl erkannt, daß mit Franziskus ein Element übernatürlicher Kraft und göttlichen Lebens in neuer Form der Kirche gegeben war; und Franziskus ward, indem er nur in und mit der Kirche denken, beten, leben, predigen wollte, durch diese seine Liebe zur Kirche vor dem Ungehorsam bewahrt und ebendarum vor der Spaltung und dem notwendigen Fluch aller Spaltung, daß sie fortzeugend stets neue Spaltungen gebiert.

So ist seiner demütigen Liebe ein überreicher Segen geworden.

Wir haben Mühe, uns die gewaltige Bewegung auch nur annähernd vorzustellen, welche allenthalben die Menschen ergriff, als sie den Heiligen mit seinen Jüngern sahen und seinen Lobpreis der Armut, Demut, Niedrigkeit und Nächstenliebe vernahmen. Männer aus allen Ständen, zarte Jünglinge, selbst Kinder, wie der Flamländer Achaz, und ergraute Kriegsleute, wie Lancilotto und Guido von Montefeltro, umgürteten ihre Lenden mit dem Strick der Armut und des Gehorsams. In Scharen zog das Volk ihm nach, da es Hilfe von ihm erwartete in geistlichen und leiblichen Nöten. Große Städte sandten Botschaft zu ihm, ihn einzuladen in ihre Mauern, und allmählich ging man daran, den ‚minderen' Brüdern Kirchen und Klöster zu bauen.

Franziskus folgte ihrem Rufe. Nicht in die Einsamkeit als weltflüchtige Anachoreten sandte er die Seinen, wie ehedem Paulus, Pachomius und Antonius. Nicht in Abteiburgen, mit Türmen und Toren fest vor der Außenwelt verschlossen, sollten sie weilen, fernab den Menschen und ihrem Treiben. Mitten unter den Bürgern, in den Städten selbst, zumeist unmittelbar vor ihren Toren oder auch im Umkreis ihrer Mauern lagen ihre armen Zellen um eine ebenso arme Kirche; ihre Bedürfnislosigkeit hatte von vornherein tausend Bedenken abgeschnitten, die bei andern Stiftungen in den Vordergrund treten; durch sie gewannen sie eine noch größere Unabhängigkeit, als sie der Reichtum zu geben vermag, und eine Schnelligkeit der Bewegung, nicht gehemmt dnrch die Bürde irdischer Sorgen. Denn den Himmel fanden sie überall und ein Stück Brot zur Nahrung; die Erde als Lagerstätte genügte ihnen.

Hierin liegt auch das Geheimnis ihrer ungemeinen, seit sechs Jahrhunderten noch immer im Volke lebendigen Popularität. Die Anklagen der Ketzer über die Entartung der Kirche verstummten.

Es waren dieſe ein ſo populäres Mittel, die Völker gegen Papſt und Klerus zu hetzen, daß ſelbſt Friedrich II., umgeben von den aſiatiſchen Wollüſten ſeines Hofes und den Spott über das Chriſtentum auf den Lippen, ſich nicht ſchämte, die Päpſtlichen Ketzer zu nennen, welche er zur apoſtoliſchen Einfachheit wieder zurückführen wolle[1]. Hier offenbarte ſich eine ſo mächtige, ſo reine, ſo myſtiſche Liebe zur Armut, daß ſie beſchämt vor ſolcher Erſcheinung ſtehen blieben, die ſie nicht begreifen konnten. Und das arme Volk ſah in ihnen die Armut geehrt, verklärt, geheiligt, vergöttlicht. Freud und Leid teilten ſie mit ihm. Ratgeber in allen Sorgen und Anliegen der Menſchen, empfing ihre Bruſt die Seufzer der Reuigen, die Tränen der Unglücklichen, wurden ſie eine Stütze für die Witwen, eine Vorſehung für die Verlaſſenen. Der Riß zwiſchen arm und reich, hoch und niedrig war geheilt; denn das Gewand der Armut legte ſich über alle dieſe tauſend und tauſend Brüder, die neuen ‚Ritter von der Tafelrunde', waren ſie auch hohen Standes wie der junge Salimbene, gefeierte Gelehrte und Dichter wie Fra Pacifico, Jacopone da Todi, Giacomino da Verona. Und wem es nicht geſtattet war, alles zu verlaſſen, um dem Rufe der Armut zu folgen, der wollte wenigſtens nach ſeinem Tode mit dem Ordenskleide angetan bei den Brüdern ruhen. Am Pfingſttage des Jahres 1219[2], wenige Jahre nach ihrer Gründung (1207[3]), kurz nach ihrer mündlichen Beſtätigung durch Innozenz III. (1209), noch vor der authentiſchen durch Honorius III. (1223), waren ſchon 5000 Brüder[4] zum zweiten Generalkapitel in Aſſiſi verſammelt; bei dieſer Gelegenheit ſoll der Heilige jene herrlichen Worte geſprochen haben:

---

[1] Huillard-Bréholles, Histor. diplom. Frederici II., VI 391: Nostrae voluntatis intentio, clericos ... ad illum statum reducere ... quales fuerunt in Ecclesia primitiva Apostolicam vitam ducentes. (Wir wollen den Klerus auf den Stand zurückführen, in welchem die apoſtoliſchen Männer der erſten Kirche lebten.)

[2] Nach neueren Forſchungen (G. Voigt, Jordanus von Giano [Leipzig 1870] 69 ff. Rybka, Bruder Elias [ebd. 1874] 21) im Jahre 1221.

[3] Nach andern 1208 oder 1209.

[4] Nach der beſſeren Lesart bei Jordanus 3000. Weil die Brüder im Freien auf Matten von Stroh lagerten, heißt es das Mattenkapitel (capitolo delle stuore). Vgl. A. Koch, Die früheſten Niederlaſſungen der Minoriten im rechtsrheiniſchen Bayern. Heidelberg 1880; derſ., Die früheſten Niederlaſſungen der Minoriten im Rheingebiete. Leipzig 1881.

Magna promisimus, maiora nobis promissa sunt;
Observemus ista, aspiremus ad illa.
Voluptas brevis, poena aeterna,
Modica passio, merces perpetua.
Multorum vocatio, paucorum electio, omnium retributio[1].

IV.

Mit Beginn des 13. Jahrhunderts waren die Kämpfe in Italien zwischen Kaisertum und Papsttum, den Dynasten und aufstrebenden Städten am heftigsten entbrannt. Hie Welf, hie Waiblingen! Dieser Ruf war von Deutschland her über die Alpen und bis tief ins Herz Italiens hineingedrungen. Da war keine Landschaft, keine Stadt, in der nicht der Bürgerkrieg wütete; jede Leidenschaft, jeder Rachedurst konnte unter dem Schutze dieser hundertjährigen Parteinamen fast ungestraft befriedigt werden. Wohl hatten die Ghibellinen durch die Niederlage Friedrichs des Rotbarts bei Legnano (1175) einen harten Schlag erlitten; doch Friedrich II. hatte den Kampf mit neuen Mitteln wieder aufgenommen; sein Ziel war die völlige Knechtung der Kirche. Erst mit seinem und seines Enkels Tode hatten die italienischen Freistaaten den Feudalismus nicht mehr zu fürchten. Von nun an waren es nicht mehr Hütten höriger Leute, die am Fuße der mächtigen Baronalschlösser sich angebaut hatten, den Schutz der Dynasten anflehten und vor ihrem Zorne zitterten, durch welche Franziskus zog. Das Welfentum hatte nach schweren und blutigen Kämpfen gesiegt, die Freiheit der Städte war errungen. Aber die Freiheit brachte mit sich die Gefahr der Zügellosigkeit, die gewonnenen Reichtümer die Versuchungen weichlicher Lust, den Abfall von der alten, ernsten Sitteneinfalt, wie sie Dante durch seinen Ahnen Cacciaguida schildert:

Fiorenza dentro dalla cerchia antica,
Ond' ella toglie ancora e terza e nona,
Si stava in pace, sobria e pudica.

Non avea catenella, non corona,
Non donne contigiate, non cintura
Che fosse a veder più che la persona . . .

[1] Großes versprachen wir, Größeres ist uns versprochen;
Tun wir dieses, sehnen wir uns nach jenem.
Die Lust ist kurz, die Strafe ewig,
Das Leiden gering, ohne Ende der Lohn.
Viele werden berufen, wenige erwählt, allen wird vergolten.

Bellincion Berti vid' io andar cinto
Di cuoio e d' osso, e venir dallo specchio
La donna sua senza il viso dipinto;

E vidi quel de' Nerli e quel del Vecchio
Esser contenti alla pelle scoverta,
E le sue donne al fuso ed al pennecchio . . .

L' una vegghiava a studio della culla,
E consolando usava l' idioma,
Che prima i padri e le madri trastulla;

L' altra traendo alla rocca la chioma
Favoleggiava con la sua famiglia
De' Troiani, di Fiesole e di Roma [1].

Auch nach dem Sturze der kaiſerlichen Übermacht war der Friede nicht gekommen. Die Eiferſucht der Städte untereinander trieb nicht minder zu blutigen Kriegen, wie es früher der Widerſtand gegen die kaiſerlichen Machtanſprüche getan hatte.

Dante ſah darum die Möglichkeit der Rettung nur in einer Weltmonarchie, mit dem Kaiſer an der Spitze [2].

Die Habgierde, bemerkt er, iſt die Mutter alles Unfriedens, alles Streites in der Welt; wo ſie iſt, kann die Liebe keine Stätte mehr

---

[1] Dante, Divina Commedia, Paradiso XV 97.

Florenz, im Umkreis ſeiner alten Mauern,
Von denen Terz und Non annoch es hernimmt,
War keuſch und mäßig damals und im Frieden.

Noch keine Kettlein gab es, keine Kronen,
Nicht Frauen mit Sandalen, noch auch Gürtel,
Dran mehr als an der Trägerin zu ſehn war . . .

Bellincion Berti ſah ich gehn umgürtet
Mit Bein und Leder, und vom Spiegel kommen
Sein Weib mit ungeſchminktem Angeſichte;

Ich ſah den von den Nerli, von den Vecchio
Sich mit dem unbedeckten Fell begnügen,
Und ihre Frauen mit dem Knaul und Spinnrad . . .

Die eine wachte ſorglich an der Wiege
Und brauchte lullend jene Redeweiſe,
An der zuerſt ſich Väter freun und Mütter;

Die andere, den Faden zieh'nd am Rocken,
Erzählte Märchen in der Ihr'gen Mitte
Von Rom, Fieſole und den Trojanern.

[2] In ſeinen drei Büchern De Monarchia.

finden. Darum kann nur ein Universalmonarch den allgemeinen Frieden bringen; ihm gehört ja alles, ihn kann daher die Habgierde nicht mehr bestimmen, wie sie die kleinen Fürsten und Freistaaten treibt.

Denselben Gedanken finden wir schon vorher von Franziskus ausgesprochen. Wo die Habsucht ist, sagt er, da sät sie Zwietracht, und wo reicher Besitz, weicht die Demut aus dem Herzen. Darum fordert er Armut, unbedingte, heroische Armut; sie soll wie eine unübersteigbare Mauer den Gottesgarten der Seele umfrieden, in dem die himmlischen Blüten der Demut und der Liebe stehen[1].

Dante räumt alle Hindernisse hinweg, welche den Frieden stören, und darum gibt er einem, dem Kaiser, alles. Franziskus will mit den Seinen der Liebe den Weg bahnen, darum entsagt er allem. Beide werden nun nicht mehr von der Leidenschaft bewegt: der Kaiser nicht, weil er nichts mehr zu gewinnen, Franziskus nicht, weil er nichts mehr zu verlieren hat. Aber noch ein zweiter Unterschied besteht zwischen ihnen. Dantes Kaiser ist ein Ideal, das nie realisiert wurde; des Franziskus Armut hat die Welt in tausend und tausend hochherzigen Männern und Frauen gesehen, in allen Lebenskreisen bis hinauf zum Fürstenthrone.

Jetzt verstehen wir die gewaltige Wirkung seiner Predigt. Es ist doch kaum ein Menschenherz auf Erden, wenn auch noch so hart und erstorben, in dem nicht ein neues Leben sich regte, wenn die Milde, die Demut, die Liebe in Wort und lebendiger Gestalt um es werben. Schuf doch schon seine Erscheinung Frieden um und um; die Armut ward geadelt, der Niedrige getröstet, der Stachel des Neides aus seiner Brust genommen, die Hand des Reichen geöffnet. So brachte Franziskus Ordnung in diese durch die neuen Zustände erschütterten Gemüter, lehrte Entsagung mitten in den immer mehr heranströmenden Reichtümern, Armut gegenüber der Üppigkeit in den mächtig emporblühenden Städten, Demut da, wo die demokratischen Verfassungen jedem Strebenden die Möglichkeit und den Reiz gaben, sich emporzuschwingen — la gente nuova e subiti guadagni[2] —, Versöhnung bei den vielen in gegenseitigem Wett-

[1] Bonaventura, Vita S. Francisci c. 8. Thom. a Celano, Vita secunda c. 16.

[2] Dante, Divina Commedia, Inferno XVI 73: Emporkömmlinge und schnell gewonnener Reichtum.

kampfe der Städte unter sich wie der Parteien in ihnen in kurzen Zwischenräumen sich wiederholenden Bürgerkriegen. War doch die Verfassung seines Ordens selbst auf demokratische Grundlage gestellt, freie Wahl aller Oberen nach bestimmtem Zeitabfluß, ganz wie die Bürger ihre Prioren und ihren Podestà wählten. Es war eine gewisse Gleichheit der Anschauungen, Interessen, der Art und Weise sich zu regieren, was beide zusammenführte und so den Franziskanern den Einfluß auf die städtischen Angelegenheiten gerade da außerordentlich erleichterte, wo man in empfindlicher Eifersucht und voll Mißtrauen gegen jede Einmischung der edlen Geschlechter und Feudalherren sich zu schützen suchte. Man wählte die Brüder daher zu Geheimschreibern, Schatzmeistern, Räten der kleinen Freistaaten. In ihren Klöstern fanden die Ratsversammlungen statt, wurden die politischen Verträge abgeschlossen, die Statuten beraten. Ein Bruder stellte in Piacenza den Frieden zwischen Adel und Bürgerschaft wieder her; ein anderer versöhnte die feindlichen Parteien in Parma. In Mailand legten Franziskaner die Streitigkeiten unter den Bürgern bei, indem man ihnen das Schiedsgericht übertrug. Ganz Italien durchzogen sie, wie Salimbene[1] berichtet, um überall Frieden zu stiften; in Como versprachen die Bürger, hingerissen durch die feurigen Worte des Fra Silvestro, den verhängnisvollen Wahlspruch ‚Welf' und ‚Ghibelline' nie mehr auszusprechen, da sie alle Christen und Italiener seien. Fra Peregrino da Polesino schloß zwischen Bologna und Venedig Frieden, nachdem diese Städte drei Jahre lang sich befehdet hatten[2].

V.

In der Stiftung des Dritten Ordens (1221) offenbarte sich so recht der seraphische Geist des hl. Franz. Die späteren Traditionen erzählen verschiedene Anlässe zu dessen Gründung; der innerste Grund lag in der Seele des Heiligen selbst und in dem Geiste seines Ordens, dem die Liebe, Armut im Geiste, Demut das Höchste war, die äußere Regel erst in zweiter Linie stand. Durch den Dritten Orden sollte auch den Weltleuten der Weg gezeigt und ein Sporn gegeben werden, das Leben der Vollkommenheit in ihrem Berufe zu leben. Allen katholischen Christen steht er offen, und sie nehmen so Anteil an

[1] Chronic. ed. Parm. 37. [2] Ebd. 252.

allen geistlichen Gütern der seraphischen Brüder. Doch erst müssen sie alles unrechtmäßig erworbene Gut zurückgeben, mit allen ihren Feinden sich aussöhnen, versprechen, Gottes und der Kirche Gebote zu halten; bei Ehefrauen wird noch die Einwilligung der Ehemänner gefordert. Die Mitglieder sollen einfach leben, allen Aufwand meiden, alle öffentlichen Belustigungen fliehen. Gebete, fromme Übungen, Fasten sind nicht sowohl befohlen als empfohlen, mit steter Berücksichtigung der Leibesnotdurft und Lebensverhältnisse. Waffen sollen sie nur tragen zur Verteidigung der Kirche und des Vaterlandes. Wir begreifen, wie wichtig dieser Paragraph der Regel war, da er bei den nur selten unterbrochenen Fehden ein Element des Friedens und der Zivilisation bilden mußte. Drei Monate nach ihrem Eintritte sollen sie ihr Testament machen, um jedem Streite über das Erbe vorzubeugen, dem gehässigsten von allen, der am meisten die Seelen vergiftet.

Es ist eine wunderbare Institution, jene des Dritten Ordens, wie wir sie denn auch bei Dominikus und andern Orden wiederfinden. ‚Es lag darin', meinte der Geh. Kirchenrat und Professor der Theologie zu Jena Karl Hase, ‚eine Erhebung über das Mönchtum!' Nein, das war es am allerwenigsten. Es war vielmehr so recht das Mönchtum selbst, sein innerstes Wesen und Leben, das sich den Mitgliedern des Dritten Ordens mitteilte, in sie überging, sie beseelte und in ihnen Früchte trieb der Entsagung und Weltverachtung, der Gottes- und Nächstenliebe, des Friedens und der Eintracht, der Mildtätigkeit und Barmherzigkeit, der standesmäßigen Keuschheit. Er hat darum jedes Haus zu einem Ordenshause, jede Stube im Palast des Fürsten wie in der Hütte des Ärmsten zur Zelle, die Welt zum Kloster umgewandelt und eine allgemeine Verbrüderung geschaffen, in welcher der Vasall seinem Lehensherrn, der Untertan dem Könige, der niedrigste Christ dem Papste als seinem Bruder die Hand reichte und ein jeder, indem er in seinem von Gott ihm zugewiesenen Stand und Beruf blieb, seine Pflichterfüllung zu einem Gottesdienste umwandelte, durch den Bund mit Gott geweiht.

Gewiß hatte der Heilige in seiner Einfalt die politische und soziale Tragweite dieser Institution nicht berechnet. Sie war aber auch in der Tat unübersehbar, und selbst uns, nach den Erfahrungen der Geschichte, wie wir sie nun haben, dürfte es schwer sein, ihr ganz gerecht zu werden. Könige, wie Ludwig IX. von Frankreich, Bela IV.

von Ungarn, Karl II. und Robert von Sizilien, die hl. Elisabeth, trugen unter ihrem Fürstengewande das Kleid des Ordens; Dante gehörte ihm an und fand darum sein Grab bei den Minderen Brüdern in Ravenna; ebenso Francesco Petrarca, Cimabue und Giotto, Raffael und Michelangelo, Galileo Galilei und Francesco Volta; Kolumbus war dessen Mitglied und fand beim Orden Schutz und Förderung. Wetteifernd drängte sich das Volk herbei, um Trost, Kraft, Pflege zu finden für seine Seele und auch Sicherheit gegenüber dem weltlichen Drucke, den der einzelne so oft von seiten der Feudalherren erfahren mußte. Denn der Orden trat für ihn ein, verteidigte seine Freiheit, vertrat seine Rechte, gab Ausdruck seinen Klagen. Selbst Hase kann darum nicht umhin, zu gestehen: ‚Es liegt im Dritten Orden etwas von der Zukunft des Dritten Standes, selbst darin, daß der Orden einen Unterschied der Stände nicht anerkannte.‘[1] Nicht umsonst hat Gregor IX., dieser heroische Greis, seine Mitglieder die ‚neuen Makkabäer‘ genannt. Sie kämpften für die Seelen, darum für die Freiheit, für die Kirche, für das Papsttum. Darum nannte der Florentiner Chronist Giovanni Villani die welfischen, papsttreuen Städte Florenz und Mailand rocca ferma e stabile della libertà d' Italia[2]. Nicht Empörung war es, was sie gegen Barbarossa und Friedrich II. trieb; ‚im ehrlichen und ernster Kampfe‘, sagt Karl Witte[3], ‚waren sie ihnen gegenübergestanden, wie die treuen und gehorsamen Stände eines Reiches unerschütterlich einem Fürsten widerstehen, der das alte, wohlgegründete Recht umzustoßen trachtet.‘

Die erste[4] und Hauptregel ist äußerst kurz, aber inhaltschwer. Sie beginnt: ‚Die Regel der Minderen Brüder besteht darin, dem

[1] Franz von Assisi, ein Heiligenbild (Leipzig 1856) 68. Der Verfasser hat das Verdienst, ganz im Gegensatze zu seinen Glaubensgenossen das menschlich Schöne, sittlich und religiös Erhebende dieses Lebens offen auszusprechen. In neuester Zeit hat der ehemalige Minister des neuen Italiens, Ruggiero Bonghi, ein kurzes Leben des Heiligen geschrieben: Di una vita così maravigliosa per ardore di affetto, per idealità di fini, per purezza di sentimento, per vaghezza di bene (Francesco d' Assisi. Studio di R. Bonghi [1884], Prefaz.). [2] Feste und unerschütterliche Burg der Freiheit Italiens.

[3] Danteforschungen I (Halle 1869) 4.

[4] Wahrscheinlich auf dem großen Pfingstkapitel verkündet. Kürzere Bestimmungen waren ihr schon vorausgegangen. Vgl. Müller, Die Anfänge des Minoritenordens (Freiburg 1885) 4 ff.

Evangelium zu folgen durch ein Leben im Gehorsam ohne Eigentum und in Keuschheit.' Ihre Oberen sollen Diener (minister) heißen, einer dem andern an Demut zuvorkommen. Wer ein Handwerk kann, soll es ausüben, um sein Brot zu verdienen[1], wer nicht, möge Almosen heischen, aber kein Geld. Auch der Orden, nicht bloß der einzelne, soll, im Gegensatz zu den früheren großen Stiftungen St Benedikts und seiner Nachkommen, kein Eigentum besitzen. Den Armen, Kranken, Aussätzigen soll ihre vorzüglichste Sorge gewidmet sein. Sie sollen durch die Welt gehen, ohne zu rechten mit jemand, noch zu streiten mit Worten, noch andere richten, sondern in Milde, Sanftmut, Friedfertigkeit, Bescheidenheit und Demut mit allen verkehren. Sie sollen fasten zu bestimmten Zeiten, doch nicht zum Schaden ihrer Gesundheit. Wenn sie in ein Haus treten, sollen sie Frieden diesem Hause wünschen und von allem genießen, was ihnen vorgesetzt wird. Nicht in menschenfeindlicher Entfremdung und finstern, abstoßenden Gemütes sollen sie durch die Städte und Flecken Italiens gehen; von wahrer Gottesliebe erfüllt, sollen sie sich den Bewohnern zugesellen, den Hohen wie den Niedrigen, den Reichen wie den Armen, Traurige trösten, Verzweifelte ermuntern, Streitende versöhnen. Freudig und mit Dank gegen Gott sollen sie die Mühsale der Wanderung dulden, Hunger und Entbehrung; gastfreundlich aufgenommen, sollen sie fröhlich sein mit den Fröhlichen und ihre Strengheiten nicht zur Schau tragen, sich zur Bewunderung und andern zur Rüge. Sie sollen ein armes Gewand tragen, aber jene nicht verachten, die weiche Kleider haben. Barfüßig sollen sie gehen, doch soll Schuhe haben, wer deren bedürftig ist. Sie sollen nicht predigen ohne Erlaubnis

[1] Das 97. Kapitel der Vita secunda des Thomas von Celano schildert die Arbeitsamkeit des hl. Franziskus und seinen Wunsch, daß alle arbeiten und jene, welche kein Handwerk können, ein solches lernen. Also keine Verherrlichung des müßigen Bettels, wie kurzsichtige Freunde und böswillige Feinde des Seraphischen Ordens behaupten. Das aber war der Grundgedanke der Stiftung: Was die Brüder empfangen und was sie geben, soll aus Liebe empfangen und gegeben werden, nicht als eine Pflicht der Gerechtigkeit. Die großen Dienste, welche die Minderen Brüder den christlichen Völkern leisteten, konnten und sollten nicht bezahlt werden; nur das Brot gab man ihnen, damit sie leben und fortwährend dienen können. Aber nicht als Lohn gab man es ihnen; diesen konnte nur ein Höherer geben. Die Lebensbeschreibung des Bruders Ägidius (Acta SS. 23. Apr. p. 218 sqq), eines der ältesten Genossen des Heiligen, tut dies zur Genüge dar.

des Bischofs und Ordensobern; ihre Predigt sei demütig und kurz, Liebe zur Tugend und Haß des Lasters einflößend. Ein erwählter General leitet den ganzen Orden, ihm sind die Provinziale, diesen die Guardiane der Konvente unterstellt. Alle werden ernannt durch freie Wahl und nur für eine bestimmte Zeit.

Diese letzte Bestimmung unterscheidet die Verfassung der neuen Stiftung durchaus von jener der älteren Orden und leitet eine neue Epoche in der Geschichte des Mönchtums ein. Dort ist es der Abt, der paterfamilias, der den Gelobenden als Sohn in sein Haus aufnimmt, welcher darum auch nur in diesem Hause Rechte und Pflichten hat; hier ist das Kloster die ganze Welt. Dort ist der Obere selbstherrlich und auf Lebenszeit, hier ist er dem Rate der Abgeordneten verpflichtet und hat zur Übung der Demut, zur Verhütung von Stockungen in der Leitung des Ganzen im Falle unglücklicher Wahl oder bei Altersschwäche, Siechtum usf. nach Ablauf einer bestimmten Periode wieder in die Reihen der untergebenen Brüder zurückzutreten[1]. Dort sind die einzelnen Abteien gar nicht oder nur lose miteinander verbunden, hier verknüpft das Band des Gehorsams alle Brüder durch die Lokal- und Provinzialoberen im General zu einer eng geschlossenen und zweckmäßig organisierten Körperschaft. Dort verbreiten von ihrer Ansiedlung aus die Mönche ringsum wie von einer Stätte des himmlischen Lichtes und Friedens in langer, mühevoller Arbeit ihre Segnungen, trocknend die Sümpfe, rodend die Wälder, sittigend die Geister. Hier gewinnt der Orden jene Beweglichkeit und Elastizität, die ihn befähigt, in alle Länder und Lebenskreise einzudringen und gleich einer leichten Truppe dem Feinde überall entgegenzugehen, vertrieben, verfolgt, gemartert, immer wieder mit ungebrochenem Mute zu kommen und aus dem uralten, ehrwürdigen Stamme stets neue Wurzelsprossen zu treiben. Dort galt es als Grundsatz: Monachus non habet docentis, sed plangentis officium[2]; hier ziehen die Brüder hinaus in die Welt, überall, in den Domen wie auf den Straßen und Plätzen, zu predigen.

---

[1] Salimbene (De Praelato 407) sagt, die Erhaltung des Ordens hänge ab vom Wechsel der Oberen; diese würden leicht übermütig ohne denselben. (Ne nimis insolescant, si diu praefuerint, qui, quia quousque vivunt, durant et non deponuntur, vilificant subditos suos, et tantum reputant eos, quantum quintam rotam plaustri.)

[2] Bernard., Ep. 365 ad Henric. Moguntin. Archiepiscop.

Zwei und zwei[1] sollen sie hinausgehen, zu predigen in Demut und Bescheidenheit, stillschweigend betend vom Tagesanbruch bis zur Terz. Keine eitlen und unnützen Worte sollen sie unter sich reden, eingezogen sein und demütig auf dem Wege, als wären sie in einsamer Zelle; denn wo wir sind, tragen wir unsere Zelle, den Leib, mit uns, in welcher die Seele wie ein Einsiedler wohnt. Ist sie nicht einsam, dann ist auch die äußere Einsamkeit nichts nütze. So sollen sie vor den Menschen erscheinen, daß alle, welche sie sehen, sich an ihnen erbauen und Gott loben. Allen sollen sie Frieden verkünden, sie selbst ihn aber nicht bloß auf den Lippen tragen, sondern im Herzen. Durch ihre Sanftmut sollen sie alle zum Frieden, zur Eintracht, zum Wohlwollen bewegen. Franziskus selbst war heitern Antlitzes[2]; denn ‚Traurigkeit ziemt dem Diener Gottes nicht'[3].

Wir kennen die politischen und sozialen Zustände Italiens zu jener Zeit; Dante hat sie mit Meisterhand geschildert:

Ahi, serva Italia, di dolore ostello,
Nave senza nocchiero in gran tempesta,
Non donna di provincie, ma bordello! . . .

Ed ora in te non stanno senza guerra
Li vivi tuoi, e l' un l' altro si rode
Di quei che un muro ed una fossa serra.

Cerca, misera, intorno dalle prode
Le tue marine, e poi ti guarda in seno,
Se alcuna parte in te di pace gode[4].

[1] Dante, Divina Commedia, Inferno XXIII 2:
. . . l' un dinanzi e l' altro dopo,
Come i frati minor vanno per via.
. . . der eine hinterm andern,
Wie ihres Wegs die Mindern Brüder hingehn.

[2] Thom. a Celano, Vita secunda c. 19.

[3] Regul. c. 7 und Addit. ad Vitam a tribus sociis scriptam.

[4] Dante l. c., Purgatorio VI 76.
Weh dir, Italien, Sklavin, Haus des Jammers,
Schiff ohne Steuermann in großem Sturme,
Nicht Herrin der Provinzen mehr, nein, Metze! . . .
Und jetzt sind ohne Krieg nicht die Lebend'gen
In dir, und es bekämpfen sich einander,
Die eine Mauer einschließt und ein Graben.
Such, Jammervolle, ringsum an den Küsten
All deiner Meere und schau dir dann ins Innre,
Ob eine Stätt' in dir sich freut des Friedens.

In dieſe durch blutige Parteikämpfe zerriſſene Welt tritt Franziskus; er hat nur einen Gedanken, einen Ruf, eine Predigt: Friede, Friede! Die Maler haben wohlgetan, ihn mit dem Lamm abzubilden; das iſt ſein Bild. In einer ſeiner Dichtungen ſagt er:

Un arbore d' amore con gran frutto
In cor plantato me dà pascimento [1].

Dieſen ‚Liebesbaum‘ pflanzte er in die Herzen der Völker, und er trug reiche Früchte. Er erneuerte in ihnen den inneren Menſchen, das Leben der Seele, von wo aus alles einen höheren Aufſchwung, neue Impulſe empfing.

Nichts bezeichnet dieſen ſeraphiſchen Geiſt ſo ſehr als die Fioretti (Blümlein), die Blütenſammlung lieblicher Erzählungen aus dem Leben des hl. Franziskus und ſeiner Gefährten, vom Hauche hoher Poeſie und Andacht durchzogen. Wahrheit und Dichtung, ſo möchte man ihren Inhalt bezeichnen [2]. Wo St Franziskus einherging, wand ſich wie üppiger Efeu die Legende um ſein Bild. Wir beſitzen ihn auch ohne dieſe, aber in der Sage hat das Volk ſeine innige Liebe und Verehrung zu dem Heiligen ausgeſprochen, wirkt deſſen Geiſt fort, ſein frommer, reiner, kindlicher Geiſt, der darum dieſes ‚Blütengärtlein‘ auch zum Muſter des edeln italieniſchen Idioms gemacht hat. Und alles konzentriert ſich in dem Gedanken der rettenden, demütigen, verzeihenden Liebe — die dem zur Rache geneigten italieniſchen Volke nie dringend und warm genug ans Herz gelegt werden konnte.

Einmal zur Winterszeit, heißt es im achten Kapitel, ging der hl. Franziskus in Begleitung des Bruders Leo von Perugia nach Santa Maria degli Angeli, und als die ſtrenge Kälte ihn ſehr quälte, rief er dem vorausgegangenen Bruder Leo und ſagte ihm: ‚Bruder Leo! ſollte es Gott gefallen, daß die Minderen Brüder in allen Landen ein großes Beiſpiel von Heiligkeit und auferbaulichem Wandel geben, ſo ſchreibe nichtsdeſtoweniger nieder und merke mit allem Fleiße an, daß darin nicht vollkommene Freudigkeit iſt.‘ Und eine Strecke

[1] Ein Liebesbaum voll ſüßer Früchte,
Dem Herzen eingepflanzet, gibt mir Speiſe.

[2] Sie ſtammen aus der Mitte des 14. Jahrhunderts und enthalten teils ſchriftliche teils mündliche Berichte über das Leben des Heiligen. Die Ausſcheidung des bereits ſchriftlich Vorhandenen von dem mündlich Überlieferten iſt einer künftigen Kritik vorbehalten.

weitergehend, rief er ihm abermals und sprach: ‚O Bruder Leo! wenn auch der Mindere Bruder die Blinden sehend, die Lahmen gehend machte, Teufel austriebe, Tauben das Gehör, Stummen die Sprache wieder gäbe, ja wenn er seit vier Tagen Gestorbene erweckte — schreibe, daß darin nicht vollkommene Freudigkeit ist.‘ Und wieder weitergehend, rief er laut: ‚O Bruder Leo! wenn der Mindere Bruder alle Sprachen wüßte und alle Wissenschaften und die ganze Schrift, so daß er prophezeite und nicht nur zukünftige Dinge, sondern auch die verborgensten Geheimnisse der Herzen und Gewissen erkennte — schreibe, daß darin keine vollkommene Freudigkeit ist.‘ Und abermals eine Strecke weitergehend, rief er wiederum laut: ‚O Bruder Leo! Schäflein Gottes! wenn auch der Mindere Bruder mit Engelszungen redete und den Lauf der Gestirne kennte und die geheimen Kräfte der Pflanzen, und alle Schätze der Erde lägen vor seinem Blicke offen, und er wüßte die Kräfte der Vögel, der Fische, aller Tiere und der Menschen und der Bäume und der Gesteine und der Wurzeln und der Gewässer — schreibe, daß darin nicht vollkommene Freudigkeit ist.‘ Und er ging wieder voran und rief laut: ‚O Bruder Leo! und wenn der Mindere Bruder so zu predigen wüßte, daß er alle Ungläubigen zum Glauben Christi bekehrte, schreibe, daß darin nicht vollkommene Freudigkeit ist.‘ Und nachdem sie also redend wohl zwei Meilen weit gegangen waren, fragte ihn Bruder Leo mit großer Verwunderung und sprach: ‚Vater, ich bitte dich um Gottes willen, daß du mir nun auch sagest, worin denn vollkommene Freudigkeit sei.‘

Und St Franziskus antwortete ihm: ‚Wenn wir nun nach Santa Maria degli Angeli kommen, vom Regen durchnäßt, von Kälte erstarrt, mit Kot bedeckt und vom Hunger geplagt, und wir dann an der Klosterpforte klopfen und der Pförtner unwillig herausruft: „Was wollt ihr?“ und wir antworten: „Wir sind zwei von euren Brüdern“, und jener spricht: „Ihr lügt, ihr seid zwei Schurken, welche die Welt betrügen und das Almosen der Armen stehlen; fort mit euch, hier wird euch nicht aufgetan!“ und er uns dann draußen stehen läßt im Regen, Schnee, Hunger, Kälte bis zur Nacht; wenn wir dann solche Schmach, solch hartherziges Abweisen geduldig ertragen, ohne Zorn und ohne Murren, und demütig und liebevoll bedenken, daß dieser Bruder Pförtner uns erkannt hat, und daß Gott ihn so gegen uns reden läßt: o Bruder Leo! schreibe, daß dieses die vollkommene Freudigkeit ist. Und wenn wir beharren im Anklopfen und der

andere zornig herauskommt und uns wie freche Gesellen mit Schimpf und Schlägen fortjagt und ruft: „Packt euch, ihr elenden Buben! geht ins Spital, hier findet ihr nicht Herberge und Pflege", wenn wir dies mit Geduld und Liebe ertragen: o Bruder Leo! schreibe, daß darin vollkommene Freudigkeit ist. Und wenn wir, von der Nacht, von Hunger und Kälte gedrängt, noch einmal anklopfen und um der Liebe Gottes willen mit Tränen um Einlaß flehen und jener noch mehr ergrimmt uns zuruft: „Das sind wahrlich zudringliche Burschen; wart, ich werde sie nach Verdienst traktieren!" und stürzt nun heraus mit einem Knotenstock und faßt uns bei der Kapuze und wirft uns nieder und wälzt uns im Schnee und schlägt uns wund mit allen Knoten seines Stockes; wenn wir dies alles mit Geduld ertragen und an die Leiden des gebenedeiten Herrn Jesu denken, die wir in Liebe mit ihm teilen sollen: o Bruder Leo! schreibe, daß darin vollkommene Freudigkeit ist. Und nun, Bruder Leo, merke den Schluß: Über allen Gnaden und Gaben des Heiligen Geistes, die Christus seinen Freunden verheißen, steht sich selbst überwinden und um Christi Leiden willen Schimpf, Leid und Unbill dulden: denn aller andern Gaben Gottes können wir uns nicht rühmen, da sie nicht unser sind, sondern von Gott. Deshalb der Apostel sagt: „Was hast du, das du nicht empfangen hättest? Und wenn du's von ihm hast, was rühmst du dich, als sei es dein eigen?" In dem Kreuze der Anfechtung und Trübsal allein dürfen wir uns rühmen, wie der Apostel sagt: „Ich rühme mich nicht, außer in dem Kreuze unseres Herrn Jesu Christi."'

Es ist ein großartiges Bild, das uns die Geschichte bietet, Antonius von Padua vor dem schrecklichen Tyrannen Ezzelino aus dem Hause der Romani, kaiserlichem Reichsvikar in der Trevisaner Mark und Friedrichs II. Eidam; der arme, waffenlose, ohnmächtige Mönch gegenüber dem Manne, vor dem der Schrecken einherging. Hätten die Franziskaner nur dieses eine aufzuweisen, sie hätten Grund genug, von der Nachwelt den Zoll der Dankbarkeit zu fordern im Namen der Humanität, der Menschenwürde und des Volkswohles. Viele tausend Bürger hatte ‚der Schreckliche' in Padua hinrichten lassen. Da sucht ihn Antonius in Verona auf, geht hinein in seinen Palast, mitten durch die Reihen seiner Gewaffneten, und ruft ihm zu: ‚Grausamer Tyrann, wütender Hund! Schon schwebt das schreckliche Gericht Gottes über deinem Haupte. Wie lange willst du noch

fortfahren, unschuldiges Blut zu vergießen?'[1] Und vieles fügte er dem noch bei. Mit jedem Augenblicke erwarteten die erstaunten Trabanten den Befehl, ihn in Stücke zu hauen; doch Ezzelino ward ergriffen von dem Geiste, der aus dem wehrlosen Mönche sprach; er fiel vor ihm auf die Knie nieder und bekannte seine Schuld. Es war keine gründliche Bekehrung; aber von dem Tage an fürchtete er Antonius mehr als alle Scharen der Welfen. Ein schreckliches Gericht hat nachher ihn und seinen Bruder Alberich ereilt.

Italien genügte dem Seeleneifer der Jünger des Heiligen nicht. Er selbst war nach Ägypten gewandert, von wo Unordnungen, die unter den Brüdern eingerissen waren, ihn wieder zurückriefen[2]. Schon im 13. Jahrhundert sehen wir sie in den Steppen der Tatarei, im hohen Norden, im fernen Süden als Apostel des Evangeliums, unter den Sarazenen in Asien und bald auch in der Neuen Welt, nicht um Schätze zu gewinnen, sondern Seelen. Es ist etwas Wunderbares, diese rasche und mächtige Ausbreitung der Söhne des Heiligen; am Ende des vorigen (18.) Jahrhunderts stieg ihre Anzahl auf 118000; vor der Reformation waren es mehr als 200000. Und welche rastlose Tätigkeit unter ihnen! Sie lehren die Kinder den Katechismus, und sie sehen zu den Füßen ihrer Lehrstühle die Blüte der Christenheit, die sie einführen in die Tiefen philosophischer und theologischer Spekulation. Sie pflegen in stiller Zelle das mystische Leben und eilen hinaus auf ihren Missionen bis an die Grenzen der Erde. Sie hören das Sündenbekenntnis des Armen in seiner Hütte und verkünden Gottes Gerichte vor Königen und Fürsten, Kaiser und Papst. Sie sind einfältig mit den Unmündigen und Schwachen, und sie sind es, die einem Kolumbus die Wege bahnen zu seiner Entdeckung. Und der Hebel für alle diese gewaltigen Wirkungen war die aus heiliger Gottesliebe gewählte Armut.

Prima peregrinos obscoena pecunia mores
Intulit, et turpi fregerunt saecula luxu
Divitiae moles[3],

[1] Imminet cervicibus tuis, tyranne saevissime et rabide canis, horrenda sententia Dei. Quousque non temperabis tibi a fundendo insontum hominum sanguine? Rolandini, De factis in Marchia Trevisana, apud Muratori, Scriptores Ital. VIII 202. [2] Wahrscheinlich zu Ende des Jahres 1219

[3] Schmutziges Geld bracht' uns zuerst ausländische Sitten,
Und des Reichtumes Gift entnervte durch schändlichen Luxus
Unser Geschlecht.

klagt der römische Patriot. Es mag sein, die Regel, wie sie Franziskus mit seinen ersten Schülern befolgte, war nicht unmenschlich, wie sie heute noch manchem dünken möchte, aber übermenschlich, wenn wir bloß mit dem Durchschnittsmenschen rechnen. Franziskusnaturen sind eine Ausnahme. Darum gestattete die Kirche, daß Milderungen eintraten; denn ihr Blick ist weit und groß und umfaßt die Jahrtausende; aber das Wesen, die Entsagung auf allen Besitz, ist geblieben, selbst bei jenen, bei welchen die Kirche im Hinblick auf die menschliche Schwäche und ihre besondern Lebensverhältnisse die ganze Strenge der Regel nicht in Anwendung gebracht wissen wollte, wie dies von seiten der Observanten, Reformaten und Kapuziner geschah. Jeder religiöse Gedanke, auch der idealste, soll durchgeführt werden von Menschen; darum trägt er in seiner Entwicklung durch die Jahrhunderte auch die Spuren des Menschlichen an sich. Sollen wir uns wundern, daß auch dem Seraphischen Orden ein gleiches Schicksal ward wie jeder von Sterblichen gegründeten Institution auf Erden? Doch die Wurzel ist immer gesund geblieben und hat immerfort Früchte getragen, wenn auch nicht mehr in solcher Fülle wie ehedem. Unser Auge weilt mit Vorliebe auf dem vielhundertjährigen Ölbaume; sein Stamm ist zerrissen, seine Äste haben die Stürme zum Teil gebrochen. Aber immerfort trägt er noch seine süßen Früchte, auch für die Gegenwart, wenngleich nicht mehr in solcher Fülle wie ehedem. Und der Landmann blickt dankbar auf zu dem alten treuen Baum. Das ist St Francisci Orden.

Jene aber, welche dem Orden Abfall von der alten Strenge vorwerfen, würden auch die Beobachtung der möglichst erleichterten Regel als eine unerträgliche Last von sich werfen. —

Ich blickte hinüber nach den Feldern, auf denen vor 600 Jahren bei ihren großen Ordensversammlungen die Jünger sich gelagert hatten. Dann bog ich ab vom Wege und stieg den schlängelnden Pfad hinauf, der nach Assisi führt. Von uralten Ulmen ist er umsäumt, an denen in üppiger, regelloser Fülle die Rebe sich hinaufschlingt; sie zieht ihre Gewinde von Baum zu Baum, als wollte die Natur ununterbrochene Feste feiern; ihre schlanken Zweige, von der frischen Bergluft umspielt, neigen sich lockend zum Wanderer nieder. Immer schöner wurde die Umgebung, immer weiter die Brust, immer größer die Fernsicht. In tiefer Bläue wölbte sich der Himmel über mir, auf dem reinen Azur traten alle Umrisse der Stadt mit ihren

uralten, wundersamen Architektur in scharfer Zeichnung heraus. Nur an den Berghalden, über den dunkeln Schatten der Wälder von Steineichen und um die melancholischen Zypressen zogen leichte Nebelstreifen hin, welche, die hellglänzenden Farben der südlichen Beleuchtung mildernd, einen sanften, anmutenden Ton über die Landschaft gossen. Kühn und trotzig blickten die Kastelle, jetzt großenteils in Ruinen, von den Bergeshöhen nieder, als wollten sie uns erzählen von den harten Kämpfen vergangener Jahrhunderte, als das Bürgertum sich seiner Bedeutung bewußt wurde und mit den Mauern der Burgen die Macht der Feudalherren brach und die italienischen freien Städte aufblühten. Der erste Eindruck von Assisi ist fremdartig und überraschend. Es ist ein Stück Mittelalter auf diesen Bergeshöhen, das fast unberührt geblieben vom Strome der Zeit. Wir finden uns um viele Jahrhunderte zurückversetzt; als wollten sie des Heiligtums schonen, hat der Lauf der Jahrhunderte nur leise Spuren in der äußeren Erscheinung dieser kleinen Stadt — sie zählt gegen 4000 Einwohner — zurückgelassen. Ein neuerer Tourist (Frommel) beklagt es, daß die Landstraße nicht über Assisi führt und dieses darum so vergessen und verlassen, öde und traurig geblieben ist. Der gute Mann scheint nichts Teureres und Kostbareres für Reisende zu kennen als teure Hotels mit den kostbaren Höflichkeiten ihrer routinierten Wirte und den Komfort jener Kultur, die überall das Historische, Volkstümliche und Naturwüchsige verdrängt. Solche Leute muß man zu Nicolai seligen Andenkens schicken, der unter den dunkeln Lorbeergängen von Florenz sich nach den sandigen Ufern der Spree zurücksehnte.

Jene Burg auf steiler Höhe
Nenn' ich abgeschmackt und dumm.
Meinem Auge tut sie wehe,
Wie der Fluß, der gänzlich krumm.
Kräuter, die zwar farbig blühen,
Doch zu Tee nicht dienlich sind,
Doch nicht brauchbar sind zu Brühen,
Überlass' ich gern dem Wind —

läßt Justinus Kerner den Spindelmann sprechen in seiner Rezension der Gegend.

So viele Jahrhunderte hindurch waren die Völker nach Assisi und seinen Heiligtümern gewallt, Jugend, Schönheit, Poesie, Ritter

und Mönche, Edle und Knechte zogen huldigend hierher, knieten unter diesen ehrwürdigen, altersgrauen Hallen an dem Grabe des Ärmsten der Armen; die größten Meister jener Zeit wetteiferten, die Stätte, wo sein Leichnam ruht, mit den Schöpfungen ihrer Kunst zu schmücken, und der König der Dichter, Dante, feierte Assisi und seinen Heiligen in einem seiner schönsten Gesänge. Wie viele Millionen haben hier gebetet, gejubelt und geweint! — Ihre Stimmen sind verklungen, aber die wehmütigen, klagenden Melodien der Mönche, die vom Chore herab durch die hohen Bogengänge hallen und wie leises Seufzen in den fernen Windungen des weiten Baues ersterben, rufen tausend Erinnerungen in unserer Seele wach.

Nach einer Legende wollte der seraphische Heilige auf der Richtstätte, vom Volke Colle dell' inferno genannt, begraben sein[1]. Hatte er doch die Demut als sein bestes Testament den Seinen hinterlassen.

Ai frati suoi, sì come a giuste erede,
Raccomandò la sua donna più cara,
E comandò che l' amassero a fede;

E del suo grembo l' anima preclara
Muover si volle, tornando al suo regno,
Ed al suo corpo non volle altra bara[2].

Schon ein Jahr nach dem Tode des Heiligen (1226), mitten unter den Kämpfen mit den Hohenstaufen und selbst aus Rom vertrieben, ließ Gregor IX. den Kanonisationsprozeß einleiten und sprach ihn heilig am 19. Juli zu Perugia im Jahre 1228. Hierauf legte er selbst den Grundstein zu dem erhabenen Heiligtume, zu dessen Aufbau die ganze katholische Welt ihre Gaben steuerte. Meister Jakob, ein Deutscher, war der erste Baumeister[3]; nach wenigen

[1] Diese Sage knüpfte an den Namen des Platzes Collis infernus an, der niedriger lag als jener Teil des Hügels, der von dem Kastell gekrönt wurde.

[2] Dante, Divina Commedia, Paradiso XI 112:

Empfahl er noch als seinen rechten Erben
Sein vielgeliebtes Weib all seinen Brüdern,
Gebietend, daß sie's treulich lieben sollen;

Und dessen Schoß entsteigend wollte heimwärts
Zu ihrem Reich die hehre Seele kehren,
Kein' andre Bahre für den Leib verlangend.

[3] So Vasari; andere zweifeln an seiner Nachricht; vgl. Thode, Franz von Assisi und die Anfänge der Kunst der Renaissance in Italien (Berlin 1885) 206 ff. — Ein allen Anforderungen entsprechendes Leben des Heiligen be-

Jahren, 1230, waren die Arbeiten so weit gediehen, daß die Übertragung des heiligen Leibes (25. Mai) stattfinden konnte — ein merkwürdiger Gegensatz zu unsern Münstern und Domen, an denen Jahrhunderte bauten, ohne sie auszubauen, ein Beweis der ausgedehnten Wirksamkeit und Macht des Seraphischen Ordens; im Jahre 1243 wurden Kirche und Kloster von Papst Innozenz IV. eingeweiht. Die Kirche des Sacro Convento ist die erste und großartigste Kirche Italiens in gotischem Stil. In seinen gewaltigen Verhältnissen läßt dieser Riesenbau sich nur mit den Pyramiden Ägyptens vergleichen; beide sind aber auch das Symbol ihrer Zeit, einer ganzen Welt- und Kulturperiode. Jene hat der eiserne Wille und die Macht der Pharaonen errichtet, das Blut der Völker klebt an jedem Stein, mit Tränen sind sie begossen; die Kirche San Francesco hat die dankbare Liebe der Nachwelt erbaut. Millionen und Millionen sind seit Jahrhunderten dorthin gewallt und gehen hinweg, die Liebe und den Frieden des Heiligen im Herzen.

Da der Boden ansteigt, so erhebt sich die Unterkirche noch in Rundbogen, die nur wenig Licht zulassen, über welche die obere sich aufbaut, einschiffig mit Querarmen in streng gotischen Formen durchgeführt; diese hat hohe, lichtstrahlende Fenster, schlanke Gewölbe mit Sternen besät. Die Unterkirche ist ein Bild des Büßerlebens, die obere des Himmels. Die schmalen Fenster gestatteten breite Mauerflächen; hier entfaltete nun die von den Formen des Byzantinismus befreite Kunst ihre Meisterschaft. Cimabue malte die vier Kirchenväter und Szenen aus dem Alten und Neuen Testament. Giotto schmückte die obere Kirche mit 28 Darstellungen aus dem Leben des Heiligen. Von Dante begeistert, wie Vasari berichtet, schilderte er in der unteren Kirche auf den Gewölbekappen in dreifacher Allegorie die Gelübde der Armut, Keuschheit und des Gehorsams. Ergreifend ist besonders das erste. In ruhiger Majestät steht Christus da, vor ihm Franziskus und eine Jungfrau; der Herr bietet ihre Hand dem Heiligen dar, und dieser steckt ihr den Trauring an den Finger. Das Gewand der Braut ist grob und zerrissen, ihre Füße wund, denn sie wandeln über Dornen; aber ihr Haupt ist mit Rosen und

---

sitzen wir immer noch nicht. Freilich gehören zu dessen Abfassung Eigenschaften, die selten sich vereinigt finden, nüchterne Kritik, Lokal- und Geschichtskenntnis und ein dem Heiligen sympathisches Gemüt.

Lilien umkränzt, die aus Disteln herauswachsen; die ganze Erscheinung lichtumflossen, um ihren Mund schwebt ein heiliger Liebreiz, Engel frohlocken über ihr. An ihrer Seite steht die Hoffnung, in grüne Farbe gekleidet, und in weißer Farbe die Liebe, und huldigen ihr, während in einiger Entfernung dagegen zwei Jünglinge ihrer spotten und ein Hund im Begriffe ist, sich auf sie zu stürzen. Der Heilige erscheint noch einmal zur Rechten in dem Augenblicke, da er sich selbst des Gewandes entkleidet, um einen Nackten zu bedecken; zur Linken drei Weltmenschen, darunter einer, der den Geldsack liebkost, den Geiz, der andere, mit dem Falken auf der Hand, die Weltlust, der dritte, mit dem Ausdruck der Beteuerung, die Treulosigkeit darstellend. Darüber Gott mit schwebenden Engeln.

Die zweite Allegorie zeigt auf steilem Fels eine Burg mit zinnengekrönten Mauern und Türmen; vom höchsten derselben weht eine weiße Fahne. Am Fenster, uns zugewendet, erblicken wir eine Jungfrau im Gebet; zwei Engel reichen ihr Palme und Spiegel. Rechts vom Beschauer verjagt eine Frauengestalt den blinden Amor; er ist nach Weise der Griechen dargestellt, nur hat er Krallen an Händen und Füßen[1], und an seinem Gürtel, der den Köcher hält, hat er viele Herzen befestigt. Die Unreinheit mit einem Schweinskopf steht ihm zur Seite und streckt nach einem liebeskrank Aussehenden die Hände aus. Hinter ihren Schultern steht der Tod. Sie werden von der Buße verfolgt, in deren Begleitung sich Diener mit Weihwasser und Kreuz befinden. In der Mitte vor dem Fels reinigen zwei Engel einen Sünder; erstere halten das Gewand der Gnade bereit, während von oben herab die Reinheit ihr weißes Panier schwingt und die Tapferkeit einladet, emporzusteigen. Zur Linken steht St Franziskus, welcher drei Gestalten auffordert, den Fels zu erklimmen. In der letzten wollen Kenner das Bild Dantes, des Freundes Giottos, finden, mit dem Strick umgürtet. Wahrscheinlich stellt das untere Bild den General des Ordens vor, Giovanni da Muro, der dem Maler dieses Werk übertragen hatte; die dritte ist eine weibliche Figur, vielleicht die hl. Klara. So finden wir denn hier die drei Orden in ihren vorzüglichsten Repräsentanten und im Kampfe um den schönen Tugendpreis, die Keuschheit, dargestellt.

[1] So hat auch Dante die leidenschaftliche Sinnenliebe dargestellt (l. c., Purgatorio XIX 7).

Die dritte Allegorie zeigt uns eine Loggia mit drei Bogengängen; in den mittleren legt eine ehrwürdige Gestalt im Mönchsgewand ein Joch auf den vor ihr knienden Bruder, während sie, den Zeigefinger auf dem Munde, Stillschweigen verkündet. Rechts und links unter den andern Bogengängen erscheinen die Klugheit und die Demut; beide Tugenden sind dem notwendig, der Vorgesetzter ist. Ihr geht ein Engel vorher und vertreibt einen Menschen, der in Tiergestalt, halb Hund, halb Löwe[1], endet und drohend sich gegen die Demut wendet. Auf der andern Seite neben der Klugheit erscheinen ein Mann und ein Weib, die Typen des Ordenslebens, in knieender Stellung. Über dem Portikus, zwischen zwei Engeln, erblicken wir den Heiligen stehend mit ausgebreiteten Armen; über ihm ragen zwei Arme vom Himmel herab, welche ihn mit dem Strick umgürten. Auch auf ihm liegt ein Joch. In der Apsis dann ist dessen himmlische Herrlichkeit vor Augen gestellt. Er sitzt, mit weißer Dalmatika angetan, auf einem Thron, von Engeln umgeben; die einen stoßen in die Posaune, die andern reichen ihm Palmen. Über seinem Throne weht das Kreuzpanier, von sieben Sternen umgeben, darüber ein Seraph.

Was Dante im elften Gesange des Paradieses gesungen, hat das Genie des Malers in Farbe hier zur Anschauung gebracht.

Noch anderes hat Giotto gemalt. Wohl im Hinblick auf seine Fortschritte in der Malerei gerade hier gegenüber Cimabue sagt Dante:

> Credette Cimabue nella pittura
> Tener lo campo; ed ora ha Giotto il grido,
> Sì che la fama di colui oscura[2].

Nach Giotto haben Taddeo Gaddi, Puccio Capanna, seine Schüler, im Geiste des Meisters hier gearbeitet[3]. Franziskus, Dante, Giotto, Bonaventura — alle vier waren bahnbrechend auf ihrem Gebiete. Jeder von ihnen gehört zu den Gewaltigsten aller

---

[1] Auch Dante stellt den Stolz im Bilde des Löwen dar (l. c., Inferno I 45).

[2] Dante l. c., Purgatorio XI 94:

> Es hielt wohl Cimabue als den ersten
> Der Maler sich; doch übertraf ihn Giotto,
> So daß sein Ruhm durch diesen ward verdunkelt.

[3] Siehe G. Fratini M. C., Storia della Basilica del Convento di San Francesco in Assisi. Prato 1882. Unter älteren Werken: Collis Paradisi amoenitas, seu sacri Conv. Assisiens. Histor. libri II. Montefalisi 1704, und in neuester Zeit Thode a. a. O.

Zeiten. Von Dante wollen wir hier nicht sprechen, seine Größe ist unerreicht; und je mehr die Perspektive sich verlängert, in der wir ihn erblicken, desto größer wird er. Giotto streift zuerst mit voller Entschiedenheit die Fesseln ab, welche seit Jahrhunderten auch seiner Kunst die Freiheit der Bewegung verschlossen und den Schritt in die Natur gewehrt hatten. Die erhabensten Ideen, die innigsten Empfindungen weiß er mit den einfachsten Mitteln zum vollen Ausdruck zu bringen. Selbst einen gewissen Realismus hat er nicht verschmäht, der aber das Hohe und Heilige seiner Gedanken erst recht hervortreten läßt. Bonaventura ist hinabgestiegen in die Tiefen der katholischen Mystik und Scholastik; Dichter[1], Philosoph und Theolog, vereinigt er mit der Klarheit und Bestimmtheit seiner Anschauungen, dem Umfange seines Wissens, der Schärfe seines Verstandes jenen Hauch warmer kindlicher Frömmigkeit, das Erbteil des heiligen Stifters. Unsere Zeit weiß gar nicht mehr, was die Söhne des hl. Franziskus auf dem Gebiete der Wissenschaft und Literatur geleistet haben. Das Werk des Fr. Marcellino da Civezza[2], der nur gelegentlich und darum unvollständig die Bibliographie des Seraphischen Ordens schrieb, ist eine der schönsten Lobreden auf denselben.

Noch viele andere Maler und Künstler kamen nach ihnen; trotzdem daß die Ungunst der Zeiten, verheerende Kriege, beutegierige Eroberer dahingezogen über den ‚Hügel des Paradieses', bleibt der Sacro Convento eines der erhabensten Monumente katholischer Andacht, italienischen Unternehmungsgeistes, eine überaus reiche Schatzkammer der Künste, ein Mittelpunkt der Kultur. Hier ist das Heiligtum, ganz Assisi ist der Vorhof zu demselben; darum schwebt über dieser Stadt ein so eigentümlicher Hauch, der Wohlgeruch vielhundertjähriger katholischer Andacht. Man sieht es diesen Häusern an, die mit ihren fremdartigen, altersgrauen und verwitterten Giebeln, den gotischen Fenstern, den unregelmäßigen und doch so malerischen Formen zu uns herschauen, daß sie schon vieles gesehen haben. An verschiedenen bemerkte ich das Monogramm des Namens Jesu, wie es später die Gesellschaft Jesu adoptierte, in gotischer Form und nicht selten in kunstvoller Einfassung.

---

[1] Besonders in seiner Philomela; vgl. Diepenbrock, Geistlicher Blumenstrauß (2. Ausg.) 310 ff. [2] Prato 1879.

Mir war es, als müßte der Heilige durch dieſe Gaſſen wandern, jene zarte, beinahe ätheriſche Geſtalt, wie ihn ſein früheſter Biograph, der Bruder Thomas von Celano, beſchrieb, der noch einige Jahre mit dem heiligen Stifter ſeines Ordens gelebt hatte, wie ich ſein Bild in San Francesco geſehen. ‚Er war voll Anmut im Umgang, von Natur ſanftmütig, gewinnend in der Rede, im Ermahnen maßvoll, in Ausführung des Befohlenen genau, vorſichtig im Raten, tüchtig im Handeln, in allem gefällig, heitern Sinnes, von anſprechender Gemütsart, nüchternen Geiſtes, im Gebete beſtändig, in allem eifrig, feſt im Vorſatze, ausdauernd in der Tugend, beharrlich in der Gnade, immer ſich ſelbſt gleich, zum Verzeihen ſchnell bereit, zum Zorne langſam, freien Geiſtes, mit gutem Gedächtniſſe begabt, ſcharfſinnig bei Erörterungen, in der Wahl umſichtig, in allem einfältig; ſtreng gegen ſich, milde gegen andere, in allem überlegt. Er war von einnehmendem Äußern, heiter von Angeſicht, mild in ſeinen Zügen, eher klein als groß von Geſtalt, die Glieder zart und faſt ohne Fleiſch, das längliche Geſicht klar und freundlich, die Augen ſchwarz und nicht groß, die Stirne nicht hoch, die Naſe gerade und fein gebildet, die Zähne weiß und gleichmäßig, Lippen und Haut zart, der Hals dünn, die Stimme klar und weithin vernehmbar, Haare und Bart dunkel.‘ So mußte er ausgeſehen haben; ſein ſeraphiſcher Geiſt hatte, die Hülle des Leibes durchbrechend, dieſen ſelbſt vergeiſtigt und verklärt. Seine Seele war eine rein geſtimmte myſtiſche Harfe, deren zarte Saiten beim leiſen Anhauch der Gnade in ſüßen Tönen erklangen von heiliger Liebe und wonniger Himmelsluſt. Hier entquoll ſeinem entzückten Geiſte jenes Hohelied heiliger Liebe, dem eine ſpätere Hand[1] die rhythmiſche Vollendung gegeben.

In foco amor mi mise,
In foco amor mi mise.

In foco amor mi mise:
Lo mio sposo novello
Quando l' anel mi mise,
L' agnello amorosello
Poi in prigion mi mise,
Ferimi d' un costello,
Tutto 'l cor mi divise:
In foco amor mi mise.

In Glut mich Liebe ſenkte,
In Glut mich Liebe ſenkte.

In Glut mich Liebe ſenkte:
Mein Bräut'gam jung erblühend,
Als er den Ring mir ſchenkte,
Das Lamm in Liebe glühend
Den Stahl ins Herz mir ſenkte,
Mit Banden mich umziehend,
Der Brand das Herz mir ſprengte:
In Glut mich Liebe ſenkte.

[1] Jacopone da Todi; vgl. Thode a. a. O. 410 ff.

Divisemi lo core
E 'l corpo cadè in terra:
Quel quadrel de l' amore,
Che balestro disserra,
Percosse con ardore:
Di pace fece guerra.
Moromi di dolciore:
In foco amor mi mise.

S' io moro innaddolicato,
Non vi maravigliate:
Tal colpo m' ha donato
Di lancie smisurate.
Di ferro è largo e lato
Cento braccia, sappiate
Che m' ha tutto passato:
In foco amor mi mise.

Poi fuor le lancie spesse,
Che tutto m' agonizzaro,
Allor presi un pavese,
E i colpi più spessaro,
Che niente mi difese,
Tutto mi fracassaro:
Con tal forza le stese:
In foco amor mi mise.

Distesele sì forte
Che 'l dificio sconciò,
Ed io scampai da morte
Come vi contarò,
Gridando molto forte,
Un trabocco rizzò
Che mi die' nuove sorte:
In foco amor mi mise.

Le sorte, che mandava,
Eran pietre piombate,
Che ciascuna gravava
Mille libbre pesate;
Sì spesse le gittava,
Non le arei numerate,
Nulla mai mi fallava:
In foco amor mi mise.

Non m' arebbe fallato,
Sì ben tirar sapeva.
In terra era io sternato,
Aitar non mi poteva,

Mein Herz brach qualentbrannen,
Der Leib sank hin zur Erde,
Der Pfeil der Liebeswonnen
Mit Glut mich ganz verzehrte,
Dem Herzen schnell entronnen.
In Krieg er Frieden kehrte,
Ich sterb' in seinen Wonnen:
In Glut mich Liebe senkte.

Ich sterb' in süßen Freuden,
Nicht wundert euch der Kunde:
Vom Speer der Liebesleiden
Ist mir mein Herz geschwunden.
Der Stahl, so lang und breite,
Wohl hundert Fuß, mit Wunden
Durchbohrt mich aller Seiten:
In Glut mich Liebe senkte.

Der Sturm der Lanzen brüllte,
Er macht mich todesgleiche;
Da griff ich bang zum Schilde,
Doch mehrten sich die Streiche;
Nichts meine Ängsten stillte,
Ich sank, entfleischt und bleiche,
Der Kraft so stark und wilde:
In Glut mich Liebe senkte.

So wilder Schläge Sprühen
Mich zu gewaltig trafen,
Heil sucht' ich da im Fliehen;
Ungleich sind unsre Waffen.
Mit heller Stimm' ich schriee;
Und neue Streiche trafen,
Und neue Kämpf' erglühen:
In Glut mich Liebe senkte.

Heiß war der Schlacht Gewühle,
Felsblöcke schlugen Wunde;
Jedweder schmetternd fiele,
Wohl wiegend tausend Pfunde;
Er warf sie dicht und viele,
Der Zahl hab' ich nicht Kunde,
Ein jeder traf zum Ziele:
In Glut mich Liebe senkte.

Kein Wurf mich da verfehlet,
Zum Ziel ein jeder drange.
Ich sank wie halb entseelet,
Um Rettung ward mir bange.

Tutto era fracassato.
Niente più mi sentiva,
Com' uom ch' era passato:
In foco amor mi mise.

Passato non per morte,
Ma di gioia adescato,
Poi rivissi sì forte
Dentro del cor tornato,
Che seguii quelle scorte
Che m' aviano guidato
Nella superna corte:
In foco amor mi mise.

Poi chè tornato fui,
A Cristo feci guerra,
Tosto armato mi fui,
Cavalcai in sua terra,
Scontrandomi con lui
Tostamente l' afferro,
Mi vendico di lui:
In foco amor mi mise.

Poichè fui vindicato,
Io feci con lui pace,
Perchè prima era stato
L' amor molto verace,
Di Cristo innamorato
Or son fatto capace
Di Cristo consolato:
In foco amor mi mise.

Zerſchlagen, matt, gequälet,
Von Todesgraun umfangen,
Wie einer, der entſeelet:
In Glut mich Liebe ſenkte.

Entſeelt, nicht todumfangen,
Von Wonne ſüß durchbebet,
Mit Kraft ich auf mich ſchwange,
Die Glieder neu belebet.
Der Spur nach ich mich range,
Die hoch zum Himmel hebet,
Im Wonneüberſchwange:
In Glut mich Liebe ſenkte.

Gekräftigt, neu erſtanden,
Mit Chriſto ſchnell zum Kriege
Nahm Waffen ich zu Handen,
In ſein Gefild ich fliege,
Und neue Kämpf' entbrannten,
Die Arm' um ihn ich ſchmiege,
Mich rächend ſo zu Handen:
In Glut mich Liebe ſenkte.

Nun Rache mich erquicket,
Uns Friede ſüß umwandte;
Das Herz mir, neu entzücket,
In aller Glut entbrannte:
In Chriſto huldbeglücket,
In ſel'gem Liebesbrande
Ewig in ihn verzücket:
In Glut mich Liebe ſenkte.

Ein anderes Mal ruft er:

Amor, amor, Jesu, son giuncto a porto;
Amor, amor, Jesu, tu m' hai menato;
Amor, amor, Jesu, dà me conforto; . . .
Amor, amore, grida tutto il mondo . . .
Amor, amor, sempre ogni cosa clama:
Amor, amore, tanto sei profundo,
Chi più t' abbraccia, tanto più t' abrama . . .
Amor mio dilettoso,
Annega me in amore.
— — — — — —
Jesu, speranza mia,
Abbisame in amore [1].

[1] Liebe, Liebe, Jeſu, nun bin ich bei dir im Hafen;
Liebe, Liebe, Jeſu, du haſt mich geführet;

Das Leben des Heiligen selbst war lauter Poesie, ein hehrer Hymnus seines liebetrunkenen Herzens an seinen himmlischen Bräutigam, der sich zusammenfaßte in dem Gebete: Mein Gott und alles! Darum begann mit ihm eine neue, von überirdischer Liebe begeisterte Dichtung, die, wie sein ganzes Erscheinen volkstümlich war, auch die Volkssprache zu ihrem Organ wählte. Und das gerade bildet den hehren Zauber dieser Franziskanerpoesie, daß wir in ihr das erste Lallen des italienischen Idioms vernehmen in seiner naiven und doch so kernigen Ausdrucksweise, so kindlich und doch so genial, so einfach und so tief. Dem Riesengeiste Dantes bot sie darum die Bausteine, die er zu seinem Meisterwerke zusammenfügte, das seinem Volke ein unvergängliches Epos gab und seine Sprache schuf.

Des Heiligen Begeisterung riß wie ein gewaltiger Strom alles mit sich fort.

VI.

Neben St Damian, dem Kirchlein, das St Franziskus selbst wiederhergestellt hatte, gründete der zweite weibliche Orden seine Ansiedlung. Die achtzehnjährige Klara, aus dem ritterlichen Geschlechte der Scifi, entflieht am Palmsonntag des Jahres 1212 ihren Eltern, durch Franziskus für die heilige Armut gewonnen. Er ward ihr ‚Brautführer zum himmlischen Bräutigam', schnitt ihr die Haare ab, legte ihr das Gewand der Buße an und auf das Haupt den weißen und schwarzen Schleier. Dort sehen wir noch die Türe, wo sie das heilige Sakrament zum Schutze gegen die Sarazenen aufgestellt hatte, die es nicht wagten, das Kloster zu stürmen. So schön war sie, daß von den vielen Edlen, die um sie warben, nur einer würdig schien, daß sie ihm ihre Hand reichte. Es war ihr himmlischer Bräutigam. Und so beredt war sie und so hinreißend ihr Beispiel,

---

Liebe, Liebe, Jesu, gib mir nun Stärkung . . .
Liebe, Liebe! ruft die Welt zumal . . .
Liebe, Liebe! ruft stets jedes Wesen:
Liebe, Liebe, du bist unergründlich,
Je mehr ich dich umfasse, desto stärker mein Sehnen . . .
Meine süßeste Liebe,
Tauche mich ganz in deine Liebe.
— — — — — — —
Jesu, meine Hoffnung,
Laß mich untergehen in Liebe.

daß sie ihre beiden Schwestern Agnes und Beatrix und nach des Vaters Tod auch die Mutter Ortolana nebst vielen Jungfrauen Assisis zur Verachtung der Welt begeisterte.

Lange blickte ich, an die Brüstung einer zerfallenen Mauer gelehnt, hinaus in die Landschaft. Es war ein entzückender Ausblick. Das Auge sieht hinein in das weite Tal von Umbrien, von den Gebirgszügen des Apennins in anmutigen, sanft aufsteigenden Wellenlinien begrenzt; hier die Städtchen Spello und Trevi, in weiterer Entfernung das uralte Spoleto mit seiner Burg, die kühn am Felsen hängt wie der Horst eines Steinadlers. Am äußersten Saume des Horizontes, wo sich dunklere, tiefblaue Tinten über die Umrisse des Gebirges legen, ist Perugia, in nächster Nähe die hoch aufstrebende Kuppel von Santa Maria degli Angeli, welche die stille, liebliche Portiunkula, das Kirchlein des hl. Franziskus, überwölbt. Natur, Kunst, Poesie, Religion, Geschichte haben einen unnennbaren Zauber über dieses Land gehaucht, die vielen Olivenpflanzungen mit ihrem blaßgrünen, silberfarbenen, feingeschnittenen Laubwerk geben der Gegend etwas Zartes und Geheimnisvolles; es ist, als wäre ein lichter, halb durchsichtiger Schleier über das schöne Bild geworfen.

Man fühlt sich fast immer wie erliegend unter mächtigen Eindrücken, wenn man an Orten steht, von wo Bewegungen ausgegangen sind, welche der Welt eine neue Wendung gaben. So war es auch hier. St Franziskus hat ein neues Blatt aufgeschlagen in den Annalen der Kirche wie der Völker und Reiche; was regt so den Geist zum Nachdenken an als ein Blick von Assisi herab über Umbrien, Italien, Europa, das gesamte Reich der Kirche? Ich vergaß den Anblick der Gegend, meine Gedanken kehrten zurück in die Vergangenheit, Jahrhunderte gingen vor meiner Seele vorüber. Ich weiß nicht, wie lange ich noch gestanden wäre, in Nachdenken versunken, hätten nicht die Freunde zum Aufbruch gemahnt. Hier sind so viele mächtige Kaiser einst vorübergezogen; mehr als irgendwo in Italien haben hier die Kämpfe gewütet zwischen Welfen und Ghibellinen, den beiden Prinzipien, die eine Zeitlang einen Waffenstillstand schließen können, aber nie Frieden. Denn die einen kämpfen für die Freiheit der Kirche, die andern für die absolute Gewalt der weltlichen Herrschaft. Möge er neue Formen annehmen, mit verschiedenen Namen in den verschiedenen Jahrhunderten auftreten: der Kampf ist immer derselbe,

ihn aufgeben werden die Katholiken nie. Die Kirche müßte sich selbst aufgeben, würde sie nicht eher alles opfern, äußere Ehre, Ansehen, Macht, Gut und Habe, nur ihre Freiheit nicht. Sie hat sie gerettet trotz der Übermacht der Hohenstaufen, welche die drei furchtbarsten Waffen, mit denen nur immer eine Sache bekämpft werden kann, zu Hilfe riefen: die Satire, die falsche Wissenschaft und das Schwert; sie hat sich entrungen den eisernen Armen, mit denen das Kaisertum sie zu umschlingen und zu erdrücken drohte, jenes Kaisertum, welches, seines Ursprunges uneingedenk, nicht nach St Peter blickte, wo es die Krone zum erstenmal empfangen hatte, sondern nach dem Kapitol, um die heidnischen Erinnerungen wieder zu beleben und das Joch der Imperatoren auf den Nacken christlicher Völker zu legen. Und mit dem Sieg des Papsttums und der Kirche hat die Religions- und Gewissensfreiheit ihren Sieg gefeiert, diese Basis unserer modernen Kultur. Die Hand, welche das Schwert führt, soll keine Gesetze schreiben dem Gewissen; dies ist ein Dogma, an dem nun unerschütterlich die Nationen festhalten. Man mag über die Grenzgebiete streiten, aber der Unterschied beider Gewalten ist nicht bestritten. Dies zur Anerkennung gebracht zu haben, ist die Errungenschaft jener Kämpfe der Vergangenheit. Viel Blut ist geflossen, viel Wehe über Italien und Deutschland darum gekommen, die Blüte der Ritterschaft beider Länder mußte fallen in hundertjährigen Kämpfen. Der Preis war all dessen dennoch wert. Ein Blick auf Rußland, die Türkei, auf die Völker überhaupt, welche nicht mit hineingezogen waren in diese Kämpfe, genügt, um die Wahrheit dieser Behauptung begründet zu finden. Die Türkei vermodert, weil sie nicht christlich ist, und Rußland ist einem unheilbaren Siechtum verfallen, weil es kein Mittelalter hatte, nicht hindurchgegangen ist durch diese Schule edler Ritterlichkeit und Freiheit.

Es gibt kaum einen größeren Gegensatz als St Franziskus mit seinen armen Jüngern und Friedrich II., umgeben von seinen Rittern in glänzender Rüstung, seinen in orientalischem Luxus lebenden Hofleuten, seinen gegen 20000 Mann starken wilden Sarazenenbanden, seinen Troubadours, Kanzlern und Gelehrten. Und dennoch haben diese armen barfüßigen Brüder, die er verspottete, verfolgte, quälte und nicht selten hinrichten ließ, über seine herrliche Ritterschaft gesiegt und der Kirche die Freiheit erringen helfen. Wenn auch ein von vielen Biographen des Heiligen dem Kanzler Friedrichs II., Petrus

de Vineis, der ‚beide Schlüssel hatte zu seinem Herzen‘ [1], zugeschriebener Brief nicht von ihm selbst ist, so drückt er doch die Gesinnung der dem Orden feindlichen Zeitgenossen aus [2]. ‚Die Prediger und Minderen Brüder‘, heißt es daselbst, ‚von Haß und Groll gegen uns getrieben, haben von Anfang ihrer Gründung an unser Leben und unsere Aufführung verleumdet und uns und unsern Rechten derart Eintrag getan, daß wir gar nichts mehr sind als ein Gegenstand des Spottes und Hohnes. . . . Um noch mehr unsere Rechte schädigen zu können und das Volk von uns abzuwenden, haben sie zwei neue Bruderschaften gegründet, in welche sie Männer wie Frauen aufnehmen, so daß kaum einer noch übrig ist, der nicht eingeschrieben wäre. Wir haben deswegen an Festtagen keine Leute mehr in unserer Kirche; denn sie halten es für Unrecht, andere Prediger als jene ihres Ordens zu hören. Da wir der herkömmlichen Gaben und Zehnten dadurch beraubt werden, müssen wir uns, um nur unser Leben zu fristen, mit Handarbeit oder verbotener Handelschaft ernähren.‘ Nachdem sie den Verfall ihrer Kirchen geschildert, für welche niemand mehr Sorge trage, fährt das Schreiben fort: ‚Die Prediger dagegen und Minderen Brüder — sagen wir lieber: unsere Herren und Großen —, die zuerst in niedrigen Hütten wohnten, haben sich königliche Paläste gebaut, mit herrlichen Säulengängen und verschiedenem Bildwerke geziert, deren Kosten besser zu Almosen für die Armen verwendet würden. Während sie bei Beginn ihres Ordens alle Hoffart verschmäht und die Ehre der Welt mit Füßen zu treten schienen, haben sie nun dieser Hoffart sich hingegeben und verlangen nach der Ehre, die sie mit Füßen traten. . . . Sie, die nichts haben, besitzen alles, und wir, von denen es heißt, wir besäßen, gehen betteln.‘

Offenbar hat hier die Parteileidenschaft die Farben allzu stark aufgetragen. Zwei Tatsachen ergeben sich jedoch hieraus mit Gewißheit: die ungemeine Verbreitung des Ersten und Dritten Ordens des hl. Franziskus sowie der Beginn des Abfalls von seiner ursprünglichen strengen Armut. Wenn wir die grausamen Verfolgungen erwägen, durch welche Friedrich II. gerade an den Mönchen und besonders

[1] Dante, Divina Commedia, Inferno XIII 58.

[2] Petri de Vineis Epist., ed. Iselius (Basil. 1740) I (ep. 37) 220 ff. Das Schreiben geht von dem ghibellinischen Klerus in Sizilien aus, welcher sich beklagt über das ‚allgemeine Ärgernis‘, das die Minderen Brüder durch den Dritten Orden geben, und die ‚Verachtung‘ ihres Standes.

an den Franziskanern sich rächte[1] wegen ihrer welfischen Gesinnung — mußte ja doch selbst die große Abtei Monte Cassino seiner Raubgier zum Opfer fallen —; wenn wir uns an das Wort erinnern, das einmal Barbarossa aussprach, Sultan Saladin sei glücklich zu preisen, weil es für ihn keinen Papst gab[2], und die rastlose Tätigkeit dieser Mönche im Kampfe gegen Friedrich: dann begreifen wir ihre ganze Bedeutung in jener verhängnisvollen Zeit. Im Beichtstuhl und auf der Kanzel, im Krieg und im Frieden, im engen Kreise der Familien wie in den Versammlungen der Anzianen der städtischen Republiken kämpften sie gegen ihn. Jedes Mitglied des Dritten Ordens ward ihr Bundesgenosse, stellte sich als Kämpfer in die Reihen der welfischen Scharen oder brachte Geld und Gut zur Truppenrüstung dar und verwandte seinen Einfluß zu Gunsten der Päpstlichen. Und selbst in dem Kriegsrat, welchen die Sage Guido von Montefeltro dem Papste Bonifatius VIII. in seinem Kampfe gegen die Colonnesen geben läßt[3], erkennen wir die Sitte, daß ergraute Kriegsoberste, hatten sie auch ‚die Segel eingezogen'[4] und mit dem Strick des seraphischen Franziskus sich umgürtet, dennoch der Sache der Kirche mit Rat und Tat fortdienten. Bei diesen fortgesetzten Guerillakämpfen, wo die Feinde selten eine große Streitmacht den Kaisern entgegenstellen konnten, sie aber selbst nach erfochtenen Siegen im Rücken angriffen, die freien Städte für sich gewannen, die ihnen auf ihren Heereszügen die Tore schlossen und die Zufuhr abschnitten, vermochten auch die mächtigsten unter den Hohenstaufen auf die Dauer nicht zu widerstehen. —

Auch in neuerer Zeit sind in den katholischen Ländern Vereine gegründet worden, welche nicht durch das Schwert, sondern durch die Macht der öffentlichen Rede und durch gesetzliche Mittel jene Freiheit der Kirche zu erkämpfen suchen, die ihr von Gottes und

---

[1] Sie wurden lebendig verbrannt. Petri de Vineis Epist. I 19: Incendii volumus passione mulctari (Huillard-Bréholles, Histor. diplomat. IV 2, 701).

[2] Huillard-Bréholles a. a. O. 686: O felix Asia, o felices Orientalium potestates, quae . . . adinventiones Pontificum non verentur! (Glückliches Asien, glückliche Herrschaften des Morgenlandes, welche sich vor keinem Papst zu scheuen haben!) [3] Dante, Divina Commedia, Inferno XXVII 110.

[4] Dante, Conv. 4, 28. Ähnliches erzählt Salimbene (Chronic. 202) von andern kriegskundigen Minderen Brüdern.

Rechts wegen gebührt. ‚Hie Welf! hie Waiblingen!‘ dieser Ruf ist wohl verstummt; doch der Streit über die Grenzen beider Gewalten ist noch nicht überall beigelegt. Wir würden unserer eigenen Überzeugung widersprechen und uns den Worten Leos XIII. gegenüber[1] unehrerbietig erweisen, wollten wir nicht die Rechtmäßigkeit, die Pflicht, den unberechenbaren Nutzen solcher Vereine anerkennen. Doch ihre Gefahren sollen auch nicht verkannt werden, wenn der christliche, der echt und wahrhaft katholische Geist sie nicht beseelt; mag auch die Klugheit des Fleisches augenblickliche Vorteile erringen, es liegt kein Segen darauf. Es ist die Gefahr der Veräußerlichung, der Verweltlichung, wobei wir vergessen, daß es etwas Hohes und Heiliges ist, für das wir kämpfen, und darum das innere Leben nicht pflegen, ohne welches alle äußeren Rechte und Güter keinen Wert haben. Es ist die Gefahr, daß wir zu Waffen greifen, die unserer Lehre und der heiligen Kirche nicht würdig sind. Spott und Hohn bringen nicht selten tiefe Wunden, aber diese heilen nicht mehr, wenn auch der Pfeil herausgezogen ist: non enim hisce armis defenditur Ecclesia Dei[2]. Es ist die Gefahr, daß wir die Liebe vergessen, die wir jedem schulden, auch dem Feinde; fratrem odisti et nescisti[3], sagt in dieser Beziehung Augustinus. Es ist die Gefahr, daß wir uns suchen, statt die Sache Gottes, und daher, wo es gilt, Opfer zu bringen, mutlos zurückweichen. Und gar manche, in Frankreich, Italien und anderswo, sind selbst Verräter geworden am Heiligtum, dessen gefeierte Vorkämpfer sie einst waren, weil ihnen die erste jener Tugenden fehlte, welche der hl. Franziskus seinen Jüngern vor allen andern empfahl: die Demut. In den Tugenden, die der Dritte Orden besonders pflegen sollte, lag dessen Macht und soziale Bedeutung. Die Worte der Enzyklika Leos XIII. geben daher wohl zu denken, wenn er sagt: „In jenem Orden war ein mächtiger Schutz für die Freiheit der Völker gegeben; seine Mitglieder waren nämlich nach dem Vorbilde ihres Stifters und seiner Regeln bestrebt, soviel sie konnten, durch den Adel christlicher Sitte der Welt wieder neues Leben einzuhauchen. Durch ihre Bemühungen und Beispiele wurden oft Feindschaften unterdrückt, den Händen wütender Menschen die

[1] In seinem Schreiben an die Bischöfe Italiens.
[2] Mit solchen Waffen wird die Kirche Gottes nicht verteidigt.
[3] Den Bruder hast du gehaßt und es nicht gewußt.

Waffen entwunden, die Ursachen zu Zank und Streit beseitigt; sie brachten Trost den Armen und Hilflosen und straften die Sittenlosigkeit, welche das Verderben der Völker ist. Häuslicher Friede und öffentliche Ruhe, Sittenreinheit, Sanftmut, christlicher Gebrauch und Schutz des Eigentums, die besten Stützen der Zivilisation, alles das wuchs aus diesem Orden wie aus seiner Wurzel heraus.'

Die Kirche lebt vom Geiste, und alle äußeren Institutionen haben nur Wert, so sie vom Geiste beseelt sind. Außerdem sind sie nichts nütze, sind sie tot, sie hemmen, sie schädigen nur. Demut, Mäßigkeit, Arbeitsamkeit, standesmäßige Keuschheit, das Almosen, Bruderliebe, die in der Gottesliebe wurzelt, Gebet in starkem Glauben und nie nachlassender Hoffnung, das sind die Tugenden, welche der Dritte Orden seinen Mitgliedern vorschreibt, mit einem Worte: das Leben in katholischer Einfalt und Wahrheit. Sie waren darum ein Ferment neuen mächtigen Lebens in tief aufgeregter Zeit, eine Quelle des Friedens in der Kirche und unter den Völkern. Sie haben zuerst den inneren Feind bekämpft, der Italien und die Welt im 13. Jahrhundert bedrohte, die Genußsucht, die Habsucht, die blutige Rachsucht; und darum haben sie auch über den äußeren Feind den Sieg errungen.

Um den Stern zu zeigen, bedarf es keines Führers; luce sua se signat, er zeigt sich selbst durch sein Licht. Wo der katholische Glaube in seiner ganzen Wahrheit und Lebendigkeit erscheint, so erhaben und so einfach, so groß und so kindlich, so ernst und so milde, so unendlich tief und so menschlich nahe, da zerfließen die Nebelgebilde des Irrtums. Die Wahrheit ist so groß und mächtig, darum bedarf sie nicht der Stütze menschlicher Leidenschaft; diese zieht sie nur herab. Alles für die Wahrheit vermögen wir, nichts gegen sie, spricht der Apostel. Das ist die Wahrheit, die aus Gott, Gott selbst ist, nicht meine oder deine Wahrheit, wie Augustinus sagt; denn dann wäre sie die Wahrheit nicht mehr. Die Wahrheit ist nicht Partei. Wir kämpfen für die Wahrheit, und nur für sie; und wir kämpfen, wie St Franziskus, in Liebe. Die Liebe verklärt, adelt auch das Geringste; Lieblosigkeit befleckt, verdirbt das Höchste und Heiligste. Wie die Blume, die der kalte Nachtfrost fast getötet, wieder sich aufrichtet im warmen Sonnenschein, so die Menschenseele durch das Wort, das in Liebe warm geworden. Still und leise, wie der Sonnenstrahl, aber doch so

mächtig und belebend, bringt dann die Wahrheit in sie ein und löst die Erstarrung. Wahrheit ohne Liebe ist nur wie das Licht einer kalten Mondnacht, es taut nicht hinweg die Eisrinde von der Erde. Occidite errores, diligite errantes[1], ist der Ruf der Kirche durch Augustinus. Es mögen viele sein, welche die Kirche bekämpfen aus Bosheit; aber gewiß sind noch mehr jene, die sie bekämpfen aus Unwissenheit. Vielleicht kommt noch der Tag, ihr Tag, da es auch ihnen wie Schuppen von den Augen fällt und aus Saulus ein Paulus wird. Darum kämpft die Kirche in Hoffnung. Die Hoffnung ist eine Tugend, ebenso groß, mächtig, erhaben, göttlich wie Glaube und Liebe. Bald trotzig, bald verzagt, so schildert der Prophet das Menschenherz; Deus patiens, quia aeternus[2], sagt Augustinus. Keine größere Verfolgung hat es je gegeben als damals, da der Arianismus die ganze katholische Welt zu überschwemmen drohte, den Katholiken ihre Kirchen entrissen, die Bischöfe in die Verbannung gesendet wurden; da sprach Athanasius beim Abschied von seiner trauernden Gemeinde: ‚Kinder, trauert nicht, es ist nur eine kleine Wolke, die bald vorübergeht.‘ Gott ist geduldig, weil er ewig ist; je mehr die Gläubigen sich mit ihm und seiner Kirche vereinigen, desto mehr empfangen sie Anteil an dieser alles duldenden Hoffnung, werden sie fähig, wenn alles verloren scheint, dann alles zu hoffen.

So hatten die Männer des Dritten Ordens eine dreifache Waffe. Es war ihr Leben selbst, die Reinheit ihres Wandels, das Beispiel ihrer Tugend, was den Gegner, selbst einen Ezzelin, entwaffnete. Es war ihre Liebe, die sie auch dem Feinde entgegentrugen; die Geschichte der Heiligen aus dem Dritten Orden ist voll von Beweisen großer, heldenmütiger Liebe. Vor einer hl. Elisabeth von Thüringen muß jeder Christ sich beugen. Es waren die Opfer, die sie gebracht an Habe, an Ehre, an Genüssen, die Opfer ihrer Gesundheit und ihres Lebens. Hierin lag die Wurzel ihrer Stärke. Denn auf dem Opfer liegt aller Segen; kein Opfer wird gebracht nach Gottes Rat, ohne daß reiche Früchte davon ausgehen.

Wahrheit, Liebe, Hoffnung, Opfer: diese bildeten eine eherne Mauer, die kein Feind durchbrechen konnte. So war es, so wird es immer sein; wer darum nicht glauben und nicht im Glauben

[1] Tötet die Irrtümer, liebet die Irrenden.
[2] Gott ist geduldig, weil er ewig ist.

hoffen und nicht in Hoffnung opfern kann, der trete aus den Reihen der Kämpfer aus. Doch das alles ſind Früchte, nicht gereift im Lichte dieſer irdiſchen Sonne; ſie entſtammen einer höheren Welt, ſie gehören der übernatürlichen Ordnung an; ihre Quelle iſt die Gnade. Und das Gebet verdient die Gnade. Der Menſch fleht, Gott gewährt; im Gebete liegt die Wurzel unſerer Kraft.

Nichts aber wollte Franziskus ſo ſehr pflegen, nichts ſollten die Seinen ſo üben als das Gebet und ebendamit pflegen den inneren Menſchen, die Heiligkeit in jedem ſeiner drei Orden.

Auch für die Kämpfe der Gegenwart wäre darum die Wiederbelebung des Dritten Ordens eine Tat von höchſter Bedeutung. Unter gewiſſen den Zeitverhältniſſen entſprechenden Modifikationen würde er die zerſtreut kämpfenden Scharen der Katholiken zu einem feſtgeſchloſſenen, wohlorganiſierten Heere vereinigen, in dem jeder einzelne Halt, Richtung, Diſziplin, Ermutigung empfängt. Parvi enim, ſagt ſchon Cicero, sunt foris arma, nisi sunt consilia domi[1]. Uns gilt dies im höheren Sinne.

Wir ſind Söhne der Heiligen, darum kämpfen wir nicht wie die Söhne Lucians und Voltaires mit den Waffen des Spottes; nicht wie die Schüler der Philoſophen mit Wortſchwall und künſtlicher Dialektik; wir locken nicht und ſchrecken nicht wie die Mächtigen der Erde, welche Gnaden ſpenden und Wunden ſchlagen können. Wir ſind Söhne der Heiligen, und durch ein gläubiges, heiliges, opferfreudiges Leben werden wir die Welt überwinden. Hat doch ſelbſt Goethe geſagt: ‚Alles opponierende Wirken geht auf das Negative hinaus, und das Negative iſt nichts. Wer recht wirken will, muß nie ſchelten, ſich um das Verkehrte gar nicht bekümmern, ſondern immer nur das Gute tun. Es kommt nicht darauf an, daß eingeriſſen, ſondern daß etwas aufgebaut wird, woran die Menſchheit reine Freude empfinde.‘

Wir brauchen große Männer; große Gedanken allein erziehen große Seelen. Wo wir ſie finden, lehrt die Geſchichte des Dritten Ordens; was wir wollen, was ſo häufig uns fehlt, jene causa et ratio efficiens magnos viros[2], beſaß er in reichem Maße. In Verbindung mit ihm und im Anſchluſſe an die kirchliche Organiſation

[1] Waffengewalt nach außen nützt wenig, wenn nicht die Weisheit im eigenen Hauſe waltet. [2] Urſach' und Art, die große Männer macht.

in Diözesen, Dekanaten und Pfarreien werden die katholischen Vereine, von jeder Abirrung bewahrt, eine unversiegbare Quelle stets neuer Lebenskraft besitzen. —

Nicht ohne Wehmut schied ich von Assisi, lange noch horchend auf das Geläute der Vesperglocken, bis deren Töne leiser und leiser allmählich verklangen. Der Rest des Tages galt dem Besuche von Portiunkula, des lieben Kirchleins des Heiligen, wo er tausendmal gekniet und gebetet, die Idee seines großen Ordens empfangen hatte und jene Vision ihm ward, die unter dem Namen des Portiunkula-Ablasses — il perdono d'Assisi — in der ganzen katholischen Welt bekannt ist.

Es war dies eine halb verfallene Kapelle, die schon im 4. Jahrhundert von Pilgern soll erbaut worden sein, welche von ihrer Fahrt nach dem Heiligen Lande glücklich zurückgekehrt waren und sie darum zu Ehren der Gottesmutter, der sie dankbar geweiht wurde, Sankta Maria von Josaphat nannten. Später soll sie dem hl. Benedikt von den Bewohnern der Gegend übergeben worden sein, der sie neu erbaute und ein kleines Stück Land — portiuncula — dazu erwarb, das darum dem Kirchlein den bleibenden Namen gab. Mönche von Monte Cassino hatten sich dort zuerst angesiedelt; doch ihre Wohnungen waren längst zerfallen, und zur Zeit des Heiligen gehörten Kapelle und Grundstück den Benediktinern von Monte Subasio, einem drei Miglien von Assisi entfernten Kloster. Schon in seiner Jugend hatte Franziskus diese Stätte geliebt; dorthin stieg der stille Kaufmannssohn täglich hinab, als noch niemand ahnte, welche Feuerseele er in seiner Brust trug. Es war ihm leid um das zerfallene Kirchlein; er beschloß, es wieder aufzubauen. Nachdem er die Kirche von St Damian in seiner Vaterstadt wiederhergestellt hatte, ging er auch an den Aufbau der Kapelle von Portiunkula. Er ist arm, von seinem harten Vater verstoßen. Aber seine starke Seele bleibt ungebeugt. Er will, er muß das Kirchlein wieder aufbauen. Und er hat es getan. Mit seinen Jüngern trug er selbst Steine und Mörtel herbei, und bald stand das Kirchlein wieder da nebst den Einsiedlerwohnungen bei demselben, welche die Mönche von Monte Subasio ihm eingeräumt hatten. Den Wanderer, der seines Weges die Heerstraße gen Rom zieht, die hart an der Kapelle vorüberführt, ladet sie gar lieblich ein zum Gebete in dem stillen Tale. Die Portiunkula

ward der Ausgangs- und Mittelpunkt des neuen Ordens, die Seele seiner Stiftung. Hier sprang die Quelle, die in vielen tausend hellen Silberadern still und demütig und anspruchslos durch den Gottesgarten der Kirche rieselte und so vieles unfruchtbar und wüste gewordenes Land wieder in grüne, blühende Auen umwandelte. Hierher kehrte Franziskus immer wieder zurück von seinen weiten Reisen nach dem Morgen- und Abendlande; hatte er die Brüder auf seinen Wanderungen durch seine Gegenwart gelabt und gestärkt, Klöster gestiftet, Fürsten und Herren, Arme und Niedrige, Männer und Jungfrauen mit dem Gewande der Armut umkleidet, Weinende getröstet, Feinde versöhnt, das Almosen des Wortes und Brotes gespendet — hierher zog es ihn immer wieder, zu dem heimlichen Kirchlein, der Wiege seines Ordens.

Dies dürfte uns nun auch einiges Verständnis gewähren für das Außerordentliche des Ablasses, der an die Portiunkula sich knüpft. Die Tatsache der Vision und des von Christus selbst gewährten Ablasses bezeugen feierlich (1277) Bruder Benedikt von Arezzo, Rainer von Mariano, Pietro Calfano mit Berufung auf Bruder Maffeo da Marignano, den vertrauten Gefährten des Ordensstifters, Bartolommeo von Pisa, Marco von Lissabon. Der Ablaß wird ohne weitere Opfer, Bußübungen, fromme Spenden usf. verliehen, bloß bedingt durch den Besuch der Kirche. Es sind eben die unermeßlich reichen Verdienste des gesamten Seraphischen Ordens, die Opfer, die er in seinen unzähligen Gliedern dem Herrn gebracht auf allen Gebieten des Lebens, Leidens und Schaffens und auf jedem Punkte der Erde mit seinen vielen Heiligen und Märtyrern aus allen Jahrhunderten, ein reicher, voller Strom von Gnaden, aus dem die Gläubigen schöpfen, eine unermeßliche Schatzkammer von Verdiensten, die hier, mit Christi und aller Heiligen Verdienst vereinigt, die Kirche darbietet an unserer Statt zur Sühne.

Statt einer verfallenen Kapelle erblicken wir einen herrlichen, weiten, hochaufragenden Tempel, zu dem die wallenden Züge der Pilger eilen aus allen Geschlechtern und Enden der Erde. Bald nach dem Tode des Heiligen ward ein geräumiges Kloster neben der Kapelle erbaut und diese selbst von einer größeren Kirche eingeschlossen. Viele Päpste pilgerten dorthin. Endlich beschloß Pius V., die erwähnte Kirche, da sie für den Zudrang der Wallfahrer nicht Raum genug bot, abzutragen und eine neue, geräumigere an ihrer Stelle

Die Portiunkula-Kapelle.

Auf der Stirnseite Overbecks Fresko „Der Ablaß des hl. Franziskus".

aufführen zu lassen. Am 25. März 1569 wurde vom Bischof von Assisi der Grundstein gelegt; Vignola hatte den Plan entworfen. Sie bildet ein lateinisches Kreuz mit drei Schiffen, die Kuppel ist eine Nachahmung von St Peter; in ihrer ruhigen Majestät, erhebend und befriedigend zugleich — der gemeinsame Charakter des Kuppelbaues überhaupt —, ist sie weithin ein herrlicher Schmuck der blühenden Landschaft. Unmittelbar unter der Kuppel, von ihrem senkrecht herabfallenden Licht übergossen, steht die Portiunkula, eine niedere, steinerne Kapelle mit ziemlich stumpfem Giebel und zwei großen Bogentüren, die eine an der Fassade, die andere an der Seitenwand, darüber ein spitzes Türmchen. Auf der Stirnseite dieser Kapelle führte Friedrich Overbeck im Jahre 1829 im Auftrage des Kardinals Galeffi das Freskobild aus, welches die Verleihung des Ablasses darstellt. Es ist ein Werk, das den streng christlichen, tief katholischen Charakter trägt, den der Meister all seinen Schöpfungen zu verleihen wußte, des genialen Mannes vollkommen würdig. Wir erblicken hier eine seiner vortrefflichsten Arbeiten; die sinnige Frömmigkeit, welche den Pinsel führte, leuchtet aus jedem Zuge; die Sorgfalt und Sicherheit der Zeichnung, die Harmonie der Gruppierung bekunden eine echt künstlerische Konzeption und kundige Hand. Es ist dieses Bild hier um so mehr an seinem Orte, als gerade hier in Umbrien die sehnsuchtsvolle, andächtige, gläubig-innige Kunst des Mittelalters ihre schönste Blüte, einen Perugino und Raffael, hervorgebracht hat. Es stellt den seraphischen Heiligen dar, wie er, in Verzückung auf seinen Knien liegend, die Offenbarung der Gnade empfängt; der Heiland erscheint, die allerseligste Gottesmutter steht an seiner Seite, umgeben von lobsingenden und musizierenden Engeln — das Ganze ist voll der tiefsten Bewegung, mit heiliger, himmlischer Ruhe gepaart.

Dritthalbhundert Jahre waren vorübergegangen seit dem Bau des imposanten Tempels, als das Erdbeben vom Jahre 1832, das ganz Umbrien verheerte, auch Santa Maria degli Angeli mit dem gänzlichen Untergange bedrohte. Von ganzen Ortschaften waren nichts als Trümmerhaufen übrig, in Foligno wurden gegen 300 Häuser zerstört; auch das hochgelegene Assisi blieb nicht verschont. Fast ein Vierteljahr hindurch dauerten die heftigen Erschütterungen nach längeren und kürzeren Zwischenräumen. Die Pfeiler, welche die ganze Wucht der Kuppel trugen, waren schon geborsten; man umgab sie

mit Schienen und eisernen Klammern. Aber in der Morgenstunde des 15. März stürzten die vier großen Pfeiler des Langschiffes ein; die Wölbung des ganzen Schiffes stürzte nach, und bald war der größte Teil der Kirche in einen Trümmerhaufen verwandelt. Jeden Augenblick erwartete man jetzt den Fall der mächtigen Kuppel, die unfehlbar die Portiunkula zerschmettern mußte. Sie blieb stehen wie durch ein Wunder, obgleich sich verschiedene Risse an ihr zeigten. So wurde das liebe Kirchlein gerettet.

Nun wandte sich die gesamte Bevölkerung Umbriens an den Papst mit der Bitte um Wiederaufbau der Kirche. Wiewohl die Regierung um dieselbe Zeit mit verdoppeltem Eifer die Arbeiten an der Paulskirche wieder aufgenommen hatte, befahl doch Gregor XVI., der für alle kirchlichen Unternehmungen ein großes Herz hatte, trotz der höchst schwierigen Zeitverhältnisse, daß Hand ans Werk gelegt werde. Eine Sammlung ward zu diesem Zwecke ausgeschrieben und die Leitung des Baues einer eigenen Kommission übertragen, deren Vorstand der Kardinal Rivarola war; der Architekt der Paulskirche, A. Poletti, ward zum ersten Architekten und mehrere andere zu Hilfsbaumeistern und Intendanten des Werkes ernannt. Der Neubau des ganzen Langschiffes wurde begonnen, der Dachstuhl flachgelegt, um den in der Nähe der Fassade Stehenden den Anblick der Kuppel zu ermöglichen. Die neuen Arbeiten wurden in sorgfältigem Ziegelbau ausgeführt. Am 8. September des Jahres 1840 wurde durch den damaligen Staatssekretär Kardinal Lambruschini, den Protektor der Franziskaner von der alten Observanz, die feierliche Einweihung im Auftrage des Papstes vorgenommen. —

In seiner letzten Krankheit ließ sich Franziskus von den Brüdern nach Portiunkula tragen. Wo er zuerst den Geist der Gnade empfangen, wollte er auch den Geist des Lebens aushauchen[1]. Seit jenem wunderbaren Vorgange auf dem Berge Alvernia, da das sympathische Liebesleiden des Heiligen mit dem Gekreuzigten auch äußerlich an ihm sich darstellte, war sein Leben nur noch ein großer, ununterbrochener Schmerz[2]. Sich selbst erklärte er für den großen Sünder, für den sein Herr so vieles leiden mußte, sündhafter als ein Räuber[3]. ‚Laßt uns anfangen, Gutes zu tun‘, sprach er, ‚denn bis jetzt haben

[1] Bonaventura, Vita S. Francisci c. 14.
[2] Ebd. c. 4 14. [3] Ebd. c. 6.

wir wenig getan.' Die Schmerzen nannte er seine lieben Schwestern, denen er dankbar ist, weil sie von Gott kommen und ihn heimsuchen[1]. Vor lauter Weinen aus Liebe zum Gekreuzigten wurden seine Augen krank; als er zur Heilung mit glühendem Eisen gebrannt wurde, nannte er das Feuer seinen Bruder und sprach zum Arzte: ‚Wenn es nicht genug ist, brennt noch einmal.'[2] Zum Abschied segnete er die Seinen und forderte sie auf, Gott zu loben, weil nun sein Hintritt bevorstehe. Er selbst stimmte den 142. Psalm an: ‚Mit meiner Stimme rufe ich zum Herrn', ließ sich im Bußgewand auf die Erde legen und mit Asche bestreuen. Er bat, aus dem Evangelium den Abschnitt vorzulesen (Jo 13): ‚Vor dem Osterfeste, als Jesus wußte, daß seine Stunde gekommen sei, daß er aus dieser Welt gehen sollte zum Vater, da er die Seinen in der Welt geliebt, liebte er sie bis ans Ende.' — ‚Lebet wohl', sprach er, ‚meine Kinder, in der Furcht Gottes und bleibet in ihr. Ich gehe zu Gott.' Und er mahnte sie, treu zu bleiben der Armut, der Geduld und der heiligen Kirche. Am Abend des 4. Oktober 1226 schied seine Seele aus dem Leibe. Er war 44 Jahre alt geworden[3].

Treuherzig erzählt Thomas von Celano: ‚Ein nicht wenig berühmter Bruder und Jünger des Heiligen, dessen Namen ich jedoch glaube verschweigen zu müssen, weil er noch lebt und solcher Auszeichnung nicht gerühmt sein will, sah die Seele des heiligen Vaters geradeauf in den Himmel sich erheben. Sie erschien fast so groß wie der Mond und an Glanz fast der Sonne gleich; ein leichtes Wölkchen trug sie.' ‚Die Lerchen', berichtet Bonaventura[4], ‚sammelten sich alle auf dem Dache des Hauses und sangen Trauerlieder mit den Brüdern über dem Leichname des Heimgegangenen.'

VII.

Einer der schönsten Züge in dem lieblichen Bilde des Heiligen ist seine Liebe zu den Geschöpfen. Die ältesten und glaubwürdigsten Berichterstatter wissen nicht genug von dieser Liebe zu erzählen und von dem Gehorsam, mit welchem die Tiere ihm dienten. Wie lieblich ist es nicht, was Thomas von Celano berichtet: ‚Auf einer Reise

---

[1] Bonaventura a. a. O. c. 14. [2] Thom. a Celano, Vita secunda c. 4.
[3] Über die Berechnung des Todestages vgl. G. Voigt, Jordanus von Giano 120; Rybka, Bruder Elias 26, und die Bollandisten, Acta Sanctorum (Okt. II 709). [4] Vita S. Francisci c. 14.

durch das Tal von Spoleto kam der selige Vater Franziskus bei Bevagna an einen Ort, wo eine große Menge verschiedener Vögel, Tauben, Krähen, Finken, beisammen waren. Bei ihrem Anblicke eilte der heilige Diener Gottes, von Eifer und Mitgefühl für die niederen und unvernünftigen Geschöpfe erfüllt, zu ihnen hin. Nicht wenig erstaunte er, als die Vögel nicht davonflogen. Da bat er sie denn, Gottes Wort anzuhören, und sagte: „Ihr Vögel, meine Brüder, lobpreisen sollt ihr den Herrn, euern Schöpfer, und ihn stets lieben; denn er hat euch Federn zur Bekleidung und Schwingen zum Fliegen gegeben, und alles, was euch außerdem notwendig ist. Er hat euch in der reinen Luft eine Wohnung bereitet, und er sorgt für euch, ohne daß ihr säet und erntet.“ Da wurden die Vögelein sehr froh, streckten ihre Hälse empor, dehnten ihre Flügel und öffneten ihre Schnäbel, ihn anzuhören. Er ging in ihrer Mitte umher und berührte sie an ihren Köpfen und Leibern mit seinem Gewande. Zuletzt segnete er sie, und nachdem er das Kreuzzeichen über sie gemacht hatte, gab er ihnen die Erlaubnis, fortzufliegen. Da warf sich der Heilige seine Nachlässigkeit vor, daß er nicht früher den Vögeln gepredigt habe.‘ Den Schwalben gebot er Ruhe, da sie mit ihrem Gezwitscher ihn im Predigen störten; ein verfolgtes Häschen flüchtete in seinen Schoß und wollte nicht mehr von ihm weichen. Auf dem See von Rieti warf er einen gefangenen Fisch, den der Fischer ihm geschenkt hatte, wieder ins Wasser; dieser spielte so lange um sein Schifflein, bis der Heilige ihn segnete und fortschwimmen hieß. Acht Tage lang kam in die Nähe seiner Zelle eine Zikade und ermunterte durch ihren Gesang den Diener Gottes zu dessen Lob; erst als er sie entlassen, entfernte sie sich. Den ‚Bruder‘ Wolf, der die Umgebung von Gubbio verheerte, mahnte er, abzulassen von seinen bösen Taten, da man ihn ernähren wolle; der Wolf senkte den Kopf und legte seine Tatze in die Hand des Heiligen als Handschlag und Bekräftigung; von da an wurde er von den Bewohnern abwechselnd wie ein treuer Hund ernährt. Vor allen Tieren aber liebte er die Lämmer als Sinnbild der Demut unseres Heilandes; er kaufte Lämmlein um den Preis seines Mantels dem Metzger ab; ja, als er ein Lamm sah, das unter Ziegen und Böcken weidete, hatte er Mitleid mit ihm und nahm es zu sich. Den Bienen gab er Honig im Winter, selbst den Wurm am Wege schob er zur Seite, damit er nicht zertreten würde. Die Blumen

lud er ein, den Schöpfer zu preisen, Feld und Wiesen, Saaten und Weinberge forderte er zu Gottes Lob auf. Alle Geschöpfe nannte er seine Geschwister, denn, setzt Thomas von Celano bei, ‚in einer besondern, andern unverständlichen Weise schaute er mit scharfem Auge deren innerste Natur, da er schon zur Freiheit der Herrlichkeit der Kinder Gottes gekommen war'. Zu Greccia veranstaltete er auf Weihnachten die Krippenfeier. Heu wurde herbeigeholt, und Ochs und Esel stehen an der Krippe. Mit Fackeln strömt das Volk heran, die Nacht wird lichthell, der Wald hallt wider von Lobliedern; das Hochamt wird gehalten, Franziskus (seine Demut hatte ihm nicht gestattet, die Priesterweihe zu empfangen) als Diakon singt das Evangelium und hält die Predigt. Beim Namen Bethlehem blökte er wie ein Lämmlein, beim Aussprechen des Namens Jesu leckte er die Lippen, als habe er Honig darauf. Seine Einfalt fürchtete nicht den Spott.

Lieblich klingt die Beschreibung dieser Feier durch den ‚Knappen Lamprecht'[1] (vor 1272):

Nû was ein guot edelman
in der gegene, hiez Johan.
zuo dem sprach er: ‚wil dû,
daz ich di wîhnachten nû
dâ zu Gretze bestê
und dâ die hôhgezît begê
der geburtlîchen tage,
sô bereit daz ich dir sage,
wande ich wil dâ begên,
wie daz kind von Betlahen
lac nâch menschlîcher sippe
ûf höuwe in einer krippe
und wie ob demselben kinde
ein esel stuont mit einem rinde.'
der guot man dâzuo bereite
swaz im sant Francisk vorseite.
nu dô die wihenahten quâmen,
die liute grôze kerzen nâmen,
vackeln unde ander lieht
und wart diu naht dâ alsô lieht
sam ob es tac waere:
des wart diu hôhzît wunnebaere,
diu krippe was bereitet,

[1] Zum erstenmal veröffentlicht von Weinhold (Paderborn 1880) 162 ff.

das höuwe drin gespreitet,
rind und esel was dar brâht.
dâvor stuont mit andâht
sant Francisk der guote
riuwic, doch mit frôwem muote.
ob der krippen man messe sanc,
daz liut dârumbe vaste dranc.
nu het der heilige man
eins diaken gegerwe an
und las daz ewangeli dâ
und predigete dârnâ
von Betlahen und von dem kinde,
von dem esel und von dem rinde.
sô er Betlahen dâ nante,
sîn rehtiu sprâch sich dâ verwante
und blaeget als ein lembelîn.
und swenn er das kindelîn
nennen solde Jesu Christ,
so leckete er in der frist
mit der zungen daz wort,
als ob er honiges haet gekort.
das tet er rehte âne scham,
so süeze was im Christes nam.

In diesem tief sympathischen Zuge zur Natur, der durch das Leben des Heiligen geht, dasselbe wie ein duftiges Aroma umweht und ihn uns so liebreizend erscheinen läßt, wirft seine liebevolle Seele ihren Reflex auf ihre Umgebung und die gesamte Schöpfung. Es erinnert dies an die Erzählungen von den Einsiedlern in der Wüste, denen die Tierwelt sich liebend und dienend nahte. Manches läßt sich recht gut natürlich erklären; fühlt doch das Tier instinktiv, wer es gut mit ihm meint. Ob alles? Dies dürfte sich kaum durchführen lassen. Es sind höhere Mächte, die hier walten, Zustände aus dem verlorenen Paradies, die in dieser paradiesischen Seele wieder mit Macht ans Tageslicht treten. Überwältigt von der geheimnisvollen Kraft, die von diesem Kinde Gottes ausging, hören die Geschöpfe auf seine Rede, tun sie, was er sie heißt, blicken sie auf zu ihm als ihrem Herrn.

Die allgemeine Wesenliebe, welche Neuere bei Buddha so anziehend und liebenswürdig finden, erscheint hier bei St Franziskus in ihrer ganzen Naivität, Wärme und Wahrheit. Aber sie hat das Erniedrigende, Unwahre, Verzerrte abgestreift, das den Geist abstößt, das sittliche Gefühl verletzt, den Geschmack beleidigt, wenn dadurch der Mensch dem Tiere gleich, ja unter das Tier gesetzt werden soll.

Buddha gibt sich dem hungernden Tiger hin zur Beute; da dieser, von Entbehrung erschöpft, ihn zu zerreißen zu schwach ist, ritzt er sich die Ader, tränkt ihn mit seinem Blute, um ihn so zu stärken, daß er ihn dann zerfleischen kann.

Franziskus dagegen gebietet dem Wolf Frieden und wehrt es ihm, in Zukunft Lämmer zu zerreißen. Da tritt denn der ganze Unterschied an den Tag: dort der Mensch eine Beute des Tieres; hier das Tier, das ehrfurchtsvoll dem Menschen, dem König der Schöpfung und der Tierwelt, gehorcht. Die Liebe zu den Tieren bei Franziskus ist der Widerschein heiliger Gottesliebe, die Wesenliebe des Buddha ein dämonisches Aufleuchten ehedem großer, durch atheistischen Wahn entstellter Ideen, eine Karikatur des Christentums. So ist nun einmal die Welt: einen Franziskus verachtet man als Schwärmer und Idioten; einem Sakya-Muni zu huldigen, erachten viele als besonderes Siegel vorurteilsfreier Geschichtsanschauung und philosophischer Bildung.

Überall gründet man nun Tierschutzvereine, selbst in Italien, wo sie mehr als anderswo notwendig sind und Regierung wie Klerus sich schwerer Unterlassungssünden schuldig gemacht haben. Franziskus mit dem Lamme ist so recht der Patron dieser Vereine, die durch ihn dem Boden bloß humanitärer und darum unwirksamer Bestrebungen entnommen, in den Umkreis des kirchlichen Lebens verpflanzt werden, wo sie Gedeihen finden und reiche Früchte tragen. Keiner hat so wie er die Symbolik der Tierwelt verstanden und darum die göttlichen Gedanken geahnt, die der Schöpfer in ihr dargestellt hat. Und er hat in seiner Liebe zu den Tieren ihre Erlösung von dem Fluche der Sünde, unter dem auch sie seufzen (Röm 8, 23), antizipiert.

Aus dieser allgemeinen Wesenliebe ist der Sonnengesang des seraphischen Heiligen hervorgegangen[1]:

Höchster, allmächtiger, gütiger Herr!
Dein ist der Preis, die Herrlichkeit, die Ehre
Und jegliche Benedeiung.
Dir allein gebührt sie,
Und kein Mensch ist würdig, dich zu nennen[2].

[1] Vgl. Böhmer, Romanische Studien. Halle 1871.

[2] Altissimu, onnipotente bon Signore,
Tue son le laude, la gloria et l' onore
E onne benedictione,
A te solu se confano
E nullo omo è dignu te mentovare, etc.

Gepriesen seist du, Gott, mein Herr, mit allen deinen Geschöpfen,
Vornehmlich mit dem edlen Bruder Sonne,
Welcher den Tag wirkt und uns leuchtet durch sein Licht;
Und er ist schön und strahlend mit großem Glanze,
Von dir, o Herr, ist er das Sinnbild.

Gepriesen seist du, mein Herr, durch Schwester Mond und die Sterne;
Am Himmel hast du sie geformet, klar und kostbar und schön.

Gepriesen seist du, mein Herr, durch Bruder Wind
Und Luft und Wolken und heitere und jede Witterung,
Durch welche du deinen Geschöpfen Erhaltung schenkest.

Gepriesen seist du, mein Herr, durch Schwester Wasser,
Das sehr nützlich ist und demütig und köstlich und keusch.

Gepriesen seist du, mein Herr, durch Bruder Feuer,
Durch welches du die Nacht erhellest,
Und es ist schön und freudig und stark und gewaltig.

Gepriesen seist du, mein Herr, durch unsere Schwester Mutter Erde,
Die uns ernährt und trägt
Und mannigfaltige Früchte hervorbringt und farbige Blumen und Kräuter.

Gepriesen seist du, mein Herr, durch jene, welche verzeihen aus Liebe zu dir
Und Schwachheit dulden und Trübsal;
Selig jene, welche sie bestehen in Frieden,
Denn von dir, Allerhöchster, werden sie gekrönt werden.

Gepriesen seist du, mein Herr, durch unsere Schwester, den leiblichen Tod,
Dem kein lebendiger Mensch entfliehen kann.
Wehe jenen, die in einer Todsünde sterben;
Selig jene, die sich finden in deinen heiligsten Willen,
Denn der zweite Tod kann ihnen kein Übel tun.

Lobet und preiset meinen Herrn, und danket
Und dienet ihm in großer Demut.

Nach der Ordenstradition hat St Franziskus die Strophe von den Friedfertigen seinem Gesange hinzugefügt, als er diesen zur Beilegung eines Rechtsstreites zwischen dem Bischof und dem Podestà von Assisi von seinen Jüngern absingen ließ. Die letzte soll er im Gefühle des nahenden Todes gesprochen haben. Der Zusatz durch fremde Hand an diesem Orte ist auch ganz unwahrscheinlich.

Die Fassung dieses Gesanges stammt offenbar aus einer späteren Zeit; aber der seraphische Geist weht in ihm. Die Poesie ist nicht an den Vers gebunden; und so ist der Sonnengesang dennoch das Werk des großen Heiligen, der in ihm sein innerstes Leben ausströmte und den Kundigen unter seinen Jüngern, vielleicht dem ehemaligen

Troubadour Fra Pacifico, einst ‚König der Verse' genannt, es überließ, die Form zu finden. —

Es war mir nicht vergönnt, den Berg Alvernia zu besteigen, den

... crudo sasso intra Tevere et Arno,

wo der Heilige

Da Cristo prese l' ultimo sigillo,
Che le sue membra due anni portarno[1].

Die Stigmatisation des Heiligen schildert der erste Berichterstatter, Thomas von Celano, also: ‚Während seines Aufenthaltes in der Einsiedelei, die nach dem Orte, wo sie sich befindet, Alvernia heißt, zwei Jahre bevor er seine Seele dem Himmel übergab, sah Franziskus in einer himmlischen Erscheinung einen Menschen über sich schweben, ähnlich einem Seraph, der sechs Flügel hatte und mit ausgespannten Armen und aneinander geschlossenen Füßen ans Kreuz geheftet war; zwei Flügel erhoben sich über seinem Haupte, zwei breiteten sich aus wie zum Fluge, zwei bedeckten den ganzen Körper. ... Ängstlich dachte er über die Bedeutung dieser Erscheinung nach; während er so sich fruchtlos abmühte und sein Herz von der außerordentlichen neuen Erscheinung tief ergriffen war, begannen an seinen Händen und Füßen die Zeichen der Nägel sichtbar zu werden, gerade so, wie er es kurz vorher an dem Gekreuzigten gesehen hatte. Seine Hände und Füße schienen in der Mitte mit Nägeln durchbohrt, an der inneren Fläche der Hände und oberhalb der Füße zeigten sich die Köpfe der Nägel, auf der entgegengesetzten Seite dagegen deren Spitzen. Innen an den Händen waren nämlich diese Zeichen rund, außen länglich, und man sah warzenähnliche Erhöhungen über dem Fleische, gleich als wäre es das gekrümmte und umgeschlagene Ende der Nägel. In derselben Weise, ebenfalls über das übrige Fleisch erhaben, waren seinen Füßen die Zeichen der Nägel aufgedrückt. Und die rechte Seite hatte eine Narbe, wie wenn sie von einer Lanze durchstochen wäre; aus dieser Seite floß oft Blut, so daß häufig seine Kleider mit Blut benetzt wurden.'

---

[1] Dante, Divina Commedia, Paradiso XI 106:

... harten Fels gelegen zwischen Arno
Und Tiber, wo er Christi letztes Siegel,
Das seine Glieder dann zwei Jahr' lang trugen,
Empfangen.

Ähnlich erzählt die zweite, etwas jüngere Quelle, der Bericht der drei Genossen[1], und Bonaventura. Rufinus hat nach Thomas von Celano die Seitenwunde berührt, Elias die Wunden gesehen, ebenso viele Brüder und vieles Volk nach seinem Tode haben sie gesehen und geküßt. Nach Bonaventura haben mehrere Brüder ihr Zeugnis durch einen Eid bekräftigt. Elias, der bei seinem Tode zugegen war und in seinem Schreiben als Generalvikar den Tod den Brüdern in Frankreich meldet, berichtet selbst die Tatsache, und Bruder Leo erzählte sie auch später dem Bruder Salimbene[2] als Augenzeuge. Alexander IV. erklärte öffentlich in einer Predigt, der Bonaventura beiwohnte, bei Lebzeiten die Wunden gesehen zu haben. Ist die Stigmatisation kein übernatürlicher Vorgang, dann stehen wir vor einem noch ungelösten Rätsel[3].

Es war der Lohn seines Liebesleidens, das ihn ganz mit dem Herrn geeint hatte. War es doch sein so oft wiederholtes Wort:

Tanto è grande il ben, che aspetto,
Ch' ognun pena m' è diletto[4]. —

Schon wurden die Schatten länger, die Nacht sank in das Tal hernieder, nicht durch eine lange Abenddämmerung vorbereitet wie bei uns im Norden. Wir mußten aufbrechen. Doch ehe wir Abschied nahmen, führte uns ein dienender Bruder — die reformierten Franziskaner halten Wache am Heiligtum der Portiunkula — noch in den Klostergarten und zeigte da ein weites Gehege mit einem Flore schöner, üppig blühender Rosen. In einer langen, dunkeln Winternacht, erzählte er, da St Franziskus im Gebete lag vor seinem Herrn, nahte ihm der Feind mit jener Versuchung, die auch der heilige Apostel Paulus erfahren hat. Der Heilige erschrak heftig und ward tief betrübt. Doch alsbald erhob er sich, eilte hinaus auf den freien Plan hinter der Einsiedelei und wälzte sich in den Dorngebüschen, die dort sehr hoch und dicht wuchsen, dergestalt, daß sie mit seinem Blute ganz gefärbt waren. Zitternd vor Kälte und

---

[1] Tres socii: Leo, Rufinus, Angelus.

[2] Chronic. 79.

[3] Hase, Franz von Assisi 131. Sein und Voigts (Jordanus von Giano 55) Erklärungsversuch durch Betrug des Bruders Elias ist eine ebenso große Absurdität als jener der Pharisäer für die Auferstehung des Herrn.

[4] So großes Gut ist es, danach ich trachte,
Daß alle Qual für Wonne ich erachte.

Schmerzen, sah er plötzlich ein helles Licht, das ihn umstrahlte, die Dornhecken waren in schöne, blühende Rosenbüsche umgewandelt, und sein Ohr vernahm süße Engelstimmen. Ein Freskogemälde in einer Seitenkapelle von Santa Maria degli Angeli, la Cappella delle Rose genannt, hat diese Sage künstlerisch dargestellt. Die Rosenblätter tragen wirklich dunkelrote Flecken, als wären sie mit Blut bespritzt; eine ähnliche Art soll in der Gegend nicht vorkommen.

Jedenfalls liegt dieser Erzählung eine tiefe Wahrheit zu Grunde. Die Rosen des hl. Franziskus umgeben in schönem Kranze das Heiligtum, wo er Gott schaute und der Herr zu seiner Seele sprach; aber mit Blut hat er sie begossen, und aus Schmerzen sind sie hervorgewachsen. So müssen die Rosen heiliger Liebe ein Herz umkränzen, wenn Gott in ihm Wohnung nehmen und vertrauten Umgang mit der Seele pflegen soll, aber das Blut der sinnlichen Natur muß erst fließen und der Schmerz der Selbstverleugnung sie großziehen. —

Viele Jahre sind verflossen, seit ich Assisi und Portiunkula zum erstenmal sah; mehr als ein Menschenleben, der größte Teil meines Lebens mit seinen Arbeiten und Sorgen, vielen schmerzlichen Erfahrungen und wenig freudigen Erlebnissen liegt dazwischen. Denn so ist ja das Menschenleben. So oft ich diese längst vertrockneten, blutig gezeichneten Rosenblätter ansehe, die ich dort einst pflückte, erzählen sie mir von Assisi, Portiunkula und der seraphischen Liebe des hl. Franziskus.

Ei sant Francisk, heiliger man,
daz wir dîn nu niht enhân!
du haete den wâren wizzentuom,
du fluhe den werltlîchen ruom,
dîn leben was einvalt,
dîn tugend was manecvalt,
dâvon du nû ze himel bist.
nû bit umb uns sündaere,
daz wir sünden werden laere,
den süezen herren Jesu Christ,
in disses broeden lîbes frist [1].

[1] ‚Knappe Lamprecht', hrsg. von Weinhold 128.

3. Siena und Fra Bernardino Ochino.

Siena im Mittelalter. — Bernardino Ochino im Orden. — Sein Abfall; Urſachen desſelben; ſeine Verteidigung. — Seine Polemik; Streit mit den Zürichern; ſeine Wanderungen und ſein Ende.

I.

Jahre waren vorübergegangen, ſeit ich Aſſiſi und Umbrien zum erſtenmal geſehen. Aber die Geſchichte der Kirche, im Mittelalter namentlich, iſt ſo enge mit jener Italiens verbunden, ſeine Städte und Städtchen ſind der Schauplatz ſo großer und welthiſtoriſcher Ereigniſſe geweſen, daß ſie uns von Jugend auf nicht fremd bleiben können. So zieht es uns denn immer wieder nach Italien hin: die Gegenden und Orte, deren Namen wir ſchon lange gehört, die Städte, die wir ſchon lange kennen, in deren Straßen wir im Geiſte ſchon oft gewandelt, wollen wir ſehen, immer wieder und wieder ſehen. Wohl iſt überall in Italien klaſſiſcher Boden; ſelbſt in den großen Städten, wie Florenz, Mailand, Neapel, Venedig, liegt die neuere Zeit nur wie ein leichter, halb durchſichtiger Schleier über dem althiſtoriſchen, wahren und eigentlichen Bilde der Stadt; du darfſt ihn nur wegheben, und wieder ſchauſt du die Hunderte von Galeeren am Lido vorüber nach der Levante ſteuern oder mit Beute beladen an der Riva degli Schiavoni zu Venedig landen. Nur einen Augenblick haben wir die Gegenwart zu vergeſſen, und wir ſehen und hören Fra Girolamo Savonarola, wie er in ſeinen feurigen, wohlgemeinten, aber an apokalyptiſchen Träumereien kränkelnden Predigten, welche in verhängnisvollem Irrtume Politik mit Religion vermiſchten, auf dem Platze vor dem Palazzo Vecchio alle Schmuckſachen der Frauen, alle muſikaliſchen Inſtrumente und weltlichen Liederbücher verbrennen läßt; wir ſehen aber auch hier denſelben Platz, auf dem er den Feuertod erleiden mußte unter dem Hohne und Spotte desſelben Volkes, das kurz vorher mit Begeiſterung ſeinen prophetiſchen Worten gelauſcht hatte. Treten wir im Geiſte hinein

in den alten Palast, da erblicken wir den Staatsschreiber von Florenz in unheilvoller Tätigkeit am Schreibtische; er ist eben daran, die Lüge und Heuchelei, durch welche die kleinen und großen Tyrannen zur Herrschaft über ein vordem freies Volk gelangten und sich in ihr befestigten, in ein System zu bringen und mit dem Zauber seiner meisterhaften, männlich-schönen Sprache darzustellen. Und gehen wir von Machiavelli zwei Jahrhunderte in der Geschichte der Stadt zurück, so sehen wir über denselben Platz den großen Dichter schreiten, ernst, gedankenvoll, schwermütigen Sinnes, als ahnte er schon, daß seine Vaterstadt ihn bald aus ihren Mauern schließen werde. Und selbst in dem glänzenden, anscheinend ganz modernen Mailand brauchen wir nur eine kurze Strecke aus dem Gewühle des Domplatzes oder dem Prachtbaue der Galleria Vittorio Emanuele weiterzugehen, und Sant' Ambrogio, die alte Basilika, steht vor uns mit ihrem an uralten Skulpturen so reichen, ehrwürdigen Vorhofe. Es ist, als vernähmen wir da die ernsten Worte des großen Heiligen, der hier zu seinem Volke geredet, den schweren Kampf gegen den Arianismus und gegen dessen kaiserlichen Beschützer gekämpft hat. Seine kühne Tat Theodosius gegenüber, dessen blutiges Gebot ihn unwürdig machte, diese heilige Stätte zu betreten, ward die Signatur der neuen Zeit, die mit dem Christentum in die Welt gekommen, da nun auch der stolze Nacken der Könige sich unter das Gesetz des Evangeliums beugen mußte; nun erst waren alle Bedingungen echter Kultur gegeben. Aber auch der König, der durch reuiges Bekenntnis und Buße sein Verbrechen sühnte, ward durch diese Tat des Ambrosius nicht entwürdigt; sein Ansehen stieg vielmehr in den Augen seines Volkes, da er Gott die Ehre gab.

So tauchen selbst in diesen großen Städten, mitten unter dem Lärm des Marktes und nur noch größer geworden durch den Gegensatz zu den Pygmäen des Tages, die großen Gestalten aus einer großen Vergangenheit vor unserer Seele auf; es bedarf nur eines geübten Auges, und wir lesen in ihnen wie auf einem Palimpsest die Geschichte der vergangenen Jahrhunderte.

Noch viel mehr gilt dies jedoch von den kleineren Städten und Flecken, welche als Sitze uralter Kultur in den Volsker- und Lateinergebirgen und auf den Hügeln des Etruskerlandes einsam und wie unverändert seit Jahrhunderten daliegen. Mit dem 16. Jahrhundert war in den industriellen und kommerziellen Verhältnissen Italiens

eine verhängnisvolle Krisis eingetreten; Venedigs Größe war im steten Sinken, die Häfen, welche die reichen Handelsflotten bargen, verödeten mehr und mehr, und die Städte, welche in einer fast ununterbrochenen Reihe an der Küste der Adria hinauf den Levantehandel vermittelten, wurden still und verlassen. Der Verkehrsadern wurden wenigere; was abseits von der großen Heerstraße lag, blieb in seinen baulichen Verhältnissen, wie es vor Jahrhunderten war. Wohl haben die vielen Kriege seit dem 16. Jahrhundert vieles in Italien zerstört; noch mehr aber die Änderung der Geschmacksrichtung, welche selten Pietät für das Alte, desto mehr aber Eifer hatte, Neues, und wie man wähnte, Besseres an dessen Stelle zu setzen. Eine Wanderung, wenn auch nur oberflächlich, durch Rom, wo der Renaissance so viele Altertümer zum Opfer fielen, gibt für das Gesagte den sprechendsten Beweis, die neue St Peterskirche in erster Linie, welcher die altehrwürdige, tausendjährige Basilika zum großen Schmerz vieler Christen auf der ganzen Welt weichen mußte. Die schönsten Monumente des Mittelalters, die unmittelbarsten Erinnerungen an dasselbe finden wir daher in jenen verlassenen Städten, in denen seit Jahrhunderten kaum ein neuer Bau sich erhob, wo die Mauern viel zu ausgedehnt und die Häuser zu zahlreich wurden für die mehr und mehr zusammengeschmolzene Anzahl ihrer Bewohner.

So zog es mich denn immer zu diesen verlassenen, stillen Städten Italiens hin. Wer italienisches Wesen und Leben kennen lernen will, hier stellt es sich ihm unverhüllt dar in seiner ganzen Einfachheit und Naivität, seiner Biederkeit und Genügsamkeit. Kein Volk hängt so sehr an seinen alten Sitten wie der Italiener: noch beschneidet der Winzer seine Rebe mit dem Messer in derselben Weise, wie es Columella beschreibt; noch spannt der Ackersmann seine Stiere an die aufwärts gerichtete Deichsel, wie wir sie auf den Bildern am Grabmal der Konstantia bei Rom dargestellt sehen, drischt er sein Getreide mit seinen Ochsen auf dem Felde aus, tritt er die Trauben in der Kufe, und hat auch in der nächsten Nähe großer Städte sein Pflug noch dieselbe primitive Form, wie sie jener hatte, mit welchem Cincinnatus sein Feld bebaute. Und selbst in den großen Städten ist dieser Sinn für das Alte, Hergebrachte noch lange nicht der Neuerungslust gewichen. Während der Franzose seinem Geschäfte dadurch einen Ruf und Anziehungskraft zu geben versucht, daß er es Nouveau Magasin nennt, bezeichnet der Römer nicht ohne Selbst-

bewußtsein sein Haus als Antico Negozio. Diesem Charakterzuge des italienischen Volkes ist es zu verdanken, daß wir nicht bloß auf historischem Boden hier stehen, sondern auch fast jeden Augenblick daran erinnert werden. Jedermann kennt die freudige Überraschung Goethes, als seine Hauswirtin zu Rom ihm am Abend mit den Worten buona sera die klassische Metallampe mit drei Schnäbeln auf den Tisch setzte. Wer längere Zeit in Italien, namentlich in kleineren Landstädtchen, zubringt, wird nicht selten Szenen erleben, die ihn lebhaft an Vergilius' Schilderungen erinnern. Und wenn er dann einmal bei irgend welcher Gelegenheit zum festlichen Mahle geladen ist, wird er sich nicht wundern, wenn die Räder des Wagens, der ihn abholt, ganz in frisches Laubwerk eingehüllt sind, wenn er den Festsaal mit goldgelbem Sand bestreut und mit dunkelgrün glänzenden Lorbeerreisern besät, den Tisch von üppigem Efeu umwunden und das leuchtende Tafeltuch mit duftenden Rosenblättern bestreut findet. So ist es Sitte, sagen sie; so mochte es damals schon Brauch gewesen sein, als Horatius die Freunde zum Schmause lud.

Von allen Städten des früheren Großherzogtums Toskana trägt wohl keine so den Charakter des italienischen Mittelalters wie Siena; vordem ein mächtiger Freistaat (seit 1186), der mit Florenz wetteiferte, ist sie nun zu einer stillen Provinzialstadt herabgesunken, zuerst unter der Botmäßigkeit der Medici und ihrer Nachfolger, jetzt eine der vielen durch die Zentralisation des neuen Königreiches immer mehr verödeten Städte; statt 200000 Einwohner, die früher ihre Mauern umschlossen, zählt die Stadt Siena jetzt nicht viel über 20000. Aber die edle Patina, die auf ihr liegt, verleiht ihr einen eigentümlichen Zauber. Der einheitliche Charakter der Stadt und ihrer Bauten, an denen sich die Geschichte der Gotik und ihre Umbildung in Italien genau verfolgen läßt; die Stille, welche zur Sammlung und Betrachtung einladet; die Erinnerung an die vielen berühmten Männer, die von hier ausgegangen sind: durch alles das bietet der Aufenthalt in Siena reiche Belehrung und hohen geistigen Genuß.

Hoch gelegen auf der Grenze zwischen römischem und toskanischem Gebiete, vereinigen die Sanesen in sich die Stammesart der Bewohner beider Provinzen, gebildete Höflichkeit und männlichen Ernst; die schöne Sprache Toskanas wird von ihnen am reinsten gesprochen. Siena ist in besonderer Weise der allerseligsten Jungfrau geweiht:

Sena vetus civitas Virginis heißt sie seit dem Tage, da sie auf Anregung des seligen Tommaso Balzetti vor der Schlacht von Arbia sich ihr widmete; das alte Stadtsiegel trug die Inschrift: Salvet Virgo Senam quam signat amoenam. Und in ihrem wunderbaren Dome, an dem die Großartigkeit der Konzeption wetteifert mit der geschmackvollsten Ornamentierung der Glieder, hat die Bürgerschaft sich selbst ein unvergängliches Denkmal ihrer Frömmigkeit und ihres Kunstsinns gesetzt. Siena war aber auch in Wahrheit eine Stadt voll Frömmigkeit, eine Stadt der Heiligen; so viele sind von hier ausgegangen, welche die nachfolgenden Geschlechter bis zur Stunde selig preisen. Wer kennt nicht in Siena den Namen der Färberstochter Caterina, dieses heroischen Weibes, in der die Innigkeit mit Kraft, die Beschauung mit energischem Schaffen, die Demut mit einer die ganze Kirche umspannenden Wirksamkeit so wunderbar geeint erscheinen? Sie, welche in ihrer Jugend nicht einmal schreiben gelernt hatte, fragen Päpste um Rat, und das mächtige Florenz sucht durch ihre Vermittlung Frieden mit der Kirche. Darum ist heute noch ihr Name auf allen Lippen, und die Bräute verheißen sich Glück durch ihre Fürbitte. Andrea Gallerani, der Stifter der Brüder della misericordia, der selige Ambrogio Sansedoni, der vor Kaiser Friedrich II. sich nicht beugte, die Wohltäter der Armen, Gioachino Pelacani und Antonio Patrizi, der selige Antonius, welcher die Serviten reformierte, der selige Tomasuccio, der Stifter der Jesuaten, der selige Giovanni Colombini waren Sanesen; der selige Bernardo Tolomei stiftete mit Ambrogio Piccolomini und Patrizio Patrizi den Orden der Olivetaner; der Kartäuser Pietro Petroni sandte von hier sterbend einen Boten mit der Mahnung zur Buße an Boccaccio und mit dem Auftrage, für das gegebene Ärgernis genugzutun. Hier lebte gegen Ausgang des Mittelalters der hl. Bernardino, groß als Prediger und noch größer durch seine Liebe zu den Armen und seinen demütigen Gehorsam. Bei Papst Martin V. verleumdet, hatte er sich ohne Widerrede der Strafe beständigen Stillschweigens unterworfen; desto höher schätzte ihn aber dann dieser Papst, als er erkannte, daß man ihn getäuscht hatte.

Von ihm mochte ein anderer Bernardino, der gleichfalls Sanese war und Sohn des hl. Franziskus, dem wir ein Jahrhundert später begegnen, wohl seinen Namen empfangen haben; aber er war seinem geistlichen Vater sehr wenig ähnlich, und seine Schicksale waren ganz

Ansicht von Siena von San Domenico aus. (Phot. Alinari.)

entgegengesetzt. In dem jüngeren Bernardino erblicken wir einen der ersten Reformatoren, die aus Italien hervorgegangen sind; unter dem gleichen Gewande den erbittertsten Gegner des Geistes, der den hl. Franziskus trieb. Betrachten wir sein Bildnis, wie wir es jetzt noch besitzen, so stellt er sich uns dar als ein Mann bereits in den höheren Jahren; seine hageren Glieder deckt das ärmliche Kapuzinerhabit; der Kranz von Haaren, den er um das geschorene Haupt trägt, ist ergraut; seine Wangen sind gefurcht, sein Angesicht ist mager und blaß, sein weißer Bart steht weit vor, die Augen liegen tief unter der Stirne, ein eigentümliches Feuer glüht in ihnen. Das Bild des heiligen Ordensstifters stellt diesen häufig dar im Gebet versunken mit halb geöffneten Lippen, und nur ein Wort dringt aus seinem Munde: Meine Liebe ist gekreuzigt! Auch des jüngeren Bernardino Lippen sind halb geöffnet, aber auf ihnen liegt kein Gebet, nur Worte des Hasses und Fluches: Fluch dem Papste, Fluch seiner Kirche, Fluch dem Orden! Die Überschrift des Bildes heißt: Bernardino Ochino.

Das 16. Jahrhundert zählt viele Pseudo-Reformatoren, von Luther an bis zu Lelio und Fausto Socino, gleichfalls Sanesen, den Vätern des Socinianismus, welche in der Leugnung des katholischen Glaubens fortschritten bis zur äußersten Grenze, der Leugnung der Grundwahrheiten des Christentums selbst. Keiner aber ist ein so ausgewähltes Exemplar, an dem sich der Krankheitsprozeß des Zweifels, der Auflehnung, des Abfalles von der Kirche, des Verfalles in einen Abgrund von Irrtümern so genau verfolgen ließe, als Bernardino Ochino. Bei ihm können wir genau die Phasen bezeichnen, welche der Geist durchläuft, bis er zur Häresie gelangt und von der einen zu der andern, und so unaufhaltsam vorwärts und abwärts, wie von einer dämonischen Gewalt getrieben. Der moderne Protestantismus hat ihn apotheosiert; darüber dürfen wir uns nicht wundern: ist er doch der Prototyp seines eigenen Wesens; die Katholiken aber sollten sein Leben und seine Wandlungen studieren, denn sie sind der beste Beweis für die Kirche und ihre göttliche Mission, wenngleich a contrario geführt. Die Darstellung seiner Schicksale ist daher von dem höchsten pathologischen Interesse.

Franziskus und Fra Bernardino Ochino, beide waren Reformatoren; Franziskus dachte zunächst nur an sich, sich wollte er

reformieren, das Weltkind zu einem Gotteskinde umgestalten; aber die heilige Liebe, die in seiner Seele loderte[1], warf ihren hellen Schein in die Gemüter, und Tausende folgten ihm, der voranging, ‚ganz in Seraphsgluten'. Er sammelte sie um sich, gab sich und ihnen das Gewand der Armut: nicht als hätte dieses als solches vor Gott einen Wert; aber es sollte der Ausdruck sein ihrer gänzlichen und rückhaltlosen Weltverachtung und Bedingung, um desto eifriger nach den unvergänglichen Reichtümern des ewigen Lebens zu verlangen. Auch Ochino reformiert, ja er hält die Reformation des Glaubens für den ihm von Gott gewordenen Beruf; darum wirft er das Gewand der Buße hinweg, schmäht den Orden, der es ihm gegeben, und die Kirche, die es gesegnet hat. Er sinkt herab zu einem Pamphletisten, bekämpft selbst die neuen Glaubensbrüder und wird von diesen hinwieder bekämpft: die Liebe eint, der Haß scheidet; so steht er zuletzt ganz allein. Beide Männer sind daher die Symbolik ihrer Zeit: der eine für die Mitte des Mittelalters, der andere für dessen Abschluß. In dem einen schauen wir die Glaubensinnigkeit, den hohen, ritterlichen Sinn, die grenzenlose Hingabe an die Kirche; in dem andern die Empörung gegen dieselbe, die Auflösung in Sekten, den Irrglauben und Unglauben. Wie schon früher[2] bemerkt wurde, ist es schwer, für den hl. Franziskus ein nach allen Beziehungen hin sicheres historisches Bild zu gewinnen. Ähnlich verhält es sich auch bei dem Versuche, Ochinos Leben darzustellen; bei beiden aber sind die Gründe ganz verschieden.

Des Franziskus Gestalt ist von den lieblichen ‚Blüten'[3] der Sage umrankt, die wie üppige Blumengewinde ihn umgeben, und es ist schwer, überall die historischen Züge herauszuheben, da das Messer der Kritik, welches die überwuchernden Triebe hinwegzuschneiden bestimmt ist, so leicht die geschichtliche Wirklichkeit verletzt. Nicht so bei Ochino. Auch bei ihm sind wir über vieles im dunkeln; doch nicht darum, weil die bewundernde und dankbare Liebe der Nachwelt

---

[1] Thom. a Celano, Vita secunda c. 10: Erat verbum eius velut ignis ardens, penetrans intima cordis, et omnium mentes admiratione replebat. (Sein Wort war wie ein brennendes Feuer, das in das Innerste des Herzens drang und alle mit Bewunderung erfüllte.)

[2] Oben S. 166, Anm. 3.

[3] Fioretti di S. Francesco heißt das schon erwähnte schöne Buch, welches in Wahrheit und Dichtung Züge aus dem Leben des Heiligen erzählt.

neue Züge in sein Bild hineingezeichnet, sondern weil die Abneigung gegen ihn, unter Protestanten noch viel mehr als unter Katholiken, diese ohnehin so dunkle Gestalt noch mehr entstellt hat.

Ganz verschieden aber und völlig entgegengesetzt ist das Ende beider. Franziskus stirbt in der Blüte des männlichen Alters, umgeben von seinen treuen Genossen, mit den Worten der Liebe und des Segens von ihnen scheidend; Scharen von Gläubigen, mit Ölzweigen in den Händen und Hymnen singend, geleiteten seinen Leichnam zur Kirche[1]. Wenige Jahre nach seinem Tode wölbt sich über dem Grabe des Ärmsten unter den Armen jene erhabene Basilika, das kühnste und herrlichste Bauwerk der italienischen Gotik, und seit Jahrhunderten sind die Völker dorthin gewallt. Ochino stirbt als hochbetagter Greis von 77 Jahren in fremdem Lande, einsam und verlassen. Kein Schüler drückt ihm liebend die Augen zu, kein Freund steht an seinem Grabe, kein Kreuz bezeichnet dessen Stätte, kein Stein, keine Inschrift nennt uns den Ort, wo sein Leichnam ruht. Unbeachtet, wie das Blatt zur Herbstzeit vom Baume fällt, ist er gefallen und wurde vergessen.

Wer war Fra Bernardino Ochino?

II.

In einfachen Verhältnissen lebte zu Siena ein Bürger, Domenico Tommasini; die Contrada, in der er wohnte, trug den Namen dell' Oca (Gans); es ist dieselbe, in der auch Caterina geboren ward. 205 Jahre (1487), nachdem Franziskus das Licht der Welt erblickt hatte, wurde jenem ein Sohn geboren, der von diesem Stadtteile den Namen Ochino trug. Von seiner Jugend wissen wir wenig; frühzeitig trat er in den Orden des hl. Franziskus ein, den er aber, wie der Annalist der Kapuziner[2] berichtet, wieder verließ, um in Perugia Medizin zu studieren. Nach einigen Jahren, wird erzählt, sei er wieder in den Klosterverband zurückgekehrt. Was ihn zum Eintritt in den Orden bewog, ist uns nicht bekannt. War es der Zug der Zeit, dem er folgte; war es der Drang seines Innern, für das er Frieden suchte; mochte er in der stillen Zelle und im

[1] Bonaventura, Vita S. Francisci c. 14.
[2] Boverius, Annales Capucin. ad a. 1534.

Gehorsam Schutz gehofft haben vor sich selbst, vor seiner harten, zu Zweifeln und Widersprüchen geneigten Natur: wir wissen es nicht. Ein Sohn des hl. Franziskus wollte er werden, weil dieser Orden, wie er in seinem Briefe an Muzio[1] bekennt, der strengste, härteste und rauheste war, und er darum in ihm seine Seele zu retten hoffte. Doch er fand nicht, ‚was er sich eingebildet hatte'. ‚Da jedoch', fährt er fort, ‚sich mir kein besserer Weg zeigte, so blieb ich nach meinem blinden Urteile in ihm so lange, bis die Kapuziner aufkamen; im Hinblick auf ihre rauhe Lebensweise nahm ich mit nicht geringem Widerstreben meiner Sinnlichkeit und fleischlichen Klugheit ihr Ordenskleid und glaubte nun gefunden zu haben, was ich suchte. Ich erinnere mich, daß ich zu Christus sagte: „Herr, wenn ich jetzt mich nicht rette, so weiß ich nicht, was ich weiter mit mir anfangen soll."'[2]

Also im Orden der Franziskaner hatte Ochino den Frieden nicht gefunden; kaum ist die strengere Observanz der Kapuziner gegründet (im Jahre 1528), so tritt er dort ein; aber auch hier findet er den Frieden nicht. Warum nicht?

Von ihm gilt so recht des Augustinus Wort: ‚Suche, was du suchest; aber da ist es nicht, wo du es suchest.' Er hatte den Frieden da gesucht, wo er nicht ist — im rauhen Gewand, in den nackten Füßen, in der engen Zelle; aber er hatte ihn da nicht gesucht, wo er allein ist, in dem Herzen, das Gott und die Brüder liebt und darum auch die Armut und Blöße, die Niedrigkeit und Entbehrung, um dem Herrn ähnlich zu werden. War doch die Regel, die dem Friedelosen keinen Frieden bot, nicht nur mit den Worten der Bergpredigt abgefaßt, sondern auch ganz von ihrem Geiste durchdrungen. Sie hatte Ernst gemacht, wie selbst Hase[3] gesteht, ‚mit den Idealen der Bergpredigt, sie wollte nichts anderes als die christlichen Tugenden in heroischem Grade, wie sie bei den Aposteln erscheinen und als Nachfolge des armen Lebens Jesu immer verkündet wurden'. ‚Ich weiß nicht', sagt Ochino, ‚was ich weiter mit mir anfangen soll.' Die Antwort lag so nahe. ‚Liebe!'[4] ruft ihm Augustinus,

---

[1] Vom 7. April 1543.

[2] Bei C. Cantù, Gli eretici d' Italia II (Torino 1865) 49.

[3] Franz von Assisi 33.

[4] Enarratio in Ps. 31: Amate, sed quid amatis, videte.

ruft ihm sein eigener Ordensstifter[1] zu; denn ‚wo die Liebe ist und die Weisheit, da ist weder Furcht noch Unwissenheit.‘ Und von ihm hätte er lernen können, daß nicht das Äußere dem Menschen seinen Wert verleiht, sondern das Innere; denn ‚soviel der Mensch vor Gott ist, so viel ist er, und nicht mehr‘[2]. Gerade Franziskus wußte recht gut und hat es den Seinen wiederholt ans Herz gelegt, daß dieses arme, strenge Leben eitel ist und Schein, wenn die Liebe fehlt und die Demut. Darum sagte er ihnen: ‚Auch ein Sünder kann fasten, beten, weinen und sein Fleisch kasteien. Nur *eines* kann er nicht: seinem Herrn treu bleiben. Darum dürfen wir nur in ihm uns rühmen.‘[3] Haben doch manche auch unter den Heiden ein rauhes Gewand getragen und manche der Philosophen Indiens und Griechenlands äußere Ehren und Reichtümer verachtet; dennoch haben sie den Frieden nicht gefunden, weil sie die Liebe und die Demut nicht gekannt. Denn auch unter härenem Gewande kann eine harte, hochmütige Seele sich bergen, und selbst unter dem Purpur ein mildes und demütiges Herz schlagen.

Wir wollen Ochino glauben, wenn er beteuert, einzig die Sorge um seine Seele habe ihn bestimmt, in den Kapuzinerorden zu treten. Andere behaupten, gekränkter Ehrgeiz habe ihn dazu bewogen, da er bei den Franziskanern bereits die Würde eines Generaldefinitors erlangt, aber nach der höchsten, jener eines Generals, vergeblich gestrebt hätte[4]. In der Tat wurde er alsbald Generaldefinitor in dem neuen Orden und schon nach vier Jahren als Generalvikar an die Spitze der ganzen Genossenschaft gestellt. Eines aber fällt uns von vornherein auf. Nach seiner Apostasie im Jahre 1543, neun Jahre nach seinem Eintritte bei den Kapuzinern, schreibt er an Muzio[5]: ‚*Wenige Tage* war ich bei ihnen, als der Herr anfing, mir die Augen zu öffnen, und mich folgende drei Dinge erkennen ließ: erstens, daß Christus für seine Auserwählten genuggetan und er allein unsere Gerechtigkeit ist; zweitens, daß die Ordensgelübde nicht bloß ungültig, sondern gottlos sind; drittens, daß die römische Kirche ein Greuel ist vor den Augen des Herrn.‘ Ochino war demnach bald

---

[1] Admonitiones S. Francisci 8, der Vita a tribus sociis scripta (Pisauri 1831) vorgedruckt.

[2] Ebd. 7. [3] *Bonaventura* a. a. O. c. 6.

[4] *Boverius* a. a. O. [5] Bei Cantù a. a. O. 48.

nach seinem Übertritte in den neuen Orden dem Glauben entfremdet. Und doch bleibt er in dieser Kirche, bleibt er im Orden, nimmt er sogar die oberste Leitung desselben in die Hand; ja er läßt sich noch im Jahre 1541 zum zweitenmal zum Generalvikar wählen! Wohl spricht er im Jahre 1539 in seinen ‚Neuen Predigten' gerade gegen diese Lehren, die ihm als Wahrheit geoffenbart worden sind, sich aus; aber in einer so matten, zweideutigen Weise, daß man seinen inneren Abfall zwischen den Zeilen lesen kann. Er mochte das Unwahre, Erniedrigende seiner Haltung selbst gefühlt haben, darum entschuldigt er sich denn auch in dem erwähnten Schreiben an Muzio: ‚Es gab für mich damals', sagt er, ‚keine bessere Weise, Gott zu ehren, als diese, daß ich mich der Maske des Kapuzinerhabits bediente und dieser Scheinheiligkeit des Lebens, um die Gnade, das Evangelium, Christus und seine Wohltat zu predigen. Hätte ich die Wahrheit alsbald und unverhüllt verkündigt, so hätten die Schriftgelehrten und Pharisäer mich getötet. . . . Es ist wahr, ich habe nicht ausdrücklich die Gottlosigkeit des Reiches des Antichrists enthüllt, ich habe nicht gesagt: Es gibt keine menschlichen Verdienste, keine Genugtuung, kein Fegfeuer, sondern nur Christus. Aber ich ließ jene, welche durch die Gnade Gottes ein lebhaftes Bewußtsein von der Wohltat Christi hatten, von selbst diese Schlüsse ziehen. Ich habe nicht ausdrücklich gesagt: Ihr seid unter der Herrschaft des Antichrists, der in Rom seinen Sitz hat; seine Sitten und ebenso seine Lehren sind höchst verdorben, eure Religionen sind Menschenwerk, Gottlosigkeit, und ihr selbst seid Götzendiener. . . . Im geheimen habe ich wohl die Wahrheit vielen auseinandergesetzt.' Er bemerkt dann weiter, daß ihn viele wegen seines Ruhmes als Prediger beneidet und deswegen angeklagt hätten; daß er in großem Ansehen gestanden sei und viele seines Ordens zu ihm gehalten hätten.

Dies alles läßt sich freilich schwer mit den Worten vereinen, die er nach seinem öffentlichen Bruche mit der Kirche in seinem Antwortschreiben an Claudio Tolomei, seinen berühmten Mitbürger, richtet, um sich zu rechtfertigen. ‚Ich führe nur die Stelle des Apostels im zweiten Korintherbriefe an (6, 14): „Habt keine Verbindung mit den Ungläubigen; denn welche Gemeinschaft kann bestehen zwischen Christus und Belial, zwischen dem Licht und der Finsternis?"' Und doch hatte er selbst, trotz seiner innerlichen Entfremdung, in dieser

Gemeinschaft gelebt, bis er geradezu genötigt wurde, seiner Heuchelei zu entsagen!

So haben wir denn den Seelenzustand dieses Unglücklichen von ihm selbst gezeichnet. Ist es wahr, was er an Muzio schreibt, dann fehlen uns die Worte, welche die Niederträchtigkeit eines solchen Gebarens hinlänglich kennzeichnen; es ist ein neun Jahre hindurch mit Bewußtsein und planmäßig fortgesetztes System von Lüge und Heuchelei. Doch zu seiner Ehre wollen wir annehmen, es ist nicht wahr. Er hat sich vielleicht selbst getäuscht und das, was das Ergebnis eines jahrelangen inneren Prozesses war, als vollendete Tatsache gleich an den Anfang dieser Entwicklung gesetzt. Doch sei dem wie ihm wolle, fragen wir uns: Wie ist dieser gefeierte Bußprediger, der ernste Asket, zum Abfalle gekommen?

Der eben angeführte Brief gibt uns einen Fingerzeig. Ochino ist ein großer Prediger, und er weiß recht gut, daß er dieser ist. Hören wir nun die großen Redner des Altertums, so sagen sie uns[1], daß es keinen größeren Triumph gibt, als der Triumph eines Predigers ist. Groß ist die Macht des Goldes, aber es unterjocht nur gemeine Naturen; groß ist die Macht des Schwertes, doch dieses gebietet nur über die Leiber; das Wort aber reißt die Geister mit sich dahin, macht den Redner, wenn er auch sonst noch so einfach und anspruchslos ist, zum König im Reiche des Geistes. Jede Gabe trägt aber auch ihre Versuchung in sich; wem darum die Macht des Wortes gegeben, der ist auf eine so schwindelnde Höhe gestellt, daß ihm immer bangen muß vor dem Sturze, und wäre es selbst der Sturz eines Engels.

Alle Nachrichten stimmen in der Anerkennung Ochinos als Predigers überein. Von Venedig bis hinab nach Neapel hallte Italien wider von seinem Lobe; alle großen Städte wetteiferten, ihn zu hören. Die italienische Sitte will, daß zur Fastenzeit ein auswärtiger Prediger berufen wird; so sehen wir denn Fra Bernardino abwechselnd in Neapel, Lucca, Modena, Perugia, Siena, Venedig. Da man an verschiedenen Orten zu gleicher Zeit ihn verlangte, so mußte der Papst selbst die Sache in die Hand nehmen und entscheiden, welche Stadt für das kommende Jahr das Glück haben sollte, Ochino in ihren Mauern zu sehen. Seine äußere Erscheinung trug nicht wenig

[1] Cicero, De orator. 1, 8.

dazu bei, den Eindruck seiner Worte zu erhöhen; sein kränkliches Aussehen erregte Mitleid, das Feuer seiner Rede weckte Begeisterung für ihn. Seine äußerst strenge Lebensweise war seinen Zuhörern nicht unbekannt und hatte ihm den Ruf eines Heiligen verschafft. Er reiste, wiewohl schon bei Jahren, immer zu Fuß; unbedeckten Hauptes, ohne Schuhe ging er über Dornen und Steine. Das Brot, das er aß, bettelte er von Tür zu Tür, er begnügte sich mit der notdürftigsten Nahrung und trank nie Wein. Wenn er in den Palästen der Großen Einkehr nehmen mußte, genoß er an der Tafel nur eine und zwar die einfachste Speise; er verschmähte das zubereitete Bett, denn der Mantel, den er auf den Boden ausbreitete, bildete sein Lager. Franziskus und die Seinen, wurden sie gastfreundlich aufgenommen, aßen, was ihnen vorgesetzt wurde, waren fröhlich mit den Fröhlichen. Ochino wollte frömmer sein als Franziskus.

Wäre Ochino 40 Jahre früher aufgetreten, vielleicht wäre sein Wort ohne große Wirkung verhallt; aber die Zeiten waren andere geworden. Die entsetzliche Katastrophe, die unter dem Konnetabel von Bourbon im Jahre 1527 durch die Plünderung Roms hereingebrochen war, hatte auch jene Geister aus ihrem Taumel geweckt, welche von der Renaissance wie von einem Zauber umstrickt waren; die vordem nur in der Erinnerung an die Antike gelebt, empfanden nun um so tiefer das Bedürfnis religiöser Sammlung und Erhebung, wandten mit erneuerter Sehnsucht sich der christlichen Wahrheit zu; von der einsamsten Einsiedelei in den Schluchten des Apennins bis hinauf zum Throne des Papstes, wie Macaulay sagt, erscholl der Ruf nach Reformation, nicht der Lehre, aber der Menschen durch die Lehre[1]. Auserlesene edle Männer aus allen Ständen, auch Frauen, unter ihnen die feinsinnige, hochgemutete Vittoria Colonna, Markgräfin von Pescara, hatten sich zu Rom und später zu Neapel gesammelt, um der falschen Reformation die wahre entgegenzustellen; viele unter ihnen hegten noch die Hoffnung auf Versöhnung der Gegensätze; aber sie hielten an der Kirche fest, als andere der Versuchung unterlegen waren. Die Kardinäle Gasparo Contarini,

[1] Homines per sacra immutari fas est, non sacra per homines (Die Menschen sollen reformiert werden durch die Religion, nicht die Religion durch die Menschen), war der Ruf des frommen und hochgebildeten Augustinergenerals Agidius von Viterbo auf dem Konzil vom Lateran (1512). Labbe, Sacros. Concil. XIV 232 ff.

Reginald Pole, Jacopo Sadoleto, Gian Pietro Caraffa, Matteo Giberti, Bischof von Verona, Erzbischof Fregoso von Salerno, Girolamo Aleandro, Gregorio Cortese u. a. gehörten gleichfalls diesen Kreisen an. Schon Hadrian VI. und Klemens VII. und noch mehr Paul III. fanden in ihnen die geeigneten Werkzeuge für ihre Reformideen[1]. Eine neue Zeit war angebrochen; in ungeahnter Kraft und Schönheit erhob sich die Kirche wieder und schüttelte den Staub ab, den das weltliche Treiben so mancher ihrer Glieder und Diener auf sie geworfen hatte. Große Gelehrte und Heilige, Glaubensboten und Ordensstifter standen auf, und ein Heiliger stieg auf den päpstlichen Thron, Papst Pius V.

Was für ein Geist diese Männer und Frauen beseelte, erkennen wir aus einem Sonett Vittoria Colonnas[2]:

Wenn die Gedanken gläubig sich erheben
Zu ihm, der sterbend an dem Kreuze hing,
Und in dem Licht, das sie von ihm empfing,
Zum Urquell will die Seele aufwärts streben:

So ist's kein irdisch eitles Überheben,
Wenn sie in heißer Sehnsucht sich erging;
Denn von sich selber denket der gering,
Der nur in Gottes Gnade weiß zu leben.

Bei hohem Flug erlahmen ird'sche Schwingen,
Kommt ihnen Hilfe nicht vom Himmelshauch;
Des Menschen Blick hemmt dichter Nebelrauch,

Ist Himmelslicht nicht da, ihn zu durchdringen;
Vergeblich ist, was Menschensinnen schafft,
Christus allein verleiht die rechte Kraft.

Wenn je, so mußten in dieser Zeit große Prediger sich bilden und Anerkennung finden. Die geistige Strömung dieser Periode sammelte das heilsbegierige Geschlecht um Ochinos Kanzel und trug ihn hoch, vielleicht höher, als ihm zukam, wie uns dünkt, wenn wir jetzt mit kritischem Blicke seine Predigten lesen.

Dazu kam ein drittes. Nicht einsam noch vereinzelt stand Ochino da der Welt gegenüber; hinter ihm stand sein ganzer, mächtig aufblühender Orden, der in allen seinen Gliedern mit nicht geringer

[1] Näheres hierüber bei Dittrich, Zur Geschichte der katholischen Reformation (Historisches Jahrbuch V 350 ff).

[2] Übersetzt von A. v. Reumont.

Befriedigung auf ihn, sein Haupt, seine Zierde und Stütze blickte, an dessen Ruhm jedes Mitglied bis zum letzten Laienbruder herab seinen Anteil hatte, den daher auch jedes zu verkünden angelegentlichst besorgt war.

So waren denn alle Bedingungen für Fra Bernardino gegeben, ein Reformator in der Kirche zu werden. Sein Leben war streng und sittenrein. Nur eines fehlte. Auch Franziskus war ein großer Volksprediger; aber alle seine Worte atmen den Wohlgeruch unbegrenzter Liebe, kindlicher Heiterkeit, demütiger Milde. Wiewohl Gründer seiner Genossenschaft, will er doch wie der Geringste die Tugend des Gehorsams üben und stellt sich freiwillig mit all seinem Tun und Lassen unter einen Obern[1]. Aus Ochinos Reden spricht ein heftiger, herber, unklarer Geist.

III.

Wie kam Ochino zum Abfalle?

Es ist möglich, daß zunächst seine willkürliche, einseitige Schriftdeutung ihm Anlaß zum Falle wurde. Beruft er sich doch in dem obengenannten Schreiben auf die Heilige Schrift. Aber er reißt die Schrift los von der Kirche, in welcher und von welcher sie geschrieben wurde; so blieb ihm nur der Buchstabe, den Geist hatte er verloren. Die Reformatoren in Italien und anderswo hatten in ihrer naiven Bibeldeutung noch nicht erfahren, wie wahr und von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wahrer das Wort wurde, welches ein Protestant, Samuel Werenfels, gesprochen:

> Hic liber est, in quo quaerit sua dogmata quisque,
> Invenit et pariter dogmata quisque sua[2].

Der Heilige Geist, sagte er, habe es ihm geoffenbart. Der betrogene Mann ahnte nicht, daß dieser Heilige Geist eben nur sein eigener Geist war und darum von seinen späteren Glaubensbrüdern, den Lutheranern und Reformierten, als Lügengeist verdammt wurde.

Den äußeren Anstoß gab sein Aufenthalt in Neapel im Jahre 1536, wohin er zur Abhaltung von Fastenpredigten war berufen worden. Hier lebten Don Juan Valdez, ein spanischer Edelmann, Sekretär

---

[1] Bonaventura, Vita S. Francisci c. 6.

[2] Das ist das Buch, in dem seine Lehren ein jeglicher suchet,
Und seine Lehren darin findet ein jeglicher auch.

des spanischen Statthalters, ein Mann von nicht gewöhnlicher Bildung und gewinnenden Formen, und Pier Martire Vermigli, beide der Neuerung bereits ergeben; mit ihnen trat Ochino in vertrauten Verkehr; Luthers, Calvins, Butzers Schriften wurden von ihnen gelesen und blieben wahrscheinlich Ochino nicht unbekannt; er soll sogar, wie Carnesecchis Prozeßakten aussagen, jeden Vorabend das Thema für die Predigt des andern Tages von Valdez empfangen haben.

So kam es denn, daß er schon jetzt verdächtig und auch eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet wurde. ‚Aber', erzählt der Berichterstatter Caracciolo im Leben Papst Pauls IV., ‚da er unter seinem strengen Leben, seinem rauhen Habit und seinem Eifern gegen die Laster sein Gift verbarg, so erkannten damals nur wenige seinen Betrug.' Vielmehr stieg sein Ruhm nur noch höher. Zum zweitenmal, im Jahre 1539, predigte er in Neapel; wieder wurde er angeklagt. Er hatte die Worte des hl. Augustinus, welcher die Freiheit des Menschen unter der Gnade verteidigt, in das gerade Gegenteil verkehrt und die Mitwirkung des Willens zum Werke des Heiles geleugnet[1]. Aber auch diesmal blieb er unbehelligt. So ließ er denn, immer kühner geworden, mehr und mehr die Maske fallen; als er in Venedig im Jahre 1541 predigte, sprach er, gestützt auf die Gunst der Regierung dieses Freistaates, der von jeher mit Eifersucht über seine Unabhängigkeit wachte, mit größerer Dreistigkeit und deutlicher als je seine Gesinnung aus. Auf Befehl des Nuntius wurde ihm das Predigen verboten; doch die Venezianer brachten es dahin, daß schon nach drei Tagen dieses Verbot wieder zurückgenommen wurde. Rom übte in der Tat lange Zeit Geduld mit diesem Häretiker unter dem Kapuzinerhabit.

Endlich wurde doch auch Papst Paul III., der ihn so hoch geschätzt hatte, mißtrauisch. In der freundlichsten, rücksichtsvollsten Weise lud er ihn durch Kardinal Farnese im Jahre 1542 ein, nach Rom zu kommen[2]. Fra Bernardino befand sich damals gerade in Verona, wo er den von ferne herbeigeströmten Ordensbrüdern die Briefe Pauli in seinem Sinne erklärte. Franziskus mit seinen Gefährten

[1] Zu dem Satze Augustins: Qui te creavit sine te, non te salvabit sine te (Der dich geschaffen hat ohne dich, wird dich nicht selig machen ohne dich) — hatte er statt des Punktes am Schlusse ein Fragezeichen gesetzt.

[2] Una lettera del Cardinale Farnese molto cortese, sagt Giberti in seinem Schreiben an den Marchese del Vasto.

eilt freiwillig hin nach Rom, der Heilige Vater soll sein Werk kennen; dieser soll entscheiden, er will gehorchen. Ochino dagegen, vom Papst gerufen, zaudert.

In Verona lebte Bischof Giberti, einer der eifrigsten und edelsten Männer aus dem Kreise der katholischen Gegenreformatoren, der lange Jahre hindurch sein Freund gewesen war. Sein Brief an den Marchese del Vasto schildert plastisch die Unruhe, Unsicherheit, Unentschlossenheit Ochinos, als er die Einladung nach Rom empfing. Früher hatte er sich immer bitter beklagt, selbst noch kurz vorher in Venedig, daß man ihn im Verdacht der Häresie habe. Woher nun diese Unentschlossenheit, diese Verwirrung?[1] Giberti rät dem noch immer Unschlüssigen, zu gehen, und will keine Gegengründe mehr hören, habe er nun geirrt oder nicht. Er solle nun durch Taten seine Demut beweisen und nicht bloß mit Worten. Endlich erklärt sich Ochino bereit, zu gehen, bittet aber um Aufschub bis zum Eintritt der kühleren Jahreszeit; er fühlt sich fleckenlos, klagt, daß der Verdacht einen Schatten auf ihn werfe, daß man ihn verleumdet habe.

Endlich reist er wirklich ab; doch in Florenz trifft er mit seinem Freunde Pier Martire Vermigli zusammen, der eben auf der Flucht nach Genf sich befand. Dieser zieht den unentschlossenen Mann auf seine Seite, und so flieht er mit ihm durch Graubünden nach Genf; zum Begleiter hatte er Fra Mariano, einen des Französischen und Deutschen kundigen Laienbruder, einen ehemaligen Landsknecht, den er zur Begleitung bewog unter dem Vorgeben, den Reformierten predigen zu wollen.

Noch am Tage vor seiner Flucht, da sein Entschluß schon feststand, schrieb er einen Brief an Vittoria Colonna, der ganz der Ausdruck seiner Unruhe und Zerfahrenheit ist. Er entschuldigt sein Vorhaben damit, daß andere ihm dazu geraten haben; aber in seiner Unsicherheit wünscht er ihr Urteil zu hören und das des Kardinals Pole. Vittoria Colonna las mit divinatorischem Blicke in der Seele des Verirrten. Sie sandte den Brief an den Kardinal Marcello Cervini mit der bedeutungsvollen Bemerkung: ‚Es schmerzt mich sehr, daß er, je mehr er sich zu rechtfertigen sucht, desto mehr sich anklagt, und je mehr er andere aus dem Schiffbruch zu retten

[1] Vidi il Padre conturbarsi (Ich sah den Pater in Verwirrung geraten), sagt Giberti.

ſtrebt, um ſo mehr ſie der Sündflut bloßſtellt, da er außerhalb der Arche iſt, welche rettet und ſichert.' Sie hatte mit ſo vielen edeln Männern und Frauen noch auf eine Rückkehr der Getrennten zur Kirche gehofft. Als dieſe Hoffnung geſchwunden war, ſchloß ſie ſich nur noch inniger an die Kirche an. Ochino dagegen verließ die Kirche, die Arche, und ging unter.

Auch Giberti hatte mit ſo vielen die Mißbräuche in der Kirche beklagt. Aber, bemerkt er, immer waren ja auch in ihr ſo viele Heilige, die jedoch wegen der Mißbräuche das Kirchenregiment nicht gehaßt, ſondern bemitleidet haben. ‚Sie haben', fährt er fort, ‚den allein richtigen Weg eingeſchlagen; ſie haben gebetet, geweint, gemahnt, geſchrieben und in öffentlichen kirchlichen Zuſammenkünften ihre Schuldigkeit getan, nicht aber durch ſolche Unklugheit und Wut alles in Verwirrung gebracht und den Gegnern einen falſchen Vorwand geliehen.'

Ergreifend iſt das Schreiben Caraffas, des ſpäteren Papſtes Paul IV., an den Flüchtling. Mit den Worten des Propheten ruft er ihm zu: ‚Wie biſt du gefallen, Luzifer, der du dich erhoben hatteſt am Morgen! Wie iſt verdunkelt das Gold, verblichen die ſchönſte Farbe! Dein Silber iſt zu Schlacke geworden, dein Wein mit Waſſer gefälſcht. Auserwählter Weinberg Gottes, herrlicher Weinberg, fruchtbarer Weinberg, der du die ſüßeſten Früchte getragen, wie haſt du Bitteres gebracht! Der du genährt worden biſt mit Koſtbarem, wie haſt du den Kot umarmt! Das ganze Volk Italiens ſtrömte hin zu dir, ruhte an deinem Buſen. Du haſt verraten dein Land, du haſt getötet dein Volk. Wahnſinniger Greis, wer hat dich betört, daß du einen andern Chriſtus dir erdachteſt, den du nicht von der katholiſchen Kirche gelernt haſt? Wer gibt meinen Augen eine Tränenquelle, um zu weinen Tag und Nacht über eine Säule der Kirche, die gebrochen iſt, einen Lehrer der Völker, der blind geworden iſt, einen Hirten, der ſich in einen Wolf verwandelt hat?' uſf.

Liebe- und maßvoll, aber eben deswegen vernichtend für Ochino und ſeine Ausreden, namentlich auch jene, daß der Papſt der Antichriſt ſei, dem er keinen Gehorſam ſchulde[1], iſt das Schreiben Claudio Tolomeis, ſeines berühmten Mitbürgers und früheren Freundes[2]:

[1] In ſeinem Briefe an Muzio.

[2] Lettere di Claudio Tolomei VII (Venezia 1596) 236. Schelhorn (Ergötzlichkeiten III 1005) hat die lateiniſche Überſetzung desſelben durch Joachim Camerarius. Die Antwort Ochinos ebd. 1145 ff.

‚Vielleicht sagt man, Ochino habe weder aus Unwissenheit noch aus Bosheit diesen Schritt getan, sondern infolge einer höheren Erleuchtung in religiösen Dingen, und Christus habe viele Wahrheiten, welche bisher verborgen waren, ihm geoffenbart, wie er ja auch den Geist eines Paulus erleuchten und vom Judaismus zum wahren Glauben bekehren wollte. Christus also lehrt und offenbart, was dem entgegen ist, das er seinen Aposteln und deren Nachfolgern überliefert hat? Also ist seine Lehre falsch und so verändert, daß die höchste Wahrheit zur größten Lüge geworden ist? Papst Klemens also, Anakletus, Evaristus, Anicetus und alle die übrigen großen Männer sind getäuscht worden und haben andere hinwieder getäuscht? Ignatius, dessen Herz den Namen Christi eingeschrieben trug, hatte die wahre Lehre Christi nicht? Was soll ich von den übrigen sagen, die ihnen folgten? Nie werde ich glauben, Irenäus, Origenes, Cyprian, nie werde ich glauben, Athanasius, Didymus, Damascenus, die zwei Leuchten Kappadoziens, Gregorius und Basilius, Ambrosius, Augustinus, Bernardus, sie und alle hochheiligen und höchst bewunderungswürdigen Lehrer des Gesetzes Christi hätten geirrt und, statt Licht zu bringen, uns in Finsternis gehüllt, statt der wahren Lehre uns mit Lügen umstrickt. . . . Also wäre die Kirche so lange Zeit von Christus verlassen gewesen? Und gewiß wäre sie von ihm verlassen gewesen, wenn die Lehre, welche in der Kirche vor Luther immer gläubig angenommen wurde, keine wahre gewesen ist, da doch Christus sagt: „Siehe, ich bin bei euch bis ans Ende der Welt.“ Glaube mir, es ist notwendig, daß auf diesem trüben und stürmischen Meere so verschiedener Meinungen ein Stern uns leuchte, zu dem wir aufblicken, der uns den Weg zeigt, auf dem wir zu Gott gelangen. Das ist und kann nur, wie dies viele heilige und gelehrte Männer nachgewiesen haben, die römische Kirche sein, von Petrus gegründet, in dem Christus das Fundament seiner Kirche gelegt hat, welche durch eine ununterbrochene Reihe der Päpste bis auf unsere Zeit herabgekommen ist. . . . Um zu schließen, sage ich dir: kein rechtschaffener Mann ist jemals aus der katholischen Kirche ausgetreten, und wer immer ausgetreten ist, der war kein rechtschaffener Mann.‘

Wahrscheinlich fällt die Flucht Ochinos auf den 23. Juni 1543. Im Oktober desselben Jahres treffen wir ihn bereits in Genf, wo es ihm anfangs gefiel, weil er da, wie er schreibt, keine

Glocken und Orgel mehr hörte, keine Kruzifixe, Bilder und Lichter mehr sah.

Seine erste Sorge war nun, den getanen Schritt zu rechtfertigen. Den Inhalt seines Schreibens an Muzio kennen wir bereits; es sind die obengenannten drei Wahrheiten, die er gefunden haben will; durch Schmähung der verlassenen Kirche sucht er sich zu rechtfertigen.

Schwerer wird es ihm Tolomei gegenüber; wir können hier deutlich sein zaghaftes, unsicheres Vorgehen verfolgen. Er meint der Aberglaube habe den Namen seines Ordensstifters so hoch erhoben — von der Macht der Liebe und Demut, die dem hl. Franziskus die Herzen gewann, hat er keine Ahnung. Den Grundsatz, durch welchen alle Väter seit Irenäus und Tertullian, Augustinus und Hieronymus alle Ketzereien gerichtet haben, daß der, welcher die Kirche verläßt, Christus in ihr verläßt, sucht er durch ein Sophisma zu widerlegen. ‚Weil die römische Kirche die römische ist', sagt er, ‚ebendarum ist sie nicht die katholische, d. h. allgemeine.' Erbärmliche Zweideutigkeit! Als ob Tolomei hiermit die Kirche der Stadt Rom hätte bezeichnen wollen, und nicht die Gesamtkirche, welche, weil sie mit dem Mittelpunkt, Rom, in Gemeinschaft des Glaubens steht, ebendarum die römisch-katholische ist. Hierauf leugnet er den Primat Petri, den selbst Protestanten der Gegenwart nicht geleugnet haben; nur Rechtschaffenheit und Tugend, behauptet er, seien eine Gewähr des reinen Glaubens, nicht die Apostolizität, d. h. die Nachfolge von den Aposteln her. Die Waldenser, die Armen von Lyon, Hus und Hieronymus von Prag, fährt er fort, seien gleichfalls von Gottes Geist getrieben aus der römischen Kirche ausgetreten, und immer habe Gott Männer erweckt, welche den falschen Lehren sich widersetzten. ‚Nicht die Kirche habe ich verlassen', sagte er am Schlusse, ‚sondern die Gottlosigkeit und den Aberglauben.' Dabei beklagt er sich aber doch, daß Tolomei den Namen ‚Luther' genannt habe; dies sei nur geschehen, um ihn verhaßt zu machen[1].

Auch an den Rat seiner Vaterstadt Siena sendet er ein Schreiben, in welchem er sich zu rechtfertigen sucht. Wesentlich neue Gedanken enthält es nicht; nur das *eine* verdient hervorgehoben zu werden, daß er in unbegreiflicher Verblendung seine Meinung, die er aus der Heiligen Schrift herausgelesen hat, immer mit dieser selbst

[1] Cuius nomen ad faciendam invidiam inculcas (bei Schelhorn a. a. O. 1152).

verwechselt. Daher die Zuversicht, mit welcher er spricht: ‚Irre ich in diesem Artikel, dann haben vom Anfang der Welt bis zu dieser Stunde alle jene auch geirrt, welche in Wahrheit Heilige waren, die Apostel und namentlich Paulus, ja auch Christus, und verdienen exkommuniziert, verworfen und verflucht zu werden. Ja, wenn ich hierin irre, so muß man die Evangelien, die Briefe Pauli, die gesamte Heilige Schrift verbrennen; denn dann wäre das Evangelium ein Betrug, der Glaube Christi falsch und die Religion gottlos, was doch unmöglich ist. Die Heilige Schrift bezeugt diese Wahrheit.' Dabei entstellt er, vielleicht aus Unwissenheit, die katholische Lehre, welche dem Menschen die Möglichkeit zuspricht, von der Gnade erhoben, gute Werke zu tun; es sei dies eine gottlose Behauptung, als wären wir zum Teil durch uns selbst erlöst, während wir doch alles Christo zuzuschreiben haben, uns aber nur Scham und Schande. Hätte Ochino die Werke seines Ordensbruders, des hl. Bonaventura, gelesen, so hätte er an der herrlichen Stelle Breviloq. V 2 die Größe der Gnade und das Verdienst der menschlichen Mitwirkung im schönsten Einklange dargestellt gefunden, nicht als zwei Faktoren nebeneinander, sondern in- und durcheinander, der Mensch in Gott, Gott durch den Menschen, der sein beseeltes und freies Werkzeug ist. ‚Gott allein', sagt der seraphische Lehrer, ‚ist der Urquell, von dem alle Gnade ausfließt, und der sie den Seelen einflößt; die Gnade gibt dem Werke seine übernatürliche Würde und seinen Wert; die menschliche Freiheit dagegen wirkt mit und erlangt ein Verdienst, da sie mit der Gnade tätig ist und so das, was der Gnade gehört, sich aneignet. So verdient der freie Wille des Menschen durch die Gnade nicht nur Mehrung dieser, sondern auch die Vollendung im jenseitigen Leben, da der Heilige Geist in ihm wirkt, Gott, der es verheißen, getreu ist, Christus, unser Haupt, aber auch in seinen Gliedern verherrlicht wird, da Gott freigebig jene lohnt, die ihm dienen, und da das Werk, aus übernatürlicher Liebe hervorgegangen, einen übernatürlichen Wert hat.'

Es tut wohl, in der Lehre der Kirche diese lebensvolle Harmonie zu erkennen zwischen Gnade und Freiheit gegenüber dem starren Dualismus Ochinos und der Reformatoren: ‚Gott alles, der Mensch nichts.' Auch den hl. Thomas hat Ochino nicht gekannt; sagt doch dieser ausdrücklich: ‚Wenn wir von einem Werke sprechen, das gewirkt wird in Kraft der Gnade des Heiligen Geistes, so verdient

es de condigno das ewige Leben. Denn der Wert dieses Verdienstes bemißt sich nach der Wirkung des Heiligen Geistes, der uns nach dem ewigen Leben hin geleitet, wie Jo 4, 14 sagt: „Es wird in ihm eine Wasserquelle, die da sprudelt ins ewige Leben." Der Preis des Werkes hängt eben ab von der Würde der Gnade, durch welche der Mensch aufgenommen wird in die Gemeinschaft mit der göttlichen Natur, und als Kind Gottes angenommen, dem darum das ewige Leben als sein Erbe gebührt, nach Röm 8, 17: „Wenn Söhne, dann auch Erben."[1]

IV.

In Genf wurde Ochino anfangs von Calvin, der den italienischen Apostaten überhaupt nicht recht traute, gleichfalls nicht ohne Mißtrauen aufgenommen. Nach seiner Zurückberufung (1541) hatte sich seine Gewalt über die Stadt aufs neue befestigt, und er war nicht der Mann, der eine andere als seine Meinung duldete. Michael Servede, der es gewagt hatte, anders zu denken als er, mußte dies durch den Feuertod büßen (1553). Erst nach einem eingehenden Kolloquium, das er mit Ochino vornahm, gestattete er diesem den Aufenthalt und ließ ihn bei den hierher geflüchteten Italienern predigen. Das war wohl bitter für Ochino; nun sollte er erfahren, was es heißt, seine Kirche verlassen zu haben. Dem Haupte der Christenheit Rechenschaft zu geben über seine Predigt, wie sie selbst Paulus dem Petrus gegeben hatte[2], das konnte sein Stolz nicht ertragen; nun muß er eine Prüfung bestehen vor dem Glaubensrichter zu Genf, einer damals verhältnismäßig kleinen Stadt.

Hier in Genf, an der Schwelle des Greisenalters stehend, verheiratete sich Fra Bernardino; und nun beginnt sein ruheloses Wanderleben.

Zuerst ging er über Basel und Straßburg nach Augsburg, wo er Prediger der Italiener wurde (1545); zwei Jahre darauf, als Kaiser Karl V. die Stadt erobert hatte, flüchtete er von da über Konstanz nach Straßburg. Von hier berief ihn Thomas Cranmer zugleich mit Pier Martire Vermigli nach London; hier sollte er Prediger für seine Landsleute werden und durch Wort und Schrift

[1] Summa theol. 1, 2, q. 114, a. 3.
[2] Gal 1, 18 19; 2 2.

für die Reformation eintreten (1547). In der Schrift ‚Eine Tragödie' setzte er es sich zur Aufgabe, den Beweis zu liefern, daß der Papst der Antichrist sei. Diese Wahrheit, sagt Ochino, habe Christus allerdings dem Vater des regierenden Königs Eduard, Heinrich VIII., eingegeben; sein Sohn solle aber in dieser Überzeugung befestigt werden. So bringt denn Ochino die Teufel selbst auf die Bühne; sie fassen den Beschluß, in Rom ihren Sitz zu gründen, und bedienen sich hierzu des Kaisers Phokas, der Bonifatius III. zum Papst macht. Im siebenten Gespräche öffnet sich der Himmel; Christus selbst sendet den Erzengel Gabriel zu Heinrich VIII.; dieser soll der grausamen Tyrannei des Papstes ein Ende machen. Da Heinrich aber bald hierauf stirbt, so erklärt Christus, sein Sohn Eduard solle das gute Werk vollenden, und der Lord Protektor solle in diesem Sinne ihn erziehen.

Es ist schwer zu sagen, was uns in dieser ‚Tragödie' am meisten anwidert, ob der infernale Haß gegen Rom oder die große Unwissenheit in historischen Dingen oder die niedrige Schmeichelei gegen den verächtlichen Heinrich VIII. und den mächtigen, diktatorisch herrschenden Lord Protektor.

Im Jahre 1553 ward durch die Thronbesteigung Marias Ochino genötigt, London zu verlassen; er ging wieder nach Deutschland zurück. Er kam nach Genf; doch hier war seines längeren Bleibens nicht mehr; er war bereits Calvin verdächtig geworden. Hier schrieb er seine ‚Apologen', eine Sammlung satirischer Anekdoten über den Papst und die katholische Geistlichkeit. Diese sind das traurigste Produkt seines Geistes. Fra Bernardino, der gefeierte Prediger, der ehedem strenge Asket, der Stolz und die Bewunderung Italiens, nahezu 70 Jahre alt, sinkt in dieser Schrift zur Gemeinheit herab [1].

Von Genf ging er über Basel nach Zürich, wo ihm der Rat die Stelle eines Predigers an der italienischen Gemeinde verlieh. Hier

---

[1] Sie ist auch ins Deutsche übersetzt unter dem Titel: Des Hochgelehrten und Gottseligen Bernhardini Ochini Apologi. Darin werden die Mißbreuch, Thorheiten, Aberglauben, Irrthumben, Götzendienst und Gottlosigkeiten der Papistischen Synagoga, sonderlich der Pfaffen, Münnich und der Brüder eröffnet, die lieblich, derbey auch nützlich zu lesen. Durch Christoff Wirsung.

(Motto.) Apologus redt wol im scherz,
Sticht doch dem Bapstthum in das Herz.

(Ohne Druckort 1556.)

ſchien es nun, als ſei ihm eine Heimat gegönnt; doch gerade hier ſollten ſeine Geſchicke ſich erfüllen und das Härteſte ſeiner warten.

In Zürich ward er mit Lelio Socino befreundet, der gleichfalls aus Siena ſtammte; durch ihn mag er mit den Anſchauungen der Antitrinitarier bekannt geworden ſein, welche mit der Leugnung der Dreieinigkeit die Grundgeheimniſſe des chriſtlichen Glaubens untergruben. Durch Vermigli wurde er noch geraume Zeit in den Schranken der Mäßigung zurückgehalten. Als dieſer aber (12. September 1562) geſtorben war, warf er mehr und mehr die Maske ab, hinter welcher er, wie früher den Katholiken, ſo jetzt den Reformierten gegenüber ſeine eigentlichen Meinungen verborgen hatte. Zwar bekämpfte er in verſchiedenen Schriften die Lehre Luthers vom Abendmahl und erwies den Reformierten hiermit einen Dienſt; aber es erſchienen auch bald darauf ſeine ‚Labyrinthe‘ und ‚Dialoge‘. Ochino legt in dieſen Schriften eine Reihe von Schwierigkeiten gegen die wichtigſten Sätze des chriſtlichen Glaubens vor, die er ſo ſtark als möglich betont, während die Widerlegung ſo ſchwach iſt, daß man ſich des Verdachtes nicht erwehren kann, er habe auch ſie, wie er früher unter dem Habit des Kapuziners die Angriffe auf die Lehren der katholiſchen Kirche ſchwach und nur zum Schein widerlegte, gleichfalls ohne Überzeugung geſchrieben. Dies wird beſtätigt durch den Inhalt ſeiner Schutzſchrift, in welcher er ſich gegen die deswegen erhobenen Anklagen zu rechtfertigen ſucht[1]. Beſonders die Polygamie iſt es, für welche er alle nur erdenklichen Gründe vorbringt, darunter auch den, daß durch ſie ebenſo wie durch Aufhebung des Zölibats die Sittlichkeit gehoben würde; ſeine Gegengründe ſind ſo ſchwach, daß er ſelbſt, im Bewußtſein deſſen, erklärt: der mit ſeinem Weibe unzufriedene Eheteil ſolle bitten, daß ihm Gott die Gabe der Enthaltſamkeit gewähre. Da entgegnet der Verteidiger der Vielweiberei: ‚Wenn er mir aber dieſe Gnade nicht gibt?‘ — ‚So tue,‘ antwortet Fra Bernardino, ‚wozu dich Gott treibt, vorausgeſetzt, daß du beſtimmt weißt, daß Gott dich dazu treibt; was einer tut auf Gottes Eingebung, iſt keine Sünde.‘

So waren denn mit den Myſterien des Glaubens auch die Grundſätze der chriſtlichen Sitte, die Fundamente der geſamten chriſtlichen

[1] Dialogo: Favollatori: Prudenza umana e Ochino (bei Schelhorn a. a. O. 2009 f).

Bildung und Ziviliſation im Geiſte Ochinos ins Schwanken gekommen. Doch klagen wir ihn nicht allein an; er hatte Luther, Melanchthon und Butzer zu Vorgängern[1], und das Konſiſtorium zu Zürich hatte wenige Jahre vorher (1559) dem aus Italien geflüchteten Marcheſe del Vico, Galeazzo Caracciolo, die Erlaubnis erteilt, ſich von ſeinem in Italien und katholiſch gebliebenen Weibe zu ſcheiden und eine andere zu heiraten[2].

Schon durch Theodor Beza war Bullinger, das Haupt der Reformierten in Zürich, vor Ochino gewarnt worden. Da kamen eines Tages Züricher Kaufherren von der Baſeler Meſſe zurück und erzählten von dem Ärgernis, das man auswärts an Ochinos Lehren nehme. Nun wollte der Rat der Stadt nicht mehr müßig zuſehen; er ließ ſich von drei Predigern Zürichs ein Gutachten unterbreiten und verurteilte auf Grund deſſen am 22. November 1563 Ochino, ohne den Angeklagten auch nur gehört zu haben, zur Landesverweiſung, weil er ‚Artikel, ſo wider unſere Religion ſind, eingeführt und ſolche Bücher ohne unſer Vorwiſſen unbeſehen und hinterrücks in Druck gegeben‘. Der Verurteilte bat um die Gnade, bis Beginn des Frühlings noch in Zürich weilen zu dürfen; man ſolle ihn doch nicht mit ſeinen vier Kindern (das Weib war unterdeſſen geſtorben) mitten im Winter in die Fremde hinausſtoßen. Umſonſt; zwei, höchſtens drei Wochen geſtattete man ihm Friſt.

Da begann denn am 2. Dezember der arme 76jährige Mann von neuem ſeine Wanderung; die in Baſel und Mülhauſen wieſen ihn ab, erſt in Nürnberg fand er einen vorübergehenden Aufenthalt. Hier verfaßte er ſeine ſchon erwähnte Schutzſchrift; er ſpricht in ihr in einem erregten Tone. Was einſt, bei ſeinem Abfalle von der Kirche, 20 Jahre vorher, Vittoria Colonna geurteilt hatte, hat ſich hier in vollem Maße bewahrheitet: je mehr er ſich zu rechtfertigen ſucht, deſto mehr klagt er ſich an. ‚Nicht dies‘, ſagt Ochino, ‚war mein Fehler, daß ich Irrtümer gelehrt, ſondern daß ich jene der Züricher aufgedeckt habe.‘ Die Züricher Prädikanten nennt er ‚Pfaffen‘ und ‚Päpſte‘, ‚peſtilenzialiſcher‘ als die Papiſten; Bullinger iſt ein ‚Lügner‘, der ‚den Rat an der Naſe herumführt‘[3], der die Italiener haßt,

[1] Lenz, Briefwechſel Philipps des Großmütigen mit Bucer. Leipzig 1880.
[2] Hieronymi Zanchii Opp. theol. VIII, f. 7.
[3] Non si sarebbe lasciato menare per lo naso.

namentlich die Gelehrten unter ihnen, die ihm in der Person des Ochino ‚sehr geschickt' seine Irrtümer nachgewiesen haben, welche viel verderblicher sind als jene der Papisten. Sie fälschen die Schrift und setzen sich über die Schrift; sie lehren nicht, was sie lehren sollen, und hassen Ochino aus Furcht vor seinen einschneidenden Worten.

Man kann die gereizte Stimmung dieses Mannes begreifen, der im hohen Alter diese letzte und bitterste aller Erfahrungen machen mußte. Das aber ist unbegreiflich, daß er trotz alledem noch immer nicht erkennen wollte, daß die Bibel, die er in seinem Sinn deutete, ein zweischneidiges Schwert ist seinen Feinden gegenüber, die das gleiche Recht der Bibeldeutung in ihrem Sinne in Anspruch nahmen. So mußte er denn, weil eine andere Autorität ihm nicht zur Seite stand, notwendig unterliegen, da ohnehin in seinem Streite mit diesen Gegnern das Recht des Stärkeren entschied.

Aber auch das ‚Ehrwürdige Ministerium' von Zürich unterließ es nicht, sein Gutachten zu rechtfertigen. Zu den früheren Anklagen gegen Ochino erhoben die Prädikanten mit Bullinger noch neue: daß er gesagt habe, man könne in keiner der bekannten Kirchen mit gutem Gewissen bleiben, man dürfe die Ketzer nicht töten; sie heben seine Irrtümer über die Rechtfertigung und die damit in Zusammenhang stehenden Dogmen hervor. Am Schlusse vergelten sie Schmähung mit Schmähung. Ochino ist ein ‚Heuchler', eine ‚giftige Schlange', ein ‚Großsprecher', ein ‚Meineidiger', ein ‚mutwilliger Neuerer' und ‚höchst undankbarer Mensch'[1].

Von Nürnberg begab sich Ochino nach Krakau. Aber auch hier war seines Bleibens nicht; das königliche Dekret vom 6. August 1564 gewährte nur den einheimischen, nicht den ausländischen Dissidenten Duldung. Wieder hinausgetrieben, befiel ihn auf der Reise zu Pintschow die Pest; drei seiner Kinder starben daran. Er selbst genas und griff wieder zum Wanderstabe; einsam und verlassen starb er noch in demselben Jahre zu Schlakau, einem kleinen Städtchen in Mähren. —

Werfen wir noch einmal einen Blick auf seinen Lebensgang, betrachten wir diesen im Zusammenhalt mit jenem des hl. Franziskus.

Sehen wir auf ihre äußere Erscheinung, so ist diese in beiden zu Anfang fast die gleiche; treten wir aber näher, welch ein Gegensatz

---

[1] Spongia adversus aspergines B. Ochini (bei Schelhorn a. a. O. 2157 ff).

in Wort und Werk, Gesinnung und Handlung, Leben und Tod! Woher dies?

Vittoria Colonna hat die Antwort darauf gegeben: ‚Ochino hat die Arche verlassen, die allein rettet und sichert'; darum hat er sich selbst gezeichnet, wenn er von der Taube spricht[1], ‚die nirgends eine Stätte findet, wo ihr Fuß ruhen kann'. So trieb es ihn rastlos dahin auf diesem stürmischen Meere menschlicher Meinungen. Franziskus dagegen hat solche Ehrfurcht vor der Kirche, daß er auch in ihren sündigen Dienern den noch schaut und ehrt, der sie gesandt hat[2]. Darum steht sein Fuß auf einem Fels, der nimmer wankt. Und sein Geist lebte aufs neue mächtig auf in dem Kapuzinerorden, der durch seine treue Hingabe an die Kirche und heroische Opferliebe vor aller Welt bewies, daß Ochino ‚von ihm ausgegangen, aber nicht von ihm war'[3].

Ochino hatte sein ganzes System auf sich selbst gestellt; seine ganze Geistesrichtung ist subjektiv: sein Ich ist der Pol, um den alles sich bewegt. Was er erkennt, ist wahr, und nur was er erkennt; denn es ist ihm eine Eingebung Gottes selbst; wer darum gegen ihn ist, verfolgt Christus in ihm. So ist er ein Fanatiker, ein kalter Fanatiker, aber doch ein Fanatiker. Mit dem Subjektivismus ist der Skeptizismus von selbst gegeben; denn der Zweifel erzeugt immer wieder neuen Zweifel. Und aus sich selbst konnte er den Zweifel nicht mehr überwinden. Nichts ist darum bezeichnender als der Titel, welchen er einem seiner verhängnisvollen Werke gab: ‚Labyrinthe'. Er hat damit sein eigenes Schicksal am besten geschildert. Von der Kirche abgefallen, ist er in ein Labyrinth geraten, aus dem er keinen Ausgang mehr fand; denn die Hand, die allein ihm den Weg weisen konnte, hatte er zurückgestoßen.

Stellen wir uns noch eine letzte Frage: Wo liegt der Anfang, Ausgangspunkt, das treibende Prinzip, das uns erklärt, warum diese beiden so ganz verschiedene Wege gegangen sind?

Bernardino spricht mit großem Bewußtsein von sich. Er betont es, als er das Ordensgewand trug, welches Ansehen er genießt, daß er eine Macht ist, die man fürchten muß, und betont es noch 20 Jahre später, da er aus Zürich vertrieben wurde: ‚Sie haben

[1] In den Dialogen Nr 27. [2] Admonitio XXVI.
[3] 1 Jo 1, 19.

einen Bernardino verdammt', sagt er von den Züricher Predigern, ‚der nicht bloß in ganz Italien berühmt ist wegen seiner Gelehrsamkeit und Anmut im Predigen, sondern fast in ganz Europa; der manches zur Erbauung gewirkt hat durch seine Predigten und Schriften.' Bernardino war ein stolzer Mann. Franziskus dagegen, am Ende seines ganz Gott geweihten Lebens, hält sich für so gering, daß er jetzt erst anfangen will, Gott zu dienen; dem, der ihn einmal schmähte, dankte er mit heiterem Antlitz, weil er das gesagt habe, was er in Wahrheit zu hören verdiene[1].

Bernardino ist ein harter Geist; die Liebe kennt er nicht. Wenn wir seine Schriften durchlesen, begegnet uns überall ein grübelnder, rechthaberischer, leidenschaftlicher Ton; wer ihm widerspricht, den haßt und schmäht er; zuerst den Papst in Rom, dann ebenso heftig und noch heftiger die ‚Päpste' in Genf und Zürich. Der Haß spaltet und trennt; darum stirbt er vereinsamt, verlassen und vergessen. Nur die Liebe weckt Liebe. Franziskus, der dem Armen auf dem Wege seine schwere Last tragen hilft[2] und wie eine Mutter mit seinen Schmerzen Mitleid hat, der den Wurm von der Straße wegnimmt, daß er nicht zertreten wird, und selbst das Buch der Bibel verkauft, um der Not einer Witwe zu steuern: diese sich selbst vergessende Liebe des Heiligen von Assisi hat alle Herzen ihm gewonnen. Und Millionen und Millionen seit 600 Jahren, wo immer sein Name genannt wird, klingt er sympathisch in der Seele nach; denn es ist der Name der sichtbar gewordenen, in Menschengestalt erschienenen Liebe.

---

[1] Bonaventura, Vita S. Francisci c. 6. [2] Ebd. c. 8.

4. An drei Gräbern.

Ravenna und die Romagna; erſte Eindrücke. — Das Grab Dantes. — Theodorichs Monument; die Goten in Italien; Sant' Apollinare Nuovo und die Taufkapelle der Arianer. — Grabmal der Galla Placidia; die katholiſche Taufkapelle. — San Vitale; Sant' Apollinare in Claſſe. — Chriſtliche und heidniſche Kunſt.

I.

Es war ein wunderbar klarer Wintermorgen, als ich den Aſinelli, mit jenem des Domes von Cremona einen der höchſten Türme Italiens, beſtieg, der nebſt ſeinem Nachbarn Gariſenda das Wahrzeichen der Stadt Bologna bildet und weithin die Landſchaft beherrſcht. Dante, der mit dem Blicke eines ſcharfen Beobachters und dem gebildeten Auge des Malers Italien durchwandert hat und überall, von den beſchneiten Gipfeln der Alpen bis zur St Peterskirche in Rom, Bilder und Typen für ſeine Ideen ſah, vergleicht den ſchiefen Turm Gariſenda mit dem Rieſen Antäus, der ſich über ihn und ſeinen Begleiter bückt.

Qual pare a riguardar la Garisenda
Sotto il chinato, quando un nuvol vada
Sovr' essa sì, ch' ella in contrario penda:

Tal parve Anteo a me, che stava a bada
Di vederlo chinar [1].

[1] Dante, Divina Commedia, Inferno XXXI 136:
Wie Gariſendas Turm ſcheint dem Beſchauer,
Der unterm Hang ihm ſteht, wenn ein Gewölke
Entgegen ſeiner Neigung drüber hinzieht,

Schien mir Antäus, da auf ihn ich merkte,
Wie er ſich bückt.

Wer unter der Neigung dieſes Turmes ſteht, wenn in entgegengeſetzter Richtung die Wolken ziehen, der empfängt die Vorſtellung, als ob die Wolken unbewegt am Himmel ſtänden und der Turm ſich zum Sturze neige.

Mühsam war das Steigen die enge Wendeltreppe hinauf mit ihren 447 Stufen; doch angekommen auf der Zinne, ward ich reichlich entschädigt. In stilvollen Umrissen bauen sich gegen Süden die Apenninenberge auf; gegen Norden standen die Alpen, von der hellen Wintersonne beleuchtet; drüben, ganz nahe auf den Hügeln, lag die Abtei San Michele del Bosco und das Heiligtum der Madonna del Monte. Zu meinen Füßen war die große, reiche Stadt ausgebreitet; die Stimmen der Menge und der Lärm des Marktes, aus dessen Mitte sich der Turm erhebt, flossen ineinander und drangen zu mir herauf wie das Brausen eines Wildbaches aus tiefer Schlucht. Nicht ohne Sehnsucht schweifte mein Blick nach Osten hinüber, die große Heerstraße entlang, die von Piacenza über Parma, Modena, Bologna, Imola, Faenza, Forlì, Cesena mitten durch die Emilia nach Rimini, Ravenna und der Adria führt. Dort lag Classis, der berühmte Seehafen, der einst der Ausgangspunkt so vieler großen Unternehmungen zur Römerzeit gewesen. Jetzt ist diese Hafenstadt vom Erdboden verschwunden, das Meer sieben Miglien weit zurückgetreten, der Hafen selbst versandet und versumpft; ausgedehnte, fieberhauchende Reisfelder nehmen die Stätte ein, wo ehedem Hunderte von römischen Triremen schwammen, stets gerüstet und zum Auslaufen bereit. Nur die uralte Basilika steht noch da, mitten in dieser großen, menschenleeren, namenlos melancholischen Öde. Die Gemeinde, die einst in ihr gekniet und gebetet, ist längst nicht mehr; verlassen sind die Wege, auf denen Tausende ehedem zu dem Heiligtum wallten. Aber Classis und Ravenna sind Namen, welche mächtige Erinnerungen in uns wachrufen; darum hatte es mich schon seit Jahren dorthin gezogen. Doch der Weg war weit, mit manchen Beschwerden verbunden; jetzt aber sollte mein sehnlichst gehegter Wunsch in Erfüllung gehen. Nicht lange vorher war die Zweigbahn gebaut worden, die von Castel Bolognese über Lugo und Bagnacavallo nach Ravenna führt; so stieg ich denn den Turm wieder hinab mit dem festen Entschlusse, bei meiner Rückkehr aus dem Süden, wohin mich Berufsgeschäfte riefen, diese ehemalige Hauptstadt des griechischen Exarchates zu besuchen. Denn wer Ravenna nicht gesehen und in dieser stillen Gräberstadt nicht umhergewandert, dem bleibt immerhin eine empfindliche Lücke in seiner Kenntnis der italienischen Kultur- und Kunstgeschichte.

Anfang Mai führte ich meinen Plan aus. Noch waren die Tage nicht sehr heiß; die Fieberluft, welche den berühmten Vater der

modernen Katakombenforſchung, Marchi, der im Sommer ſtudienhalber ſich hier aufgehalten hatte, hinwegraffte, brütete noch nicht über Stadt und Land; die unabſehbare Ebene hatte ſich in den ſchönſten Frühlingsſchmuck gekleidet, alles war mit Weizen, Wein, Ulmen- und Maulbeerbäumen wohl bebaut, ſo daß das Auge kaum auf weitere Entfernungen einen Ausblick hatte.

Ein Gerichtsbeamter und ein Rechtsanwalt, ſchöne Männer von guten Formen und zuvorkommender Höflichkeit, wie wir ſie häufig in der Romagna unter den gebildeten Ständen finden, fuhren mit mir. Das Geſpräch fiel alsbald auf die traurigen Zuſtände dieſes Landes, die häufigen Attentate auf Leben und Eigentum. Der eine wollte die Urſache aller dieſer Übelſtände in der Schwäche der früheren päpſtlichen Regierung finden, welche gegen die Exzedenten zum Teil nicht mit der gehörigen Strenge habe vorgehen wollen, zum Teil auch zu ohnmächtig geweſen ſei, um mit der notwendigen Energie geordnete Zuſtände herbeizuführen. Ein anderer, ein flaumbärtiger italieniſcher Offizier, den ich ſpäter in Ravenna ſprach, wollte den Grund alles Unheils in der Bigotterie der Bevölkerung erkennen und in dem Mangel an Schulunterricht, woran wieder niemand als die frühere päpſtliche Regierung Schuld trage; jetzt unter der glorreichen Regierung Viktor Emanuels werde das alles beſſer werden. Aber die letzten Jahre haben vor den Augen von ganz Italien den Beweis geliefert, daß die Zuſtände in der Romagna ſeit der piemonteſiſchen Okkupation vom Jahre 1860 noch viel ſchlimmer geworden ſind; auch die liberalen Blätter aller Richtungen können die Tatſache nicht länger verhehlen, ſind aber geradezu ratlos, wenn ſie nach Mitteln zur Heilung dieſer Schäden ſuchen. In neueſter Zeit hat die Nuova Antologia[1] dieſe Frage eingehend beſprochen; ſie konſtatiert die große Anzahl der Verbrechen, die unter der neuen Regierung noch gewachſen

[1] Sec. Serie XLI 514 ff. Einer der hervorragendſten Führer der Revolution, Luigi Carlo Farini, ſchildert im III. Bande ſeiner Geſchichte des Kirchenſtaates die Werkzeuge, deren man ſich viele Jahre hindurch bedient hatte, um die Romagna ſtets in Unruhe zu erhalten. Es waren i giovani bollenti di entusiasmo, i ciurmadori, gl' invecchiati nelle sette, i repubblicani; se vi erano onesti uomini, i quali conscii dei mali a cui lo stato e l' Italia venivano con tanta cecità ed imprudenza spinti incontro, ponessero qualche modo a temperare le passioni e rinsavire le menti, questi erano per le piazze e pei circole, con qualche probabile accusa o vera calunnia perseguitati di sospetto e d' infamia.

iſt. Sie geſteht, daß mit dem Zurücktreten des Glaubens die Maſſen des Zügels entbehren, der ſie von der Gewalttat zurückhält, während die ganz oberflächliche Bildung nur dazu beiträgt, den gemeinen Sinn zu nähren. Sie geſteht, daß viele dieſer Verbrecher einſt den geheimen Sekten angehört hatten, welche gegen die päpſtliche Regierung konſpirierten, daß ſie eben dadurch moraliſch korrumpiert wurden und nun das gewohnte, früher belobte Handwerk forttreiben. ‚Sagen wir die ganze Wahrheit‘, fährt der Verfaſſer fort, ‚dieſe Zuſtände ſind nur die logiſche Folge der Richtung, die man dort den Geiſtern gegeben hat.‘ Am Schluſſe tadelt er das bald zu ſtrenge, bald zu milde Vorgehen der Regierung, die bis jetzt zur Heilung dieſes Übels ſich unfähig erwieſen habe.

Der eben erwähnte Beamte ſetzte auf den Einfluß von Bildung und Belehrung für die Romagnolen wenig Vertrauen; das Grundübel, behauptete er, liege in dem Charakter der Bevölkerung, welche heftig, wild, jähzornig, rachſüchtig und zu Gewalttaten geneigt ſei; nur drakoniſche Strenge, die Verkündigung des Standrechts, wie es unter dem erſten Kaiſertum eingeführt war, ſei geeignet, den blutigen Exzeſſen Einhalt zu tun und das Land zu pazifizieren. Sage ja doch ſchon ein alter Spruch von den Romagnolen:

Romagnol della mala Romagna,
O ti giunta o ti fa qualche magagna [1].

Napoleon I. ließ jede Ortſchaft, in welcher ein Verbrechen war begangen worden, ſo lange militäriſch beſetzen, bis der Schuldige entdeckt und ausgeliefert wurde. Das, meinte er, habe geholfen und könne auch nur allein helfen. —

Der Fremde wird bei ſeiner Ankunft in Ravenna nicht wenig enttäuſcht. Vergebens ſpäht er aus, ob ihm nicht von weitem ſchon die Stadt ſich zeige; in der dicht von Ulmen- und Maulbeerbäumen bepflanzten Ebene gelegen, entzieht ſie ſich vollſtändig unſerem Blicke. Erſt wenn wir faſt unmittelbar vor ihren Mauern angekommen ſind, hinter welchen wir einzelne eigentümlich geſtaltete, gräulich-braune Türme aufragen ſehen, haben wir die Gewißheit, daß wir in Ravenna ſind. Denn beinahe könnten wir zweifeln, wenn wir dieſe zumeiſt von Ziegeln gebauten Mauern ſehen, von geringer Breite

[1] Aus der Romagna der Romagnol
Iſt der Lüge und der Tücke voll.

und Festigkeit, ob wir denn wirklich vor jenem welthistorischen, für unüberwindlich gehaltenen Bollwerke stehen, um welches so viele Kämpfe getobt, das so viele Stürme ausgehalten hat, an dem die Wogen der Barbaren während der Völkerwanderung vergebens anprallten.

Wir treten ein durch eines der sechs Tore der Stadt; eine neue Enttäuschung! Lange, breite Straßen nehmen uns auf, rechts und links begrenzt von niedrigen, schlecht gebauten Häusern, die mit ihren freundlichen grünlichen Fensterläden nichts weniger als an das Altertum erinnern. Nur *eines* befremdet: die Stille und Verlassenheit in diesen Gassen. Zwar findet der Wanderer solches auch anderswo in Italien, wie in Cremona, Ferrara, selbst in den entlegenen Stadtteilen von Verona, wo das Gras auf den Straßen wächst und wie in einer verlassenen, menschenleeren Ruine sein Fußtritt das einzig Hörbare ist, was die Totenstille unterbricht; aber so still wie in Ravenna habe ich es doch nirgends gefunden. Auch ist es nicht das beredte Schweigen einer Gräberstadt wie Pompeji, die eine gewaltige Katastrophe mitten in der Fülle und Lust des Lebens plötzlich dem Untergange weihte: es ist das Absterben einer Stadt von innen heraus, was sich hier uns darstellt, einem Baume gleich, der, in seiner Wurzel getroffen, nur noch wenige lebenskräftige Äste treibt. Ehedem die Residenz der letzten Kaiser des weströmischen Reiches, die hierher wie in eine sichere Burg sich geflüchtet hatten unter den Stürmen der Völkerwanderung, konnte Ravenna mit Rom an Größe und Bedeutung wetteifern; später die Stadt der Gotenkönige und zuletzt der Sitz der Exarchen des griechischen Reiches (daher auch der Name dieses Gebietes Romania), zählte Ravenna seine Bewohner nach Hunderttausenden; jetzt umfassen wohl seine Mauern noch ein weites Gebiet, aber die Zahl der Bewohner ist auf 20 000 gesunken. Wo einst die Paläste der Großen standen aus der Griechen- und Gotenzeit, bauen sie jetzt in den ausgedehnten Gärten Kohl und schlingt die Rebe sich am Ulmenbaum hinauf. Die Umgebung Ravennas erinnert an Rom: auch hier sehen wir eine weite, zum Teil verlassene Ebene rings um die altersgrauen, so oft von den Feinden bestürmten Mauern. Die Pineta, der große, an der Küste sich weit hinziehende uralte Pinienwald, wirft einen dunkeln Schleier gleich einem Trauerflor über die gesunkene, verlassene Stadt. Hier hat einst Kaiser Augustus die mächtigen Stämme gefällt für seine Flotte, die ihn als Sieger nach Aktium trug, aus ihnen hat Venedig seine Schiffe gezimmert.

Furchtbar müssen die Schicksale gewesen sein, welche über diese Stadt hereinbrachen seit der Belagerung durch Theodorich (490) bis zu jener großen Schlacht beim Ausgange des Mittelalters, in welcher Gaston de Foix (1512) das vereinigte Heer der Spanier und Päpstlichen schlug, das zum Entsatz der belagerten Stadt herangezogen war, und es nahezu vernichtete. An jenem Tage bedeckten 20000 Tote den Walplatz; Gaston de Foix selbst, der Sieger, war gefallen; ein Medici, der spätere Papst Leo X., war unter den Gefangenen. Ariost, der ein Augenzeuge des Kampfes war, hat uns die blutigen Szenen geschildert:

Nuoteranno i destrier fin alla pancia
Nel sangue uman per tutta la campagna;
Ch' a seppelire il popol verrà manco,
Tedesco, Ispano, Greco, Italo e Franco [1].

Die Sieger haben es verstanden, gründlich zu zerstören und keinen Stein auf dem andern zu lassen. Nur die uralten Heiligtümer der Stadt tasteten sie nicht an; gerade die Goten, diese wilden Söhne des Nordens, bezeigten ihnen ihre Ehrfurcht, wie schon die Westgoten auf ihrem Zuge nach Rom sie in ihren besondern Schutz nahmen. Hatten sie doch schon unter Alarich bei der ersten Erstürmung Roms der Basilika des hl. Petrus ihre Ehrfurcht bewiesen und die dorthin Geflüchteten in feierlichem Zuge begleitet; und Vitiges, als er Rom belagerte, störte so wenig die Ruhe der Mönche zu St Paul, daß diese ihr Chorgebet in herkömmlicher Weise ohne jede Unterbrechung abhalten konnten.

Ernst und wundersam ergreifend erheben sich in dieser beim ersten Anblicke ganz modernen Stadt die ehrwürdigen, altersgrauen Monumente aus der Römer-, Goten- und Griechenzeit; fast spurlos ist das Mittelalter hier verschwunden, die Burgen des mächtigen Adels sind der Erde gleichgemacht; aber die Denkmäler, welche ein halbes Jahrtausend vorher der fromme Sinn der Ravennaten errichtet hatte, ragen noch empor, fast unversehrt mitten aus einer untergegangenen Welt. Nationalität, Politik, Eroberungssucht hatten die Völker

[1] Orlando fur. Cant. 3, str. 55:

Ein Meer von Blut siehst du, des Ströme reichen
Dem hohen Schlachtroß hin bis zu den Weichen;
Franzosen, Spanier, Welsche, Deutsche, Griechen,
Die unbegraben auf dem Schlachtfeld liegen.

getrennt, und ihr gegenseitiger Haß war mächtig genug, die stärksten Mauern zu brechen, und warf den Feuerbrand in die Prunkgemächer der Könige; nur der christliche Glaube, der durch ein von allen geehrtes Band alle verknüpfte, hielt seine schützende Hand über die Heiligtümer der Religion. Weil diese nicht zeitlichen Interessen dienten, sondern den ewigen, unsterblichen Ideen, darum haben sie alle Wandlungen der Gewalt und alle Stürme der Jahrhunderte überdauert.

II.

Nur ein Monument aus dem Mittelalter ist unversehrt geblieben; mehr und mehr ist es in seinem Werte erkannt worden, immer von neuem verschönert, geschmückt und verehrt. Es ist Dantes Grab. Zu ihm lenkte ich denn auch alsbald meine Schritte. Nicht weit vom Mittelpunkte der Stadt, der Piazza Maggiore, steht San Francesco, die kleine Kirche der Minoriten; neben ihr ruht der Dichter. Florenz hatte den edelsten seiner Söhne, den Ruhm aller Jahrhunderte, ausgestoßen und ihn mit dem Tode bedroht, wenn er es wagen sollte, zurückzukehren.

Ma quell' ingrato popolo maligno,
Che discese di Fiesole ab antico
E tiene ancor del monte e del macigno,

Ti si farà, per tuo ben far, nimico:
Ed è ragion; chè tra li lazzi sorbi
Si disconvien fruttare al dolce fico[1].

Seit Jahren hatte der Verbannte ein unstetes Wanderleben geführt; bald sehen wir ihn in der Lunigiana, bald in Frankreich, in Padua und Verona. Die Weissagung seines Ahnen Cacciaguida hatte sich an ihm in vollstem Maße erfüllt:

---

[1] Dante, Divinia Commedia, Inferno XV 61:

Doch jenes Volk, so undankbar und boshaft,
Das niederstieg von Fiesole vor alters
Und nach dem Berg und Schieferfels noch artet,

Wird dir zum Feind ob deines Rechttuns werden,
Und das, weil sich's nicht ziemt, daß zwischen herben
Spierlingen süßer Feigen Frucht gedeihe.

Tu proverai sì come sa di sale
Lo pane altrui, e com' è duro calle
Lo scendere e il salir per l' altrui scale [1].

Umſonſt hatte er gehofft, noch einmal ſeine Vaterſtadt zu ſehen, die Kirche, in welcher er die Taufe empfangen; vergebens hatte er ſich geſehnt, dort mit dem Lorbeer des Dichters gekrönt zu werden.

Se mai contінga che il poema sacro,
Al quale ha posto mano e cielo e terra,
Sì che m' ha fatto per più anni macro,

Vinca la crudeltà, che fuor mi serra
Del bello ovile, ov' io dormii agnello
Nimico ai lupi, che gli danno guerra;

Con altra voce omai, con altro vello
Ritornerò poeta, ed in sul fonte
Del mio battesmo prenderò il cappello:

Perocchè nella fede, che fa conte
L' anime a Dio, quivi entra' io, e poi
Pietro per lei sì mi girò la fronte [2].

Einmal hatten die zu Florenz ihm die Erlaubnis zur Rückkehr bewilligt, aber unter ſo entehrenden Bedingungen [3], daß Dante ſie

[1] Dante a. a. O., Paradiso XVII 58:
Erfahren wirſt du, wie ſo ſalzig ſchmecket
Das fremde Brot, und wie ſo herb der Pfad iſt,
Den man auf fremden Stiegen auf und ab ſteigt.

[2] Ebd. XXV 1:
Sollt' ich's erleben, daß die heil'ge Dichtung,
Daran Hand angelegt hat Erd' und Himmel,
Und drob ich manches Jahr ſchon hager worden,

Die Grauſamkeit beſiegte, die mich ausſchließt
Von jener ſchönen Hürde, drin ein Lämmlein
Ich ſchlief, den Wölfen feind, die ſie bekriegen:

Würd' ich mit anderm Ruf, mit anderm Vließe
Als Dichter heim dann kehren und am Borne,
Wo ich getaufet ward, den Kranz erhalten,

Weil in den Glauben, der mit Gott die Seele
Befreundet, ich dort eintrat und dann Petrus
Um ſeinetwillen mir die Stirn umkreiſte.

[3] Er ſollte in einem öffentlichen Aufzuge als Büßer ſein Unrecht bekennen und ſühnen.

nicht annehmen wollte. ‚Das ist nicht der Weg, in meine Vaterstadt zurückzukehren‘, schreibt er am Schlusse seines Ablehnungsbriefes. ‚Wenn aber ein anderer Weg gefunden wird, der dem Ruf und der Ehre Dantes keinen Eintrag tut, dann werde ich nicht säumen, ihn zu betreten. Gibt es aber einen solchen nicht, auf dem man in Florenz einziehen kann, dann werde ich niemals in Florenz einziehen. Und warum nicht? Werde ich denn nicht überall den Glanz der Sonne und Sterne erblicken? Werde ich denn nicht den süßesten Wahrheiten überall unter dem Himmel nachforschen können, ohne zuvor dem Volke und der Gemeinde von Florenz gegenüber mich als ruhm- und ehrlos gezeigt zu haben?‘ Wehmütig berührt uns sein letztes Wort, in welchem die bedrängte Lage des Verbannten durchklingt: ‚Und auch das Brot wird mir nicht fehlen.‘

So oft hatte Florenz von den Ravennaten den Leib des Dichters begehrt; diese haben ihn aber als ein kostbares Juwel, das beste Besitztum ihrer Stadt, behütet und den, der im Leben einer der Ihrigen war, auch im Tode nicht verlieren wollen. Sie hatten vollkommen recht. Aber dennoch müssen wir auch für Florenz Entschuldigungsgründe gelten lassen. Mag auch das erste Urteil, das den Dichter während seiner Abwesenheit in Rom ungehört verurteilte, das Werk gehässigen Parteigeistes gewesen sein, der sich bei den ‚Schwarzen‘, welche mit Hilfe der Franzosen unter Karl von Valois zur Herrschaft gekommen waren, ganz besonders geltend machte, so war doch später die Regierung des Freistaates in ihrem formellen Recht, wenn sie das Verbannungsdekret erneuerte und verschärfte, nachdem der Dichter mit andern Vertriebenen es versucht hatte, die Rückkehr in seine Vaterstadt mit gewaffneter Hand zu erzwingen und eine Gegenrevolution zu veranlassen. Immerhin bleibt die Totengruft bei den Minoriten ein unsterbliches Ruhmesdenkmal für die Ravennaten, ein stets schmerzender Vorwurf für seine Vaterstadt, die ihn von sich gestoßen. In neuester Zeit haben die Florentiner ihre Schuld dadurch zu sühnen gesucht, daß sie bei Gelegenheit des sechshundertjährigen Jubiläums im Jahre 1865 ihrem großen Mitbürger unter festlichem Gepränge ein Standbild setzten, das 18 Fuß (5,4 m) hoch auf einem Piedestal von 22 Fuß (6,6 m) Höhe sich erhebt. Doch dieses ist äußerst unglücklich ausgefallen. Die Gestalt des Dichters ist so unnatürlich und theatralisch als möglich aufgefaßt, die vier schildtragenden Löwen an den

Dante Alighieri.
Relief über dem Sarkophag des Dichters.
(Phot. Ricci.)

Ecken des Unterbaues gleichen allem eher als diesen edeln Tieren. So ist auch dieses Werk, an dessen Fuß die Wappen der bedeutendsten Städte Italiens angebracht sind, ein neuer, sprechender Beweis für den tiefen Verfall der italienischen Kunst in der Gegenwart. Wie so viele seiner Landsleute die große Dichtung Dantes nicht mehr verstanden, sondern zu politischen Zwecken verzerrt und verdreht haben, so sind sie auch nicht mehr fähig, sich in das Geistesleben desselben zu vertiefen, seine reinen, edeln, wahren Empfindungen nachzufühlen, mit ihm sich in den lichten Äther der ewigen und göttlichen Ideen aufzuschwingen und in Bild und Gestalt ihn darzustellen. Nur in Verona, auf der Piazza de' Signori, sah ich ein Standbild des Dichters, das man oft und gerne betrachten kann.

Lange stand ich hier vor diesem Grabe, und das ganze schicksalsvolle Leben dieses großen Geistes, an irdischer Ehre und Besitz so arm, an mächtigen, erhabenen Gedanken so reich, trat zugleich mir vor die Seele. In seinen letzten Jahren war er von Verona hierher übergesiedelt, eingeladen von Guido Novello da Polenta, dem damaligen Herrn von Ravenna.

‚Es hatte aber', erzählt Boccaccio, ‚in jener Zeit zu Ravenna, einer sehr berühmten und alten Stadt, ein edler Ritter mit Namen Guido Novello da Polenta die Herrschaft; unterrichtet in allen schönen Wissenschaften, ehrte er die tüchtigen Männer, welche sich durch ihre Kenntnisse vor andern auszeichneten. Als dieser nun hörte, Dante befinde sich ohne jede Hoffnung in der Romagna, nahm er sich vor, in seiner verzweifelten Lage ihn bei sich aufzunehmen und ihm alle Ehre zu erweisen, da er schon lange von seiner Vortrefflichkeit Kunde erhalten hatte; und er wartete nicht, bis dieser ihn darum ersuchte. Er empfing ihn mit allen Ehren, versah ihn reichlich mit allem, was er bedurfte, und behielt ihn mehrere Jahre bei sich bis zu seinem Tode.'

Es waren doch große Charaktere unter diesen Menschen des 14. Jahrhunderts. Guido da Polenta war ein Neffe jener unglücklichen Francesca da Rimini, welche Dante samt ihrem Verführer Paolo Malatesta in die Hölle versetzt; die Schilderung ihres Falles, ihrer Strafe und ihres bittern Schmerzes war für den edeln Guido kein Grund, dem Dichter darum zu zürnen. Auch war Guido Welfe, Dante, wenn auch nicht eigentlich Ghibelline, doch der Weltanschauung der Welfen entgegen und der begeisterte Sänger und gelehrte Verteidiger der

kaiserlichen Universalmonarchie. Dennoch waren beide Männer in innigster Freundschaft verbunden. Guido wußte überdies zu geben, ohne seinen Gastfreund zu kränken, Dante zu empfangen, ohne sich dabei zu erniedrigen. Solche Tatsachen beweisen für den Seelenadel beider Männer.

Wenn wir durch die einsamen, menschenleeren Straßen Ravennas wandern, wendet sich unser Blick unwillkürlich der Vergangenheit zu. Wir sehen den greisen Dichter, der vor der Zeit alt geworden, das Haupt nachsinnend gebeugt, durch die stillen Gassen gehen. Hier vollendete er den letzten Teil seiner großen Dichtung, verfaßte er die frommen Gesänge, mit welchen er seine Dichterlaufbahn beschloß. Es mußte ihm wohl geworden sein, als nach so vielen und gewaltigen Stürmen das Schifflein seines Lebens in dieser Stadt wie in einem friedlichen Hafen sich geborgen hatte. Wenn er an der Meeresküste wandelte, brachten ihm die Wellen der Adria Grüße aus dem Orient; sein Auge ruhte auf den Wipfeln der berühmten Pineta, die sich weit die See entlang hinzieht und jetzt noch in die sonnenbeglänzte Landschaft ihre tiefen Schatten wirft. Er selbst hat sie uns mit wenigen Strichen so anschaulich gezeichnet:

Tal, qual di ramo in ramo si raccoglie
Per la pineta in sul lito di Chiassi,
Quand' Eolo Scirocco fuor discioglie[1].

Nur einmal noch verließ er Ravenna, um vor der Republik Venedig die Sache seines großmütigen Beschützers zu führen. Der Weg nach der Seestadt durchschnitt das Sumpfland von Comacchio und Chioggia; die Fieberluft, vielleicht auch die mit diesen Verhandlungen verbundene Aufregung, zumal da seine Bemühungen erfolglos waren, warfen ihn bald darauf auf das Krankenlager. ‚Nachdem er', erzählt Boccaccio, ‚nach dem Gebrauche der christlichen Religion alle heiligen Sterbsakramente demütig und andächtig empfangen und mit Gott sich ausgesöhnt hatte, gab er am 14. September, an dem Tage der Erhöhung des heiligen Kreuzes, zu großem Schmerze Guidos und aller Bewohner Ravennas den müden Geist seinem Schöpfer

[1] Dante, Divina Commedia, Purgatorio XXVIII 19:

Gleichwie von Zweig zu Zweig sich mehrt das Rauschen
In jenem Pinienwald an Chiassis Strande,
Wann den Scirocco Äolus entfesselt.

zurück. Er ist ohne Zweifel aufgenommen worden in die Arme seiner edelsten Beatrice, mit welcher er vor dem Angesichte dessen, der das höchste Gut ist, nach den überstandenen Mühsalen dieses Lebens nun jener Seligkeit sich erfreut, die kein Ende hat.' Das Jahr 1321 war sein Todesjahr.

Dante war Mitglied des Dritten Ordens des hl. Franziskus; darum wurde er in dem Gewande dieses Ordens begraben, und die Minoriten bestatteten ihn bei den Ihrigen. Die Ehren, die das Leben ihm so lange versagt hatte, wurden ihm in seinen letzten Jahren und nach seinem Tode in reichstem Maße zu teil. Sein Leichnam, auf einem geschmückten Katafalk ruhend, wurde öffentlich ausgestellt, und die edelsten Bürger Ravennas trugen ihn auf ihren Schultern zur Gruft. Nach der Rückkehr des Zuges in das Trauerhaus hielt Guido selbst eine Rede, in welcher er die Verdienste des Verstorbenen schilderte. Er hatte sich vorgenommen, dem großen Toten ein würdiges Monument zu setzen; doch schon das Jahr darauf wurde er vertrieben und starb selbst in der Verbannung. Der berühmteste Dichter jener Zeit, Dantes Freund Giovanni di Virgilio, hatte eine Grabschrift verfaßt, die aber nicht zur Anwendung kam.

Theologus Dantes, nullius dogmatis expers,
Quod foveat claro philosophia sinu,
Gloria Musarum, vulgo clarissimus auctor
Hic iacet et fama pulsat utrumque polum.
Qui loca defunctis graduum regnumque gemellum
Distribuit logicis (laicis) rethoricisque modis.
Pascua Pieriis demum resonabat avenis,
Atropos heu! lectum (laetum) livida rupit opus.
Huic ingrata tulit triste Florentia fatum
Exilium vati patria cruda suo.
Quem pia Guidonis gremio Ravenna Novelli
Gaudet honorati continuisse ducis.
Mille trecentis ter septem Numinis annis
Ad sua Septembris idibus astra redit [1].

[1] Dante, der Gottesgelehrte und jeglicher Wissenschaft kundig,
Welche die Philosophie heget in glorreichem Schoß;
Ruhm der Musen, der schuf dem Volke die herrlichste Dichtung,
Liegt hier bestattet, sein Ruf hallet an beiderlei Pol.
Der den Seelen austeilte die manchfachen Wohnungen jenseits
Mit des Gedankens Kraft und mit der Rede Gewalt;
Welcher zuletzt mit pierischem Rohr durchtönte die Auen:
Doch das herrliche Werk hemmte der Atropos Neid.

Die Nachwelt vergaß es nicht, ihre Bewunderung und ihren Dank durch alle Jahrhunderte dem Dichter zu zollen. Als Ravenna unter die Herrschaft der Venezianer gekommen war, ließ Bernardo Bembo, der Priore der Stadt und Vater des bekannten Kardinals Pietro Bembo, durch den berühmten Pietro Lombardi ein Grabmal bauen (1483), das unter der päpstlichen Regierung die Kardinallegaten Domenico Corso (1692) und Valentino Gonzaga (1780) erneuerten und ausschmückten. Die äußere Form desselben stellt einen kleinen Tempel dar, von einer Kuppel überwölbt; im Innern sind die Bildnisse der beiden Lehrer Dantes, des Vergilius und Brunetto Latini, sowie seiner beiden Beschützer, des Cangrande della Scala und Guido Novello da Polenta, angebracht. In der Mitte steht der Marmorsarkophag, über ihm Dantes Bild in erhabener Arbeit. Die Inschrift, welche Bembo darüber gesetzt, lautet:

Iura Monarchiae, Superos, Phlegethonta lacusque
Lustrando cecini, voluerunt fata quousque;
Sed quia pars cessit melioribus hospita castris
Auctoremque suum petiit felicior astris,
Hic claudor Dantes patriis extorris ab oris,
Quem genuit parvi Florentia mater amoris [1].

Es ist ein an Umfang kleines Denkmal, Dantes Grab, aber von einer Bedeutung, die weit über Italiens Grenzen hinausreicht. Von ihm ist eine Bewegung ausgegangen, die in immer weiteren Kreisen fortwaltet und alle Geister erfaßt, in denen der Sinn für das Große, Erhabene, echt Menschliche und Göttliche nicht erstorben ist. Dantes Schöpfung gehört zu jenen wenigen Werken, welche der menschliche Genius hervorgebracht, deren Größe und Schönheit in demselben Maße wächst, als wir uns in

---

Ihm schuf undankbar Florenz ein trauriges Schicksal,
Da es den eigenen Sohn hartherzig stieß ins Exil.
Doch es freuten Ravenna sich und Guido Novello,
Daß sie barmherzigen Sinns boten dem Dichter ein Heim.
Tausend dreihundert und siebenmal drei der Jahre nach Christus
Mitte September kehrt' er zu den Sternen zurück.

[1] Rechte der Monarchie sang ich, das jenseitige Leben,
Das ich durchforscht, soweit nur immer es Gott mir gegeben.
Doch weil mein besserer Teil sich schwang zu den Scharen der Geister
Und nach ihm hingeeilt, dem allmächtigen Schöpfer und Meister,
Liege ich hier in der Gruft, entfernt vom heimatlichen Lande.
Florenz wohl mich gebar, doch wenige Lieb' mir zuwandte.

dieſelben vertiefen, deren Wert allen Wechſel der Zeiten überdauert und jedes folgende Jahrhundert immer mehr zu würdigen vermag.

Wer Dante nicht kennt, hat Cornelius einmal geſagt, hat kein Verſtändnis für die mittelalterliche Kunſt, wie der, welcher Homer nicht geleſen, die Kunſt der Griechen nicht verſteht. Darum haben alle großen Maler, von Giotto und Orcagna an bis Michelangelo, an Dante ſich gebildet, und wo immer die dichtende und plaſtiſche Kunſt ſich verirrt hatte, konnte ſie durch die Rückkehr zu ihm ſich wieder zurechtfinden, läutern und wiedergebären. Doch Dante iſt nicht bloß Vorbild für die Kunſt: alles in ihm iſt lehrhaft. In ihm hat ſich das Mittelalter noch einmal zuſammengenommen und ſein letztes und herrlichſtes Lied geſungen. Glauben und Wiſſen, Philoſophie und Theologie, Gnade und Freiheit, Myſtik und Scholaſtik, Welt und Kirche, Kaiſertum und Papſttum, alle dieſe mächtig bewegenden Gewalten und Inſtitutionen, die in ihrem harmoniſchen Zuſammenwirken die Welt des Mittelalters ſeit Kaiſer Karl dem Großen aufgebaut haben, erſcheinen da noch einmal, in das Reich des Idealen erhoben, vom Lichte der Poeſie verklärt, wie ein ergreifender Schlußakkord, in dem alle Stimmen des Lebens ausklingen.

Die Weltgeſchichte hatte ein neues Blatt aufgeſchlagen, als Dante ſeine Dichtung ſchuf; ſeine Zeitgenoſſen verſtanden ihn darum nicht mehr. Undank lohnte ihm, wie allen, die, ihren Idealen treu, über den Hader der Parteien und den trüben Nebel ſelbſtſüchtiger Strebungen zu dem reinen Äther der ewigen Gedanken ſich erheben, fern dem lauten Lärm des Marktes, unbekannt mit den wechſelnden Strömungen des Tages, nicht ſich kümmernd um den Zorn oder das Lob der Menge, deſſen Wert er ſelbſt am beſten gekennzeichnet hat.

Non è il mondan romore altro che un fiato
Di vento, che or vien quinci ed or vien quindi
E muta nome, perchè muta lato.
— — — — — — — —
La vostra nominanza è color d' erba,
Che viene e va, e quei la discolora
Per cui ell' esce della terra acerba[1].

[1] Dante a. a. O., Purgatorio XI 100 115:

Der Lärm, den in der Welt man macht, nichts iſt er
Als Windeswehen, bald hier-, bald dorther kommend,
Das Namen tauſcht, weil's Himmelsgegend tauſchet.
— — — — — — — —

Es gereicht uns zur besondern Befriedigung, daß hier in Ravenna des Dichters Grab steht. Ist ja doch Ravenna so recht eine Gräberstadt. Hier wurde das weströmische Reich begraben, als der König der Heruler, Odoaker, den Kaiser Romulus Augustulus vom Throne stieß (476); hier wurde das unter Theodorich so herrlich aufblühende Reich der Goten begraben, als Belisar dessen Hauptstadt Ravenna nahm (539); hier endlich wurden die letzten Trümmer des oströmischen Reiches zu den Toten gelegt, als die byzantinischen Exarchen, von den Langobarden gedrängt, weichen mußten und Pippin Stadt und Land dem Römischen Stuhle übergab (755). In Dantes Mausoleum liegt das Mittelalter begraben, aber nur was sterblich an ihm war. Die ewigen Ideen, die es beseelten, von denen es lebte, die es begeisterten und zu so hohen Taten trieben, die den Heiland und die Göttliche Komödie gedichtet, die Dome gebaut, das Rittertum geschaffen und den Grund zu unserer gesamten Zivilisation gelegt, sind nicht gestorben; sie walten fort durch alle kommenden Geschlechter, und gerade unser Dichter ist deren bester und erhabenster Prophet. Was er verlangt, gestrebt, sein ganzes Leben lang gesucht, was ihm im Paradiese durch besondere Huld geworden, die Anschauung Gottes und in ihr die der ungeschaffenen, unbegrenzten, ewigen Wahrheit, Schönheit, Liebe: das ist ja das Sehnen aller Kreatur, das hier unstillbare Streben eines jeden geschaffenen Geistes.

Luce intellettual piena d'amore,
Amor di vero ben pien di letizia,
Letizia che trascende ogni dolzore[1].

Darum stehen wir an seinem Grabe nicht ohne Wehmut, aber voll Hoffnung; was tot ist, ist tot, und die Toten kehren nimmer wieder. Aber seine Verachtung alles Irdischen und Vergänglichen, sein Haß gegen alles Unwahre, Niedrige, Gemeine, sein Glaube an eine Welt des Geistes und an ein Reich Gottes, seine unbegrenzte, starke, treue Liebe zu allem Hohen, Heiligen und Erhabenen, dessen Symbol er von

Nachruhm dahier ist wie das Grün des Grases,
Das kommt und geht, und das dieselbe Sonne
Entfärbt, durch die's der Erd' erst frisch entsprossen.

[1] Dante a. a. O., Paradiso XXX 40:

Intellektuelles Licht, erfüllt mit Liebe,
Liebe des ewigen Guts, erfüllt mit Wonne,
Wonn', übertreffend alle Süßigkeiten.

früher Jugend an in Beatrice erblickt hatte: das lesen wir immer heraus aus seinen Werken, das tritt lebendig vor unsere Seele, wenn wir hier stehen an seinem Grabe.

Hochgemutet, durch sein Wort und Vorbild gestählt, gehen wir hinweg, wieder hinein in die stillen Gassen der Stadt, wo kein geschäftiges Treiben uns in unsern Betrachtungen stört. Die knabenhaften nationalen Demonstrationen so vieler modernen Italiener, dieses kindische Spiel mit den dreifarbigen Fahnen, mit Bürgerwehr und Garibaldi-Feier, dieser wohlfeile, gemeine Übermut Priestertum und Kirche gegenüber, vor welchen der große Dichter sich stets in Demut und Ehrfurcht gebeugt hatte, kommt uns doppelt verächtlich vor und widert uns unsäglich an, wenn wir kurz zuvor seine Totengruft gesehen haben. ‚Warum baut ihr denn so nicht mehr?' fragte ich einmal auf der Piazza Maggiore zu Bologna einen gerade vorübergehenden Herrn, der nicht ohne Selbstgefühl mich vor San Petronio bewundernd stehen sah. Erano uomini, antwortete dieser; ‚damals gab es Männer'. Diese Antwort läßt sich auch nach vielen andern Beziehungen auf das heutige Italien anwenden. Italien hat keine Männer mehr, und die wenigen, die es hat, will es nicht und würde sie ausstoßen, wenn es könnte, wie Florenz Dante ausgestoßen hat. Nur selten findet sich hier noch, was selbst der Heide gefeiert hat, jene

Virtus, repulsae nescia sordidae,
Intaminatis fulget honoribus;
Nec sumit aut ponit secures
Arbitrio popularis aurae [1].

Wie würde des Dichters Unmut hoch aufwallen, welche Zornesworte würde er rufen über dieses Pygmäenvolk, das sich das offizielle Italien nennt! Ihm galt nichts höher als Treue, dort ist Eidbruch und Verrat; sein Mund sprach nichts als Worte der Wahrheit und Überzeugung, auch vor Kaiser und Papst, dort ist Lüge, Trug und politische Heuchelei; ihm war der Glaube das höchste Gut, dort ist Unglaube und Haß aller Religion und Hymnengesang auf den Satan;

[1] Horat., Carm. III 2:

Tugend, die rein von schmählichem Namen
In eigner Ehre stets unbeflecktem Glanz,
Der nicht gibt noch nimmt ihre Herrschaft
Wechselnde Gunst der großen Menge.

er hat Unschuld, Reinheit und Jungfräulichkeit in unsterblichen Versen gefeiert, dort sind alle Städte voll Unzucht, die am besten Mark des Volkes frißt; er hat sich vor dem Papste, dem Haupte der Christenheit, in Ehrfurcht gebeugt, wie der Sohn vor dem Vater[1], dort ist Hohn und Spott und Schmähung über ihn ohne Ende.

Eheu! cicatricum et sceleris pudet
Fratrumque. Quid nos dura refugimus
Aetas? quid intactum nefasti
Liquimus? Unde manus iuventus
Metu deorum continuit? quibus
Pepercit aris?[2]

Würde jetzt seine Dichtung entstehen, in dem neunten, tiefsten Kreise der Hölle, bei den Verrätern würde er so manchen Gestalten der Gegenwart ihren Platz anweisen.

Ahi, serva Italia, di dolore ostello,
Nave senza nocchiero in gran tempesta,
Non donna di provincie, ma bordello![3]

III.

Um uns zurechtzufinden, biegen wir von den Minoriten in die nächste Straße ein, die zur Eisenbahnstation führt; nicht lange haben wir zu gehen, und wir stehen vor dem Grabe des Königs der Ostgoten, Theodorich. In wenigen Minuten finden wir uns um weitere 800 Jahre in die Vergangenheit zurückversetzt. In dem Grabmonument des mächtigen Gotenkönigs kündet sich das Mittelalter bereits an. Noch ist der Formensinn der Antike nicht gänzlich untergegangen. Die Abendsonne der sinkenden römischen Kultur wirft ihre

---

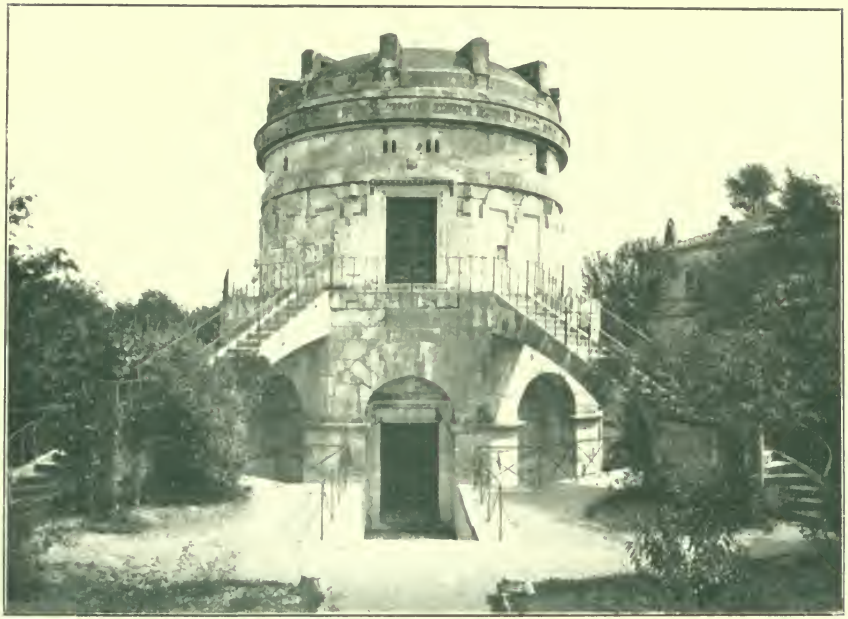
[1] De Monarchia (in fin.).

[2] Horat., Carm. I 35:

Ach! auf der Brüder Narben und Frevel hin
Schaun wir errötend. Blieb in dieser Zeit
Fremd uns ein Greu'l? Ward nicht von frechen
Händen das Heiligste selbst betastet?
Wen hielt der Götter Furcht vor Verbrechen ab?
Blieb rein ein Altar?

[3] Dante, Divina Commedia, Purgatorio VI 76:

Weh dir, Italien, Sklavin, Haus des Jammers,
Schiff ohne Steuermann in großem Sturme,
Nicht Herrin der Provinzen mehr, nein, Metze!



Grabmal Theodorichs bei Ravenna.

letzten scheidenden Strahlen auf dieses Werk; aber wir ahnen: eine neue Welt ist im Anzuge, die Welt der Germanen, die das, was die römische Kunst geschaffen, zum Teil zerstörte, zum Teil bewahrte, zum Teil in einem neuen Geist umgestaltete und ebendarum eine neue Kunstperiode hervorrief.

Theodorichs Monument steht in einem Gartenfeld außerhalb der Stadt und ist zum Teil in Sumpf versunken; der Weg dahin führt durch hohes Gras und stehendes Wasser, das man unter der päpstlichen Regierung vergebens abzuleiten sich bemüht hat; die ganze Ebene nach dem Meere zu ist Sumpfland. Die Einsamkeit ringsumher, wenngleich so nahe bei der Stadt, ist groß; wie umweht von den Geistern der Vergangenheit, steigt vor uns das Grabgewölbe empor. Dieses erhebt sich auf gewaltigen Quadern von Marmor, welche ein Zehneck bilden: zwei Geschosse ruhen übereinander; die untere Gruft, in Kreuzesform konstruiert, war wohl die Stätte, wo ursprünglich Theodorichs Sarg stand; die obere ist rund und läßt uns durch eine Öffnung in der Mitte in die untere blicken. Eine ziemlich flache Kuppel, aus einem einzigen Felsblock gebildet, legt sich darüber; dieser hat einen Durchmesser von 34 Fuß (10 m) und wirkt überwältigend durch seine Massenhaftigkeit. Es ist, als habe sich hier mit den Erinnerungen an die alte römische Kunst die riesenhafte Kraft und Kühnheit der Nordlandsrecken verbunden, die in den Gebirgen von Istrien oder Dalmatien diesen Koloß brachen und hierher schleppten, um ein solches Mausoleum ihrem großen Könige aus dem Hause der Amaler zu errichten. Keine Macht der Welt, so mochten seine Erbauer gedacht haben, sollte es je zu zerstören imstande sein; selbst der Blitzstrahl fiel wirkungslos darauf, nur einen Riß konnte er in die Felsenkuppel sprengen. Der Nordländer findet sich beim Anblicke dieser Felsengruft heimatlich angemutet; sie erinnert ihn an die Hünengräber des Nordens, wo übereinander gewälzte Steinblöcke die Grabhügel der Führer und Könige jener gewaltigen Menschen wurden, für welche die Gegenwart kein Maß und kaum noch ein Verständnis hat.

Seit Menschengedenken steht das Grab leer; was aus Theodorichs Leiche geworden ist, wissen wir nicht; die obere Gruft, für die nachfolgenden Toten aus seinem Hause bestimmt, blieb wohl immer leer; denn dem Gotenreiche war nur eine kurze Dauer beschieden; Theodorichs Nachfolger, Vitiges, Totila, Teja, gerieten

teils in Gefangenschaft, teils fielen sie auf dem Schlachtfelde; ihre Leichname wurden die Beute ihrer Feinde.

Kaum 60 Jahre hat die Gotenherrschaft in Italien gedauert; von mehr als 200000 streitbaren Männern, über welche Theodorich bei der Erstürmung Ravennas (493) einst gebot, war nach dem Entscheidungskampfe unter Teja (553) nur noch eine kleine Schar von 1000 übriggeblieben. Aus Achtung sowohl wie aus Furcht vor ihrer heldenmütigen Tapferkeit, da sie ihr Leben teuer verkauft hätten, schonte ihrer der griechische Sieger. Sie legten die Waffen nieder und wanderten aus; spurlos sind sie verschwunden. Es ist eine große Tragödie, reich an ergreifenden Szenen, die Geschichte der Goten in Italien. Wer an den fieberhauchenden, traurigen Ufern des Sees von Bolsena vorüberwandert, der wirft wohl einen gedankenvollen Blick auf die kleine, verlassene Insel in dessen Mitte. Hier lebte Amalasuntha, Theodorichs hochgebildete Tochter, in der Verbannung, und hier fand sie einen gewaltsamen Tod (535). Welch eine herrliche Erscheinung ist sie nicht neben ihrem Vater, dem der Geschichtschreiber der Goten, Jornandes, schon als Knaben den Preis der Schönheit zuerkennt (puer elegans)! Vitiges, den statt des verweichlichten, kriegsuntüchtigen Theodat das Gotenheer auf den Schild hob und zu seinem König ausrief! Die Heldengestalt des Totila, der in Ehrfurcht vor St Benedikt sich beugt und als der Tapferste seines Heeres diesem in glänzender Rüstung voranzieht in die verhängnisvolle Schlacht in der Ebene von Taginä, die ihm den Tod brachte (552)! Teja, der mit der zusammengeschmolzenen Schar seiner Getreuen im Angesichte des Vesuvs den letzten Verzweiflungskampf kämpft gegen byzantinische Übermacht!

In mehr als 60 Gefechten hatte Vitiges gesiegt; aber dem überlegenen Feldherrntalente eines Belisar und Narses sowie der ererbten Kriegszucht ihrer Truppen gegenüber konnte das germanische Ungestüm seiner Krieger so wenig auf die Dauer standhalten als einst ihre Stammesgenossen den kriegskundigen Legionären Cäsars; er fiel gefangen den Griechen in die Hände (539), weniger glücklich als Totila und Teja, die einen ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfelde fanden. Innere Spaltungen hatten nicht wenig dazu beigetragen, das Reich der Goten zu schwächen und ihren Untergang zu beschleunigen. Goten verließen die Sache ihres Volkes und gingen über zu dem Feinde, über den Interessen ihrer Familie vergaßen

viele das Gesamtbewußtsein der Nation. So ward Italien für die Goten ein Totenfeld wie für so viele Deutsche in den Jahrhunderten nach ihnen. Was die Zersplitterung nicht bewirkte, was das Schwert nicht fraß, das tötete der heiße Sonnenbrand vor den Mauern Roms und der gifthauchende Boden der Campagna. Den eisigen Stürmen des Winters in ihrer nordischen Heimat hatten ihre starken Leiber leicht widerstanden; aber mit den weichen, schmeichelnden Lüften des Südens sogen sie den Keim des Todes ein. Überdies lag es in der Natur der Verhältnisse, daß die Goten ein dauerndes Reich in Italien nicht begründen konnten. Zwei Völker, zwei Staatswesen, das alte Römerreich und die Gotenherrschaft, nur in der Person des Königs geeint, zwei Kirchen — Italien war katholisch, die Goten waren Arianer — konnten nicht für lange Zeit nebeneinander bestehen; schon unter Amalasuntha zeigt sich der Antagonismus der Goten gegen die von ihnen gehaßte und verachtete romanisierende Richtung.

So ist ihr Schicksal der Prototyp für alle späteren Unternehmungen ausländischer Mächte, die in Italien sich bleibend festzusetzen versuchten: Griechen, Araber, Franzosen, Spanier, Deutsche. Die Geschichte ihrer Eroberungen und ihrer Vertreibung bildet das stehende Thema der italienischen Geschichte. Und so wird es immerfort sein; denn es bleibt immerfort wahr des Dichters (Filicaja) Wort:

Italia! Italia! O tu, cui feo la sorte
Donna infelice di bellezza, ond' hai
Funesta dote d' infiniti guai,
Che in fronte scritti per gran doglia porte!

Deh, fosse tu men bella o almen più forte,
Onde assai più ti paventasse, o assai
T' amasse men chi del tuo bello ai rai
Par che si strugga, e pur ti sfida a morte [1].

[1] Italien, o du, auf dessen Auen
Der Himmel gab unsel'ger Schönheit Spenden,
Die dir gebracht als Mitgift Leid ohn' Enden,
Das klar geschrieben steht auf deinen Brauen!

Möcht' ich dich minder schön und stärker schauen,
Damit mehr Furcht und mindre Lieb' empfänden
Die, so nach deinem Reiz sich schmachtend wenden
Und dennoch dich bedrohn mit Todesgrauen.

Über Theodorich selbst gehen seit ältester Zeit die Urteile sehr auseinander. Dem einen ist er eine herrliche, erhabene Gestalt, die vollendete Erscheinung echt germanischen Wesens, eine Heldennatur ohne Flecken und ohne Falsch — so stellt in Dietrich von Bern die deutsche Sage ihn dar; den andern ist er nur einer der vielen Barbarenkönige, welche Italien mit ihren Völkern überzogen und zertreten haben. Beide haben unrecht. Theodorich, seit seinen Knabenjahren in Byzanz erzogen, hatte dort griechische Bildung, Wissenschaft und Kunst achten gelernt, wiewohl er selbst nur zur Not seinen Namen schreiben konnte; in den besseren Tagen seiner Regierung gestattete er darum auch dem hochgebildeten Römer, dem Senator Magnus Aurelius Cassiodorius, dem späteren Stifter und Abt des Klosters Vivarium bei Squillace, allen Einfluß auf seine Regierungshandlungen, ja dieser war die Seele derselben, und die meisten unter Theodorich erlassenen Gesetze haben ihn zum Urheber. Die fama civilitatis, die disciplina, die Begründung und Aufrechterhaltung eines geordneten Staats- und Rechtslebens war darum das Ziel seiner gesamten gesetzgeberischen Tätigkeit. Nicht rohe Gewalt sollte herrschen, sondern Recht und Gesetz[1]; mit der Kraft von Helden sollten seine Goten die Liebe zu Gesetzlichkeit und Bildung verbinden[2].

Doch auch Theodorich war nicht frei von den Lastern der Barbaren, Wildheit und Treulosigkeit. Drei Jahre lang hatte Odoaker ihm mannhaft in Ravenna Widerstand geleistet; statt solchen Heldenmut auch in dem Gegner zu ehren, brach Theodorich den Vertrag mit ihm, den der Erzbischof von Ravenna vermittelt hatte. Er ließ ihn zum Gastmahle laden und dabei meuchlings morden; ebenso richtete er unter allen seinen Angehörigen und Getreuen ein Blutbad an. Auch das Ende seines Lebens hat er durch Argwohn, Zorn und Grausamkeit befleckt. Papst Johannes, den er zu einer Sendung nach Konstantinopel genötigt hatte, ließ er voll Mißtrauen ins Gefängnis werfen, wo dieser in Elend und Kummer starb. Boëthius, der ‚letzte Römer', wurde auf den Verdacht hin, gegen den König minder loyal gesinnt zu sein, bei Pavia gefangengesetzt und grausam hingerichtet; ebenso dessen Schwiegervater Symmachus.

[1] Cassiodor., Var. 9, 19: Nostra civilitate cognita, spes truculentis moribus auferatur.

[2] Ebd. 8, 9: In eo, qui bellicosus esse creditur, civilia plus amantur.

Gotorum laus civilitas custodita[1], ſagt Caſſiodorius von der Regierung Theodorichs; ein ſchöneres Lob konnte er ſeinem königlichen Herrn nicht ſpenden. Unter ihm genoß daher Italien verhältnismäßig mehr Ruhe als in den Jahrhunderten nachher. Doch die Italiener haben ihm darum nie Dank gewußt. Allen Ruin Roms und des Landes, die Vernichtung der Kunſtwerke, die Zertrümmerung aller Prachtbauten in Italien haben ſie von jeher den Goten zugeſchrieben; der Name ‚gotiſch‘ wurde der Inbegriff alles Rohen, Geſchmackloſen und gleichbedeutend mit ‚barbariſch‘ bis auf den heutigen Tag.

Es läßt ſich dieſe Tatſache nur aus den Erinnerungen an die Not und den Schrecken erklären, welche die vielen blutigen und verheerenden Kriege bald nach Theodorichs Tod über Italien brachten, namentlich in den letzten Jahren bis zu Tejas Vernichtung, die ganze Länder verwüſteten und Italien zur Einöde gemacht haben. Man muß die Klagen des großen Papſtes Gregor[2] leſen, der von der Höhe ſeines Kloſters auf dem Berge Cölius aus hinausblickt in das Land und da voll Entſetzen nichts ſieht als die Feuerſäulen, die von den eingeäſcherten Städten aufſteigen, Scharen von Gefangenen, die der Feind als Sklaven mit ſich hinwegführt, Hungernde, die umherirren, um Nahrung zu ſuchen, und von Peſt und Krankheit ergriffen dahinſinken. ‚Entvölkert‘, klagt er, ‚ſind die Städte, niedergeworfen die Burgen, die Kirchen vom Feuer verbrannt, die Klöſter zerſtört, die Landgüter ſind menſchenleer, keiner iſt, der ſie bebaut. Verödet und brach liegt der Boden, niemand wohnt da, und dort, wo einſt ſo viele Menſchen lebten, hauſen jetzt wilde Tiere. . . . Siehe, die Welt ſinkt in ſich ſelbſt zuſammen und verdorrt; überall Tod, überall Jammer, überall Troſtloſigkeit; von allen Seiten dringt das Unglück auf uns ein, überall ſehen wir nur Schmerzliches.‘

‚Das Ende der Welt iſt nahe!‘ ruft Gregor in tiefem Schmerze aus. Nicht bloß den dritten Teil alles Landes hatten die Goten unter ſich geteilt; derſelbe Papſt, an deſſen Glaubwürdigkeit zu zweifeln wir keinen Grund haben, erzählt in ſeinen Dialogen Züge von Grauſamkeit, deren in den ſpäteren Tagen nach Theodorichs

[1] Ebd. 9, 14: Der Ruhm der Goten iſt die Pflege des Rechtslebens.
[2] Hom. in Evang. 2, 28; Dial. 3, 38.

Tod die Goten sich gegen die Eingebornen schuldig machten, die uns den Abscheu, der auf dem Namen der Goten später in Italien ruhte, einigermaßen erklärlich machen. Jener wilde Darida, der dem friedlich dahintrabenden Abt Libertinus gewaltsam sein Pferd entriß; jener Zalla, der den Römer mit grausamen Foltern quälte, wie Gregor erzählt, durch verschiedene Martern mißhandelte und zuletzt an sein Pferd band und mit Schlägen vor sich hertrieb, der ‚von einer Wut unmenschlicher Grausamkeit gegen die Mönche und Priester der katholischen Kirche erfüllt war, so daß keiner, der ihm in die Hände fiel, lebendig entrann', — beweisen, daß die Goten das Recht des Stärkeren der wehrlosen Bevölkerung gegenüber nur zu oft mißbrauchten. Totila selbst hatte grausame Rache an den Bürgern der eroberten Stadt Perugia und ihrem Bischof Hortulanus genommen; seine Krieger suchten den jungen Mönch Benedictus lebendig zu verbrennen, der nur wie durch ein Wunder gerettet wurde.

Unter solchen Eindrücken mag auch die Sage über die Ursache von Theodorichs Tod entstanden sein. Seinen vorzeitigen und plötzlichen Tod schreibt diese dem Anblick eines Fisches zu, welcher dem König bei seinem Mahle vorgesetzt worden war. Statt eines Fischkopfes glaubte er das Haupt des ermordeten Symmachus zu sehen, das ihn drohend und Rache verkündend anblickte. Von Entsetzen erfaßt, hob der König die Tafel auf; wenige Tage darauf war er tot (526). Ein Einsiedler hatte ein Gesicht, wie er in Gegenwart des Papstes Johannes und des Patriziers Symmachus, seiner Opfer, barfuß, ohne Gürtel und mit gebundenen Händen in den Schwefelpfuhl der Liparischen Inseln hinabgestoßen wurde[1].

Einen freundlichen Zug mitten in diesem Bilde von blutigen Kriegen und Elend jeder Art bildet der Besuch Totilas bei dem hl. Benedikt auf Monte Cassino. Die Kunde von der Heiligkeit und übernatürlichen Erleuchtung des großen Ordensstifters war auch zu ihm gedrungen; da wollte denn Totila selbst erproben, ob auch sein Ruf begründet sei. Die Art und Weise, wie er sich Gewißheit zu verschaffen suchte, ist so eigentümlich und dem ganzen Wesen dieses rohen, wilden, aber gläubigen Kriegshelden entsprechend, daß wir keinen Augenblick an der Wahrheit der Tatsache zweifeln können.

[1] S. Greg., Dial. 4, 30.

Gregor der Große erzählt dieſen Vorgang alſo: Totila ſandte den Oberſten ſeiner Leibwache, Riggo, zum Heiligen nach Monte Caſſino und gab ihm die vornehmen Goten Vult, Roderich und Blindin als Gefolge mit, welche zumeiſt in der Umgebung des Königs waren; auch gebot er noch andern Hauptleuten, ihm zu folgen, damit man ihn wegen dieſes zahlreichen Gefolges und der Purpurgewänder für den König halte. Aber ſchon von ferne rief der Heilige dem Eintretenden zu: ‚Lege ab, mein Sohn, lege ab, was du trägſt, es iſt nicht dein.‘ Riggo fiel alsbald zu Boden und fürchtete ſich ſehr, weil er es gewagt hatte, mit einem ſolchen Manne ſein Spiel zu treiben; auch alle, die mit ihm zu dem Manne Gottes gekommen waren, warfen ſich zur Erde nieder. Als ſie ſich wieder erhoben hatten, wagten ſie durchaus nicht, ſich ihm zu nähern, ſondern kehrten zu ihrem König zurück und meldeten zitternd, was geſchehen war. Da begab ſich denn Totila ſelbſt zu dem Manne Gottes. Als er ihn von weitem ſitzen ſah, getraute er ſich nicht, ſich ihm zu nahen, ſondern warf ſich zur Erde nieder. Zwei- bis dreimal ſagte ihm der Mann Gottes: ‚Stehe auf!‘ Aber er wagte nicht, ſich vom Boden zu erheben. Da ging Benedikt, der Diener Gottes, ſelbſt zum König hin, hob ihn vom Boden auf und ſagte ihm mit wenigen Worten alles voraus, was über ihn kommen werde. ‚Viel Böſes haſt du getan‘, ſprach er, ‚viel Böſes tuſt du; endlich einmal laß ab von deiner Ungerechtigkeit.‘[1] Es iſt, als hörten wir aus ſeinem Munde die Stimme des unglücklichen italieniſchen Volkes; der arme, waffenloſe Mönch wird der Sachwalter der Unterdrückten gegenüber der Gewalt und vor den Mächten der Welt. So handelte das Mönchtum im Abendlande von Anfang an, das iſt ſeine Miſſion, ſein edles Vorrecht und ſeine Größe zu aller Zeit. Zum Schluſſe ſagte Benedikt dem König voraus, daß er Rom einnehmen, über das Meer ſchiffen und noch neun Jahre regieren werde; im zehnten werde er ſterben. ‚Als der König dies hörte‘, fährt Gregor fort, ‚erſchrak er ſehr, empfahl ſich ſeinem Gebete und ging hinweg. Von jener Zeit an war er weniger grauſam.‘

Noch andere Monumente aus der Gotenzeit bewahrt Ravenna. Gleich an der Hauptſtraße werden die dürftigen Reſte von Theo-

[1] Ebd. 2, 15: Multa mala fecisti, multa mala facis; iam aliquando ab iniquitate quiesce.

dorichs Palaſt gezeigt, eine Mauer, von Ziegelſteinen aufgeführt, welche durch kleine Bogen gegliedert iſt. Wir würden hier nicht die Trümmer einer königlichen Pfalz erkennen, hätten wir nicht in der Baſilika von Sant' Apollinare Nuovo ein muſiviſches Abbild derſelben, an welchem die Ähnlichkeit mit jenem Bauſtile ſich unverkennbar zeigt.

Bei weitem lehrreicher iſt jedoch ein Gang nach der oben genannten, von Theodorich erbauten Baſilika. Sie iſt nicht weit von dem ehemaligen Palaſte entfernt und jetzt großenteils von Gärten umgeben. Da Theodorich mit ſeinen Goten ſich zum Arianismus bekannte, ſo wollte er dieſe Kirche zum gottesdienſtlichen Gebrauche ſeiner Glaubensgenoſſen beſtimmen und darum ſo prächtig als nur immer möglich ausſtatten. Neben ihr ſteht einer jener eigentümlichen Glockentürme, wie wir ſie nur in Ravenna ſehen; während jene der römiſchen Baſiliken im Viereck konſtruiert ſind und in allmählicher Verjüngung durch Frieſe und Geſimſe ebenmäßig gegliedert aufſteigen, haben die Türme zu Ravenna eine zylindriſche Form. Aus rohen Ziegeln aufgeführt, verſchmähen ſie jedes Ornament und erreichen, in beinahe gleichem Durchmeſſer ſich erhebend, keine große Höhe. Ein faſt flaches Dach bildet die Bedeckung.

Das Kreuzſchiff der römiſchen Baſilika fehlt hier gleichfalls. Das Innere iſt gegliedert in drei Schiffe, welche zwei Reihen Säulen von reinem, edlem Marmor teilen; der Kämpferaufſatz iſt bei ihnen ſchon vollſtändig ausgebildet. Unanſehnlich von außen, wie die meiſten altchriſtlichen Baſiliken, trägt ſie in ihrem Innern einen reichen Schmuck; ſie führt darum den Namen in coelo aureo[1]. In der Mitte des 6. Jahrhunderts wurde ſie unter Erzbiſchof Agnellus dem katholiſchen Kultus übergeben. Der muſiviſche Bilderſchmuck ſtellt neuteſtamentliche Szenen dar; ſie beginnen beim Eingange an der linken Wand und kehren, am Chore umwendend, auf der rechten Seite wieder dahin zurück. Dreizehn Bilder aus dem Leben des Herrn ſind auf der einen, ebenſo viele aus ſeiner Leidensgeſchichte auf der andern Seite. Jene ſtellen faſt nur Wundertaten dar; denn dadurch ſollte die göttliche Würde des Erlöſers beſonders hervorgehoben werden. Die Figuren tragen den Charakter der

[1] Im goldenen Himmel.

bildenden Kunſt jener Zeit; die Köpfe ſind breit, die Geſtalten ſtämmig und unterſetzt, die Geſichter groß, die Haltung hat etwas Kindliches; dabei trägt das Ganze ein heiteres Kolorit und iſt mit kräftiger Hand durchgeführt. Um Chriſti Haupt ſehen wir hier bereits den kranzförmigen Nimbus; auf ſeinem Angeſicht liegt ein Ausdruck heiterer, jugendlicher Anmut, wodurch dieſe Bilder, gleich jenen in den Katakomben, ſich weſentlich von den ſpäteren byzantiniſchen Chriſtustypen unterſcheiden, mit finſteren, greiſenhaften Zügen. Unter den Leidensſzenen fehlt die Geißelung, Krönung, Kreuzigung; die früheſte Darſtellung der letzteren kommt erſt in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts vor.

Aus etwas ſpäterer Zeit ſtammen zwei Prozeſſionsbilder, welche auf zwei breiten Wandſtreifen unterhalb der Fenſter angebracht ſind: auf einer lieblichen Wieſe ziehen rechts und links männliche und weibliche Blutzeugen dahin; ihre Hände tragen Blumen — das Symbol des Wohlgeruches ihrer Tugenden —, und auf dem grünen Plan, über welchen ſie wandeln, ſtehen Palmen und blühen Lilien[1]; der Hintergrund prangt in Gold. Es ſind 26 Geſtalten hüben und drüben, die ſich zu Chriſtus und der allerſeligſten Jungfrau auf der einen und andern Seite hinbewegen, wo der Zug ſeinen Abſchluß findet. Jener ſitzt in Majeſtät auf dem Throne, dieſe hat das Kind auf ihrem Schoße, das von den Magiern angebetet wird. Die Prozeſſion geht aus von der Stadt Ravenna, wo wir den Palaſt Theodorichs abgebildet finden; jenſeits erblicken wir die Hafenſtadt Claſſis, dargeſtellt als eine ſtark befeſtigte Burg mit zinnengekrönten Mauern; darüber hinaus iſt das blaue Meer, in dem Fiſche ſchwimmen und Ruderſchiffe gehen.

Auch die ehemalige Taufkapelle der Arianer, nicht weit von Santo Spirito, jetzt Santa Maria in Cosmedin genannt, iſt mit alten Moſaiken geſchmückt, die wahrſcheinlich aus der Zeit Theodorichs ſtammen; jetzt iſt ſie 2 m tief in die Erde geſunken. Dieſelbe bildet ein Achteck und trägt in der Kuppel auf zwei konzentriſchen Kreisflächen die Geſtalten der zwölf Apoſtel, die ſich zwiſchen Palmen auf blauem Hintergrunde über eine grüne Wieſe hin einander zu bewegen. Das Mittelbild ſtellt die Taufe Chriſti dar. In

[1] Das Motiv iſt entnommen aus Pſ 91, 13: Der Gerechte wird blühen wie eine Palme; vgl. Hl 2, 16: Mein Geliebter weidet unter Lilien.

eigentümlicher Gestalt sehen wir hier den Fluß Jordan personifiziert. Er erscheint als ein Mann von riesenhaften Körperverhältnissen; die obere Hälfte des Leibes ist nackt, von den Lenden abwärts trägt er einen meergrünen Überwurf mit rotem Saum. Haupt- und Barthaare sind schneeweiß, und er scheint mit seinen stechenden Augen, seiner großen Nase ganz verwundert dem Vorgange zuzusehen. In der Rechten hält er ein Schilfrohr, zwei rote Krebsscheren (andere wollen hier Korallen sehen) umgeben sein Haupt. Es ist schwer zu bestimmen, ob hier der gotische oder der byzantinische Geist zum Ausdruck gekommen ist.

Als ein glänzendes Meteor, plötzlich aufleuchtend und weithin ganz Italien überstrahlend, war die Gotenherrschaft in diesem Lande erschienen. Wie aus Quadern fest gefügt und unzerstörbar, gleich dem Grabmal des ersten Königs, mochten die erschrockenen Völker des Südens sie erachtet haben. Aber ebenso schnell ist sie wieder verschwunden. Dieses große, zahlreiche, streitbare Volk unserer Ahnen hat nichts hinterlassen, was von seinem Dasein zeugt, als diese wenigen Baudenkmäler, die ich soeben mit einigen Strichen zu zeichnen versucht habe.

Doch *eines* rechnen wir ihnen zu hohem Ruhme. Gerade in Ravenna haben sie nichts zerstört. War es die Ehrfurcht vor dem Heiligen, war es die Achtung vor Kunst und Gesittung, mit welcher Theodorich seine Krieger zu erfüllen suchte: die Denkmäler, welche die Römer erbaut hatten, haben sie sorgfältig bewahrt; das Volk haben sie sich unterworfen durch die Kraft ihres Armes und die Schärfe ihres Schwertes, aber die Kunstwerke der Besiegten tasteten sie nicht an.

IV.

Gehen wir von dem Mittelpunkte der Stadt nach deren Nordende, so steht ein wunderbarer Bau aus der Zeit des römischen Kaiserreiches vor uns. Es ist das *Grabmal der Placidia Galla*, von dieser, der Tochter des großen Theodosius und Mutter des Kaisers Valentinian III., im Jahre 440 errichtet. Sie war eine tiefreligiöse und dabei wahrhaft heroische Natur; in ihr fand Papst Leo der Große in seinen vielen und schweren Kämpfen, ähnlich wie 600 Jahre später Papst Gregor VII. in der Markgräfin Mathilde von Toskana, eine treue und männlich starke Stütze. Ihr

Leben ist eine fast ununterbrochene Folge von ganz außerordentlichen Schicksalen, so recht ein Bild des äußerst bewegten Jahrhunderts, in das es fiel; doch der Abend ihrer Tage verfloß in ungetrübtem Frieden. Als eine Jungfrau von 21 Jahren hatte sie der Westgote Alarich, der Erstürmer Roms, gefangen und nach Kalabrien gebracht, worauf sie dem König Ataulf in Narbonne vermählt wurde. Als dieser durch meuchlerische Hand bei Barcelona (415) gefallen war, wurde sie von dem König Singerich aus dem Palast verstoßen und gezwungen, zwölf Meilen weit zu Fuß und mit Ketten beladen vor dessen Pferd einherzugehen. Unterdessen, als Radagais mit seinen Scharen Italien überzog und Alarich an der Spitze der Westgoten den Sturm auf Rom unternahm, lebte ihr Bruder Honorius in dem durch Natur und Kunst befestigten und fast uneinnehmbaren Ravenna; nachdem sie glücklich zu ihm sich geflüchtet hatte, mußte sie gegen ihren Willen mit dem Truppenführer Konstantius sich vermählen. Doch dieser starb plötzlich, und bald darauf wurde sie mit ihrem Kinde auch von Honorius verstoßen. Nach manchen Wechselfällen kam sie jetzt nach Byzanz, kehrte mit einem Heere wieder, und es gelang ihrer Energie und Klugheit, für ihren Sohn Valentinian den Thron zu gewinnen. Unter dessen Regierung übte sie einen großen Einfluß aus, aber nur zum Wohl des Landes. Hier in Ravenna verlebte sie noch 25, im ganzen ruhige Jahre; mehr als 60jährig starb sie am 17. November des Jahres 450 in Rom. Ihrem Wunsche gemäß wurde sie nach Ravenna in das von ihr gebaute und den hll. Nazarius und Celsus gewidmete Monument gebracht.

Ihre Tochter Honoria dagegen griff in verhängnisvoller Weise in die Geschicke des Landes ein. Zu Konstantinopel wegen ihres leidenschaftlichen Wesens in strenger Haft gehalten, sandte sie an den furchtbaren Hunnenkönig Attila, ‚die Geißel Gottes', durch einen Vertrauten ein Schreiben nebst Trauring, in welchem sie ihm ihre Hand und damit auch den Anspruch auf das Reich anbot. Nun forderte Attila von Valentinian seine Braut und vom Reiche den ihm gebührenden Tribut. Nicht lange nachher begann er seinen verheerenden Zug nach Italien und stand mit seinen Kriegsvölkern im Jahre 452 beim Einfluß des Mincio in den Po. Dort war es, wo ihm der große Papst Leo entgegentrat; die Majestät seiner Erscheinung und die Macht seines Wortes bewogen den wilden Hunnenfürsten, nach Pannonien zurückzukehren.

So stehen wir bei dem Mausoleum der Placidia Galla recht eigentlich vor der Totengruft des altrömischen Reiches; 26 Jahre später stieß Odoaker den letzten Kaiser des Abendlandes, Romulus Augustulus, vom Throne; das alte römische Reich war für immer dahin.

Die Maßverhältnisse der Kirche sind klein; sie ist in der Form eines lateinischen Kreuzes aufgeführt, 46 Fuß (15 m) lang, 39 Fuß (12,6 m) breit und von einer Kuppel überwölbt; diese wie die Nischen und Bogen tragen einen reichen Mosaikschmuck. In der großen Nische steht ein Sarkophag aus Marmor, der vordem die Leiche der Placidia Galla umschloß; wie die Sage erzählt, saß sie in demselben mit kostbaren Gewändern bekleidet auf dem Throne; im Jahre 1577 schoben neugierige Kinder eine brennende Kerze in die Öffnung des Sarges, und alsbald ward der ganze Inhalt zu Asche. Andere Sarkophage stehen in den drei kleineren Nischen; wer in ihnen ruht, ist unbekannt. Vielleicht ist es der Leichnam des Konstantius, des Gemahls der Placidia, vielleicht jener der unglücklichen Honoria, die von Konstantinopel nach Ravenna gebracht wurde und in einem Kloster daselbst starb. Sämtliche Mosaiken haben einen blauen Hintergrund, die Kuppel selbst ist mit Sternen übersät. An ihren vier Ecken sind die vier Symbole der Evangelisten angebracht, im Scheitel prangt ein einfaches goldenes Kreuz; das Ganze ist offenbar ein Bild des Weltalls, welches seine Signatur vom Kreuze empfängt und seine Erleuchtung durch die Evangelien. Tauben trinken zwischen Blumen aus einer Schale; sie sind ein bekanntes altkirchliches Symbol der gläubigen Seele und der Kirche und erscheinen schon in der frühesten Zeit in den Katakomben[1]. Blumen steigen aus Vasen auf, Weinranken winden sich empor zum Ausdrucke des Trostes und der Hoffnung und erinnern gleichfalls an die Gemälde in den Katakomben. Unter der Kuppel, auf den Wandflächen der Lünetten, stehen die Apostel, Petrus mit den Schlüsseln an ihrer Spitze; sie sind die Säulen und die Fundamente[2], auf welche diese neue, übernatürliche Welt gebaut ist.

In der Lünette über der Eingangstür befindet sich das Bild des guten Hirten. Die Darstellung desselben weicht von jener, welche

---

[1] Cyprian., De unit. eccl. p. 196. Augustin., Brevic. collat. pass. Kraus, Roma sotterranea[2], Freiburg 1879, 237. [2] Eph 2, 20.

wir in den Katakomben zu erblicken gewohnt ſind, weſentlich ab. Der Hirt hält ein auf dem Boden aufgeſetztes goldenes Tragkreuz in der Hand; ein Purpurmantel umfließt ſeine Geſtalt, ein goldener Nimbus umgibt ſein Haupt. Die edle Auffaſſung, die Farbenpracht, die richtige Verteilung von Licht und Schatten geben dieſem Bild einen hervorragenden Rang auf dem Gebiete der altchriſtlichen Malerei.

Einige Jahrzehnte früher als die Grabkirche der Placidia Galla wurde die katholiſche Taufkapelle gebaut. Dieſelbe bildet ein Achteck. Kuppel und Wände tragen muſiviſche Darſtellungen, in der Mitte befindet ſich das Becken zum Untertauchen der Täuflinge. Sämtliche Bilder haben Bezug auf die Taufe. Vor allen tritt die Geſtalt Chriſti hervor; er ſteht, bis an die Hüften entblößt, im Waſſer, in langen Locken fällt ſein Haar auf die Schultern herab, Kinn und Wangen ſind von einem wenig dichten, jugendlichen Bart umrahmt. Der Täufer iſt mit einem Felle umkleidet, welches über der linken Schulter liegt; in der linken Hand hält er ein mit Edelſteinen beſetztes Kreuz, während ſeine Rechte aus einer Schale Waſſer über das Haupt des Herrn ausgießt. Unmittelbar darüber ſchwebt in ſenkrechtem Stoßfluge die Taube. Wie Crowe und Cavalcaſelle in ihrer ‚Geſchichte der italieniſchen Malerei‘ ſchreiben, iſt dieſe Auffaſſung Vorbild geworden für alle ſpäteren Darſtellungen dieſes Gegenſtandes; ſelbſt Giottos Fresken zu Santa Maria dell’ Arena zu Padua erinnern noch daran. Auf der rechten Seite des Bildes ragt die Geſtalt des Jordans bis an die Lenden aus dem Waſſer hervor, mit feuchtem Haupt- und Barthaar und dunklem Inkarnat; in ſeiner Rechten trägt er eine Schilfſtaude. Dem Bilde in der Taufkapelle der Arianer gegenüber iſt er weniger grotesk aufgefaßt, wohl infolge der Einwirkung der Antike. Auf der darunter liegenden Bildfläche ſchreiten zwiſchen ſchlank ſtiliſierten Blumen die Apoſtel über eine Wieſe hin, goldene Kronen in ihren Händen tragend — das Symbol ihres Lohnes im Jenſeits[1]. Idealanſichten dreiſchiffiger Kirchen füllen die Fläche des Frieſes; durch die Taufe empfangen wir eben das Recht zum Eintritt in die Kirche Gottes, darum nannten ſie die Alten ‚Tür der Kirche‘. Über den Giebeln der acht großen Rundbogenfenſter ſind gleichfalls ſymboliſche Bilder angebracht, in

[1] 2 Tim 4, 8.

denen die Kunst der Katakomben zum letztenmal nachklingt und das erste Aufleuchten jener des Mittelalters sichtbar wird.

V.

Dante, Theodorich, Placidia Galla, diese drei Namen sind die Signatur dreier großer Zeit- und Kulturperioden. Aber Ravenna ist eine Schicksalsstadt; so erinnern wir uns denn, während wir durch seine verlassenen Straßen wandern, noch eines andern Namens von hoher historischer Bedeutung, die bis in unsere Gegenwart hereinragt. Nicht auf einem Grabmal steht er geschrieben, aber ein anderes Monument nennt ihn, das reich ist, prächtig, einzig in seiner Art im Abendlande — Kaiser Justinian, den Erbauer der Kirche von San Vitale (528—547).

Das Glück war ihm günstiger als seinen Vorgängern in der Regierung; die genialen Feldherren Belisar und Narses entrissen nach langen, hartnäckigen Kämpfen Italien der gotischen Herrschaft, während sie die von Osten andrängenden Feinde in Schranken hielten. Die kaiserliche Gewalt erstreckte sich wieder von Kleinasien bis zu dem Mittelländischen Meere. Seine Rechtsgelehrten kodifizierten die römische Gesetzgebung und umgaben dadurch seinen Namen mit unsterblichem Ruhme. So warf denn der Glanz seiner Regierung seine Strahlen auch auf Ravenna, wo die Exarchen, seine Statthalter, wohnten; hier erhob sich unter seiner Ägide jener wunderbare Bau von San Vitale, ein Nachbild der Hagia Sophia zu Konstantinopel. Er sollte den Sieg der katholischen Kirche über den Arianismus verkünden, den Namen des Kaisers verherrlichen und alle Kunstleistungen der früheren Epoche zusammenfassen.

Reisende, welche Konstantinopel gesehen und dann nach Ravenna kommen, versichern, daß sie hier eher in Byzanz sich fühlen als dort, wo Schmutz, Elend und Barbarei auf allem liegt. In der Tat hatte Justinian in Ravenna ein zweites, abendländisches Byzanz zu gründen gesucht; die Politik seiner Exarchen, die 200 Jahre hindurch mehr oder weniger glücklich und mächtig hier mit all dem Prunke und den Formen oströmischer Regierungskunst walteten, die Kunst, welche in dieser Zeit ihre Vorbilder Byzanz entlehnte, selbst die Kirche empfing einen Einfluß von Konstantinopel her, welcher der Befestigung und Ausbreitung griechischer Bildung und griechischen Wesens günstig war.

Kaiser Justinian mit Gefolge. Mosaik in San Vitale zu Ravenna.

So kann es uns nicht wundernehmen, daß auch das Schisma, welches in späteren Jahrhunderten die morgenländische Christenheit von dem Abendlande trennte, hier in Ravenna schon sehr früh seine Schatten vorauswarf. Unter der Regierung Justinians gelang es der katholischen Kirche, den Arianismus vollständig zu besiegen, nachdem dieser durch den Fall des Gotenreiches ohnehin seine Wurzeln in der Bevölkerung verloren hatte. Der erzbischöfliche Stuhl ward von den Kaisern mit ehedem den Goten gehörenden Gütern und Liegenschaften reichlich ausgestattet und mit Ehren überhäuft; sie erhoben diese Kirche zur Würde einer Metropole und verliehen ihren Bischöfen das Pallium, wie Agnellus, der byzantinisch gesinnte Geschichtschreiber im 9. Jahrhundert, berichtet[1]. Der Bischofssitz, durch Apollinaris, einen Schüler des hl. Petrus, gegründet, genoß durch seinen Stifter und sein hohes Alter großes Ansehen. Hierauf gestützt, durch die Gunst des Kaisers ermutigt und durch ihre großen Reichtümer übermütig geworden, wandten sich die Inhaber des Stuhles von Ravenna mehr und mehr von Rom ab und Byzanz zu, von wo ihnen Schutz und Ehren wurden. Sie suchten sich daher dem Patriarchalverbande mit Rom zu entziehen und den Päpsten gegenüber, welche als Patriarchen des Abendlandes von jeher ein besonderes Hoheitsrecht über sie geübt hatten, ihre Selbständigkeit (*αὐτοκεφαλία*) zu behaupten.

Der byzantinischen Hofpolitik kamen diese Bestrebungen der Erzbischöfe von Ravenna sehr erwünscht. Konnten diese doch nur dadurch auf Erfolg hoffen, daß sie, um der Gunst der Kaiser sicher zu sein und ihren Schutz zu gewinnen, rückhaltlos sich dem Cäsaropapismus in die Arme warfen, der in Konstantinopel, namentlich infolge der christologischen Häresien und der Eifersucht der Erzbischöfe von Konstantinopel gegen Rom und die alten Patriarchalkirchen, immer mächtiger und verhängnisvoller sich entwickelte. Nur der Papst zu Rom beugte sich nicht vor einem Systeme, das für ewige Zeiten mit dem Namen Byzantinismus gebrandmarkt ist, das die großen Gedanken des Christentums in den Dienst orientalischer Despotengelüste stellt und ebendeswegen fälscht, welches das Priestertum käuflich macht und entwürdigt, die Kirche aber, die makellose Braut Christi, dem Hasse und der Verachtung preisgibt, indem es sie zur Magd des

[1] Wahrscheinlich gab Justinian nur seine Zustimmung zum Empfang des Palliums von Papst Vigilius (546).

Staates erniedrigt. Mehr oder weniger mußte der Papst darum schon in jenen Jahrhunderten den Griechen als ein Unbotmäßiger erscheinen, welcher die Majestät der Kaiser nicht in dem Maße gelten ließ, wie diese es forderten und der Hofklerus auch anzuerkennen sich gewöhnt hatte. Zu seiner Bekämpfung, und zwar in Italien selbst, bot sich darum kein besseres Werkzeug dar als der Ehrgeiz der ravennatischen Bischöfe.

Bis zu Beginn des 2. Jahrtausends können wir diese zentrifugalen Bestrebungen der Nachfolger auf dem Stuhle des hl. Apollinaris verfolgen. Noch im 11. Jahrhundert ließ sich der Erzbischof Wibert von Ravenna herbei, von Heinrich IV. als Gegenpapst Gregor VII. entgegengestellt zu werden; erst mit dem Sinken des Einflusses von Byzanz, zumal als Ravenna auch seine politische Bedeutung mehr und mehr verloren hatte, nehmen diese schismatischen Bestrebungen ein Ende. —

Ein Jahrtausend ist seitdem vorübergegangen. Nur 16 Jahre lang waren die Griechen in ruhigem Besitze von Italien. Den anstürmenden Langobarden gegenüber, die der vom byzantinischen Hofe schwer beleidigte Narses gerufen hatte, mußten sie mehr und mehr zurückweichen und blieben nahezu 200 Jahre auf das Exarchat, das Gebiet der heutigen Romagna, beschränkt. 700 Jahre später hatten sie nicht bloß das Exarchat und Italien, hatten sie alles verloren. Die Hagia Sophia ward in eine Moschee verwandelt, der Halbmond glänzte über Konstantinopel. Daß er nicht auch über San Vitale aufgerichtet ward, daß in diesem herrlichen Tempel noch christlicher Gottesdienst gefeiert wird und der Erzbischof von Ravenna noch dieser ist, von einem gläubigen Volke umgeben, das ist nicht zum geringsten Teile das Verdienst der Päpste, eben dieser, gegen welche, gestützt auf das zerbrechliche Rohr der Staatsgunst, die Vorsteher der Kirche von Ravenna so gerne, aber umsonst ankämpften. Rom blieb stehen und wird stehen, welche Wandlungen auch immer in den kommenden Geschlechtern das Angesicht der Erde verändern mögen; mit Rom und durch Rom stehen alle katholischen Bischöfe der Welt, nicht gehalten von dem Arme irdischer Machthaber, die heute sind und morgen nicht mehr gefunden werden, nicht getragen von der wandelbaren Gunst der Menge, die jetzt ihren Erwählten einen Triumph auf dem Kapitol zuerkennt und bald darauf sie den Tarpejischen Felsen hinabstürzt. Nicht auf Menschenkraft ist es gegründet, noch haben menschliche

Geſetze ihm ſeine Prärogativen gegeben. Seinem Oberhirten hat die Hand des Herrn ſelbſt das Siegel der Unvergänglichkeit auf die Stirne geſchrieben, und Gottes Wort hat ihm den Beſtand bis ans Ende gewährleiſtet.

Die zentrale Kuppelanlage, welche wir als Grundform vielfach in der altchriſtlichen Baukunſt Italiens finden, erſcheint auch in San Vitale. Während ſie aber dort nur an Gebäuden von geringeren Dimenſionen angewendet wird, iſt ſie hier in großen Verhältniſſen durchgeführt; dabei ſind die Maſſen ſo reich und mannigfach gegliedert, daß dieſe Kirche alle Vorbilder weit übertrifft. Den Hauptraum bildet ein Achteck von 47 Fuß (15 m) Durchmeſſer, begrenzt durch kräftige Pfeiler, welche den Oberbau mit der Kuppel tragen. Zwiſchen dieſen erweitert ſich der Mittelraum in einzelnen großen Niſchen, welche in zwei Geſchoſſen von Säulenſtellungen durchbrochen werden; dieſe ſtellen unten die Verbindung mit den Umgängen, oben mit der Emporgalerie her. Wo der Raum rechtwinklig ſich öffnet, liegt der Chor, der in einer Apſis abſchließt und mit herrlichen, wohlerhaltenen Moſaiken geſchmückt iſt. Über den großen Bogen, welche die acht Pfeiler verbinden, erhebt ſich im Achteck die hohe Mauer des Mittelſchiffes, von Fenſtern durchbrochen, die durch Säulen geteilt ſind. Über dieſe wölbt ſich leicht und ſtark die kreisrunde Kuppel; ſie beſteht aus ſpiralförmig ineinander gelegten amphoraartigen Tongefäßen. Dem Chor gegenüber befindet ſich die Eingangshalle mit zwei runden Treppentürmchen.

Der erſte Eindruck von San Vitale iſt überraſchend, blendend, verwirrend; wer von Rom kommt, vermißt ungern hier die ruhige Größe, den majeſtätiſchen Ernſt, die erhabene Einfachheit der altrömiſchen Baſilika mit ihren horizontalen Linien, die das Auge des Eintretenden unwillkürlich durch den Triumphbogen hindurch zu dem Chor und Hochaltar hinlenken. Die klare Durchſichtigkeit und Würde derſelben finden wir hier nicht, aber wir ſtaunen über die Kunſt der Architektur und bewundern den reichen Bilderſchmuck.

Derſelbe ſtellt einen Zyklus von Typen dar aus dem Alten Bunde: Abel, Abraham, Melchiſedech, welche hinweiſen auf das heilige Opfer; andere Darſtellungen ſind der Offenbarung des hl. Johannes entnommen, in welcher der Seher die Zukunft, die Schickſale und Vollendung der Kirche enthüllt. Unſere beſondere Aufmerkſamkeit erregen jedoch zwei in der Apſis befindliche Zeremonienbilder; ſie ſind

charakteristisch nicht bloß für den Bauherrn dieses Tempels, sondern werfen auch ein helles Licht auf die Zustände und Anschauungen jener Zeit. Wir erblicken Kaiser Justinian zur Rechten, die Kaiserin Theodora zur Linken, beide mit glänzendem Gefolge in musivischer Darstellung.

Auf dem ersten Bilde sehen wir den Kaiser in der Mitte; er trägt einen kastanienbraunen Mantel mit goldenem Einsatz, eine Krone auf dem Haupte und in der Hand eine Schale. Neben ihm schreitet der Erzbischof Maximianus mit grünem Mantel über der weißen Tunika und dem Schulterkleid (ὠμοφόριον); seine Rechte hält ein mit Edelsteinen besetztes Tragkreuz, und zwei Diakonen in Dalmatiken gehen neben ihm; der eine von diesen trägt ein kostbar gebundenes Buch, der andere ein Rauchfaß. Dem Kaiser folgen drei hohe Staatsbeamte in langen Mänteln. Den Schluß bildet die Palastwache; ihre Schilder sind verziert mit dem Monogramme Christi in goldenen Buchstaben auf grünem Grunde.

Das gekrönte Haupt des Kaisers ist durch einen Nimbus ausgezeichnet. Man hat diese Darstellung ganz besonders als eine uns verletzende Kundgebung des Byzantinismus bezeichnet, der in dem Kaiser gewissermaßen ein göttliches Wesen erblickt. Wir wollen das Unziemende eines solchen Emblems keineswegs rechtfertigen; doch werden wir uns weniger darüber empören, wenn wir erwägen, daß diese Weise, den Kaiser abzubilden, bereits seit Jahrhunderten, zuerst bei den vorchristlichen Imperatoren, in Aufnahme gekommen und so, sei es aus Ehrfurcht vor der alten Sitte, sei es mit bestimmter Absicht, beibehalten worden war. Schon bei Kaiser Trajan, dessen Bildnis wir auf dem Relief am Konstantinsbogen in Rom sehen, können wir diesen Nimbus finden. Konstantin und seine Nachfolger behielten diese Gewohnheit bei.

Gleiche Auszeichnung wie dem Kaiser wird auch seinem Weibe Theodora zuteil, wenngleich von ihr, der ehemaligen Schauspielerin, der Geschichtschreiber Prokopius nicht viel Gutes zu berichten weiß. Auch sie trägt auf dem Bilde, wie der Kaiser, ein Weihegeschenk in der Hand. Zu ihrer Rechten stehen zwei Hofbeamte, von denen einer einen Vorhang mit eingewirkten Blumen zurückschlägt, hinter dem man einen Springbrunnen sieht; zur Linken der Kaiserin gehen ihre Hoffräulein. Das Diadem auf ihrem Haupte verschlingt sich mit ihrem Halsgeschmeide; ein kastanienbrauner, reich verbrämter

Kaiserin Theodora mit Gefolge. Mosaik in San Vitale zu Ravenna.

Mantel fällt von den Schultern herab. Kaiser Justinian und Theodora sind offenbar Porträtköpfe. ‚Diese hängenden Wangen', sagt der Kunsthistoriker Cavalcaselle, ‚die dünne Nase, der verdrießliche Zug um den Mund und die Glotzaugen mit den dichten, winkligen Brauen darüber können nur auf das Vorbild der Natur zurückgehen.' Theodora dagegen ist eine Gestalt von hoher Schönheit; auf ihr wie über ihren Frauen ruht eine Würde, die uns fast vergessen läßt, was der genannte Geschichtschreiber Justinians und seines Hofes Böses von ihr erzählt. Sowohl die Palastwache wie das weibliche Gefolge der Kaiserin ist mehr typisch aufgefaßt. Dennoch ist die Darstellung für uns von hohem Wert, weil sie einen Blick tun läßt in den Glanz und die Pracht byzantinischen Hoflebens des 6. Jahrhunderts.

Weniger originell, aber von bedeutender Wirkung ist die Kirche Sant' Apollinare in Classe, eine kleine Stunde von Ravenna entfernt. Von aller Pracht der berühmten Hafenstadt Classis mit ihren Emporien, Arsenalen, Palästen ist nur diese Kirche mit dem nebenangebauten, jetzt gleichfalls verlassenen Kloster noch übrig. Einsam steht sie da in dieser sumpfigen, menschenleeren Ebene; man könnte sich in eine Wüste versetzt wähnen, blickten nicht von ferne die altersgrauen Türme von Ravenna zu uns herüber. Umsonst rufen jetzt die Glocken zum Dienste des Herrn; wo einst ein zahlreiches Volk sich drängte, da ist jetzt alles öde geworden. Nur hie und da erblickst du einen armen Colono, der, bis über die Knie im Sumpfwasser stehend, bleich und fieberkrank, für die Signori um geringen Lohn, der kaum das Leben zu fristen hinreicht, die Reisfelder bebaut, während jene in den Städten mit Nichtstun und politischen Gesprächen ihre Zeit zubringen, wobei sie nicht selten eine staunenswerte Unwissenheit an den Tag legen. Die Stille ringsumher wird uns unheimlich; nur der Schrei eines Wasserhuhnes, das in dem Schilf nistet, unterbricht das Schweigen; ein kurzer Windstoß, der von Zeit zu Zeit das Röhricht in dem Sumpfwasser leise bewegt, erinnert uns, daß das Meer nahe ist. Eine ungemeine Schwermut liegt über dieser ganzen Landschaft; und wenn wir die gewaltigen, roh gearbeiteten Sarkophage betrachten, welche in einer langen Reihe in der Kirche an der Wand stehen, in denen die Leiber der vor mehr als einem Jahrtausend gestorbenen Erzbischöfe zur Ruhe bestattet wurden, dann kommt es uns recht zum Bewußtsein, daß wir in einer Gräberstadt, auf einem großen, weiten Totenfelde wandeln.

Das verfallene Kloster zur Seite ruft die Erinnerung an den edeln, schwärmerisch frommen Kaiserjüngling Otto III. wach. Hierher war er geeilt, um, in seinen hochstrebenden Plänen durch den Undank der Römer und seine eigene Schuld so bitter getäuscht, bei seinem väterlichen Freunde, dem heiligen Abte Romuald, Trost zu suchen. Wochenlang hat er sich hier in die Einsamkeit einer Zelle eingeschlossen, um, dem Lärm der Welt entrückt, der Sorgen seiner dornenvollen Regierung enthoben, Gedanken des Ewigen zu denken und durch die Erwartung des Jenseits den Schmerz ob so vieler zerstörter Hoffnungen zu lindern. Es ist ein großes, erhabenes Bild, wenn wir den Kaiser sehen, der von der Nordsee bis hinab zum Meerbusen von Tarent herrschte, wie er in der engen, armen Zelle der Kamaldulensermönche vor seinem Gott kniet und betet. Wohl hat er nicht erreicht, was er erstrebte; er hatte bei dem idealen Schwunge seines Geistes vergessen, daß die Welt eine andere war, als wofür er sie gehalten, und nicht imstande, dem hohen Fluge seiner Seele zu folgen. Aber er hat seinen Völkern ein Beispiel hohen Seelenadels gegeben und eine Anschauung von der Größe und Würde des Kaisertums ausgesprochen, die diesem einen überirdischen Glanz verlieh. Noch erinnert eine Inschrift, welche in der Kirche angebracht ist, an die vierzigtägige Zurückgezogenheit und die Geistesübungen Ottos in dieser Abtei unter der Leitung des hl. Romuald im Jahre 1000.

Der Bau dieser Basilika fällt in das gleiche Jahrhundert mit jenem von San Vitale. 24 Säulen von edlem Marmor mit schönen korinthischen Kapitellen teilen das Schiff; eine Vorhalle nimmt uns auf beim Eingange; sie ist der Rest des früheren Vorhofes, wie ihn die altchristlichen Basiliken haben. Die Dachbalken liegen offen, ohne jede Verzierung; desto reicher dagegen ist die Apsis, sind die Wände über den Archivolten mit Mosaiken geschmückt.

In dem oberen Abschnitte der Tribüne erscheint im Scheitel des Bogens auf Goldgrund die Hand Gottes; Moses und Elias ragen bis an die Hüften aus den Wolken und wenden sich einem Kreuze zu, das ein Kranz umgibt; weiter unten ist der Pinienwald abgebildet, und drei Lämmer blicken von der Wiese zu den Propheten auf. Wir sehen hier die Symbolik der Verklärung, in den drei Lämmern die drei Apostel Petrus, Jakobus und Johannes. Senkrecht unter dem Kreuze steht der hl. Apollinaris, inmitten von zwölf

Lämmern, mit ausgebreiteten Armen für seine Kirche fürbittend. Weiter unten, an der rechten Wand der Apsis, erscheinen Abraham und Melchisedech mit ihrem vorbildlichen Opfer; auf der entgegengesetzten Seite befindet sich ein Zeremonienbild; es stellt Kaiser Konstantin dar (wahrscheinlich Konstantin IV. Pogonatus), zugleich mit der Kaiserin, welcher dem Erzbischof Reparatus (672—677) eine Schriftrolle mit dem Titel Privilegia überreicht. Hier tritt nun der Byzantinismus der Erzbischöfe von Ravenna ganz offen hervor, der Cäsaropapismus ist monumental geworden, geheiligt und geweiht. Gerade der Erzbischof von Ravenna, der hl. Petrus Chrysologus (433—450), hatte in seinem Schreiben an den Archimandriten Eutyches in Konstantinopel ausdrücklich die hohe Bedeutung des Primates der römischen Kirche hervorgehoben und ihn gemahnt, dem Römischen Stuhle Gehorsam zu leisten, in welchem der Apostel Petrus immer der Gesamtkirche vorstehe und diese leite. Reparatus dagegen ließ seine Konsekration in Konstantinopel vornehmen und sich vom Kaiser das Pallium, die Insignien seiner erzbischöflichen Würde verleihen[1]. Die Züge seines Kopfes, der offenbar Porträtähnlichkeit trägt, verraten einen kleinlichen Geist; dafür ist er durch einen kreisförmigen Nimbus ausgezeichnet, als Symbol göttlicher Machtvollkommenheit, wie beim Kaiser.

Über den Bogen des Hauptschiffes sind in musivischer Arbeit sämtliche Erzbischöfe von Ravenna abgebildet; unter ihnen finden wir auch den berühmten Gerbert, den späteren Papst Silvester II.; die ganze Reihenfolge ist bis auf die neueste Zeit fortgesetzt.

Gleich beim Eintritte in die Kirche erregen die schon erwähnten Steinsärge unsere Aufmerksamkeit. Ihre äußere Gestalt tritt ganz heraus aus der Form, in welcher wir Sarkophage zu erblicken gewohnt sind. Wer jene gesehen hat, welche in Rom in so vielen Kirchen und Kunstsammlungen sich noch finden, viele noch aus heidnischer Zeit, den überraschen diese massenhaften, formlosen, gewaltigen Steinsärge. Sie sind hoch und gewölbt, ohne alles Ornament, nur mit einem schmucklosen Kreuze und einer Inschrift bezeichnet. Hier können wir nun den Beginn einer barbarischen Zeit gewissermaßen mit Händen tasten; gerade hier in Ravenna, wo die musivische Kunst

[1] In seinen späteren Jahren scheint er seine falsche Stellung erkannt zu haben.

noch so Großes und Herrliches geleistet hat, empfinden wir es doppelt schmerzlich, daß die Bildhauerkunst bereits verloren gegangen war. Die Skulptur war überhaupt in der christlichen Kunst zurückgetreten vor der Malerei, da sie nie das Seelenleben so auszudrücken vermag wie diese. Das Innerste, Tiefste des Menschen bleibt für sie immer schwer darstellbar, während die Malerei Form und Seele zugleich darstellt, die äußere Tat und die tiefste Empfindung. Die meisten Köpfe der Antike haben, mit seltener Ausnahme, eine gewisse Starrheit, sie erscheinen wie seelenlos bei aller Vollendung der Form.

VI.

Wer in Rom die christliche Kunst in ihren Anfängen gesehen und dann die Bilderzyklen zu Ravenna studiert, dem stellt sich die ganze Entwicklung derselben in äußerst belehrender Übersichtlichkeit vor Augen.

Die antike Kunst konnte wohl starke, heftige Leidenschaften ausdrücken — Laokoon, Niobe; aber nie erhob sie sich zu dem klaren Ausdruck einer erhabenen sittlichen Tugend. Sie hatte ja keine Ahnung von den hohen Idealen des Christentums, von jener tiefen, reinen, heiligen Seelenstimmung, welche das Wort vom Kreuze den Menschen verlieh, die es gläubig in sich aufnahmen, der Demut, der Liebe, des Vertrauens, der Barmherzigkeit, der Ergebung — der Römer hatte nicht einmal einen Namen dafür. Der von der Hoffnung getröstete Schmerz, die durch den Gedanken der Ewigkeit verklärte Trauer — das sind christliche Ideen, christliche Tatsachen. Das Heidentum hatte eine Niobe, der Christ blickt auf die Mater dolorosa. Darum war es der christlichen Kunst gegeben, die leisesten, feinsten Schattierungen des inneren Lebens, die unsagbaren Gefühle der in Gott versenkten Seele zum Ausdrucke zu bringen.

Der christlichen Malerei hat sich das Geheimnis, die magische Wirkung der Farbe erschlossen, von welcher die Antike kaum eine Ahnung hatte. Wie die Blumen in dem Lichte der Sonne, so haben die christlichen Ideen unter dem Einflusse der Farbe erst recht ihre wunderbare Blütenpracht entfaltet. Und gerade das Verbot des Nackten, das jedoch auch die griechische Kunst erst zur Zeit des Verfalles zum Gegenstand ihrer Darstellung machte[1], gab der christ-

[1] Praxiteles war es, der zuerst die (Knidische) Venus unverhüllt darstellte. Selbst damals war dies ein Wagnis, das die Zeitgenossen verurteilten (Plin., Hist. nat. 35, 10; 36, 5).

lichen Kunst einen höheren Aufschwung. Diese keusche Verhüllung der Gestalten, weit entfernt, das Genie des Meisters zu beengen, ward nun recht Anlaß, dieses zu entfalten; jetzt ward es möglich, seinen Gegenstand zu individualisieren, das Eigentümliche seines Charakters besonders hervorzuheben und durch edle Drapierung ihm Schönheit, Würde, Majestät zu verleihen, den Blick des Beschauers nach dem Haupte zu lenken, in dem das ganze Seelenleben konzentriert erscheint.

Die altchristlichen Bilder tragen das Gepräge der Ruhe und Zuversicht, den Ausdruck milden Ernstes, der Wärme und Innigkeit des Gefühles. Darum muten sie uns trotz aller Unvollkommenheit im einzelnen so wohltuend an. Bei ihrer Beschauung fühlen wir den ganzen Unterschied des christlichen Bildwerkes vor dem heidnischen, empfinden wir bei aller Formvollendung und hohen Technik des letzteren dessen Leere, sehen wir ein, wie in der christlichen Malerei ein neues Prinzip sich geltend gemacht hat. Wenn auch darum die altchristliche Kunst noch das Gewand der Antike trägt, der Keim des Neuen auch in Form und Darstellung liegt schon in ihr und harrt nur der Entfaltung. Eine leise Bewegung, ein vorüberfliegender Zug, ein unbestimmbarer Ausdruck von Seele und Wärme, mit dem diese Katakombenbilder uns ansehen, läßt uns erkennen, daß eine neue Zeit gekommen ist[1].

Die altchristliche Kunst in ihren Anfängen war noch nicht imstande, den neuen Ideen den reinen entsprechenden Ausdruck zu geben. Form, Gewandung, Ausdrucksweise hat sie noch der Antike entnommen und fast unvermittelt auf Gegenstände des Christentums übertragen. Christus und die Apostel erscheinen noch in dem Kleide römischer Senatoren, Christus der gute Hirt in leichtgeschürzter Tunika als Orpheus mit der Lyra, eine ganz antike Figur. Auch die architektonische Ausschmückung ist noch antik römisch, die Gestalten der Mythologie drängen sich durch die christlichen Vorstellungen hindurch, wir sehen noch nackte Genien und selbst hier in Ravenna, nach einer 400jährigen Entwicklung, noch die Flußgötter.

Die strenge Askese der Mönche des Morgenlandes übte einen starken Einfluß aus auf die altchristliche Kunst, um sie von heidnischen Erinnerungen zu läutern und den Gegensatz zwischen Inhalt

[1] Vgl. hierüber meine Schrift: Die Kunst im Christentum, Würzburg 1867.

und Form, Idee und Ausführung zu überwinden. So verschwindet denn allmählich das antike Gewand, und das byzantinische Kleid tritt an dessen Stelle. Aber bald überwog auch hier die Form; die Kunst schuf nur mehr Typen statt lebensvoller Bilder, jene langgestreckten, fast geisterhaften Gestalten mit starrem, finsterem Blicke ohne Frische und Wärme, zumeist in prachtvollem Mosaik mit sicherer Technik ausgeführt. Die Kopf- und Gesichtsbildung ist überall dieselbe: lange, dünne Nase, schmale Lippen, dürftiger Mund, schmales Kinn, große, oft schräg geschnittene Augen, Haupt- und Barthaar nach byzantinischer Hoffitte geordnet. Um einen mächtigen Eindruck hervorzurufen, ging man weit über das Maß hinaus, statt der beabsichtigten Würde und Majestät erscheinen diese Figuren mürrisch und greisenhaft. Erst Cimabue und besonders Giotto war es vorbehalten, diesen Bann zu lösen, der auf der christlichen Kunst lag. Wenn auch die Gestalten uns hie und da noch an Byzanz erinnern, so sind doch jetzt die Bilder voll edler Naturwahrheit, tiefer Empfindung, lebendiger Bewegung. Der im Todesschlaf Erstarrten hat Giotto, selbst befruchtet vom Geiste des hl. Franz von Assisi, neues Leben eingehaucht.

So mußte die christliche Kunst heranreifen in der Schule der Entsagung, der Läuterung, der Buße, nachdem sie im Heidentum sich berauscht hatte in Naturgenuß und Naturvergötterung und selbst das mächtigste Werkzeug derselben geworden war. Eine vielhundertjährige strenge Probezeit mußte sie bestehen, bis es ihr gestattet wurde, die Schätze der Antike, wie Israel die aus Ägypten mitgebrachten Gefäße, dem Kultus der reinen Religion zu weihen. Erst jetzt konnte dies ohne Schädigung ihrer selbst geschehen.

Wenn wir so beschauend hier vor dem Bilderschmucke stehen, da wird unsere freudige Erhebung nicht selten gedämpft durch ein Gefühl bittern Schmerzes. Wir denken an so viel Schönes, was früher, wie hier in Ravenna, einst auch in Rom, Italien und in unserem Vaterlande war und durch Nachlässigkeit, Unverstand, Geschmacklosigkeit, beschränkte Neuerungssucht vernichtet worden ist. Wie viele erhabene Dome wurden schmählich entstellt, wie viele Mosaikwerke von den Wänden geschlagen, um diese mittels des Tüncherpinsels zu verschönern; wie viele herrlich geformte Säulen mit Kalk und Gips überklebt, um Pilaster aus ihnen zu machen! Und wozu das alles? Um mit schweren Kosten Stukkaturwolken dafür anzubringen statt

der edeln Linien romanischer und gotischer Gewölbe, Gipsengel mit Girlanden und Frauengestalten mit flatternden Gewändern, gewundene Säulen, marmorne Baldachine und Vorhänge mit vergoldeten Quasten!

Doch vergessen wir nicht: soviel man auch vom Verfall der christlichen Kunst sprechen mag, so ist doch die christliche Kunst nie so tief gefallen wie die heidnische. Gerade dann, als das Heidentum die letzten Spuren des Gottesbewußtseins und der Sittlichkeit verloren und das ‚Geheimnis der Sünde' mehr und mehr sich entfaltet hatte, verloren sich auch die letzten Spuren der Schönheit in der vorchristlichen Kunst; da tritt das Böse und damit auch das Geschmacklose, Häßliche hervor; es ist das Dämonische, die Leugnung Gottes, welcher die Urwahrheit, die Heiligkeit und darum auch die höchste und unvergängliche Schönheit ist. Nun schuf die Kunst abenteuerliche Gestalten voll Ekel und Grausen, statt Bilder von Hoheit und Majestät; monströse Tierformen in grotesker Zusammensetzung treten an die Stelle idealer Schöpfungen, gemeine Sinnlichkeit tötet das letzte Gefühl für reine, edle Schönheit. Die Geschichte beweist, daß auch eine hohe Kulturstufe und reiche Bildung in allem, was den Bedürfnissen dieses weltlichen Lebens dient, vor solcher Verirrung der Kunst nicht schützt. Selbst Renan begreift nicht diese häßlichen, fratzenhaften indischen, syrischen, ägyptischen Götzenbilder bei Völkern, die auf einer so hohen Stufe der Bildung standen auf allen Gebieten des Lebens, der Technik und selbst der Kunst, soweit diese einen andern als gottesdienstlichen Zweck verfolgt. Dagon mit dem Fischschwanz, Isis mit dem Kuhkopf, Ganesa mit dem Elefantenrüssel, selbst bei den hochgebildeten Griechen die Allmutter Natur mit ihren tausend Brüsten, der Waldgott mit Bocksfüßen, ein Menschenhaupt mit Widderhörnern, ein trunkener Silen wird jeden durch den Anblick idealer Schönheit gebildeten Menschen abstoßen. Es ist eben das Christentum, das Christentum allein, das uns diese Ideale gegeben, und was die Antike an Idealen besaß, aufgenommen, geläutert, verklärt, vertieft hat.

Die Geschichte der Kunst in der Vergangenheit enthüllt uns daher ein Gesetz für alles künstlerische Schaffen. Je tiefer der Menschengeist sinkt, desto tiefer sinkt auch die Kunst; nur durch das Tor der Wahrheit und des Guten gehen wir ein in das Heiligtum der Kunst. —

Die Gegend, durch welche ich nach Caſtel Bologneſe zurückfuhr, iſt eintönig und von geringem Intereſſe. Deſto ungehinderter konnte ich in der Erinnerung zu Ravenna verweilen, wo ich ſo viel Großes und Schönes geſehen, mein Geiſt ſo manche Anregung empfangen hatte. Dante, Theodorich, Placidia Galla, Juſtinian — eine Reihe von Kulturbildern gehen mit dieſen Namen an uns vorüber, eine Welt von Ideen ſchließen ſie in ſich. Mit ihnen bezeichnen wir verſchiedene, ganz eigentümliche Ziviliſationen, deren Zeugen ihre Träger waren, die ſie ſelbſt zum Teil geſchaffen haben. Es waren immer neue Phaſen in der Weltgeſchichte, mit vielen Schatten, aber nicht ohne freundliche Geſtalten. Alle aber, trotz ſo mancher Irrungen und Fehler, Gebrechen und Verbrechen, trotz blutiger Kriege und ſo vieler Ruinen, bei allen getäuſchten Hoffnungen und verfehlten Plänen, wenn auch noch ſo viel Herrlichkeiten zerſtört und die geiſtigen Beſitztümer der Vorzeit verloren wurden, alle waren doch nur die verſchiedenen Stationen, auf denen der Herr der Zeiten die Menſchheit entgegenführt ihrem Ziele, dem Ziele aller geiſtigen Kreatur, der Läuterung und Vollendung.

5. Nach zehn Jahren.

Erinnerungen aus der italieniſchen Revolutionszeit 1859—1869.

Erſte Periode.

Krieg in Sicht; meine Sendung und Reiſe nach Rom. — Die politiſche Lage Italiens. — Zuſtände in Rom. — Frankreich, Piemont und die Revolution. — Der Papſt als Kriegsherr; die Preſſe; Abreiſe nach Marſeille.

I.

Der Neujahrstag des verhängnisvollen Jahres 1859 war vorüber; der Neujahrsgruß, welchen der damals faſt allmächtige Herrſcher an der Seine dem Botſchafter Öſterreichs, Freiherrn von Hübner, entboten hatte, war wie ein Kanonenſchuß, der die Eröffnung des Krieges anzeigt, über Europa hingehallt. ‚Ich bedauere‘, hatte der kleine Neffe eines großen Onkels geſagt, ‚daß meine Beziehungen zu Ihrer Regierung nicht ſo gut ſind wie bisher; aber ich bitte, dem Kaiſer zu melden, daß meine perſönlichen Geſinnungen für ihn ſich nicht geändert haben.‘ Eine dumpfe Schwüle lag über den deutſchen Landen, es war die Ahnung großer, gewaltiger Ereigniſſe, die nun bald die Karte von Europa ändern ſollten. Frankreich, wiewohl es nur knirſchend und widerſtrebend die Feſſeln trug, die der Revolutionär auf dem kaiſerlichen Throne ihm angelegt hatte, ſchien an ſeiner empfindlichſten Seite angegriffen, der Gloire, und träumte bereits von Lorbeeren. Hatte ihm ja doch der Kaiſer ſo oft geſagt, daß es an der Spitze der Ziviliſation marſchiere, und hoffte es nun durch Erfolge auf dem Schlachtfelde einen Erſatz zu gewinnen für das, was es an wahrer Freiheit, Ehre und nationaler Würde verloren hatte. In Italien waren die geheimen Geſellſchaften, die das ganze Land wie mit einem Netz von Verſchwörungen überzogen hatten, endlich am Ziele ihrer Wünſche; die Orſini-Bomben hatten ihre Wirkung getan und den ehemaligen Carbonaro, den ſeinerzeit nur

die Güte und der Mut des Bischofs von Imola, des nachmaligen Papstes Pius IX., davor bewahrt hatte, durch Pulver und Blei standrechtlich in die andere Welt geschafft zu werden, an seine Eidschwüre gemahnt; die Staatsmänner aus der Schule Cavours sahen ihre diplomatischen Schachzüge mit dem besten Erfolge gekrönt. Selbst aus dem Lande der ‚deutschen Treue' waren nach und nach über 2000 Briefe in den Tuilerien eingetroffen, welche dem Kaiser die Bewunderung und Sympathien der Nation ausdrückten; viele auch aus Italien. Das mußte ja diesen ermutigen, auf dem betretenen Wege weiterzuschreiten[1].

Der Krieg vom Jahre 1859 hatte augenscheinlich dargetan, daß die Verträge von 1815 zerrissen waren, das alte Europa nicht mehr existierte; jener vom Jahre 1866 war daher dessen notwendige Folge; seine Wirkung hatte der äußerst schlaue, aber, weil prinzipienlos, im Grunde doch höchst kurzsichtige Mann in den Tuilerien nicht vorausgesehen; als er sich überlistet fand, suchte er seinen Fehler wieder gutzumachen. Es war zu spät. Die deutschen Truppen umringten ihn wie die Jäger den Fuchs in seinem Baue. Er hatte gedacht, es recht fein anzulegen, und war in seinen eigenen Netzen gefangen.

In jener Zeit war es nun, daß der Universität Würzburg ein höchst beträchtliches Erbe zufiel, das zum Teil in kostbaren, darunter einzigartigen Kunstgegenständen, zum Teil in Kapitalien bestand. Der Erblasser, Professor Martin Wagner, einst selbst aus dem Schoße der Korporation hervorgegangen, war hochbetagt in Rom gestorben und hatte fast sein ganzes Besitztum nach vorausgegangener edelmütiger Schenkung als Stiftung dorthin gegeben; rastloser Fleiß, außerordentliche Sparsamkeit und glückliche Spekulationen hatten ihn in den Stand gesetzt, seinen Lieblingsgedanken in großartigem Maße zu realisieren.

Es war ein trüber Wintertag, trüb wie die politische Stimmung; in dichten Flocken fiel der Schnee nieder, als die leitenden Behörden Anfang Februar 1859 sich versammelten, um die Frage zu beraten, in welcher Weise die Universität am sichersten und kürzesten in den Besitz ihrer Erbschaft eintreten könne. Der Vorsitzende, ein Mann

[1] Nur Spanien hielt sich in stolzer Ferne. Vgl. L'Allemagne aux Tuileries (Paris 1872), Préface.

von durchdringendem Verstande und praktischem Blick, hatte die Schwierigkeit der augenblicklichen Lage sich nicht verhehlt: Krieg war in Sicht, sein Ausbruch, ob morgen oder nach einem Monate, war nur noch eine Frage der Zeit. Der erste Kanonenschuß, der in der Lombardei fällt, wird der Alarmruf sein für alle Geheimbünde vom Po bis hinab nach Sizilien; dies konnte mit Gewißheit vorausgesagt werden. Wann aber und wie das Ende sein wird, wer konnte dies auch nur ahnend aussprechen? Daß unter solchen Verhältnissen an eine baldige und korrekte Erledigung der Erbschaftsfrage nicht gedacht werden konnte, war zu erwarten.

So schien es denn am zweckmäßigsten, einen Vertrauensmann nach Rom zu senden, der, mit Sprache, Sitten, Anschauungen und Persönlichkeiten bekannt, an Ort und Stelle diese Angelegenheit bereinigen sollte. Die Wahl fiel auf mich; ich erschrak im Bewußtsein der Schwierigkeit dieser Aufgabe, im Hinblick auf die kritische Zeitlage, die Größe der Summe, die hier in Frage kam, und die schwere Verantwortung. Doch das Vertrauen, welches die hohe Korporation durch diesen Auftrag mir bewies, mein eigenes warmes Interesse an der Sache sowie die Befugnis, einen Rechtsbeistand mir zur Begleitung wählen zu dürfen, beschwichtigten meine anfänglichen Bedenken. Vollmachten für alle möglichen Fälle und mit allen juridischen Kautelen versehen, sollten mich vor den Gerichten legitimieren und die von dem damaligen bayrischen Premierminister Freiherrn von der Pfordten ausgestellten warmen Empfehlungen mich des besondern Schutzes der Gesandtschaft versichern.

Am 21. Februar, bei hohem Schnee, reiste ich, nicht ohne ein Gefühl schwerer Besorgnis, von München ab. Bis zum Bodensee ging die Fahrt auf der Eisenbahn; von da an reiste man damals entweder zu Land mit dem Vetturino, mit welchem ich früher oft und gerne Bekanntschaft gemacht hatte, oder über Marseille oder über den Splügen und Genua zur See nach Rom; das italienische Bahnnetz war kaum noch über seine ersten Anfänge hinausgekommen. Schon in der Schweiz zeigten sich die Vorboten des Krieges: überall, in den Gasthäusern, in den Postwagen, begegneten mir Händler, die massenhaft und um die höchsten Preise Pferde kauften, um sie nach Piemont auszuführen.

Seit meinem ersten Aufenthalte in Italien erschien mir Piemont mit Savoyen nicht bloß wegen des Charakters seiner Bewohner, der

Loyalität eines großen Teils seines Adels, der Königstreue seiner Bürger, der Emsigkeit in seinem Gewerbeleben, der guten Haltung seines Heeres, sondern ganz besonders wegen seiner politischen Tendenzen von hohem Interesse. Schon im Jahre 1845, als ich am Molo von Genua einmal lustwandelte, sagte ich zu dem mich begleitenden Freunde: ‚Sehen Sie doch, erinnert uns nicht alles an Preußen?‘ So war es, in einem noch viel tieferen Sinne, als ich es gemeint hatte. Noch in jenen Jahren war Piemont dem übrigen Italien so fremd wie ehedem Mazedonien dem hochgebildeten Attika; es galt als das Böotien Italiens, ja kaum als italienisch, wie denn auch heute noch die Bauern dort sagen: Partiamo per l'Italia, wenn sie über den Ticino gehen. Und der Spottname buzzurri, für den unsere Sprache keine entsprechende Übersetzung hat, begleitet sie durch ganz Italien, da ohnehin ihr Dialekt sie dem an seine dolce lingua del sì gewohnten Florentiner unverständlich macht und als roh erscheinen läßt. Es war ein praktisch tüchtiges, rühriges, an Arbeit und Entbehrung gewöhntes Volk mit vorwiegend konservativem Charakter. Seit dem Jahre 1848 war dies jedoch anders geworden. Was im übrigen Italien mit der Regierung zerfallen, ausgewiesen, zu Gefängnis- und Todesstrafe verurteilt war, fand in Piemont friedlichen Aufenthalt, Unterstützung, Freunde. Turin erschien so den Unzufriedenen der Halbinsel als die Arche, in welcher allein noch alle edleren Aspirationen der Patrioten eine Stätte und Verständnis fanden, das Herz des wahren Italiens, in dem allein noch Leben und Freiheit pulsierte. So richteten sich denn seit jener Zeit alle Augen nach Piemont. Es ist gar nicht zu leugnen, Piemont hatte die Sympathien aller Italianissimi; aber diese Ehre war teuer erkauft — mit dem Verluste aller seiner Traditionen, dem Zwiespalt im Schoße seiner Bürger, der Entfremdung gegenüber der Kirche, ohne deren Mitwirkung eine Regierung auf die Dauer keinen Halt hat, ganz besonders aber dadurch, daß dieses vordem so friedliche Land ein Herd aller Verschwörungen wurde und der Gärungsstoff, den diese aus Flüchtlingen zu Herren gewordenen Fremden angesammelt hatten, früh oder spät zu einer Explosion führen mußte. Es war auch dies ein gelungener Schachzug des geriebenen Cavour, daß er piemontesische Truppen an den Gefechten in der Krim teilnehmen ließ. Wohl hatte diese Expedition dem durch die Kriege von 1848 und 1849 erschöpften Lande neue Kosten gebracht, dafür

aber auch die Gunst des Kaisers, die Kameradschaft mit dem französischen Heere, und was am wichtigsten war, das Selbstvertrauen der Armee wieder gehoben und befestigt, das die Niederlagen von Custozza, Mortara und Novara stark erschüttert hatten. Piemont, dessen Staatsausgaben um das Siebenfache sich vermehrt hatten, wurde vorwärts getrieben; hatte es doch alles auf eine Karte gesetzt.

Wohl war, wie ich vielmal mich zu überzeugen Gelegenheit hatte, das Landvolk im lombardisch-venezianischen Königreiche damals kaiserlich gesinnt und selbst im Piemontesischen Österreich nicht feindselig; aber drei Feinde hatte dieses zu bekämpfen, von denen jeder einzelne mächtig genug war: zuerst den Klerus zu nicht geringem Teile; fast ein Jahrhundert hindurch hatte man nach josephinischen Grundsätzen die Kirche regiert — der Erzbischof Gaysruck in Mailand war ein ausgeprägtes Exemplar dieses Systems — und jede Regung echt kirchlichen Geistes beargwöhnt und unterdrückt. Man wollte ja einen servilen Klerus, der auf jeden Wink von oben gehorcht und außer seinem bureaukratisch geordneten Amte als ‚Volkslehrer' kein höheres Streben kennt[1]. So stieß man die besseren Elemente von sich, und jene, welche die Regierung mit Gunst und Gnaden überhäuft hatte, verließen sie in der Stunde der Not, weil es eben Männer ohne Überzeugungstreue waren. Unter dem Adel waren die alten welfischen und antighibellinischen Überlieferungen nie ganz erstorben. Wiewohl Erzherzog Maximilian, hochgebildet, persönlich liebenswürdig, eine ritterliche Natur, Mäcenas der Talente in Kunst und Wissenschaft, was die früheren Vizekönige am wenigsten waren, seinen Hof zu einem Anziehungspunkte für die Mailänder Aristokratie zu machen bestrebt war: ein großer Teil des stolzen, reichen und dadurch auch einflußreichen lombardischen Adels hielt sich dennoch grundsätzlich ferne. Einen dritten Feind hatte Österreich im sog. mezzo ceto, dem zahlreichen Stande der Advokaten, Notare, Ärzte, Kaufleute, Gutspächter usf., welche zum Teil bei Mangel an gründlicher Bildung den volltönenden Phrasen von Einheit und Freiheit ein williges Ohr liehen. Von diesen war keiner, der nicht Silvio

[1] Die Religion, sagte Sonnenfels, soll das Mangelhafte der Gesetzgebung ergänzen. Der Regent dürfe also diesen Leitriemen (!) in seiner Hand nicht vernachlässigen. Wie v. Helfert (Österr. Jahrbuch 1882) berichtet, hatte die Regierung die Sorge für die Religiosität übernommen.

Pellicos Buch Le mie prigioni gelesen hatte, welches, wenn auch behutsam abgefaßt, dennoch die Abneigung gegen Österreich unter alle Klassen der Bevölkerung und namentlich auch die Frauen trug und ihm mehr schadete als ein feindliches Armeekorps.

Das Landvolk war gut kaiserlich; aber seine politische Bedeutung war gleich null, es zählte eben nicht. ‚Auf dem Lande Heloten, in den Städten Pfuscher‘ — dieses Wort Niebuhrs sagt alles. Man muß das Elend des italienischen ‚Colono‘ kennen, ihn gesehen haben in seiner halbzerfallenen Hütte, die dem Herrn gehört, ihn im Winter besucht, wenn er im Viehstall gegen die Kälte Schutz sucht, ihn beobachtet bei seiner Arbeit auf dem Felde, wo die glühende Hitze und die Fieberluft in den venezianischen Niederungen und den Reisfeldern der Lombardei seinen Körper bis zum Skelett austrocknet, nur noch von einer braungelben Haut überzogen; man muß sich zu ihm gesetzt und mit ihm geredet haben, wenn er sein Mittagsmahl hält mit Polenta, die nur selten mit etwas Käse gewürzt ist, einen Tag wie den andern, so daß infolgedessen, weil selbst das bessere Polentamehl der ‚Signore‘ verkauft und der mezzajuolo nur das schlechte erhält, die furchtbare Krankheit der Pellagra unter dem armen Volke wütet — das alles muß man kennen, um einzustimmen in den Fluch, den schon Varro und Plinius gegen die italienische Landwirtschaft schleuderten, welche dieses herrliche Land physisch und jetzt auch politisch ruiniert hat: Latifundia Italiam perdidere[1]. Nach den neuesten statistischen Erhebungen zählt Italien auf 30000000 Einwohner nur 4000000 Grundbesitzer[2]. Die Regierungen ließen das Volk unter der Willkür der Signori schmachten, die ihm durch ihre Pächter den letzten Schweißtropfen auspreßten, um den Gewinn in den Städten, im Theater, auf dem Korso, in den Cafés zu verprassen und selbst zu politischen Agitationen zu gebrauchen. Hier war eine Agrargesetzgebung dringend geboten; dem besitzlosen Colono mußte ein Eigentum werden, und es war Sache der Regierung, auf

[1] Der Großgrundbesitz hat Italien verdorben.

[2] Diese stark abgerundete Zahl scheint mit den vorausgehenden Ausführungen über Latifundienwirtschaft schwer vereinbar, erklärt sich aber durch die in manchen Gegenden des Landes ungemein weitgehende Zerstückelung des Grundeigentums bis zu Gütchen unter 1 a, mit fünf Olivenbäumen bestanden; vgl. Ehrberg, Agrarische Zustände in Italien, in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik XXIX. (Anm. des Verl.)

geſetzlichem Wege nach und nach dies zu ermöglichen; ho una casa[1], das iſt die Summe aller Wünſche des italieniſchen Landmannes. Die Regierung hätte ſo den größten Teil des Volkes ſich nicht nur zum Danke verpflichtet, ſie hätte in einem ſelbſtändig gewordenen Bauernſtande den mächtigſten Bundesgenoſſen gefunden und ein Gegengewicht geſchaffen gegenüber der ungeſunden Präponderanz der Städte. In neuerer Zeit haben die Männer des ‚einigen Italiens' viel geredet von Freiheit und Volkswohlfahrt, aber an dieſe Todeswunde am Körper des Volkes wagen ſie nicht zu rühren, geſchweige ſie zu heilen. Man hat die Päpſte für dieſe Mißſtände, namentlich in der römiſchen Campagna, verantwortlich gemacht[2]; hätte der Verfaſſer der unten erwähnten Schrift die aktenmäßige und gründliche Darſtellung der Verhältniſſe der römiſchen Campagna unter der Herrſchaft des erſten Napoleon durch den franzöſiſchen Präfekten Tournon[3] geleſen, der nicht wie ein Touriſt bloß flüchtig das Land durcheilte, dann hätte er anders geurteilt. Gerade die Päpſte waren es, welche gegenüber dem Überwuchern der Weidenutzungen auf den Getreidebau drangen, der nicht gleich hohe Rente abwarf und darum von den Großgrundbeſitzern mehr und mehr aufgegeben wurde. Derſelbe Touriſt erzählt als eine Neuigkeit, daß bereits ſeit ſieben Jahren ‚vier oder acht oder auch zwölf Stiergeſpanne hier und dort durch die Campagna den ſchweren Pflug zogen, der unter der verfilzten Gras- und Rieddecke jahrtauſendalten Schutt und Moder aufriß'. Dieſes ihm neue Schauſpiel habe ich ſchon vor vierzig Jahren geſehen, und es war weder mir noch denen, welche die Campagna kennen, neu. Wenn die Kirche als Eigentümerin von Großgrundbeſitz dadurch gefehlt hat, daß ſie nicht eine Änderung dieſer traurigen Zuſtände beantragte, ſo haben die Großgrundbeſitzer aus dem Laienſtande, deren Zahl eine überwiegend größere iſt, und die Regierungen noch mehr gefehlt, daß ſie nicht auf Abhilfe drangen. Ich habe ſelbſt auf ſolchen, kirchlichen Inſtituten gehörenden Gütern (tenute) in der Campagna gelebt, kenne auch ſolche anderswo, z. B. in der Mark, und kann nur bezeugen, daß die Pächter zu einem nicht geringen Wohlſtande gelangten und die Arbeiter mild

[1] Ich habe ein Haus. [2] Vgl. Löher, Das neue Italien, 1883.
[3] Études statistiques sur Rome et la partie occidentale des états romains. 3 Bde. Paris 1831.

und human behandelt wurden, was sich von jenen der Signori nicht immer sagen läßt. Der protestantische Prediger Kitt in Bergamo sagt[1]: ‚Wer jahraus jahrein wahrnehmen kann, wie die Geistlichkeit dieses Landes unter ihrem Volke und mit ihrem Volke lebt, wie sie es in frühester Morgenstunde mit ihrem Segen an seine Arbeit sendet und abends nach der Last und Hitze des Tagewerkes es zum Lobgesange sammelt, wie sie ihm in die einsamsten Hütten, ans Kranken- und Sterbebett die heiligen Sakramente und damit die Empfindung der Gegenwart Gottes bringt, wie sie es mit den hundert Sinnbildern und Erziehungsmitteln, die ihr zu Gebote stehen . . . zur Tugend und Rechtschaffenheit erzieht, wie sie auf diesem Wege unter der großen ackerbautreibenden Klasse und der andern, noch größeren, die von Industrie und Gewerbe lebt, einen Arbeiter- und Arbeiterinnenstand schaffen hilft, welcher an Zucht und Sitte wie an Genügsamkeit und Zufriedenheit vielleicht denjenigen aller andern Länder übertrifft — wer dies jahraus jahrein wahrnehmen kann, der wird etwas zurückhaltender werden in seinem Urteile über römische Faulheit und Verkommenheit, wie wir's in unsern evangelischen Landen so oft hören.' An der Geistlichkeit hatte das Volk seinen besten Trost.

Österreich hätte nach den Aufständen von 1848 und 1849 unbedenklich den zum großen Teil kompromittierten Adel zwingen können, seinen Kolonen unter gewissen Bedingungen Grund und Boden zu geben und den Zeitpacht, welcher das Land aussaugt, allmählich in Erbpacht überzuführen. Österreich tat es nicht, die schwachen, von der Revolution bedrohten früheren Fürsten konnten es nicht tun, und selbst das wenige, was Österreich für den Landmann tat, hat ihm seinerzeit selbst in der weiland Augsburger ‚Allgemeinen Zeitung' ein Korrespondent zum Vorwurf gemacht. Das neue Italien aber tut es auch nicht; es hat vielmehr *das gerade Gegenteil getan*, indem es durch die Hände unwissender und unredlicher Beamten die geistlichen Güter unter Bedingungen verkaufte, die nur die Großgrundbesitzer erfüllen konnten. So ist der Schaden Italiens nur gewachsen, haben die Latifundien in den Händen geldgieriger Laien sich nur noch mehr zum Verderben des Volkes befestigt, ist der arme Colono nur noch hoffnungsloser ge-

[1] Bei Nippold, Handbuch der neuesten Kirchengeschichte II 533.

worden. Die wenigen Wälder, welche Italien noch hatte, waren von den religiösen Korporationen sorgfältig gehütet worden. Als sie diesen geraubt wurden, haben Spekulanten sie gekauft und niedergeschlagen. An Aufforstung denkt in Italien niemand. Aber nicht einmal die Voraussetzung ist richtig, auf der die Vorwürfe, welche man der päpstlichen Regierung wegen der Verödung der römischen Campagna macht, sowie die wohlgemeinten, aber wenig verständigen Reformvorschläge — ‚eine agrarische Umwälzung in größter Ausdehnung' — beruhen. Der nun verstorbene Angelo Alessandrini hat in seinem Buche Roma ed il Lazio dal punto di vista agrario ed igienico, welches auf Kosten des Ackerbauministeriums im Jahre 1881 veröffentlicht wurde, alle bezüglichen Projekte, die auf der Basis einer neuen Kolonisation der Campagna gemacht werden, mit zwangsweiser Ablösung und Parzellierung von Grund und Boden, entschieden verurteilt und verworfen als zweckwidrig, rechtswidrig und unmöglich, ja sogar als einen Plan, der, wenn er ins Werk gesetzt würde, den räuberischen Überfällen der früheren Eroberer gleichkäme. Gerade das, was man als Hemmnis für Herbeiführung besserer landwirtschaftlicher und sanitärer Verhältnisse der Campagna betrachtet, die Existenz des Großgrundbesitzes, ist nach ihm eine absolute Bedingung für jeden Aufschwung in den genannten Beziehungen. Das System des Großgrundbesitzes neben dem wirtschaftlichen Kleinbetrieb in dem Bau des Weines, Öles, Hanfes, der Seide, des Obstes und Gemüses usf. ist in der Natur der Verhältnisse ebenso gegeben wie durch das historische Recht begründet; jede Bonifikation des Bodens und Verbesserung der Luft wird nur durch ihn möglich, der über große Mittel verfügt, wie denn der größte aller Großgrundbesitzer, Fürst Torlonia, allein ein Werk unternehmen konnte, zu dem selbst die Mittel der Kaiser Claudius, Trajan, Hadrian nicht ausreichten, die Austrocknung des Fucinersees, wodurch die Gegend wieder gesund ward und 16000 ha für den Ackerbau gewonnen wurden.

Übrigens hat auch Alessandrini, wenngleich keineswegs ein Freund der Päpste, den Bemühungen derselben, namentlich unter Pius VI., volle Anerkennung gezollt; bezüglich der Projekte aber, wie sie in der genannten Schrift des deutschen Touristen empfohlen werden, sagt er: ‚Lasset Familien kommen und verteilet unter sie das Land in kleine Grundstücke und Kolonien und sehet dann den Erfolg: in

Kürze wird der Tod auch sie hinwegraffen, wie er auf demselben Boden aus denselben Gründen die früheren Bewohner hinweggerafft hat.' —

Doch kehren wir wieder zur Betrachtung der Situation in Oberitalien zurück.

Österreich vertraute auf sein Heer und seine Polizei. Gewiß ist es nicht leicht, die Italiener in Zucht zu halten; wo das Stilett und der Treubruch selbst von Beamten als erlaubtes Mittel den Patrioten gilt, da bedarf es einer eisernen Hand. Aber gerade diese, wie mir damals schien, hatte Österreich nicht. Die Polizei, deren Organe vielfach Deutsche oder Böhmen waren, nicht selten von geringer Bildung, nur gewohnt, das Volk nach seinen Schattenseiten zu beurteilen, war in ihrem äußeren Gebaren schroff, beleidigend, das so reizbare Ehrgefühl des Italieners oft tief verletzend, kleinlich, jede Regung einer freieren Bewegung, jeden Wunsch nach Besserem gewaltsam unterdrückend. Dabei im wesentlichen doch wieder schlaff und inkonsequent. Von vielem nur eines. Für die Theaterstücke, die in Verona, der zweiten Stadt des Landes, aufgeführt wurden, hatte man einen Zensor aufgestellt, ohne dessen Gutheißung kein Satz, kein Wort gesprochen werden durfte. Dieser, dem die Aufgabe zufiel, jedesmal das, was aufgeführt werden sollte, vorher durchzulesen und jede Anspielung zu streichen, war ein junger Priester, ein Deutscher, der Garnisonsprediger für die deutschen Truppen! Fürwahr, eine für einen Priester wenig passende, gehässige, peinliche Aufgabe; wie schwierig seine Situation war, wie oft er sich vor dem Kommandanten zu rechtfertigen hatte, wenn auch nur ein der Mißdeutung fähiges Wort gesprochen wurde, hat er mir selbst erzählt. Ein höherer Polizeibeamter in einer größeren italienischen Stadt hatte, wenn jemand ihm vorgeführt wurde und sich verteidigen wollte, immer nur die eine Rede: Tacete, altramente io vi farò condurre abbasso[1]. Und doch soll dieser außerdem ein guter alter Herr gewesen sein.

Nach dem, was ich hier in der Schweiz gesehen und von Ortseinwohnern sowie Reisenden erfahren hatte, war es mir keinen Augenblick mehr zweifelhaft, daß der Krieg bevorstehe. Das war eben das Doppelspiel, das Napoleon III. immer getrieben hatte: er rüstete zum

[1] Still! sonst lasse ich Euch ins Gefängnis führen.

Kriege und rief dabei: L'empire c'est la paix![1] — Er schlug jetzt einen Kongreß vor, um Österreich als Störenfried seiner etwaigen Bundesgenossen zu berauben und seine eigenen Kräfte zum entscheidenden Schlage zu rüsten. Jedermann hoffte ja, ganz Deutschland werde zu Österreich stehen. Auch Preußen? Ja, auch Preußen, so hoffte man.

II.

Solcherlei Betrachtungen begleiteten mich, als ich auf der Eisenbahn durch das breite Rheintal hinauf gegen Chur fuhr. Die Landschaft war, soweit das Auge reichte, in Schnee und Nebel gehüllt; ernst und düster blickte das Schloß zu Chur mit seinen Türmen Spinöl und Marsöl auf das Städtchen nieder und mehrte nur in mir die trübe Stimmung. Der uralte romanische Dom mit seiner edeln Patina, die ihm eine tausendjährige Geschichte gegeben, erinnerte mich, daß ich der Grenze Italiens nahe war, und erfreute Augen und Herz durch seine aus alter Zeit stammenden Kunstwerke.

Früh am Morgen ging es dann auf Schlitten dem Oberland zu; zuerst nach Reichenau, am Zusammenflusse des Vorder- und Hinterrheins, mit seinem Schlosse, das, von den Bischöfen von Chur gebaut, später eine Erziehungsanstalt wurde, wo der durch seine ‚Stunden der Andacht' bekannte Zschokke lehrte und Louis Philippe während der Revolutionszeit unter fremdem Namen eine Zuflucht fand, jetzt Gasthaus. Von hier an Bonaduz und Rhäzüns vorüber führte der Weg durch das burgenreiche Domleschg-Tal (Val Tomliasca) nach Thusis, einem seit dem Brande von 1845 fast ganz neu aufgebauten Städtchen. Hier schlugen zum erstenmal romanische Laute an mein Ohr; wurden solche in einer gewissen Entfernung gesprochen, so glaubte ich Italienisch zu hören, doch wurde ich bald enttäuscht. Allerdings ist das in drei Dialekte zerfallende Romanische der Schweizer eine Tochter der gemeinsamen romanischen Mutter, aber mit vielen Ausdrücken keltischen und auch deutschen Ursprungs versetzt, vom Italienischen ebenso entfernt wie vom Ladinischen im Grödnertale und in Buchenstein (Livinallongo) in Tirol. Hier die Probe eines kurzen Gebetes, das mir ein Freund aus Disentis ins Tagebuch schrieb:

[1] Das Kaiserreich ist der Friede!

Suspir a Maria, la benedida purschala.
Tei viel jeu oz ligir or'
Sco cara Spusa dil mio cor [1].

In neuerer Zeit wurde diese Sprache sorgfältiger untersucht und gepflegt; sie besitzt eine kleine Literatur und drei Zeitungen, da sie fast für die Hälfte der Bewohner des Kantons Graubünden Muttersprache ist; die übrige Hälfte ist zum Teil deutsch, zum Teil (gegen 15000) italienisch. Zu jener Zeit, als ich zum erstenmal diese Gegend bereiste, hatte gerade das Nationalitätsprinzip angefangen, die Runde um Europa zu machen; Napoleon III. hatte es gleich einem Feuerbrand hineingeworfen in das europäische Staatensystem, der zu einer mächtigen Flamme emporlodern sollte, in der alle bisherigen staats- und völkerrechtlichen Zustände untergehen und, folgerichtig fortgebildet, mit einem völligen Chaos enden mußten. Niemand wird demselben eine gewisse Berechtigung abstreiten; aber als einziges Prinzip staatlicher Entwicklung festgehalten, wird es ein Absurdum und führt schließlich zur Barbarei, wo ein Stamm in dem andern seinen Feind erblickt. Schon der Römer hatte es verstanden, alle die verschiedenen Völker des orbis durch den Gedanken des civis romanus in höherer Einheit zusammenzufassen, und hat so der Idee des orbis christianus — der Christenheit — den Weg gebahnt. Gerade hier in der Schweiz, wo wir drei Kulturvölker: Italiener, Deutsche und Franzosen, in freier staatlicher Vereinigung erblicken, weder durch Waffengewalt noch geographische Lage zusammengehalten, ist der Gegenbeweis mit Evidenz geliefert, daß das Nationalitätsprinzip die Zauberformel nicht ist, um Wohlstand und Blüte den Völkern zu bringen. Aber der Revolutionär brauchte es zu seinen Zwecken, namentlich um in Österreich mit seinen vielen Völkerschaften und Sprachen alle Glieder des staatlichen Organismus zu paralysieren und zur Aktion unfähig zu machen, Magyaren gegen Slawen, Tschechen gegen Deutsche und Italiener gegen alle zu hetzen. Und es ist ihm gutenteils gelungen; noch gärt und schäumt es unter den verschiedenen Völkern und Stämmen des großen Ostreiches, und noch ist nicht abzusehen, wann und wie die Bewegung zur Ruhe kommen soll und dauernd geordnete Zustände wieder eintreten werden.

[1] Seufzer zu Maria, der gebenedeiten Jungfrau.
Dich will erwählen ich hinfür
Zur holden Braut des Herzens mir.

Der Weg von hier nach dem Schamsertale führt durch die großartig wilde Viamala. Den Eingang schützte vordem die Burg Hohen-Rätien (Realta, Riva alta), deren Ruinen noch sichtbar sind, mit einer uralten Kapelle, dem hl. Johannes gewidmet; es war das erste Gotteshaus im Tale. Eine Stunde lang geht es die Schlucht aufwärts, von mehr als anderthalbtausend Fuß (bis 500 m) hohen Felsen überwölbt; tief unten braust der Rhein, dessen Wasser jedoch in dieser Jahreszeit einen sehr niedrigen Stand hatte. Wegen der überhangenden Felsen und infolge der großen Sorgfalt der Schweizer Postverwaltung hatten wir hier noch wenig durch Schnee zu leiden; beim Austritte in das Tal schien selbst die Sonne einen Augenblick uns leuchten zu wollen. Doch bald verdunkelte sich der Himmel wieder, heftiger und immer heftiger wurden die Schneestürme, die nach und nach wie mit kleinen Eissplittern die Luft erfüllten, gegen welche sich zu schützen kaum mehr möglich war. 14 Fuß (über 4 m) hoch lagen die Schneemassen; dazu kam ein so gewaltiger Wind, daß er uns in den Abgrund zu werfen drohte, in dem der Kutscher ein Fuhrwerk zeigte, das wenige Tage zuvor von diesem Schicksal betroffen worden war. Doch wir mußten vorwärts. Durch das Felsentor von Sassa plana, in welches die Rofnaschlucht mündet, waren wir auf der dritten, obersten Talstufe, dem Rheinwaldtale, angelangt; der größere, mehrere Personen fassende Schlitten blieb stehen, ich bekam einen kleinen offenen Handschlitten, auf einem zweiten wurde der Koffer befestigt, und so ging es nun, jeder Schlitten von einem kräftigen Pferde gezogen, wieder aufwärts; gegen Mittag war Splügen, der Hauptort des Tales, erreicht. Von hier stieg die Straße noch einmal zwei Stunden lang in vielen Windungen bis zur Paßhöhe, welche die Schweiz von Italien scheidet; man berechnet dieselbe auf nicht ganz 7000 Fuß (2117 m), ziemlich gleich mit jener des Gotthards. Als ich diesen zehn Jahre später zu Ende des Monats Mai passierte, hatte mir die Wirtin zu Airolo noch den wohlgemeinten Rat mit auf den Weg gegeben, Ohren und Gesicht wohl einzuhüllen, um sie vor Erfrieren zu schützen; hier im Februar bedurfte es dieser Mahnung nicht, da ich mich schon von Chur aus, wo man an der Möglichkeit des Übergangs zweifelte, auf das Ärgste gefaßt gemacht hatte. Jedoch außer den Spuren, welche die scharfen Eisnadeln, von denen die Luft angefüllt war, in meinem Gesicht hinterließen, kam ich wohlbehalten hinüber.

Vierzehn Jahre später, auf einer Fußreise vom Comersee an den Bodensee, kam ich von der andern Seite her wieder über dieses Joch; wie ganz anders lagen da die Täler vor mir im sonnigen Lichte der ersten Septembertage! Da dachte ich lebhaft an jene Fahrt, und noch mehr an alles das, was seitdem sich ereignet und das Angesicht von Europa, Regierungsmaximen, politische und religiöse Tendenzen, selbst das wirtschaftliche Leben in Deutschland so gänzlich verändert hat.

Von hier ging es in zahllosen Windungen mit rasender Schnelligkeit bergab, dreimal durch lange Galerien, welche die Straße vor Lawinen schützen; in Campodolcino war kurze Rast, wo wir an dem nach Weise der Engadiner aus vier großen Schiefer- oder Serpentinplatten zusammengesetzten Ofen in die steifen Glieder wieder etwas Leben brachten. Die kleinen Schlitten wurden zurückgelassen und ein größerer wieder bestiegen. Mehr und mehr wehten nun laue Lüfte aus dem Tale herauf, Kastanienwälder, die bereits anfingen mit frischem Grün sich zu bedecken, erblickten wir zu unsern Füßen. Bald mußte auch dieser Schlitten dem Postwagen weichen; zuerst noch auf nasser, dann bestaubter Straße gelangten wir am Abend durch blühende Gärten und grüne, frische Matten nach Chiavenna.

Chiavenna, wie alle an der Grenze zwischen Deutschland und Italien gelegenen größeren Ortschaften, trägt einen Doppelcharakter. Dem Wanderer, der von Norden kommt, erscheinen sie fremd, von durchaus südländischem Typus; auf den, der vom Süden heimreist, machen sie bereits den Eindruck einer halb deutschen Stadt; so ist es in Bellinzona, Trient, Cortina, Domodossola und den übrigen Städten an den Übergangsstraßen nach Italien.

An diesem Abend war mein Begleiter, der nie Italien gesehen hatte, recht unglücklich. In der Tat, der erste Eindruck Italiens ist, für den Deutschen zumal, nichts weniger als entzückend, und es gilt auch hier der Satz, den der Lordkanzler von England, Franz Baco von Verulam, bezüglich der Philosophie ausgesprochen: bei flüchtiger Durchreise stößt Italien ab, bei längerem Weilen zieht es uns mehr und mehr an, so daß wir jetzt erst den Zauber begreifen, der mit unwiderstehlicher Gewalt unsere Ahnen nach dem Süden trieb. Finden wir doch hier in so vielem gerade das Widerspiel von dem, was wir zu Hause gewohnt waren; was Herodot von

dem Gegensatze zwischen den Griechen und Ägyptern sagt, läßt sich in mancher Beziehung auf Deutsche und Italiener anwenden.

Das Nächste, worauf der Reisende, der Ende Winters nach Italien kommt, zugehen möchte, wäre ein warmer Ofen; doch den sucht er umsonst. Und so macht ihm denn das unheizbare Zimmer mit seinem Fußboden von Ziegeln und Backsteinen besonders am Abend einen recht frostigen, ungemütlichen Eindruck. Und es dauert lange, bis er gelernt hat, auf die Poesie des warmen Ofens zu verzichten. Ein Kohlenbecken (scaldino), das die Frauen, wo sie gehen und stehen, in den Händen tragen und den marito nennen, ist alles; in den Häusern der Reichen findet sich wohl ein Kamin, der aber in der Regel keinen Zug hat und mehr als architektonischer Schmuck, kaum zum Gebrauche hier angebracht wurde; ist er aber im richtigen Stande, dann verursacht das nicht gehörig ausgetrocknete Holz einen erstickenden Rauch, so daß man eilen muß, die Fenster zu öffnen. Hat man endlich ein richtiges Holzscheit erlangt, so haben wir das Glück, an der Vorderseite zu braten und an der Rückseite zu frieren. Der Italiener zündet auch hier nur ein Feuer an, um sich augenblicklich etwas zu erwärmen; dann geht er wieder hinweg. Das habe ich mehr als einmal in den römischen Salons mitmachen müssen, wo dann als notwendige Folge eine leichte Erkältung sich einstellte. Der Deutsche richtet sich baulich ein, mit besonderer Rücksicht darauf, die Kälte abzuwehren; der Italiener, selbst mitten im Winter, hat nichts Eiligeres zu tun als vor der Sonne die Läden zu schließen und die Zimmer recht kühl und luftig zu halten, da er von Zugluft keine Empfindung noch Vorstellung hat und selbst in den Spitälern die oberen einander gegenüberstehenden Fenster stets geöffnet sind. Der Deutsche hat einen Regenschirm, der Italiener nur einen Sonnenschirm (ombrella). Der Deutsche hat ein schmales Bett, aber warm und weich, womöglich mit vielen Federn gefüllt; der Italiener hat ein breites Bett, aber hart und kühl, eine gepolsterte Wollmatratze mit ebensolchem Pfühle für den Kopf. Der Deutsche hat in den Gasthöfen zur Bedienung einen Kellner, der Italiener einen Kammerdiener (cameriere). Des Deutschen Zimmer, Bett usf. besorgt eine weibliche Hand; in Italien ist es ein Mann, dem diese sämtlichen Verrichtungen obliegen. In Deutschland trägt die Mutter ihr Kind bei Spaziergängen auf dem Arme; in Italien ist es der Mann, dem die Last des Kinderschleppens zukommt, und die Frau geht, mit

dem mehr oder weniger kostbaren Fächer stets beschäftigt, vor ihm her. In Deutschland sucht man sich behaglich einzurichten, stellt viele und glänzende Möbel, weich gepolsterte Fauteuils in sein Zimmer; in Italien ist auch der Salon des Herzogs mit nur wenigen, oft sehr unschönen Strohsesseln und ebensolchen Sofas ausstaffiert; dagegen steht in der Ecke eine Statue oder hängt ein Bild an der Wand, das einen Wert von vielen Tausenden repräsentiert. Der Deutsche hat nicht zu Mittag gespeist, wenn er nicht mit einer Suppe sein Mahl beginnt; der Italiener hat kein volles Pranzo, wenn er nicht zum Schlusse Früchte genossen hat. Der Deutsche kleidet sich im Winter außer dem Hause warm, zu Hause leicht; der Italiener geht leicht gekleidet auf der Straße, sitzt dagegen mit Hut und Mantel daheim an seinem Schreibtische. Der Deutsche winkt, die rechte Handfläche zu sich hin gerichtet; der Italiener winkt, die Handfläche nach außen gekehrt. Und um den Gegensatz zu vollenden, führe ich noch einen italienischen Spruch an: In Deutschland sieht man den Winter, aber man fühlt ihn nicht; in Italien fühlt man den Winter, aber man sieht ihn nicht.

Hier in Chiavenna, dem kleinen ehemaligen Schweizerstädtchen, hat ein gutes Stück Religionsgeschichte gespielt, an das die wenigsten jetzt noch eine Erinnerung haben. Am Ausgange des Engadins und italienischen Veltlins (Valtellina) gelegen, welches letztere die Bündner zu Anfang des 16. Jahrhunderts unter dem Namen einer Bundesgenossenschaft sich botmäßig gemacht hatten, bildete es den Mittelpunkt der religiös-politischen Kämpfe, welche das fruchtbare, gegen 20 Stunden lange Tal verheerten, bis, durch Willkür, Druck und religiösen Zwang zum Äußersten gereizt, am 19. Juli 1620 das Volk sich erhob und in einem blutigen Kampfe über 500 Neugläubige tötete und die übrigen aus dem Lande trieb. Politische Motive, persönliche Feindschaften mischten sich mit religiösen Interessen. Man hatte von seiten der Bündner die besten Männer des Tales zu Tode gefoltert oder in anderer Weise ums Leben gebracht, durch die härtesten Gesetze den Protestantismus einzuführen gesucht, indem man z. B. die Gemeinden nötigte, überall, wo drei neugläubige Familien sich fänden, ihnen eine Kirche zu übergeben und die Prädikanten, zumeist ausgesprungene Mönche, aus Gemeindemitteln zu unterhalten. Daß dabei, tout comme chez nous, es nicht an gewaltsam aufgesprengten Kirchentüren und erzwungenem Glockengeläute fehlte,

leſen wir in den Geſchichten der ‚Dreyen Pünden‘. Als einmal bei einer ſolchen Gelegenheit der Amtsrichter zu Sondrio, dem Hauptorte des Tales, ſich anſchickte, mit Gewalt in die Kirche einzudringen, ſandte der Bürger Bartolino ſeinen Sohn Giangiacomo, mit dem Degen in der Fauſt ſich dem zu widerſetzen. Als der Befehlshaber ſich darüber beſchwerte, nahm ihn Bartolino mit ſich nach Hauſe und lud ihn zum Imbiß, wobei ſein Sohn Giangiacomo vom beſten Weine kredenzte, der dann die Runde machte. Hierauf öffnete dieſer die Türe, und 15 vom Fuß bis zu den Zähnen bewaffnete junge Männer des Ortes traten ein. ‚Dieſe hier‘, ſprach dann Giangiacomo, ‚und ich ſind bereit, für unſern Amtsrichter und den Bund unſer Blut hinzugeben bis zum letzten Tropfen; nur laſſe er unſern Glauben unangetaſtet.‘ Das Veltlin blieb katholiſch.

Am andern Morgen ging die Fahrt in leichter Kaleſche über Colico nach dem Comerſee. Noch lag Schnee auf den Bergeshäuptern, die in den grünen See hinabblicken; aber nicht kalter Nebel hüllte ſie ein, ſondern ſie waren verklärt durch den zarten, leichten Duft des ſüdlichen Himmels, der um ſie ſchwebte. Der Gegenſatz zwiſchen den eiſigen Höhen des Splügen von geſtern und den ſonnigen Geſtaden, an denen wir vorüberſchwammen, konnte nicht größer ſein. Wie in einem Panorama ziehen die herrlichſten Bilder vor uns dahin: jetzt ein Dorf mit freundlichem Kirchturm, jetzt ein Städtchen, jetzt eine Villa, hinter ernſten Zypreſſen verſteckt. Wir unterſcheiden vom Schiffe aus genau die Regionen der Kultur; unten wächſt der graugrüne Ölbaum, der Maulbeerbaum, ſind Zitronen- und Orangengruppen, ſchlingt ſich die Rebe von Stamm zu Stamm. Schon bei Horatius leſen wir von dieſer Sitte, die Weinrebe Girlanden gleich an den Bäumen emporzuziehen[1]; Plinius nennt dies geradezu eine Ehe zwiſchen Rebe und Ulmenbaum. Höher hinauf breitet die Kaſtanie ihre Äſte aus; noch höher ſteigt dunkelgrünes Nadelholz, an welches die Alpenweiden ſich anſchließen. Der Comerſee und namentlich ſeine bevorzugten Punkte: Bellagio, Villa Sommariva, Varenna, Villa Pliniana uſf., ſind oft und nach jeder Richtung hin geſchildert worden; ich habe in ſpäteren Jahren mehrmals einen Aufenthalt dort genommen, namentlich auch den weniger bekannten ſüdöſtlichen Arm des Sees, den See von Lecco, befahren und in

[1] Ep. 1, 16: amicta vitibus ulmo.

Lecco selbst die Örtlichkeiten aufgesucht, welche Manzoni in seinen Promessi sposi so meisterhaft zu schildern verstand. Die Stille dieses Teiles des Sees, mit seiner großartigen Natur und weniger von Fremdenkarawanen belebt, zog mich besonders an; in der Erinnerung an Renzo, Don Abbondio, Patre Cristoforo und Don Rodrigo fühlte ich mich hier heimisch. Doch ziehe ich trotz aller Naturschönheit, trotz Villa Melzi mit ihrem Oleander- und Kamelienflore und Villa Serbelloni mit ihren Zitronenpflanzungen, Pinien, Zedern und Zypressen, durch welche hindurch das Auge die beiden Arme des Sees erblickt, während am Abhang mächtige Aloen und Kaktus aus den Felsen wachsen, trotz alledem ziehe ich den Aufenthalt an unsern deutschen Seen vor. Die Natur ist eben in Italien ganz in den Dienst des Menschen genommen, wohl schon deshalb, weil jeder Fußbreit Erde viel höheren Ertrag bietet als unser rauher nordischer Boden. So ist denn jedes Stück Land von hohen Mauern eingefaßt; wo immer du gehst, gehst du zwischen Mauern, die jeden Ausblick hemmen und jeden Totaleindruck unmöglich machen würden, fände sich nicht hie und da doch ein Punkt, von dem aus eine Rundschau sich gewinnen läßt. Italien ist eben uraltes Kulturland, und jeder Fleck Erde hat seit mehr als 2000 Jahren seinen Eigentümer; dagegen verflossen noch mehr als 1000 Jahre, bis das herrenlose oder Gemeindeland in unsern deutschen Bergen geteilt und zerstückt in die Hände der einzelnen überging. Was Manzoni so anschaulich geschildert, gilt von einem großen Teile von Italien: ‚Von einem Dorfe zum andern, von den Höhen bis hinab zum See, von Hügel zu Hügel durch kleine Täler hindurch liefen und laufen heute noch viele kleine Straßen, bald eben, bald steil, bald sanft geneigt, meistens von Mauern umschlossen und mit uraltem Efeu überzogen, welcher mit seinem Grün die ganze Mauer zudeckt. Oft sind diese Sträßchen so tief und wie begraben zwischen den Mauern, daß der Fußgänger nichts sieht als den Himmel und vielleicht den Gipfel eines hohen Berges.‘ Der Italiener empfindet dies weniger, weil größere Ausflüge ins Freie seine Sache überhaupt nicht sind und er dagegen viel lieber auf dem Korso und der Piazza hin und her geht; treibt es ihn aber im Herbst dennoch aufs Land, so sucht er eine Villa mit geräumigem Kasino oder wenigstens eine Vigna mit einem, wenn auch noch so kleinen Häuschen auf und fährt oder reitet dorthin, wäre es auch nur auf einem störrigen Bruder Langohr.

Vom See ging es in rascher Fahrt nach Como, Mailand und Genua. Da ich nicht gesonnen bin, eine italienische Reisebeschreibung zu liefern und das so oft Geschilderte wieder zu schildern, möge der Leser keine Beschreibung dieser Gegenden und ihrer landschaftlichen Schönheit, dieser Städte mit ihren Kunstschätzen erwarten. Alle derartigen Schilderungen geben ohnehin nie ein richtiges Bild und ermüden eher, als daß sie anregen und belehren, wenn sie nicht in den Rahmen eines ganz besondern Begebnisses sich von selbst einfügen, und so das Allgemeine und selbst Bekannte den Reiz des Erlebten und Lebendigen empfängt. Sehr wahr ist auch, was Goethe einmal sagt: ‚Hat man auch tausendmal von einem Gegenstande gehört, das Eigentümliche spricht nur zu uns aus dem unmittelbaren Anschauen.‘ — Zwei Eindrücke aus jener Zeit sind mir tief in der Erinnerung geblieben: der Platz vor dem Kastell von Mailand und eine Truppenschau in Genua. Dort sah ich österreichische Reiter und Fußvolk, kräftige Männer und trefflich ausgerüstet; doch selbst aus den Gesichtern der Offiziere konnte ich nur wenig Feuer, Begeisterung, Zuversicht herauslesen. Wie es schien und auch später sich tatsächlich zeigte, war kein populärer Mann an die Spitze des Heeres gestellt worden, der auch nur von ferne einen Radetzky ersetzt hätte. Vielleicht hatte man Gyulay mit Rücksicht auf die Ungarn gewählt; aber gerade diese schlugen sich schlecht, weil zum Teil demoralisiert. Ein Feldherr wie Radetzky hätte auch diesmal die Mängel der österreichischen Heeresorganisation unschädlich gemacht und auch die mehr passiven Elemente mit sich fortgerissen; dagegen unter einem mittelmäßigen und dazu höchst unpopulären Führer mußten alle diese Fehler sowie die Schwierigkeit der inneren Lage mit doppeltem Gewicht in die Wagschale fallen. Dazu kam der sprichwörtliche Leichtsinn so mancher Staatsmänner. ‚Junger Freund‘, sagte mir vor mehr als dreißig Jahren der große Jurist und preußische Minister a. D. v. Savigny, ‚Sie wissen nicht, wie leichtsinnig die Diplomaten ihr Handwerk treiben.‘

Unmittelbar darauf sah ich zu Alessandria und Genua Teile der piemontesischen Armee. Einem Laien dürfte es schwer sein, die Tüchtigkeit beider Truppen gegenseitig abzuwägen; so viel konnte aber jeder erkennen, daß diese, in vieler Beziehung schwächer, durch den Beifall der fanatisch erregten Menge, die meistens von Emigrierten bediente Presse, die nationale, anti-österreichische Strömung bei einem großen Teile des Adels und der Bürgerschaft und schließlich

durch die Allianz mit den Franzosen sowie mit den Verschwörern im übrigen Italien eine moralische Unterstützung fanden, welche dem österreichischen Soldaten im fremden Lande, von der Bevölkerung zum großen Teile gehaßt und gemieden, notwendig entgehen mußte. Und dennoch hat dieser mehr als seine Schuldigkeit getan. Dabei waren die österreichischen Truppen notorisch schlecht, jene ihrer Gegner reichlich verpflegt.

Von Genua reisten wir mit dem Dampfer nach Livorno, von da über Florenz nach Rom. Durch die vom Korso heimkehrende und von den Freuden des Karnevals belebte Menge konnte unser Wagen nur langsam vordringen; ein Obdach war nur um schweres Geld und nach vielen Bitten zu haben. Da wegen der Krankheit des Königs von Neapel dort keine öffentlichen Feste stattfanden, waren Massen von Fremden von da nach Rom gekommen. Mir war sehr ernst zu Mute; wie bald, dachte ich, wird statt dieses Mummenschanzes dort oben am Mincio ein ganz anderes Spiel aufgeführt werden!

III.

Es war im Monat März; Mandeln, Pfirsiche, Aprikosen blühten überall, der Frühling war bereits mit Macht ins Land gekommen. Nun galt es, ungesäumt an die Arbeit zu gehen. Bei Kardinälen, die ich um ihren hohen Schutz bat; bei den römischen Behörden, vor welchen die Erbschaftsangelegenheit geregelt werden sollte; bei den Advokaten und Agenten, welche bisher bei der Verwaltung des ererbten Vermögens beteiligt waren; bei den Notaren, welche Verträge teils schon abgeschlossen hatten, teils neue abschließen sollten; bei den Bankiers und Geschäftsleuten, mit welchen wegen des Verkaufes von Staatspapieren und Hypotheken ich mich ins Benehmen setzen mußte, wurden die Besuche gemacht, die Vollmachten vorgelegt, die einleitenden Schritte besprochen.

Nun erst sollte ich innewerden, welche Last und Verantwortung zugleich ich auf mich geladen hatte. Von Geldgeschäften, zumal in solcher Ausdehnung, verstand ich wenig oder nichts. Meine erste Aufgabe war es nun, mich in die Anfangsgründe des Wechselrechtes hineinzustudieren und mit den römischen Rechten bezüglich der Erbschaftssteuer bekannt zu machen. Dazu kam, daß die Verhandlungen, je nach Verschiedenheit der Personen, mit welchen ich zu tun hatte, in drei Sprachen geführt wurden: in italienischer mit den Gerichten,

Notaren und Agenten, in französischer mit dem Bankier und seinen Kommis, in deutscher mit der bayrischen Gesandtschaft, den Testamentsexekutoren und dem Rechtsbeistande. Wie dachte ich da mit Schmerz zurück an meine stille Studierstube! Die schwersten Fragen spekulativer Wissenschaft, die verwickeltsten Untersuchungen biblischer oder historischer Kritik waren mir nicht so schwer geworden wie das Erlernen der Terminologie und Paragraphen des französischen, italienischen und deutschen Börsen- und Wechselwesens. Nun, es ging, weil es gehen mußte, und in dem Arbeitszimmer des Erblassers fand ich zur täglichen Ermunterung eine Tafel, unmittelbar vor seinem Schreibpulte aufgehangen, mit den Worten: ‚Vernunft, Geduld und Zeit — macht möglich die Unmöglichkeit.‘ Das Rechnungswesen hatte mein Begleiter mit der größten Bereitwilligkeit übernommen und mit gewissenhafter Genauigkeit besorgt.

Desto anregender und belehrender war der Umgang mit den Testamentsexekutoren, drei deutschen Künstlern von hervorragender Bedeutung. Alle drei liegen jetzt im Grabe. Der eine, August Riedel, war Meister in der Darstellung von Frauen in der Tracht des Landes; er verstand es wie kein zweiter, den leuchtenden Glanz, das Farbenspiel, die sonnige Luft, die zarten Töne, den ganzen Zauber des römischen Lichtes auf der Leinwand wiederzugeben. Einmal fragte ich ihn, ob er nicht ein Verlangen habe, Deutschland wieder zu sehen. ‚Nein‘, antwortete er, ‚dort habe ich kein Licht.‘ Tagelang saß er an der Meeresküste, um das Farbenspiel der sich brechenden Wellen und die Lichtwirkungen in der klaren Flut zu studieren. Die Neue Pinakothek in München zeigt manches schöne Werk von ihm. Der zweite, Ludwig Brüls, war ausgezeichnet im Genre; römische Ziegenhirten, wandernde Pifferari, betende Frauen vor einem Muttergottesbilde wußte er mit überraschender Naturwahrheit darzustellen. Viele seiner Bilder sind nach Belgien gewandert, wo sie die königlichen Paläste schmücken. Der dritte, Peter Schöpf, Bildhauer, war ein geborner Münchener und in der Tat ein Typus von Altmünchen, so kernhaft, gewissenhaft, treu und gut, so anspruchslos und doch so begabt. Seine Standbilder zeichnen sich aus durch die edle Einfachheit der Konzeption, die minutiöse Sorgfalt in der Behandlung aller Teile und die morbidezza[1] der Formen; er war

[1] Weichheit.

wie kaum ein zweiter berufen, im Auftrage König Max' II. von Bayern die Statue des unglücklichen Konradin zu schaffen, die nun zu Neapel steht, dort, wo er seinen anfänglich so glänzenden Siegeszug nach Italien und sein Leben zugleich beschloß. Mehr als einmal stand ich vor seinem Denkmal in Santa Maria del Carmine; die Linke auf den Griff seines Schwertes gestützt, läßt der unglückliche Königssohn die Rechte an der Seite herabhängen. Mit gesenktem Haupte heftet er den Blick ernst und nachdenkend auf den Boden, gleich als ahne er das Schicksal, das draußen vor der Kirche auf dem Marktplatze seiner wartete. Man braucht eben kein Ghibelline zu sein, um wegen seines traurigen Geschickes für den letzten der Hohenstaufen eine gewisse Sympathie zu fühlen; auch sein Unternehmen war nur eine Restauration auf Grund von Ideen, die aus dem Bewußtsein der Völker bereits geschwunden waren. ‚Der arme Knabe', sagte Klemens IV., als er von seinem abenteuerlichen Zuge über die Alpen hörte, ‚wird von den Ghibellinen wie ein Lamm zur Schlachtbank geführt; er wird vorübergehen wie Rauch.' Von welchen Zukunftshoffnungen erfüllt mochte er vom Monte Mario herab, an der Spitze seines Heeres, über Rom hingeblickt haben! Er selbst aber war am wenigsten der Mann, den gesunkenen und seines Zaubers beraubten kaiserlichen Namen wieder zur Geltung zu bringen, den Friedrich II. und sein Sohn, der tyrannische Enzio, welchen die Bolognesen gefangen nahmen und bis an sein Ende im Kerker eingeschlossen hielten, sowie der grausame Ezzelino als kaiserlicher Reichsvikar den Italienern und namentlich den freien Städten verhaßt gemacht hatten. Da war sein Oheim Manfred doch eine ganz andere Natur; er kämpfte für sein Recht und fiel mit dem Schwert in der Hand.

Dem Umgange mit diesen Künstlern verdankte ich viele fördernde und bildende Einwirkungen. Ich suchte, soweit ich konnte, von ihnen zu lernen, Natur, Gestalten, Kunstwerke sehen, wie sie das Auge des Künstlers sieht. Und in ihrer wie anderer deutscher Künstler Gesellschaft brachte ich manchen Abend zu; wenige prunkende Salons mit geputzten Herren und Damen, trotzdem daß Ordenssterne und Uniformen der Geladenen dort sich drängen, können eine solche Elite von geistvollen, selbst genialen Künstlernaturen aufzeigen, als sie hier in dem höchst einfachen Raume einer Osteria sich zusammengefunden hatten.

Der Erblasser hatte durch länger als ein halbes Jahrhundert die Villa Malta, von den Römern Giardino di Malta genannt, bewohnt und war daselbst gestorben. Dort war nun auch der Mittelpunkt unserer Tätigkeit. Diese Villa, ursprünglich Eigentum des Malteserordens, war in den Besitz des Königs Ludwig I. von Bayern gekommen, der schon als Kronprinz regelmäßig während seines römischen Aufenthaltes — er war 52mal in Italien — hier wohnte. Das Ganze bildete einen Komplex von Gebäuden, Terrassen und Weingärten, nicht weit von den ehemaligen Gärten des Sallustius, auf dem Monte Pincio gelegen. Herrlich war der Blick von der großen Terrasse nach Westen hin, über die Stadt mit ihren Türmen, Kuppeln, Kirchen, Palästen, im Hintergrunde begrenzt vom Janikulus und dem Monte Mario, am Abend zumal, wenn die Sonne hinter der St Peterskuppel unterging und diese von lichter Glut übergossen noch aufleuchtete, während weiter nach Norden hin der Himmel in Purpurrot getaucht erschien, das allmählich in Violett und tiefes Blau überging. Ein Rebstock, dessen Alter nach Jahrhunderten zählte — der Durchmesser des Stammes betrug nahezu einen Fuß —, breitete seine Äste weit aus wie ein schützendes Dach, unter dem die duftigsten Blumen des Südens ihre Wohlgerüche aushauchten. Ein langer Laubgang, von stets blühenden Rosen gebildet, lud zum Spazierengehen ein, und die edel geformten Akanthusblätter, von denen der Weg umsäumt war, erinnerten daran, daß wir uns auf klassischem Boden befanden. Nach rückwärts dehnte sich eine Vigna aus, von üppig wucherndem Buschwerk gegen Norden hin eingeschlossen; auf der einen Seite blickte man hinab in das reiche, volle, vielgestaltige Leben der großen Stadt, nach der andern herrschte Stille und die wildwachsende Natur, zerbröckelndes Mauerwerk, um das flüchtige Lazerten mit klugen Augen im Sonnenschein spielten, so daß man sich in eine einsame Tenuta der Campagna versetzt glaubte. Die Bauten selbst waren zu verschiedenen Zeiten errichtet worden und alt; doch bildeten sie ein harmonisches, äußerst malerisches Ganze, und der hochragende Turm mit seiner eine weite Rundschau bietenden Loggia mit flachem Dache in der Mitte gab ihm den Charakter heiterer Romantik und anmutender Ruhe. König Ludwig hatte mit dem ihm eigenen hohen Verständnis für Schönheit in Natur und Kunst sie geliebt gerade so, wie sie war, und kein Stein durfte im Interesse sogenannter Verschönerung gerückt werden. In einem Neben-

gebäude befand sich die Bibliothek der deutschen Künstler, deren Mäcenas der geistvolle bayrische Souverän war. Jetzt ist leider das Ganze in außerdeutschen Händen [1] und völlig umgebaut und somit ein Stück Poesie weniger in Rom, das König Ludwig eifersüchtig gehütet hatte, derart, daß er sogar die Öfen wieder hinwegzunehmen befahl, welche König Max II. während seines Winteraufenthaltes dort hatte setzen lassen; der Typus eines altrömischen Hauses sollte nicht geändert werden. Denn wie er selbst in seinen römischen Distichen erklärte:

Kälte erträgt sich in Rom mehr denn in unserer Heimat;
Die empfangene Glut wärmet, wenn Wärme verging.

Von hier aus sah er hinüber nach St Peter und schrieb:

Hier erblickt' ich St Peter in reiner, erhabener Größe;
Kleinlich erscheint oft noch, was in der Ferne erstaunt.

Und im Gefühl, in Rom ein stilles Heim zu besitzen, fern von dem Treiben des Hofes, sagt er vom Giardino di Malta:

Wie wert bist du mir, liebes Asyl, wo endlich den Menschen
Findet der König aufs neu', welchen daheim er verlor!

König Ludwig von Bayern gehörte zu den populärsten Gestalten Roms in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts; kein Sträßchen war so klein, kein Winkel so enge und schmutzig, den er nicht aufgesucht, kein Kunstwerk, das er nicht gekannt hätte. Die Kirche Santa Maria della Concezione, den Kapuzinern gehörig, in deren Nähe die Villa Malta liegt, sah ihn sonntäglich dort beim Gottesdienst, wie er denn diesen Ordensmännern besonders geneigt war. In der Villa Malta war es auch, wo er zu dem im Jahre 1843 verstorbenen Rektor des Deutschen Kollegiums, P. Landes, einem gebornen Augsburger und Manne von imponierendem Äußern, ein merkwürdiges, bis jetzt meines Wissens noch nicht bekannt gewordenes Wort sprach. Dieser war erschienen, um die Alumnen aus Bayern, von welchen zu jener Zeit viele im Deutschen Kollegium studierten, ihrem Landesherrn vorzustellen. Der König nahm ihn sehr freundlich, selbst herzlich auf und sagte dann, indem er seinen Mantel mit den Händen faßte, zu den Versammelten: ‚Dieses Kleid hat in Bayern den katholischen Glauben bewahrt.'

[1] Seit 1908 im Besitze des ehemaligen deutschen Reichskanzlers Fürsten Bülow. (Anm. d. Herausg.)

Blick auf St Peter in Rom vom Monte Pincio aus. (Phot. Anderson.)

Später, schon in der Mitte der vierziger Jahre, war seine Gesinnung in dieser Hinsicht eine andere geworden. In einer Audienz, die ich hatte, sprach er sich gereizt gegen die Jesuiten aus, und als ich schüchtern eine Entgegnung wagte, verwies er mich kurzweg zur Ruhe. Über die Ursache dieser Sinnesänderung sind verschiedene Vermutungen ausgesprochen worden. Ringseis erzählt in seinen ‚Erinnerungen' folgendes[1]: ‚Bei unserem diesmaligen Aufenthalt (1823—1824) loderte das Huldigungsfeuer des Kronprinzen (zur Marchesa Florenzi) in hellen Flammen, und er hielt dies für eine harmlos erlaubte Sache, besonders solange keine ernsten Mahner dem süßen Schwärmen entgegentraten. Ich und der eine und andere solcher Mahner nahmen uns aber die Freiheit, ihm Vorstellungen zu machen. Nun legte er den Fall einem Jesuiten vor. Dieser entschied in unserem Sinne. Der leidenschaftliche Schmerz, der den Kronprinzen darüber ergriff, hätte genügen müssen, ihn über das Bedenkliche seiner Empfindung aufzuklären. . . . Es fand sich jemand, der einen andern Geistlichen aufsuchte, einen Schweizer und Ordensmann von hohem Rang. „Wenn die Sache so liegt, wie Ihr berichtet", erwiderte dieser, „dann ist sie ja harmlos." Ich wußte nichts von der Anfrage noch von dem Bescheid und konnte nicht begreifen, warum eines Tages der Kronprinz wie ausgewechselt bei Tisch erschien, strahlend und prickelnd von Wohlbehagen, bis mir nach Tisch durch Baron Gumppenberg das Rätsel gelöst wurde. . . . Wenn in der Folge König Ludwig die Einführung der Jesuiten in Bayern nicht gewollt hat, so lag dies gewiß in seiner ganzen Anschauungsweise. Ob aber durch jenes Erlebnis in Rom, wenn auch ohne deutliches Bewußtsein, der Name „Jesuit" für ihn nicht ein gewisses unbehagliches Beigeschmäckchen erhalten hat?' — Zur Ergänzung des hier Gesagten kann ich aus allerbester Quelle den Wortlaut der Antwort mitteilen, welche der Kronprinz von dem oben erwähnten Jesuiten erhielt, die auch auf den Inhalt der Anfrage schließen läßt. ‚Die Heilige Schrift', sagt dieser, ein äußerst milder und ruhiger Priester, ‚weiß nichts von platonischer Liebe zu einer andern Person, sondern nur, daß der Mann sein Weib lieben soll.' Da ist nichts von Rigorismus, nichts von Laxismus; es ist die Lehre des Evangeliums. Er konnte nicht anders antworten. Sagt

[1] Historisch-politische Blätter LXXXI 335.

doch schon der klassisch gebildete Kardinal Bona in seiner Manuductio: Pernicies est amor, quem Platonicum vocent, quo a formae corporalis aspectu animam erigi fingunt ad divinae pulchritudinis considerationem. Formosae faciei obtutus ad concupiscentiam excitat, et quod per oculos exit, sive lumen sit, sive fluxus quidam, hominem colliquat et perdit[1].

Unsere Wohnung hatten wir am Spanischen Platze in einem kleinen Häuschen genommen, das seitdem einem großen Palaste hat weichen müssen. Unsere Hausfrau, Signora Griffi, war eine geborne Römerin und Witwe eines Arztes, die mit ihrer Schwester und der in Rom unvermeidlichen Katze im Frieden zusammenlebte, so ganz in altrömischer Weise, einfach, natürlich, ohne viele Bedürfnisse und ohne viele Sorgen. Sie war keine bizzocca, d. i. Betschwester, stellte aber in ihrem ganzen Wesen und Leben das Bild jener Römerinnen dar, die, hineingewurzelt in ein gesundes katholisches Christentum, diesem ihre ganze Art zu denken, zu reden, zu urteilen entnehmen; es ist für sie wie ein höherer Sinn, und es kommt ihnen, trotzdem daß sie immer Fremde in ihrem Hause hatten, nicht von ferne auch nur der Gedanke, daß dies auch anders sein könnte. Nur in einem Punkte hatte der Einfluß des Auslandes, namentlich der Franzosen, welche schon durch die militärische Besetzung Roms ein großes Wort sprechen konnten und auch zu sprechen gewohnt waren, sich selbst bei diesen stillen Frauen geltend gemacht. Bei aller Verehrung, mit der sie von Pio nono sprachen, hatten sie doch Siamo mal governati[2] von den Malkontenten zu sagen gelernt. Ich konnte nur lachen, wenn ich ihre Klagen über die hohen Steuern hörte; sie waren eben gewohnt, fast nichts zu zahlen; in den Jahren 1848 und 1849 hatten die Männer der Republik nicht nur die Kassen geleert, sondern auch Schulden auf Schulden gehäuft und so eine Erhöhung der vordem äußerst geringen Abgaben notwendig gemacht.

Es war überhaupt eine eigentümliche Stimmung zu jener Zeit. Rom wimmelte von Fremden und namentlich von Franzosen, deren Übermut sich vieles erlaubte; die päpstliche Partei, wenn man diesen Ausdruck gebrauchen soll, welche den Kern der Bürgerschaft bildete,

[1] Die sog. platonische Liebe, welche durch den Anblick der körperlichen Schönheit, wie man sagt, die Seele zu Gott erhebt, ist ein Verderben. Denn der Anblick einer schönen Gestalt erregt die Begierde, und was die Seele durch die Augen einsaugt, verweichlicht und verdirbt sie. [2] Wir sind schlecht regiert.

war eine Zeitlang wie eingeschüchtert, bis es gelang, auch ihrerseits öffentliche Meinung zu machen, sie nachdrücklich zur Geltung zu bringen und nicht alles der Regierung zu überlassen. Als ich das Siamo mal governati öfters hörte, suchte ich der Sache auf den Grund zu kommen. Ich kam in Geschäftsangelegenheiten oft mit einem Advokaten von Ruf zusammen, der mir durchaus den Eindruck eines offenen, unabhängigen Mannes gemacht hatte; so fragte ich ihn denn nun in einer vertraulichen Stunde über seine Meinung bezüglich der Rechtspflege und Administration in Rom. Über alles sprach er sich mit Anerkennung aus, nur eines hob er tadelnd hervor: das Protektionswesen. ‚Solange die Staaten und Regierungen aus Menschen bestehen', entgegnete ich ihm, ‚wird es immer so sein, mehr oder weniger; sind es hier die Brüder und Nepoten, so sind sie es auch anderswo, nur kommen die Söhne und Schwiegersöhne noch dazu.' Einen Geschäftsmann, aus dessen Studio die schönsten Kameen hervorgingen, fragte ich gleichfalls. Auch er hatte weiter nichts auszusetzen, als daß Pio nono den ausgewiesenen Revolutionsmännern nicht nur die Rückkehr erlaubt, sondern sie sogar wieder in Ämter eingesetzt hatte, da er doch hätte wissen können, daß sie zum großen Teile birbaccioni[1] waren. Ein dritter, ein seit seiner Jugend in Rom eingebürgerter Deutscher, mit dem ich mich über dieses Thema unterhielt, war gleichfalls mit Pio nono unzufrieden, weil er immer zu nachsichtig gewesen sei. Da sei doch Gregor XVI. ganz anders vorgegangen. ‚Das war ein Papst', meinte er. Und in neuester Zeit schreibt der Marchese del Gallo[2]: ‚Wenn man eine sechzehnjährige Erfahrung hinter sich hat, müßte man hirnlos sein, wollte man sich noch über das frühere päpstliche System beklagen. Seine Beamten waren besser als die gegenwärtigen, die Steuern betrugen kaum ein Drittel der jetzigen, die Rechtspflege war ohne Vergleich der unsern vorzuziehen, das Eigentum sicherer, der Ackerbau nicht ruiniert wie heutzutage. Wollte Gott, man könnte die päpstliche Verwaltung wiederherstellen!'

An den Gerichten und von den Behörden, mit welchen ich täglich zu verkehren hatte, wurde ich immer mit großer Höflichkeit behandelt; von einem böswilligen Hinausziehen der Geschäfte oder schleppenden Gange derselben fand ich keine Spur. Den sichersten Beweis hierfür

[1] Schlimme Schelme [2] La verità vera ai Romani veri. 1886.

möge die Tatsache liefern, daß im Laufe von nicht ganz vier Monaten alle Rechtsfragen bereinigt und eine Summe von nahezu einer halben Million Franken, die zum geringsten Teile in Staatspapieren, großenteils in Hypotheken uns zugefallen war, nach der Heimat entsendet werden konnte.

Die Erledigung dieser Geschäfte hatte nun allerdings manche Verdrießlichkeiten im Gefolge; die Erfüllung aller Formalitäten, die ich mit meinem juristischen Laienverstande nicht für so unumgänglich notwendig erachten konnte, nahm mich sehr viel in Anspruch. Doch brachten sie mir auch einen Vorteil, den ich nicht gering anschlage. Ich bekam dadurch einigermaßen einen Blick in den Haushalt der großen römischen Familien, die Art der Bewirtschaftung ihrer Latifundien, dieser mehr als tausendjährigen Güterkomplexe, des Wertes ihrer Erträgnisse usw. Da konnte ich beobachten, daß trotz allem Reichtum an liegenden Gütern und ausgedehnten Besitzungen die Rente oft nur zur Not ihr Bedürfnis deckt. Eines der ehedem mächtigsten Baronalgeschlechter, welches an Alter alle Nepotenfamilien überragt und seit mehr als 600 Jahren die Geschichtsbücher der Ewigen Stadt mit den Namen und Taten seiner berühmten Mitglieder gefüllt hat, darunter Päpste, Kardinäle, Feldherren, Mäzenaten usf., war nicht imstande, eine zwar nicht niedrige, aber doch im Vergleich zu dem königlichen Reichtum, den diese Familie einst besaß, nicht sehr hohe Summe flüssig zu machen. Man zahlte lieber einen höheren Zins, wodurch es möglich war, die dort stehende Hypothek an einen dritten zu zedieren. Man hat viel gesprochen und geschrieben über den Luxus dieser Geschlechter, den sie bei festlichen Gelegenheiten entfalteten. Was sie aber für Wissenschaft, Kunst und besonders für die Armen getan, ist weniger bekannt. Ihre Villen, Bildersammlungen und Bibliotheken waren dem Publikum geöffnet. Kardinal Albani stiftete unter anderem auch eine Bibliothek, nachdem er seinen Palast gebaut und seine herrliche Villa angelegt hatte, ausgestattet mit den reichsten Kunstschätzen, derart, daß sie der Villa und Bildergalerie der Borgheſe fast gleichkommt. Pamphili lebt im Volksmund ebenso fort durch die Stiftung des nach ihm benannten Kollegiums wie durch seine berühmte Villa vor San Pancrazio; ebenso haben Capranica, Tondi, Aldobrandini Kollegien gegründet. Die meisten Betten im Spital der Barmherzigen Brüder (Fate-ben-fratelli) hat der römische Adel gestiftet;

viele Armenstiftungen rühren gleichfalls von ihnen her. Und unter denen, welche an den großen Festen die herbeiströmenden Pilger bedienen, und nicht bloß dem Scheine nach, bilden die Frauen aus der hohen Aristokratie nicht die geringste Zahl. Aber auch ihr häusliches Leben war und ist höchst einfach, einfacher als in so manchen Häusern unserer Emporkömmlinge.

Der bayrische Gesandte, Herr v. Verger, kam mir sehr freundlich und aufmerksam entgegen; desto weniger seine Dienerschaft. Als die ersten Besuche und geschäftlichen Verhandlungen daselbst stattgefunden hatten, konnte ich die Exzellenz lange Zeit nicht mehr zu Hause treffen. Ich kam frühe, die stereotype Antwort war: L' Eccellenza non c'è (ist nicht zu Hause). Ich kam gegen Abend: L' Eccellenza non c'è. — ‚Wann wird wohl die Exzellenz zu sprechen sein?' fragte ich. Mit einem Achselzucken hieß es: Non so[1]. — Unmutig über diese stets vergeblichen Versuche, klagte ich einem seit lange ansässigen Deutschen meine Not. Dieser lachte hellauf. ‚Sie haben wahrscheinlich die buona mano, das Trinkgeld, bis jetzt vergessen', bemerkte er; ‚drücken Sie nur jedesmal beim dritten oder vierten Besuch dem Diener etwas in die Hand, dann ist die Exzellenz zu Hause, oder Sie erfahren sicher, wann Sie dieselbe treffen können.' So geschah es.

Unterdessen war der Krieg wirklich ausgebrochen, die Österreicher waren über den Ticino gegangen und in die Lomellina eingerückt. Ganz Italien war fieberhaft erregt. In Rom wurde in San Carlo am Korso eine Novene gehalten, die Kardinäle und hohen Geistlichen wohnten derselben bei. Während ihre Karossen durch die Straßen fuhren, fanden unter der Menge Demonstrationen statt, wehte in und für einige Augenblicke auch außer manchen Lokalen die blauweißrote und grünweißrote Trikolore, sangen sie, wenn auch mit gedämpfter Stimme: Evviva la bandiera, La bandiera tricolor! Auch hörte man jetzt wieder ein älteres Lied singen:

Di Marengo la pianura
Ai Tedeschi la tomba diè;
No, no, il giardino della natura,
No, no, al barbaro non è[2].

[1] Ich weiß es nicht.

[2] Dort auf Marengos Feldern
Die Deutschen fanden ihr Grab;
Nein, nein, nicht soll Barbaren gehören,
Nein, nein, der Garten, den Natur uns gab.

Die päpstlichen Truppen, besonders die esteri, die geworbenen Schweizer und Deutschen, wurden mit Hohn, durchbohrenden Blicken voll Haß und Verachtung betrachtet. An den Kunstläden, namentlich auf dem Korso, hingen Bilder, welche Szenen aus der ersten französischen Revolution darstellten.

Eines Morgens, es war zu Anfang Mai, fand ich bei der Rückkehr aus der Kirche auf meinem Tische ein Billett von der bayrischen Gesandtschaft. Mein Erstaunen war nicht gering, als ich in demselben den Rat und Wunsch ausgedrückt fand, augenblicklich abzureisen und die Geschäfte auf bessere Zeiten zu vertagen, indem das Äußerste zu befürchten sei. Da war ich denn sehr schmerzlich überrascht; ich war dem Schutze der Gesandtschaft empfohlen, statt dessen findet diese es für gut, mich in höflicher Weise abzuschütteln; die ganze Reise und alle bisherige Arbeit war umsonst, und wer konnte sagen, was und ob überhaupt, sollte eine Katastrophe eintreten, noch etwas zu retten war?

Mein Entschluß war alsbald gefaßt. Unverzüglich ging ich zur Wohnung des Gesandten, die zu jener Zeit in der Mitte des Korso lag, und ließ mich melden. Ich sprach von dem Inhalte des Billetts, der Herr Gesandte wiederholte mündlich, was er mir schriftlich mitgeteilt hatte. ‚Sie wissen nicht', setzte er mit geheimnisvoller Miene hinzu, ‚wie es steht. Jeden Tag kann eine Revolution ausbrechen, und', dabei deutete er auf mich, ‚auf Sie schießen sie zuerst. Daß die schöne Kunstsammlung und auch das Geld fortgebracht wird, hat ohnehin eine Aufregung hervorgerufen, und als Geistlichen wird man Sie besonders verfolgen.' Ich schwieg einen Augenblick, dann stellte ich in aller Bescheidenheit die Frage: ‚Haben Ew. Exzellenz diesen Befehl im Auftrage des Königlichen Staatsministeriums mir mitgeteilt?' — ‚Nein', antwortete er, ‚aber es ist mein wohlgemeinter Rat.'

Wieder einen Augenblick besann ich mich; dann erklärte ich mit möglichster Ruhe: ‚Solange ich keinen Befehl des Königlichen Staatsministeriums habe, bleibe ich. Jenen allein, die mich hierher gesendet, gehorche ich, wenn sie mich zurückrufen; solange dies nicht geschieht, verlasse ich meinen Posten nicht. Gott wird mich schützen, und an den notwendigen Vorsichtsmaßregeln will ich es nicht fehlen lassen.' Ich wurde etwas ungnädig entlassen und kam nicht wieder in den Palast bis am Vorabend vor unserer Abreise, als das Schlußprotokoll dort aufgenommen wurde.

Von jenem Tage an ging ich nur noch in der Kleidung eines französischen Abbé; war ja doch Frankreich der Alliierte Italiens und dazumal äußerst populär bei diesem Volke, das von jeher gewohnt war, Frankreich gegen Deutschland anzurufen: nicht um die Freiheit zu erringen, sondern nur um die Herren zu tauschen. Und gar viele sonst rechtlich denkende Franzosen, von der Gloire berauscht, ahnten nicht die Tragweite dieses Krieges. Zuerst, hörte ich so manchen sprechen, haben wir Revanche genommen an Rußland für die Verträge von 1815; jetzt kommt Österreich an die Reihe und zuletzt le Prussien, der damals schon den besten Teil des französischen Nationalhasses zu tragen hatte.

Eine Charakterfigur aus jener Zeit stellte in vollendeter Weise ein Notar dar, Pompeo Pompei, mit welchem ich vielfach wegen Zession, Liquidation usf. von Hypotheken zu tun hatte. Ein angehender Vierziger, hatte er das beste Notariat in Rom, jenes, dem das reichste Viertel, der Spanische Platz mit Umgebung, zugewiesen war und bei welchem daher auch unsere Verträge abgeschlossen werden mußten. Man rechnete seine Einnahmen sehr hoch. Klein, mager, von gelblicher Gesichtsfarbe, mit schwarzem krausem Haar und von äußerst heftigem Temperamente, ließ er mich an Julius Cäsars Worte bei Shakespeare denken:

Laß wohlbeleibte Männer um uns sein,
Mit glatten Köpfen, und die nachts gut schlafen;
Der Cassius dort hat einen hohlen Blick.
Ich kenne niemand, den ich eher miede
Als diesen hagern Cassius. Er liebt kein Spiel
Wie der Antonius, hört nicht Musik;
Er lächelt selten.
Und solche Männer haben nimmer Ruh',
Solang sie jemand größer sehn als sich.

Er war Italianissimo von der Fußsohle bis zum Scheitel, und wie sich später herausstellte, ein rühriges Werkzeug der Verschworenen. Mit seinen Gedanken war er fast immer abwesend, kaum daß er sich so viel sammelte, um die Verträge rechtsgültig zu formulieren. Da ich viele Zeit bei ihm zubringen, manchmal stundenlang auf die Parteien warten mußte, so wurde er mehr und mehr mit mir vertraut und offenbarte allmählich seine Gesinnung. Wie ein Vulkan kochte in ihm der Haß gegen die papalini[1]; ‚wir wollen

[1] Päpstlichen.

ein Volk werden wie die andern Völker, frei, groß, geeint, kriegerisch, ein mächtiges Italien, und nicht bloß Litaneien singen und das Rauchfaß schwingen'. Seine politische Bildung war eine ziemlich geringe; die landläufigen, volltönenden Phrasen, wie sie die Blätter boten, wiederholte er mit kindlicher Naivität. Seine Kenntnis der politischen Zustände des Auslandes war, wie so häufig bei den Italienern von damals, womöglich noch geringer. Letzteres konnte man ihm noch verzeihen; was ich ihm aber nicht verzieh, war seine Unkenntnis bezüglich der ihn zunächst berührenden Dinge, die seines Amtes waren, wie z. B. bezüglich der Skala für die Erbschaftstaxe. Unsere Versuche, das Recht der Exterritorialität für die Behandlung der Erbschaftsmasse in Anspruch zu nehmen, waren eben gescheitert, und es mußte darum in dieser Beziehung ein Übereinkommen getroffen werden.

Dieser Mann war ein Typus für so viele, die zu jener Zeit in den geheimen Gesellschaften für die Revolution arbeiteten und im Dienste des großen Revolutionärs auf dem Throne, der sich ihrer als seiner Handlanger bediente. Allerdings, Cavour hatte andere Ziele, Garibaldi andere und Mazzini wieder andere. Vorderhand jedoch machten sie gemeinsame Sache; denn im Hasse gegen Österreich und den Papst waren sie eins. In Cavour sahen jene Piemontesen, welche schon seit langem, selbst schon auf dem Wiener Kongreß, nach der Lombardei Verlangen getragen hatten, den rechten Mann zur Ausführung ihrer Pläne; Mazzini mit seinen mystisch-politischen Pamphleten, dem Nimbus des Geheimnisvollen, das diesen ‚Alten vom Berge' unter den Karbonari umgab, hatte für die unreife Jugend einen gewissen Zauber. Und Garibaldi war jenen gerade recht, die ein kriegstüchtiges Italien sehen wollten und in ihm darum den ‚Helden zweier Welten' anstaunten. Denn, sagt Swetchine, beaucoup de gens sont comme les chiens, qui cherchent un maître.

Es ist keine Frage, die politischen Zustände Italiens, welches auf dem Wiener Kongreß nur noch ein geographischer Begriff[1] war

[1] Leider hat Metternich diesen Ausspruch getan. In dem VI. Band seiner Memoiren S. 373 heißt es in einem vertraulichen Schreiben an den österreichischen Gesandten Apponyi zu Paris: Le mot Italie est une dénomination géographique; und ebd. S. 447: L'Italie est une expression géographique.

und darum ohne Rücksicht auf seine Vergangenheit und die berechtigten Wünsche seines Volkes behandelt wurde, waren für die Malkontenten ein erwünschter Vorwand zu bitteren Klagen. Daß Pius IX. die Zerrissenheit Italiens und dessen Verteilung unter ausländische Herrscherfamilien — mit Ausnahme des Heiligen Stuhles — selbst beklagt und dessen Einigung in der Form eines Bundesstaates angestrebt hatte, daß Piemont dem widerstrebte, weil dadurch seine Pläne auf die Unifizierung der Halbinsel unter seiner Krone durchkreuzt wurden, ist eine bekannte Tatsache. Rosmini hat in seinem Tagebuche, welches die Erlebnisse des Jahres 1848 beschreibt, dies ausführlich geschildert und auch die betreffenden Aktenstücke mitgeteilt. Trotzdem wälzte man alle Schuld der traurigen Lage des Landes auf die weltliche Herrschaft des Papstes; das perfide England unter Palmerston und sein Werkzeug, Lord Minto, der Verschwörer auf dem Throne, Napoleon III., und selbst Österreich hatten nichts Angelegentlicheres zu tun als über die Mißbräuche des päpstlichen Regiments Beschwerde zu erheben und Reformen zu fordern — was alles nur dazu diente, die Klagen der Patrioten als völlig berechtigt erscheinen zu lassen, so daß diese immer kecker und rücksichtsloser mit ihren Forderungen auftraten. Auf dem Pariser Kongresse 1856 hatte Camillo Cavour bereits ‚die italienische Frage' zur Sprache gebracht, im Jahre 1858 zu Plombières mit Napoleon den Krieg gegen Österreich verabredet, und die Paläste der Gesandten in Rom und Florenz wurden Herde der Konspiration; was der französische Gesandte in Rom, Graf Rayneval, zu Gunsten des Papstes seiner Regierung gegenüber gesagt hatte, wurde nicht gehört oder schnell vergessen.

IV.

Will man von der damaligen politischen Lage, wie sie dem Frieden von Villafranca, dem Abfalle der Legationen und Siziliens und dem Einzug Garibaldis in Neapel vorausging, ein richtiges Bild gewinnen und einen Erklärungsgrund finden für den unerwartet raschen Sieg der Revolution, dann möge man immer diese vielseitige, direkte und indirekte Unterstützung derselben durch das Ausland und namentlich durch die Agenten Piemonts in den Vordergrund stellen.

Im Auftrage Napoleons III. erließ Cavour das berühmte Memorandum bezüglich der ‚abnormen' Zustände in der Romagna, das

einen der wichtigsten Vorwände abgab, den Kampf gegen den Papst zu unternehmen, und auf dem Pariser Kongreß eine so große Rolle spielte. Die schwache und despotische Regierung des Papstes, hieß es in demselben, kann weder die Ursachen der fortgesetzten Verschwörungen in seinem Lande entfernen, noch hat sie Kraft genug, diese gewaltsam zu unterdrücken. So ist denn die Romagna ein beständiger Herd des Aufruhrs, eine Gefahr für Italien und ganz Europa, eine Anomalie in der gegenwärtigen politischen Ordnung, welche dadurch beseitigt wird, daß eine starke und freisinnige Regierung, wie Piemont, die Herrschaft über dieses Land erhält. — Viele Jahre sind seitdem vorübergegangen, der neuen Regierung stehen 300000 Mann zu Gebote — die Verschwörungen dauern nicht bloß fort, ihre Mitglieder sind kecker in ihren Forderungen, offener in ihren Tendenzen, blutiger in ihren Taten geworden. Nur *ein* Unterschied besteht zwischen einst und jetzt. Einst standen sie im Dienste Piemonts, seines Königs und seiner Minister und kämpften gegen Papst und Kirche; jetzt, in ihren Hoffnungen betrogen, von einer schweren Militärlast, unerhörten Steuerlast und fortwährenden Steigerung der Preise aller Lebensmittel gedrückt und erbittert, kämpfen sie gegen das Königtum und die Monarchie. Das Fortschrittsblatt ‚Arena' in Verona sprach daher in diesem Jahre (1882) ein prächtiges Geständnis aus, das zur Illustration der glorreichen Erhebung Italiens dient. ‚Von den ersten Schritten Cavours', heißt es da, ‚die er in der römischen Frage unternahm, bis zu dem Schreiben Viktor Emanuels vor der Einnahme von Rom war in den Reden der offiziellen Organe Italiens alles Heuchelei, wenn man davon sprach, wie sehr man für die Interessen der Kirche besorgt sei uff. Es war auch keine Spur von Wohlwollen gegen den Papst vorhanden, ein Machiavellismus von Phrasen, des Volkes unwürdig. Der Papst hatte recht und hat recht, wenn er denen, die am Ruder stehen, vorwirft, daß sie übertünchte Gräber seien.'

Hierzu kam ein anderes. *Vincenzo Giobertis* Buch ‚Über den moralischen und bürgerlichen Primat Italiens', geschrieben im Jahre 1843 in dem Stile, wie ihn so viele moderne Italiener lieben, voll Bombast und Worten mit Luft gefüllt, hatte dem Stolz des Volkes geschmeichelt, das vielfach noch gewohnt ist, den Deutschen, zumal den Österreicher, als barbaro zu verachten, und einen gewissen Größenwahn hervorgerufen, der sich in dem L'Italia farà da

se[1] aussprach. Er hatte übrigens nur die Ideen formuliert, die bereits in der Luft lagen; daher seine Popularität und ebendaher auch sein rascher Fall. Aber er hatte einmal ausgesprochen, was man wollte; und wenngleich der Papst in dem von ihm geträumten Italien noch eine hervorragende Stellung einnimmt, weswegen auch nicht wenige aus dem Klerus für ihn schwärmten — scrive com' un' angelo[2], sagte mir im Herbste 1847 ein italienischer Ordensmann —, so mußte er doch fallen mit dem ganzen luftigen Gebäude, das Giobertis Phantasie aufgeführt hatte, und nichts blieb mehr übrig als maßlose Ansprüche und hohler Dünkel. Gioberti ging später selbst in das Lager der Papstfeinde über.

So bildete sich, durch die piemontesische Presse unterstützt und getragen, allmählich eine öffentliche Meinung, die jeden Andersdenkenden als Verräter brandmarkte. Die Amnestierten waren durch des Papstes Gnade nicht gebessert, sondern nur kecker geworden. Viele katilinarische Existenzen traten nun in den Vordergrund, Farini, Lafarina, Guerrazzi usf., Leute, die nichts zu verlieren und alles zu gewinnen hatten. Schon Tacitus erwähnt den Sullam inopem unde praecipuam eius audaciam[3]; und Taine in seiner Geschichte der französischen Revolution hat aktenmäßig dargelegt, durch welche Mittel die kleine Schar der Männer des Umsturzes die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung und selbst die Nationalversammlung terrorisierte. Ähnliches geschah in Italien, nur mit dem Unterschiede, daß der Italiener sich weit leichter terrorisieren läßt als der Franzose und das Gesindel in Überfluß vorhanden war, das sich dazu brauchen ließ.

Hierzu kam, daß in jenen Tagen die Partei der Ordnung, sagen wir: die katholische Partei, in Italien noch nicht aktionsfähig war. Sie war da, die besten Familien aus dem Adel und der Bürgerschaft gehörten ihr an, von dem Landvolk nicht zu reden, das in der Lombardei österreichisch, im Kirchenstaat päpstlich gesinnt war. Aber die Stimme des letzteren zählte nicht; arm, abhängig von den Grundbesitzern, die ihm ein paar Äcker auf Zeitpacht hingaben, in Not und Sorge um das tägliche Brot — viele sahen ja selbst dieses nur selten, sondern Polenta und nur Polenta —, konnte es keinen politischen

[1] Italien wird's von selber machen. [2] Er schreibt wie ein Engel.
[3] Sulla arm, daher dessen besondere Verwegenheit.

Einfluß ausüben. Die andern aber waren gewohnt, alles der Regierung zu überlassen, alles von der Regierung zu fordern, wegen allem die Regierung zu bekritteln und anzuklagen. Der römische Adel, großenteils aus Nepotenfamilien hervorgegangen, war nach seiner großen Mehrheit päpstlich gesinnt und bekundete seine Gesinnung auch öffentlich. Aber von da bis zur Tat war noch ein weiter Schritt, zu dem nur wenige sich entschlossen. Und gar manche von ihnen liehen jenen williges Gehör, die sich darob beklagten, daß der Klerus im Staate jene politische Stelle einnehme, die doch ihnen gebühre, und die Prälatur der einzige Weg sei, um zur Teilnahme am öffentlichen Leben zu gelangen. Was den Klerus betrifft, so war es eine der wichtigsten Aufgaben der hohen Venta gewesen, diesen zu korrumpieren. Schon Gregor XVI. mußte Priester verurteilen und gefänglich einziehen wegen ihrer Teilnahme an Komplotten. Man suchte sie zu gewinnen durch Schmeicheleien wie durch Drohungen; manche unter ihnen, die im Müßiggange ihre Tage zubrachten, glaubten an Achtung gewinnen zu können, wenn sie in den Kaffeehäusern die Phrasen des Liberalismus, freilich in mildernden Wendungen, wiederholten. Sie flohen demonstrativ jene, welche als codini[1] öffentlich von der liberalen Meute waren denunziert worden. Man ereiferte sich gegen Österreich, den barbaro tedesco[2], schwärmte mit Gioberti für die Italia una[3], mit einem Worte: man liberalisierte ein bißchen, wozu bekanntlich weder Wissen noch Talent noch Arbeit gehört, aber, wie dies auch anderswo der Fall ist, viel Strebertum, Eitelkeit, Feigheit und jene Charakter- und Gedankenlosigkeit, die noch nie sich darauf besonnen hat, was man sich, seiner persönlichen Würde, seinem Stande, seinen heiligsten Gelöbnissen, seiner Kirche und ihrem Oberhaupte schuldet.

Selbst ein Horatius hätte sie belehren können:

> Falsus honor iuvat et mendax infamia terret
> Quem, nisi mendosum et mendacem?[4]

‚Unser junger Klerus', schrieb Kardinal Bernetti im Jahre 1845, ‚ist angesteckt vom Liberalismus. Die ernsten Studien sind verlassen.

---

[1] Schleppträger. [2] Deutschen Barbaren. [3] Das einige Italien.

[4] Ep. 1, 16:

Ehr' ohne Wahrheit und Schmähung mit Lüge, wen ehrt sie, wen schreckt sie?
Doch nur den Bösen, den Lügner.

Die Dummen, Schwachen, Feigen sind am meisten populär.' Ja selbst mit frommen Phrasen suchte man dieses Gebaren zu rechtfertigen. Es liegt eine Tragik darin, daß das Glöckchen eines Mendikantenklosters in Sizilien — la Gancia — das Zeichen zum Sturme gab, der von der Insel aus bis über die Hauptstadt des Königreiches Neapel sich verbreitete und dieses zum jähen Sturze brachte. Lokalstolz, territoriale Beschränktheit, ererbter Haß gegen Neapel, Unwissenheit und Zuchtlosigkeit, begünstigt durch die Eifersucht, mit welcher der König jeden Einfluß von Rom her fernhielt, hatten es dahin gebracht, daß die Mönche sich einer Bewegung anschlossen, die sie zuerst unter den Ruinen begraben mußte.

An den Höfen und in den Regierungskreisen selbst hatte der Verrat seine Werkzeuge. Selbst der Polizeiminister del Carretto in Neapel war ein alter Karbonaro von 1820; ebenso der Marchese Pietra-Castella, Präsident des Obersten Rates; jetzt waren sie freilich, wie es schien, ergebene Diener ihres königlichen Herrn. Aber ihre Vergangenheit war nicht rein. In Rom stahl bekanntlich später der Sekretär des Kardinals Antonelli diesem einen Teil seiner Briefschaften; aus Rücksicht auf seine Verwandten wurde er nicht gestraft, wie er es verdient hätte.

Vor allem war es den Italianissimi darum zu tun, Männer von hervorragender Bedeutung für sich zu gewinnen; mit den preti di piazza[1], einem Gavazzi, Achilli, Rusconi, Gazzola, Padre Pantaleone usf., konnten sie nicht viel Staat machen. Nach einem Volksführer wie Arnold von Brescia, einem mit prophetischem Geiste ausgerüsteten Prediger wie Savonarola, einem zum Gegenpapst Tauglichen wie Pietro Rainalduzzi zur Zeit Ludwigs des Bayern hatten sie umsonst gesucht; für gänzlich fehlgeschlagen hielten sie ihre Pläne darum doch nicht.

Eines Abends ging ich in Begleitung eines Freundes nach Hause. Eben, im Frühjahr 1859, war ein gelehrtes, sehr angesehenes und sehr gefeiertes Mitglied einer religiösen Genossenschaft aus derselben ausgetreten. Seine wissenschaftlichen Leistungen, das Vertrauen, das dieser Mann bei Pius IX. genoß, gaben diesem Schritte eine besondere Bedeutung und ließen auf Tendenzen schließen, welche den Italianissimi nur höchst erwünscht sein konnten. Ganz natürlich sprachen wir nun

[1] Gassenpriestern.

von diesem Manne; sein Austritt war ja ein Ereignis des Tages. Eine Gesellschaft, die vor uns ging, aus Italienern bestehend und darum ohne Kenntnis vom weiteren Inhalte unseres Gespräches, hatte doch seinen Namen gut verstanden, der wiederholt genannt wurde. Mit einemmal wendeten sie sich um und riefen uns hohnlächelnd und schadenfroh zu: ‚Ja wohl, ja wohl, der P. Passaglia ist nun unser.‘ Papst Pius ernannte ihn hierauf zum Professor der Philosophie an der Sapienza; dort hörte ich einigemal seine Vorlesungen, die jedoch schwach, und wie mir schien, nur anstandshalber besucht waren. Im folgenden Jahre trat dann die Katastrophe ein; er verließ Rom und wurde mit einem für Italien enormen Gehalte (10000 Fr.) nach Turin berufen als Professor der Moralphilosophie. Dort gab er die Zeitschrift Il Conciliatore heraus, in welcher er für die Italia una arbeitete. Doch trat er auch hier bald in den Hintergrund. Was die Liberalen von ihm verlangten, konnte und wollte er ihnen nicht geben; denn er blieb gläubiger Katholik. Aber das haben sie zuwege gebracht: sie haben eine an Geistesgröße seltene Natur mitten in der Entfaltung ihrer Kraft, wenn nicht ganz gebrochen, doch gehemmt. Hunderte seiner Schüler haben um ihn getrauert und trauern noch[1]. — Zu der Opposition jener Zeit hatten sich eben die verschiedensten Elemente vereinigt: unklare Schwärmer wie P. Ventura, der dann später in seinen Fastenpredigten am französischen Hofe Napoleon III. als neuen Karl den Großen pries, die Vorkämpfer einer demokratischen Theokratie wie Mazzini, die Satelliten Cavours, die im Solde von Piemont arbeiteten, alle Schattierungen bis zur roten Internationale waren vertreten. War doch das Ganze eine Allianz der Verschwörer auf dem Throne mit den Verschwörern der hohen Venta, wobei jeder Teil hoffte, den andern überlisten zu können: der Kaiser Napoleon die Piemontesen, um für ‚Plonplon‘ ein Königreich Etrurien zu gewinnen; die Piemontesen die Franzosen, um das Zepter über ganz Italien zu erlangen; beide endlich die Mazziniſten und Republikaner. Bis jetzt hat der Thron gewonnen; auf wie lange, wer mag dies wissen?

Bereits oben habe ich berichtet, daß in jenen Tagen eine öffentliche Meinung, die sich laut und demonstrativ für das Papsttum

[1] Gestorben im Jahre 1887, versöhnt mit der Kirche.

ausſprach, erſt im Werden war. Daher die Keckheit der Revolutionäre; daher das unverhohlene Bekenntnis, welches mein Notar Pompeo Pompei am Spaniſchen Platze bezüglich ſeiner Geſinnung ablegte; ein Werkzeug der Verſchworenen, von dieſen in ſteter Exaltation gehalten, hatte er jedoch deren letzte Ziele damals noch nicht erkannt. Als eines Tages die päpſtlichen Truppen an ſeiner Wohnung vorüberzogen, kam der kleine Mann in förmliche Wut; als er einmal in meiner Begleitung einem aus der päpſtlichen Nobelgarde begegnete, brach er laut in Verwünſchungen aus gegen dieſe poltroni, dieſe birbanti [1]. Vielleicht hätte ein ſtrengeres Regiment dieſe Leute beſſer im Zaume gehalten; ob es beſſere Erfolge gehabt hätte, kann ich nicht beurteilen. So viel weiß ich jedoch, Soldaten in Deutſchland hätten ſich nicht gefallen laſſen, was ſich das Regiment der esteri gefallen laſſen mußte bei ſeinem Ausmarſch aus Rom, um Perugia, das abgefallen war, wieder zur Botmäßigkeit zurückzubringen. Es war an einem heißen Junitage, nachmittags 4 Uhr, als dasſelbe, der Mann nach dem Muſter der Franzoſen ſchwer bepackt, hinauszog durch die ſonnverbrannte Campagna, wo der Boden bereits Fieberluft aushauchte. Rechts und links ſtanden am Spaniſchen Platze Haufen von Müßiggängern aus den ſog. beſſeren Ständen, darunter, wie ich recht gut ſehen konnte, viele Fremde, und höhnten und ſpotteten ziemlich laut, mit dem Ausdruck der Verachtung auf ihren Geſichtern, über dieſe sozzi, brutti soldati [2]. Wie durch eine feindliche Stadt, ohne einen Ruf der Sympathie oder des Abſchiedes, zogen die Truppen dahin. Ich hatte wahres Mitleid mit meinen Landsleuten, und im Innerſten empört, würde ich es gern geſehen haben, wenn der Kommandant ‚Fällt 's Gewehr!' befohlen und den Platz geſäubert hätte. Wie die Haſen wären ſie gelaufen, dieſe Helden im Kaffeehauſe; denn feig ſind ſie, über die Maßen feig. Wenige Tage darauf brachten dann die liberalen Blätter Schauermären von den Greueln der deutſchen Barbaren und modernen Vandalen zu Perugia.

Hier war, ebenſo wie in Bologna und Ravenna, durch napoleoniſche und piemonteſiſche Agenten Mitte Juni der Aufſtand angezettelt und mit unerhörtem Terrorismus die ‚moraliſche Eroberung' dieſes politiſch und militäriſch wichtigen Punktes durchgeführt worden;

[1] Tagdiebe, Schelme. [2] Schmutzigen, häßlichen Soldaten.

daß auch Priester standrechtlich hierbei erschossen wurden, machte der Humanität der neuen Regierung wenig Sorge. In Rom selbst war es allerdings äußerlich ruhig geblieben; aber man hatte das beängstigende Gefühl, auf einem Vulkan zu stehen. Die Franzosen waren eben Herren der Situation, und die Perfidie ihres Kaisers, der heimlich die Revolution ermunterte und durch seine Verwandten, namentlich den rührigen Pepoli, ins Werk setzte, dagegen öffentlich als Beschützer des Papstes auftrat, hatte ihr Spiegelbild in der Haltung der französischen Truppen. Der Kommandant der Division, General Goyon, mag ein Ehrenmann gewesen sein; aber er war Franzose und der Diener seines Herrn. Jedesmal verletzte es mein katholisches und deutsches Gefühl, wenn ich ihn bei öffentlichen Auffahrten daherkommen sah, breit im Wagen liegend, mit dem stolzen Bewußtsein des Siegers über Deutschland und der lächelnden Miene eines gnädigen Protektors der katholischen Kirche. Wie oft fiel mir damals das Wort ein: Non talibus defensoribus eget Ecclesia Dei![1]

V.

Eine Frage wurde zu jener Zeit, wie auch schon im Jahre 1848, vielfach besprochen und diente besonders dazu, die Gemüter auch mancher guten Katholiken zu verwirren und zu beunruhigen. Rosmini[2] hat in seinen Memoiren vom Jahre 1848—1849 sie ausführlich dargelegt und verschiedene eingehende Schriftstücke mit einflußreichen Persönlichkeiten, namentlich auch mit dem Kardinal Castracane, in dieser Beziehung gewechselt: Darf der Papst Krieg führen? Wenn ja, dann muß er jetzt sich mit Piemont verbünden, um die heilige Sache der Befreiung Italiens vom Joche der Ausländer zum Siege zu führen; tut er es nicht, dann ist er ein Verräter seiner Nation, und das Papsttum wird fallen, mag der Krieg glücklich oder unglücklich ausgehen. Geht er unglücklich aus, dann wird der Papst der Gegenstand des Hasses der ganzen Nation, weil sie in ihm die Ursache erblickt, daß sie fort und fort noch die Fesseln der Fremdherrschaft tragen muß; geht er glücklich aus, dann wird das freigewordene Italien den Papst, der die Sympathien seines

[1] Solcher Beschützer bedarf die Kirche Gottes nicht.

[2] Della Missione a Roma di A. Rosmini-Serbati negli anni 1848—1849. Roma e Torino 1881.

Landes nicht geteilt, ja durchkreuzt hat, als ein nationales Übel über Bord werfen.

Daß aber der Papst Krieg führen dürfe, schien auch einem Teil des Klerus eine unbezweifelte Thesis zu sein, unter der Voraussetzung, daß derselbe ein gerechter und für das Land von großem Nutzen sei. Man hob hierbei besonders die Folgerung hervor, die aus einer Verneinung dieser Frage sich ergeben mußte. Darf der Papst keinen Krieg führen, sagten sowohl die Gegner der weltlichen Gewalt des Papstes wie viele seiner Freunde, dann müsse er diese notwendig aufgeben und als weltlicher Souverän abdanken; denn das Recht, Krieg zu führen, sei ein wesentliches und unveräußerliches Recht der Souveränität. Greife er aber zu geistlichen Waffen, so sei dies ein Mißbrauch seiner geistlichen Gewalt im Dienste weltlicher Interessen und führe zum Schisma. — Es ist heute noch belehrend, die Antwort des klugen Kardinals auf diese damals brennende Frage zu lesen. Er läßt die Thesis in ihrer ganz abstrakten Formulierung beiseite liegen und geht geradeswegs auf die konkreten Verhältnisse ein. Der Krieg ist weder gerecht noch nützlich, antwortet er auf das Promemoria Rosminis; auch bezweifelt er, daß je ein Fall eintreten könnte, wo die zwei ebengenannten Bedingungen klar und augenscheinlich gegeben seien. Auch die Folgerung leugnet er, daß der Papst, wenn er sich weigert, Krieg zu führen, darum notwendig auf seine weltliche Souveränität verzichten müsse; nicht einmal der erste Napoleon habe sie Pius VII. gegenüber geltend gemacht, als dieser sich weigerte, mit ihm ein Bündnis gegen England abzuschließen, und diese seine Weigerung mit seiner Eigenschaft als allgemeiner Vater aller Christen motiviert hatte.

Man muß in jenen Zeiten in Italien gelebt, die Aufregung und Verwirrung in so vielen Geistern miterlebt haben, um den leidenschaftlichen Eifer zu begreifen, mit welchem Freund und Feind sich mit dieser Frage beschäftigte. Rosmini mit seinen Freunden hatte sie bejaht und suchte den Papst schon bei der ersten Erhebung Italiens zum Kriege zu drängen; er wollte auf diesem Wege das Papsttum mit Italien ‚versöhnen'. Lagueronnière verneinte sie in seiner bekannten Flugschrift ‚Der Papst und der Kongreß', die dem weltlichen Besitz des Papstes den Todesstoß geben sollte; mit dem Judaskusse der Ehrfurcht vor der geistlichen Gewalt des Papstes hatten sich ihm, Banditen gleich, Frankreich und Piemont

genaht, um dabei desto besser ihn plündern und seiner Krone berauben zu können.

Sonderbar! Die Antwort lag so nahe. Hätte man doch erst einmal unterschieden zwischen einem Angriffs- und Verteidigungskrieg. Oder soll der Priester — und auch der Papst ist dieser — sich nicht verteidigen dürfen, wenn Meuchelmörder ihn überfallen? Oder soll er willenlos den Räubern überlassen, was nicht einmal sein Eigentum, sondern anvertrautes Gut ist? Doch das ist es nicht allein. Ein Blick auf Belgien und die Schweiz sagt uns, daß es Souveräne gibt, deren Souveränität durch das Staats- und Völkerrecht anerkannt und deren Neutralität im Interesse des europäischen Friedens durch Verträge garantiert ist. Seit Pippin und Karl d. Gr., der den Papst beschützte ‚vor dem räuberischen Zahn des Langobarden'[1], bis herab zum Wiener Frieden haben die christlichen Fürsten zum Frieden der Kirche und Heil der Völker das heilige Recht des Papstes auf sein Land anerkannt, ausgesprochen, gewahrt, und so es irgendwie verletzt worden war, wiederhergestellt. In Rom — dies war der Gedanke, der sie seit Jahrtausenden dabei leitete — sollte die weltliche Gewalt mit der geistlichen Suprematie für immer geeint sein, damit sie in der übrigen Welt für immer geschieden blieben. Die Vorsehung hat auch die weltliche Krone dem Papsttum aufs Haupt gelegt, und die Völker haben in Ehrfurcht und Dankbarkeit zu ihm aufgeblickt; denn sie wußten, daß es Gott so gefügt und daß es ihnen stets reichen Segen gebracht hat.

Unsere Leser dürften fragen: Warum bildete sich denn keine öffentliche Meinung, offenbarte sich keine entschiedene Gesinnung in der Menge? Die Ursachen lagen in den italienischen Zuständen von damals. Die Partei der Revolution ist ihrer Natur nach eine Partei der Aktion; sie steht außerdem nicht für sich allein da, sondern ist in engem Kontakt mit der Revolution in allen Ländern, zu jener Zeit besonders in Frankreich und in Piemont. Von da, wo man bereits organisiert ist zum Angriffe, Erfahrung und Übung hat, geht der Feldzugsplan aus, empfängt die Bewegung Impuls, Führung, Ziel. In Italien hatte man zudem eine lange Übung in der Kunst des Konspirierens hinter sich; unter der Herrschaft

[1] Dante, Divina Commedia, Paradiso VI 96.

Napoleons I. hatte sich der Karbonarismus daselbst gebildet und war seitdem, wenngleich mit modifizierten Zielen, nicht mehr verschwunden. Und die Gelehrtenkongresse, wie sie Italien seit den dreißiger Jahren alljährlich sah, besorgten neben den wissenschaftlichen Fragen, ähnlich wie in der vormärzlichen Zeit unsere Sängerfeste, noch andere Dinge. Piersilvestro Leopardi hat dies offen eingestanden und so Papst Gregor XVI. gerechtfertigt, der jene deswegen in seinen Staaten nicht zuließ. Ganz das Gegenteil geschah auf seiten der Konservativen. Sie waren nicht gewohnt, selbst an- und einzugreifen, da die Regierung alles bisher auf sich genommen hatte, alles besorgte, und man gar nicht anders dachte, als daß dies eben so sein müsse. Es fehlte die Übung im Organisieren, der Zusammenhalt, die Parteidisziplin und vor allem eine weitverbreitete Presse. Die offiziellen Zeitungen werden immer mehr oder weniger einflußlos sein; in Neapel erwiderte mir damals einer, dem ich von Nachrichten sprach, welche das Organ der Regierung gebracht hatte, das sei alles gelogen. In dem Bureau eines Advokaten, wo ich ein Verzeichnis offizieller Berichte einsehen wollte, nannte man dieses mit dem Spottnamen il bugiardello [1]. Die große Masse des Volkes, das Landvolk zumal, las gar keine Zeitungen; das ist bei geordneten Verhältnissen und in ruhigen Zeiten ganz gut, aber jetzt, da die Verleumdung sich aller Mittel bediente, hatte die Presse eine wichtige Aufgabe zu erfüllen. Der Seelsorgklerus im allgemeinen war viel zu arm, um für die Presse Opfer bringen zu können.

Die Presse selbst aber verfocht nicht selten die gute Sache auf möglichst ungeschickte Weise. Sie wollte alles verteidigen, und so ward ihre Verteidigung unwirksam. Wiesen Fremde und Einheimische auf die müßigen Bettler hin, die zur Zeit des Fremdenverkehrs viele Stunden weit herkamen und die Straßen besetzten, dann sagte man, gerade das sei der Vorzug Roms als katholischer Stadt, daß hier jeder Arme noch ungehindert seine Hand ausstrecken dürfe, um ein Stück Brot zu erflehen. Bald darauf erschien ein Edikt, welches diese Behauptung Lügen strafte, indem es das Armenunterstützungswesen aufs neue regelte und die von auswärts Gekommenen nach ihrem Wohnort zu bringen befahl. Wenn manche über den Mangel an Reinlichkeit klagten, in Straßen, auf Plätzen und in den Häusern,

[1] Den kleinen Lügner.

so behauptete man, das sei nur holländischer und englischer Spleen, und eine solche minutiöse Reinlichkeit habe nur für die nordischen Länder ihre Bedeutung, die von ewigem Nebel und Feuchtigkeit heimgesucht seien. Nicht lange darauf brach die Cholera in Albano aus, die so viele dahinraffte; als nun eine päpstliche Verordnung die größte Reinlichkeit anempfahl und eine allgemeine Reinigung der Stadt vorgenommen wurde, da waren diese Blätter zum zweitenmal Lügen gestraft. Wenn man es beklagte, daß viele nicht lesen und schreiben können, so lachte man darüber und meinte, das sei sogar sehr gut, da könnten die Mädchen auch keine Liebesbriefe schreiben und mit dem Lesen und Schreiben käme noch lange nicht der Verstand. Beides ist ganz richtig. Aber die Liebesbriefe wurden doch geschrieben, freilich nicht mit eigener Hand, sondern von einem der vielen Schreiber, die in Neapel und anderswo auf den öffentlichen Plätzen ihr Amt übten und in den zierlichsten Perioden aufs Papier brachten, was ein Bauernmädchen aus den Abruzzen in seinem rauhen Dialekt ihm heimlich ins Ohr flüsterte. Und manche weibliche Personen, selbst in Venedig, haben mir geklagt, daß sie durch ihre Verheiratung mit einem Bäcker oder sonstigen Geschäftsmann sich hätten versorgen können; aber dieser konnte sie nicht brauchen, weil sie nicht schreiben konnten.

Man braucht kein Fanatiker des Schulzwanges und noch weniger des Schulmonopols zu sein, um die Wohltat des Elementarunterrichtes zu schätzen. Jedenfalls war es einer Presse, welche die Sache der Kirche verteidigen will, nicht würdig, in solch leichtfertiger Weise sich über die Unwissenheit der analfabetici zu äußern, die in der Gegenwart, wie nun einmal unsere Erwerbs- und Verkehrsverhältnisse sich gestaltet haben, ein wesentliches Hindernis bildet für ihr wirtschaftliches Gedeihen. Übrigens waren auch hierin so manche Blätter päpstlicher als der Papst. Denn wie Tournon schon von seiner Zeit berichtet, ‚ist in Rom der Primärunterricht dem Volke mit einer Liberalität geboten, wie sie sich nur bei wenigen Regierungen findet; fast gibt es kein Kind, selbst in den kleinsten Dörfern, das die Wohltat des Unterrichtes nicht genießen könnte‘. Seit jenen Jahren ist noch viel mehr geschehen; zur Zeit meines damaligen Aufenthaltes in Rom gab es eine ganze Reihe von scuole notturne[1]

[1] Abendschulen.

für junge Handwerker. Der Mangel eines Zwanges für nachläſſige Eltern, der eben nur in Deutſchland exiſtiert, die Wohnungsverhältniſſe der bäuerlichen Bevölkerung, namentlich im Gebirge, Armut und die Notwendigkeit, ſo früh als möglich ſein Brot zu verdienen, machen es erklärlich, wie auch Tournon ſchon bemerkt hat, daß manche gar nicht oder nur auf kurze Zeit die Schule beſuchten und das flüchtig Gelernte bald wieder vergaßen. Aber die Regierung trug hieran keine Schuld und bedurfte darum auch nicht einer ſolchen zweideutigen Verteidigung.

Aber die Prediger, könnte man fragen, was taten dieſe? Es iſt keine Frage, im Römiſchen wurde viel und meiſtens gut gepredigt; zu gewiſſen Zeiten, z. B. in der Faſten als Vorbereitung für die Oſterbeicht, mit viel Gewandtheit und praktiſchem Sinne, und wir könnten in Deutſchland in mancher Beziehung von ihnen lernen. Die wohlklingende, vokalreiche Sprache, die weithin vernehmbare, metallreine Stimme, die gewiſſermaßen ihre Luſt hat, die ſchöne Sprache rein, laut, deutlich, richtig, ſchön zu ſprechen, nicht rauh und ſtoßweiſe oder eintönig oder polternd und ganze Silben verſchluckend oder durch dialektartige Anklänge entſtellend, macht ſchon das Anhören einer Predigt zum Genuß. Das Feuer, die mächtigen Affekte, die trefflichen Bilder, die Anſchaulichkeit, das Leben, ganz im Gegenſatz zu unſerem in abſtrakten, hergebrachten Formeln ſich bewegenden, moraliſierenden, eintönigen Kanzelton, übt auch in dem mittelmäßigen Prediger eine gewaltige Anziehungskraft. Theatraliſch, affektiert nennt man die italieniſchen Prediger. Das iſt ganz falſch. Affektiert wären ſie, wollten ſie unſere Ruhe, die Kälte und Steifheit des Engländers nachahmen, die ihrer Natur widerſpricht. Aber ſo ſind ſie, ſo fühlen ſie, ſo ſprechen ſie daher; und gewiß hatten die alten Römer mehr Ähnlichkeit mit ihnen als mit uns. Aber rein politiſche Fragen gehören eben nicht auf die Kanzel, und zur Behandlung von politiſch-kirchlichen gehört viel Umſicht, Klugheit und Takt, den wir nur wenigen zutrauen können. Ich habe damals manche Predigten gehört, welche ſich mit Fragen letzterer Art befaßten; ich konnte jedoch nicht die Überzeugung gewinnen, daß ſie beſonders geeignet waren, jene z. B., welche für den Krieg gegen Öſterreich oder auch für die Italia una ſchwärmten, von ihrer Meinung zu bekehren, wenn ſie ſich in gleiche Kategorie geſtellt fanden mit den Ungläubigen, Freigeiſtern und Ketzern aller

Art. Noch einige Jahre später, bei Gelegenheit einer öffentlichen Festfeier, sah ich in einem großen Bilde den Kampf der Hölle gegen Kirche und Papsttum dargestellt; statt der herkömmlichen Symbolik für beide hatte man ebenso geschmacklos als taktlos den Staatssekretär Kardinal Antonelli hingemalt, wie er leibte und lebte, an der Seite des Papstes.

Es fehlte eben die Schulung, die allerdings nur durch lange Erfahrung und nach manchen erlittenen Schäden gewonnen wird. Vieles ist seitdem besser geworden; doch hat noch in diesem Jahre (1882) der Heilige Vater es für notwendig gefunden, in seiner Enzyklika an die Bischöfe Italiens wiederholt zum einmütigen Kampfe gegen die kirchenfeindlichen Elemente aufzufordern und dabei auf das Beispiel des Auslandes hinzuweisen.

VI.

Unsere Geschäfte gingen indessen ziemlich ruhig ihren Gang, bis die Revolution in der Romagna und den Herzogtümern ausbrach, die Österreicher zuerst bei Montebello eine Niederlage erlitten und bei ihrem Rückzuge über den Ticino die blutige Schlacht bei Magenta verloren. Der Feldzug ging noch unrühmlicher aus als jener vom Jahre 1796; damals hatten die Österreicher nach dem Ticino doch noch die Adda, den Oglio, den Chiese verteidigt und sich in fortwährenden Gefechten zurückgezogen. Diesmal ging es ohne Aufenthalt rückwärts bis an den Mincio, wo dann nach heißem Kampfe bei Solferino das österreichische Heer nochmals unterlag. Der einsame Turm auf dem Hügel dort, über die Ebene hinragend und von weitem sichtbar, steht da wie der Grabstein deutscher Herrschaft in Italien, aber nicht um ein freies Volk dort zu lassen, sondern es dem französischen Einflusse preiszugeben, wie es so von jeher war. ‚Die Italiener', hat schon der alte Liutprand von Cremona gesagt, ‚lieben es immer, zwei Herren zu haben, um den einen durch den andern in Schranken zu halten.'

Alle Posten, Bahnen, Telegraphen waren unterbrochen; Bankhäuser in Italien und Deutschland, auf welche wir Wechsel gezogen hatten, fielen; niemand wußte, ob unsere Sendungen an Ort und Stelle angekommen waren; Unsicherheit, höchste Aufregung, Mißtrauen überall. Da von den leitenden Behörden in Deutschland keine Weisungen an uns gelangen konnten, so galt es, selbst die

entscheidenden Entschlüsse zu fassen und so rasch als möglich zu handeln.

So geschah es denn auch. Durch Zessionen und Verkauf von Hypotheken gegen verhältnismäßig geringe Provision wurde schließlich die Gesamtsumme flüssig gemacht; die Staatspapiere waren gerade noch zur rechten Stunde verkauft worden; drei Tage darauf waren sie um nahezu 20 Prozent gefallen. In den freien Stunden, welche die Verhandlungen vor den Gerichten und Notaren uns ließen, wurden die Papiere des Erblassers gesammelt, gesichtet und geordnet, darunter manches, was für die Geschichte der Kunstsammlungen zu München von Bedeutung ist.

Es war am Tage nach der Schlacht von Solferino — eben war die Nachricht hiervon nach der Ewigen Stadt gelangt —, als wir mit den Testamentsexekutoren zum letztenmal im Hotel des bayrischen Gesandten uns zusammenfanden, wo die Schlußverhandlung vorgenommen wurde und ich nun amtlich meine Geschäfte für beendigt betrachten durfte.

Am andern Tage, dem Vorabend von Peter und Paul, reisten wir ab. Ich war todmüde und fand doch, weil krankhaft aufgeregt, auch bei Nacht keine Ruhe und keinen Schlaf; die Ungewißheit, was aus unsern Briefen und Sendungen geworden, auf welche keine Antwort erfolgt war, quälte mich fortwährend, so daß ich nur den einen Gedanken hatte, sobald als möglich nach Hause zu kommen. Doch sollte dies nicht ohne einen Zwischenfall geschehen, der ernstere Folgen hätte haben können.

Wir waren mit dem ersten Zuge nach Civitavecchia abgegangen, um von da mit dem Dampfboot nach Marseille zu fahren, da der Weg durch Italien überall versperrt war. Eben war auch hier die Nachricht von dem Siege der ‚Unsrigen‘, wie die Leute sagten, in der Stadt eingetroffen und hatte eine Aufregung hervorgerufen, welche fast an Wahnsinn grenzte. Es war ein unheimlicher Anblick, diese Hafenbevölkerung, die von ihrem fanatischen, durch die raschen und unerwarteten Siege aufs höchste gestiegenen Patriotismus wie berauscht war. Da wollte nun ein unglücklicher Zufall, daß gerade auf dem Marktplatze, wo die ganze Bevölkerung sich gesammelt hatte, einer unserer Koffer, der die wichtigsten Papiere und Dokumente enthielt und von der Station nach dem Hafen geschafft wurde, fiel und mitten entzweibrach. In einem Augenblicke hatte ein großer

Haufen von Leuten, darunter viele Hafenarbeiter von sehr zweideutigem Äußern, sich um denselben geschart; die deutsche Rede meines Begleiters ließ sie alsbald erkennen, daß wir zu jenen gehören, denen an allen Mauern die Inschrift galt: Morte ai Tedeschi![1] Es war ein kritischer Augenblick. Noch sehe ich unter Schreien und Lärmen der Menge einen stämmigen, untersetzten Burschen mit roter Mütze und blauer Bluse, einem roten Tuche um die Lenden, sich bücken, um in den Koffer hineinzulangen. Ich riß ihn zurück, erklärte ihm aber dann mit der größten Höflichkeit, er sei ein galantuomo[2], und bat ihn, er möge den Koffer schützen gegen eine Erkenntlichkeit vor den Leuten da; einem Nebenstehenden, der gleichfalls zum Hineingreifen Lust trug, gab ich ein schönes Stück Geld, er solle mir Riemen oder Stricke holen, um den Koffer festzuschnüren. Sì, Signore[3], antworteten beide, als sie die vollwichtigen Münzen in ihren Händen fühlten. So kamen wir glücklich und ohne den geringsten Verlust unserer Habe an den Hafen und auf das Schiff, das einer französischen Gesellschaft gehörte und ein Schauplatz französischen Übermutes war. Die neueste Enzyklika des Papstes vom 20. Juni 1859 hatte ich mit nach Deutschland zu nehmen, und ein Schreiben der Gesandtschaft zu Rom an die Majestät des Königs von Bayern machte, eingenäht in das Rockfutter, denselben Weg.

Eine rührende Episode schloß diese ganze so verhängnisvolle Zeit. Kaum hatten wir uns auf dem Schiffe eingerichtet, so sprach ein Mann, der in Begleitung seines Neffen dieselbe Reise machte, mich in freundlichster Weise an. Es war ein Spanier; er war Zeuge der Szene auf dem Platze von Civitavecchia gewesen und wünschte uns Glück, so gut davongekommen zu sein. ‚Sie sind auf diesem Schiffe', fuhr er fort, ‚und auch in Marseille in Feindesland. Schließen Sie sich mir an, bei mir genießen Sie den Schutz eines Spaniers, und so werden Sie sicherer reisen.' Anfangs war ich mißtrauisch; doch seine weiteren Erzählungen, seine Liebe für Deutschland und besonders für Tirol, das, während ganz Europa dem Kaiser Napoleon I. zu Füßen lag, mit Spanien furchtlos den Kampf gegen ihn aufgenommen hatte, sein biederes, einfaches, ungeheucheltes

[1] Tod den Deutschen. [2] Ehrenmann.
[3] Ja, Herr.

Wesen, durch welches ein hoher Adel der Gesinnung sich offenbarte, flößte mir nach und nach Vertrauen ein.

Nach Mittag wurden die Anker gelichtet. Evviva la Francia! erscholl es von den Ufern. Vive l'Italie! antwortete die Mannschaft. Langsam bewegte sich der mächtige Dampfer der offenen See zu, immer mehr traten die malerischen Bastionen, die Michelangelo und Antonio da Sangallo zur Verteidigung des Hafens gebaut hatten, zurück. Millionen leuchtender Tropfen glänzten in der Mittagssonne um das Vorderteil des Schiffes. Mit jedem Stoß der Schraube ward es mir leichter ums Herz, fühlte ich mich gekräftigt in der reinen Meeresluft, vom goldigen Sonnenlicht umflossen. Bald zeigte sich die Küste mit ihren altersgrauen Sarazenentürmen nur noch wie ein leichter Saum im lichten Äther, majestätisch und nicht stark bewegt schwamm das Schiff in der azurnen Flut.

Es ist etwas unvergleichlich Schönes, das Mittelmeer in der Farbenpracht eines reinen, wie mit Licht übergossenen Sommertages. Das Meer ist blauer als der Himmel, und doch ist dieser so herrlich blau; in der Ferne unterscheidest du nicht mehr, ob Himmel, ob Meer. Noch einmal sah ich hinüber nach dem Lande: dort liegt Rom; das heidnische Griechenland hatte Delphi zu einer unantastbaren Friedensstätte erhoben, das christliche Europa hat den Krieg in das Heiligtum der Kirche getragen. Ringsum die stille, träumerische Campagna. Es ist stille auf ihr, als ruhe sie aus von ihrer dreitausendjährigen Geschichte, welche mit den Geschicken Europas unlösbar verbunden war und — ob man es gestehen will oder nicht — immerdar, solange Rom Rom ist, verbunden sein wird. Ich dachte an frühere Jahre, die ich in einsamer Zelle, in stillen Nächten, mit wissensdürstendem Geiste und einem Herzen, das täglich neue Begeisterung empfing, unberührt und unbekannt mit all der Lüge und dem Schmutz der Welt, hier einst zugebracht hatte. Ich gedachte der jüngst verflossenen Zeit mit ihren Sorgen und ihrer Angst, ich gedachte des Krieges und des Siegesjubels — wie wird das alles so verschwindend klein, so nichtig, wenn der Blick hinausschweift über das endlose Meer!

Auf der unabsehbaren blauen Fläche zogen weiße Segel dahin; wie leichtgeflügelte Vögel tauchen sie bald auf über den Wellen, bald sinken sie wieder hinab; zur Rechten und Linken steigen kleine Inseln aus dem Meere empor, links türmen sich die Gebirge

Korsikas hoch auf, deren schneebedeckte Gipfel wie flüssiges Silber herüberglänzen.

Allmählich sank die Sonne wie ein mächtiger Feuerball ins Meer; purpurrote Strahlen schossen über die Wellen hin. Dann kam die Nacht; es ist etwas Erhabenes, die Nacht auf dem Meere. Schwarzblau war der Himmel, in seiner reinen Wölbung schwammen die Sterne; es war mir, als könnte ich weit hinaussehen über sie in die unendliche Ferne hinein. Bald ward es stille; man hörte nur noch die Schritte der Matrosen auf dem Verdeck und das Rauschen der Wellen am Bug. Ja, Meer und Gebirge, das sind die Gesundbrunnen ,aus denen die Menschen noch Labung schöpfen können für Seele und Leib, wenn sie angekränkelt sind von dem Gifte der Hyperkultur.

An Elba vorüber näherten wir uns erst am zweiten Tage nachmittags wieder der Küste bei Hyères. Tiefgehende Schiffe, mit Kriegsmunition und Truppen schwer beladen, begegneten uns auf ihrem Wege nach Italien. Vive l'Empereur! war ihr Gruß. Es war mir wie ein Stich ins Herz; diese Kugeln galten deutschen Männern.

Um 10 Uhr abends fielen die Anker im Hafen von Marseille. Nach vielen äußerst lästigen Inspektionen und Visitationen von seiten der Maut und Polizei konnten wir die Einladung unseres freundlichen Spaniers annehmen und mit ihm nach dem spanischen Gasthofe uns begeben. Hier blieben wir einen vollen Tag, bis bei den Konsuln die nötigen Geschäfte besorgt waren. Als wir dann am Abend abreisten und ich die Rechnung verlangte, erklärte der Gastwirt, wir seien nichts schuldig. Der Spanier hatte ihm gesagt, wir seien seine Freunde und unsere Rechnung sei deshalb auch seine Sache. Ich wollte zu ihm hineilen, um ihm unsern Dank auszusprechen. Er war jedoch schon abgereist. Ich habe nie mehr etwas von ihm gehört.

6. Nach zehn Jahren.

Erinnerungen aus der italieniſchen Revolutionszeit 1859—1869.

Zweite Periode.

Mentana; die piemonteſiſche Regierung und die Revolution. — Meine Berufung und Reiſe nach Rom. — Vorbereitung und Verteilung der Arbeiten für das Konzil vom Vatikan; Kardinal Bilio; P. Hyazinth. — Die lateiniſche Sprache in der katholiſchen Kirche. — Steigende Bewegung in Deutſchland und Frankreich gegen Rom; Gutachten der theologiſchen Fakultät zu Würzburg. — Ausflug nach Monte Caſſino; ein Wiederſehen; Monte Caſſino und Torquato Taſſo.

I.

Der Sieg bei Mentana (3. November 1867) war entſcheidend. Die Scharen Garibaldis waren in wilder Flucht zurückgewichen, ein Teil zerſtreut, viele in Gefangenſchaft geraten; die italieniſche Regierung, welche bei günſtigem Erfolge, wie ſie auch früher in der Romagna und in Neapel nach der Entſcheidungsſchlacht am Volturno[1] (1. Oktober 1860) es getan, gern das von den Rothemden genommene Land zur ‚Wahrung der öffentlichen Sicherheit‘ beſetzt hätte, wagte es nicht, für dieſen mitten im tiefſten Frieden unternommenen Flibuſtierzug öffentlich einzuſtehen. Diesmal war demnach der fein angelegte Plan mißglückt.

[1] Quirico Filopanti erhielt ein Schreiben Garibaldis nicht lang vor deſſen Tode (vom 21. Dezember 1882), in welchem dieſer zugeſteht, daß er bei der bald nach jener Schlacht erfolgten Begegnung mit Viktor Emanuel dieſen begrüßt habe mit den Worten: ‚Heil Euch, König von Italien!‘ Darauf habe der König ihm die Hand gereicht und geantwortet: ‚Heil Euch, dem beſten meiner Freunde!‘ (Vgl. Augsburger Allgemeine Zeitung 1882, Nr 31, Beilage.) Garibaldi war bekanntlich Großmeiſter aller italieniſchen Maurerlogen. Und derſelbe Mann hatte noch im Jahre 1846 dem päpſtlichen Nuntius in Rio de Janeiro ſeine Dienſte angeboten!

Es gibt Parallelen in der Geschichte, die zu auffallend sind, um als bloßer Zufall sich erklären zu lassen. Mentana, jetzt ein unbedeutender Ort, welcher dem Fürsten Borghese gehört, ist das alte Nomentum, 15 Miglien von Rom entfernt. Hier war es, wo die berühmte Zusammenkunft Kaiser Karls d. Gr. mit Papst Leo III. am 23. November 800 stattfand; Karl stellte den Papst, seine Person und sein Land unter den Schutz des Kaisers und begründete so die politische Stellung der Päpste gegenüber den übrigen Machthabern, wodurch die Unabhängigkeit der geistlichen von der weltlichen Gewalt durch ganz Europa gewahrt und die Bedingungen aller echt religiösen und freiheitlichen Entwicklung gegeben waren. Was wäre Europa geworden ohne den Papst? Diese Frage haben Geschichtschreiber wie Johannes v. Müller, Luden, Herder, Leo zur Genüge beantwortet. Und wenn sie es auch nicht gesagt hätten, die antichristlichen und sozialistischen Wortführer haben laut genug erklärt, daß mit dem Sturze des Papsttums der Riesenkampf zwischen Glaube und Unglaube entschieden, die europäische Staats- und Gesellschaftsordnung für immer gefallen sein wird; denn ‚wer sagt: Papst, sagt: Autorität', hat einmal Rousseau bemerkt; er hatte recht. Was wäre aber der Papst ohne eine unabhängige Stellung im europäischen Fürstenrate? Eine Puppe, wie der Metropolit in Konstantinopel und in Rußland Puppen des Großherrn und Zaren sind, mit denen man nach Belieben spielt; die man einsetzt und absetzt nach den Bedürfnissen der Staatsraison oder auch nach der Höhe der Kaufsumme, die der Kandidat bietet; der letzte Ring in der Kette eines Polizeisystems, durch welches die Herrscher wähnen, weil sie selbst nicht an Gott noch an die Macht der Ideen glauben, ihre Völker niederhalten zu können. Dann aber wäre das Christentum entwürdigt, gefälscht, feil geworden; besser keines als ein solches Christentum.

Mehr als tausend Jahre sind seit jener Zusammenkunft dahingegangen. An die Stelle der Langobarden mit ihrem wilden Ungestüm sind die Diplomaten aus der Schule Machiavellis getreten, an die Stelle des offenen Kampfes geheime Anzettelungen; statt der germanischen Eroberer zog das Gesindel aus allen Teilen Italiens gegen die heilige Stadt. Und die öffentliche Meinung? Ja, die öffentliche Meinung war erst recht eine Buhldirne geworden im Dienste der Partei und der Lüge. ‚Es gibt Zeiten', hat schon Lord Chamfort gesagt, ‚da die öffentliche Meinung die schlechteste aller

Meinungen ist.' Die Literatur hatte längst den Kampf gegen die Kirche als Tagesbefehl durch alle Reihen ausgegeben; die Geschichte wurde gefälscht, alles Gute, was die Kirche je den Völkern erwiesen, geleugnet, alle Schwächen ihrer sündigen Organe mit Schadenfreude in den Vordergrund gestellt. Die längst erstorbenen Grundsätze des Heidentums von Nationalität und Fürstengewalt wurden aus ihrer Gruft ausgegraben, hergerichtet und festlich aufgeputzt, als sollte dieser Popanz, hinter welchem die Treiber der Bewegung ihre eigenen Pläne verbargen, den Völkern einen Ersatz bieten für die verlorene Herrlichkeit des Papsttums und der Kirche; alle, denen die Kirche verhaßt geworden, weil sie das christliche Gesetz mit hohem Ernst verkündet und Zucht und Sitte unverbrüchlich wahrt, jedem gegenüber, dem Staatsmanne so gut wie dem Bettelmanne, glaubten jetzt die Stunde gekommen, da sie ihren vollen Geifer ungestraft gegen sie ausspritzen und noch ihren Dank dafür haben dürften, für alle Büberei, als ob es männliche Taten gewesen. Wer das frühere Italien kannte und das jetzige sieht, dem blutet das Herz. Eine unbeschreibliche Zuchtlosigkeit, durch die schamloseste Presse genährt, von der Regierung geduldet, überflutet das Land im Namen der Freiheit; selbst die öffentliche Sitte, die in Italien höher stand als irgendwo, wird nicht mehr geachtet. Und aus solcher Fäulnis soll ein gesundes, starkes, zukunftgewisses Volk hervorgehen? An allen Straßenecken und Plätzen wurden die schändlichsten Spottbilder auf alles Heilige ausgeboten, um die Jugend zu vergiften; in so vielen Romanen, Dichtungen und Erzählungen wurde wie in zierlichen Schalen ein Gifttrank gemischt, der die Sinne betörte, die Herzen verpestete und so viele Seelen tötete, die mit heißer Gier hineintranken, was Bosheit und Lüge in ihrer infernalen Küche gebraut hatten. Die Lüge ist wie auf religiösem, so auf politischem Gebiete geradezu zu einer Weltmacht herangewachsen; Tausende und Tausende stehen durch Wort und Schrift in ihrem Dienste; und was sonst nur der common sense für sich fordern durfte, das nimmt sie als ihr unantastbares Recht in Anspruch, legt es als Gesetz unseres Denkens, als Maxime unseres Handelns uns vor unter Strafe des Bannes, des Ausschlusses aus der gebildeten Welt.

Verschiedene Flugschriften wurden vor dem letzten Freischarenzug gegen Rom verbreitet, die einen von der der Regierung nahestehenden Partei, die andern von seiten der extremen Demokraten und

Mazziniſten. In einer von jenen, welche unter dem Titel Il Senato di Roma ed il Papa erſchien und großes Aufſehen erregte, da ſie ihren Florentiner und halboffiziellen Urſprung kaum verleugnen konnte, ſuchte man den Beweis zu liefern, daß die Stadt Rom nie in einem Untertanenverhältnis zum Papſt geſtanden, daß daher das Munizipium die Befugnis und die Aufgabe habe, ſich ſelbſt neu zu konſtituieren und durch eine Volksabſtimmung Viktor Emanuel als König zu proklamieren. Das ganze Schriftſtück war noch mäßig gehalten; ſelbſt an den Klerus wendet es ſich, ‚den römiſchen, einfachen, gebildeten und tugendhaften Klerus, der nicht mit der Kurie und den Fremden buhlt‘; zum Papſte ſpricht es: ‚Heiliger Vater, die italieniſche Revolution hat ihren Lauf vollendet und ihr Ziel erreicht. Sie ſteht jetzt ſtill vor der ehrwürdigen Baſilika der Apoſtel, um zu erklären, daß es ihre Abſicht nicht iſt, die Grundlagen der Religion Chriſti zu erſchüttern, welche die Religion von ganz Italien iſt. Unter dem Schutze der Geſetze, unter dem Schatten einer Fahne, auf welcher geſchrieben ſteht: „Freiheit der Kirche und des Staates“, könnt Ihr Euer heiliges Amt frei verwalten, nicht mehr umgeben von fremden Waffen, ſondern kräftig beſchützt durch die Achtung und Verehrung von uns, ſtets Eure treuen Söhne, wenn auch nicht mehr Eure Untertanen.‘

Dem entſprach der Ton des römiſchen Nationalkomitees, das ſeine Direktiven von der italieniſchen Regierung empfing. ‚Der 14. Dezember 1866‘, heißt es (der Tag des Abzuges der franzöſiſchen Truppen), ‚eröffnet eine neue Ära, welche das Prieſtertum der Religion vom verhaßten Deſpotismus reinigen und befreien und Rom ſelbſt frei und blühend ſehen wird. Die Tage des prieſterlichen Deſpotismus ſind unerbittlich gezählt‘ uſf. Die demokratiſche Partei drang dagegen immer heftiger zum unmittelbaren bewaffneten Angriff auf Rom, trotz der Septemberkonvention und der beſchworenen Verträge der Regierung. Garibaldi war überall im Lande umhergereiſt, Waffen, Geld, Leute ſammelnd, um mit ſeinem: Roma o la morte![1] und ſeinen wütenden Deklamationen gegen Deſpotismus und Pfaffentrug die niederen Volksklaſſen aufzuregen, die ernſteren Männer dagegen, wie z. B. auf dem Kongreſſe zu Genf ſelbſt die Proteſtanten, nachdenklich zu ſtimmen. Die Mahnungen Napoleons, die Rückſicht

[1] Rom oder der Tod!

vielleicht auch auf die eigene Würde und die öffentliche Moral hatten endlich die Florentiner Regierung bestimmt, den Exdiktator, der auf eigene Faust mit seinem zusammengerotteten Haufen von Arezzo über Sinalunga nach Rom marschierte, an letzterem Orte gefangenzunehmen. Doch das war alles nur schnödes Spiel, um Frankreich und der Welt gegenüber den Schein zu retten. Wenige Tage darauf wurde Garibaldi wieder, und zwar bedingungslos, entlassen, um seinen Plan mit frischen Kräften, von der Regierung gebilligt und unterstützt, wieder aufzunehmen. Nichts wäre der italienischen Regierung willkommener gewesen als ein Aufstand in Rom oder an einem der Orte des kleinen päpstlichen Gebietes. Dann hätte Italien wenigstens mit einigem Scheine von Berechtigung intervenieren und sich als Hüter der Ordnung erweisen, den Abfall vom Papste als Volkswillen erklären können. Doch es blieb alles ruhig trotz aller Aufreizungen der zahllosen Agenten, trotz der bombastischen Proklamationen der römischen Giunta insurrezionale, welche zum Kampfe gegen die ‚wilde Soldateska' aufforderte. Selbst unter dem armen Landvolke der Sabina war es Garibaldi kaum möglich, einen Kundschafter aufzutreiben. So mußte denn der Krieg von außen in das Land hineingetragen werden. Um seinen Truppen einen besseren Zusammenhang und Halt zu geben, hatte ihm die Regierung eine große Zahl von Soldaten zur Verfügung gestellt, die zu diesem Zwecke heimlich aus dem Heere waren entlassen worden.

Vom 29. September 1867 an begannen die Scharen unter der Führung Menotti Garibaldis von allen Seiten in das römische Gebiet vorzudringen. Aber überall wurden sie mit Verlust zurückgeworfen, von den Einwohnern verabscheut und gemieden. Doch immer neue und neue Haufen kamen nach; das kleine päpstliche Heer, das mit einer Tapferkeit focht, die selbst dessen erbitterte Feinde ehren mußten, von allen Seiten angegriffen, von Ort zu Ort gehetzt, durch Krankheiten und Anstrengungen erschöpft, ohne die Möglichkeit, seine Verluste zu ersetzen, befand sich in schwieriger Lage. Am 19. Oktober landete Garibaldi von Caprera her in Italien, nicht weit von Livorno, um die Führung in seine Hand zu nehmen. Zwei Tage vorher erließ der Papst jenes merkwürdige Rundschreiben, in welchem er vor der ganzen christlichen Welt seine Bedrängnis schildert und die italienische Regierung laut anklagt. ‚Wir können nicht umhin', heißt es daselbst, ‚euch vor allen, ehrwürdige Brüder, und allen

Gläubigen, die eurer Sorge anvertraut sind, die traurige Lage und die große Bedrängnis kundzugeben, in der Wir hauptsächlich durch das Werk der piemontesischen Regierung Uns befinden. Denn obgleich Uns die Tüchtigkeit Unseres höchst treuen Heeres schützt, welches in rühmlichen Taten eine fast heroische Tapferkeit bewiesen hat, so ist es doch offenbar, daß es der weit größeren Anzahl der Angreifer nicht lange Widerstand leisten kann. Und obwohl Uns die kindliche Liebe nicht wenig tröstet, mit welcher Uns Unsere durch gottlose Usurpation auf diesen Rest verringerten Untertanen anhänglich sind, so müssen Wir doch tiefen Schmerz darüber empfinden, daß sie selbst die schweren Gefahren erleiden, die ihnen von den verwilderten Banden jener Ruchlosen drohen, welche sie in jeder Weise schrecken, berauben und quälen.'

Am Tage von Mentana, an welchem die Tapferkeit des kleinen päpstlichen Heeres siegte, in dem Sprossen der edelsten Familien Frankreichs, Belgiens, Hollands, Polens, Deutschlands für die Sache des Rechtes und der Wahrheit, für die sittliche Ordnung und die Freiheit der Kirche kämpften gegen die Rotten, welche der Haß gegen Gott und die Kirche, Beutegier und Sucht nach Abenteuern gegen Rom bewaffnet hatten, ist Garibaldis Stern gesunken, um nie mehr wieder aufzusteigen. Um 12 Uhr mittags hatte der Kampf begonnen; gegen 3 Uhr waren die Zuaven nicht wenig gefährdet, da sie, von der Hitze des Gefechtes fortgerissen, sich zu sehr zerstreut hatten, und der Feind mit zwei starken Kolonnen ihnen in die Flanke fiel; doch bald von der Reserve unterstützt, warfen sie die Andringenden zurück. ‚Wir waren entschlossen', erzählte mir ein Zuavenoffizier, der mir kurz darauf den Gang des Gefechtes schilderte, ‚nicht zu weichen, sondern an Ort und Stelle zu sterben.' Diese Männer hat die Lügenpresse ‚Söldner' genannt, während sie mit den ‚armen Garibaldianern', welche in den Kirchen, namentlich zu Monte Rotondo, unsagbare Greuel verübten und auch das Eigentum der Bürger nicht schonten, Mitleid heuchelte. Da erinnert man sich an die Worte Salvians[1]: ‚Sie haßten in ihnen das, was mit ihrem eigenen Leben in Widerspruch war, die Unschuld, die Keuschheit, die Frömmigkeit. Die Diener Gottes durften sich nicht auf den Straßen sehen lassen, ohne schwere Unbilden zu erfahren.' Auf

[1] De gubernat. Dei 8, 4.

einer meiner letzten Reisen in Italien sah ich eine traurige Szene, so recht das Bild der heutigen Lage dieses unglücklichen Landes. Eine freche Hetäre unterhielt sich auf offenem Platze bei hellem Tage mit einem Trupp junger, ebenso frecher Leute; nicht weit davon hörte ich dem Gespräche eines Mönches zu, der mit Tränen in den Augen einem Freunde seinen Schmerz um sein entweihtes Kloster klagte und seine bittere Not, in die er versetzt war;

> Quippe ubi fas versum atque nefas; tot bella per orbem
> Tam multae scelerum facies [1].

Zu Mentana hatte die seit Jahrhunderten, trotz aller Verletzungen im einzelnen, doch immer noch prinzipiell als solche anerkannte internationale Rechtsordnung zum letztenmal den Sieg errungen. Nach dem Jahre 1866 waren, wie die ‚Times' (vom 12. November 1866) die Lage schildert, die alten Allianzen zerrissen und jeder Staat isoliert. ‚Von nun an besteht in Europa kein allgemeines Prinzip der Politik mehr, und der Ehrgeiz findet keine Grenze, über welche hinaus er nicht seine Macht ausdehnen könnte. Aller Hände sind gegen alle erhoben, und nur die Notwendigkeit lähmt die Lust zum Angriffe. Jeder steht auf der Wache, und die Ordnung wird nur darum aufrecht erhalten, weil einer sich vor dem andern fürchtet.... Überall prüft man die Waffen und erfindet man neue Systeme; die Kunst zu töten droht die ausschließliche Industrie Europas zu werden.'

Alles das sind Gründe, die es mir verbieten, so sehr ich es auch wünschte, für die Zukunft Italiens Gutes zu hoffen. Mit fortgesetzten Demonstrationen und Konspirationen, mit hohlen Phrasen und pomphaften Deklamationen schafft man kein neues Volk, und die stets wiederkehrenden Erinnerungen an die Größe des alten Roms passen wohl in die Schulstube und für unreife Knaben, aber nicht für eine Nation, die bis jetzt im Kampfe mit dem Feinde immer unterlag und nur durch die Gunst des einen Fremden sich von der Herrschaft des andern befreit sah. Die ehrliche, ausdauernde Arbeit auf allen Gebieten, der Wissenschaft, Kunst, vor allem des Ackerbaues und Gewerbes, kann allein Italien retten, verbunden mit einer Erneuerung des im Grunde des Volkes unverwüstlich liegenden religiösen Sinnes, sittlicher Reinheit und Energie; nicht aber die an-

[1] Denn wo Unrecht wird zum Recht und das Rechte zum Unrecht,
Ist die Erde voll Streit und überall Laster.

widernden Redeergüsse des Heeres von Advokaten, dieser Pest des Landes — in Neapel allein ist deren ein volles Tausend —; nicht die beständige krankhafte Sucht nach Vergrößerung, während, was gewonnen wurde, noch lange nicht befestigt ist und beim ersten Anstoß auseinanderfällt, ebenso schnell, wie es zusammengebracht worden war; nicht der leere Pomp seiner Signori, die müßig in ihren Palästen sitzen und nicht einmal ihre Landgüter gründlich kennen, die sie durch ihre Pächter aussaugen; am allerwenigsten aber die Nachäffereien Voltaireſcher Frivolität, Rousseauschen Sentimentalismus und Byronschen Weltschmerzes. Solange das neue Italien nicht Frieden mit der Kirche geschlossen hat, sind alle Bestrebungen seiner Staatsmänner nur eine hoffnungslose Sisyphusarbeit. Prima officia diis immortalibus [1], sagt Cicero.

Die fortgeschrittensten unter den Liberalen sind weit entfernt, in der weltlichen Herrschaft des Papstes den einzigen Widerstand ihrer Pläne zu erblicken; ja sie fürchten sogar, es möchte der Papst eines Tages freiwillig auf dieselbe verzichten, infolgedessen dann der religiös-moralische Einfluß der katholischen Kirche desto größer würde. Gerade dies wollen sie nicht. Sie wollen keine positive Religion; ‚Vaterland und Pflicht' soll an die Stelle der religiösen Idee treten; sie wollen keine Kirche und verwerfen darum jeden Versuch einer Aussöhnung des Papsttums und der katholischen Kirche mit Italien, welche die besseren Patrioten herbeisehnen. Nur wer jeden Glauben an das Übernatürliche abgeworfen hat, ist ein wahrhaft freier Bürger, und nur aus solchen kann das freie Italien sich bilden; wessen Gewissen noch ein Höheres kennt als das Vaterland, der bleibt Sklave und fördert nur die Macht der Reaktion und Hierarchie. Luther, Darwin, Viktor Emanuel, zu dessen Leiche man gewallfahrtet, sind diesen die Symbole des religiösen Gefühles, das nun einmal seine Sehnsucht nach dem Idealen in einer lebendigen Gestalt erblicken will; doch weder Gott noch Unsterblichkeit bilden dessen eigentlichen Gegenstand, sondern das Vaterland, der Fortschritt, die Wissenschaft, welche nur gedeihen nach Leugnung jedes positiven Glaubens. Darum, meinen diese, müsse der Kampf gegen die geistliche Herrschaft der Kirche über die Gläubigen ein noch viel heftigerer werden als jener gegen die weltliche Herrschaft des Papstes. Die Gefahr des Sozialis-

[1] Die ersten Pflichten den unsterblichen Göttern.

mus soll man bekämpfen durch Besserung des Loses der armen und gedrückten Klassen der Bevölkerung; wenn es ihnen auf Erden wohlgehe, würden sie die Religion vergessen, die nur deswegen sich jetzt ihrer Gemüter bemächtige, weil die Regierung nichts für sie tut.

Dies ist in wenigen Zügen das Programm der liberalen Zukunftspolitik Italiens, wie es ein Mitglied der Kammer entworfen hat[1]. Man kann lächeln oder auch staunen über die unbegreifliche Unwissenheit, diesen gänzlichen Mangel an staatsmännischem Blick und historischer Bildung, welchen Leute dieser Richtung hier an den Tag legen; nicht einmal ihren Machiavelli haben sie gründlich studiert; aber es ist nun einmal das Programm eines, wir wollen zur Ehre Italiens hoffen, nur geringen Teiles seiner Politiker. Mit solchen knabenhaften Diatriben glaubt man einen Staat gründen zu können, der bis jetzt noch gar keine festen Fundamente hat, einen Staat von der geographischen Lage wie Italien. Italien war nur einmal ein einiges Reich, zur Zeit der Römer. Aber auch damals wurde es dieses erst, nachdem es den Riesenkampf mit Karthago gekämpft, die Punier aus Sardinien, Sizilien und Spanien vertrieben und den feindlichen Nebenbuhler völlig vernichtet hatte. Das Italien der Gegenwart ist von einem zweifachen Feinde umlauert, der es immer in Schranken zu halten verstand, England und Frankreich. Und vielleicht kommt auch für Österreich einmal der Tag, an dem es mit dem Übermut der Italiener abrechnet. Denn an eine aufrichtige Freundschaft zwischen dem Kaiserstaat und der Italia irredenta[2] glaubt doch niemand.

Mit Recht sagte daher Pasquale Villari in der Kammer: ‚Das Volk bedarf der Religion; und weil wir ihm nie ein Wort über die Religion zu sagen wissen, weil es unserem Rationalismus, unserem Skeptizismus nicht traut, darum hört das Volk auf die Stimme des Priesters. Unser Skeptizismus ist es, der die Macht des Priesters stärkt. Wenn es uns nicht gelingt, den Glauben zu stützen, den wahrhaft religiösen Bedürfnissen des Volkes Nahrung zu geben, dann wird eine verhängnisvolle Zukunft in Aussicht stehen.‘

II.

Eines Abends im Winter 1867 — ich war gerade beschäftigt, die wichtigsten Briefe der Päpste nach der Ausgabe von Constant

[1] Nuova Antologia 1884, 624 ff. [2] Dem unerlösten Italien.

und Thiel durchzuleſen und zu exzerpieren — erhielt ich ein Schreiben durch die Nuntiatur in München zugeſendet, welches Kollega Hergenröther und mich einlud, nach Rom zu reiſen, um dort an den Vorarbeiten für das nächſte Konzil Anteil zu nehmen. Das war nun freilich eine Aufgabe ganz anderer Art, als ſie mir neun Jahre früher zugefallen war. Sie ſagte meinen Neigungen und Arbeiten zu ſehr zu, als daß ich einen Augenblick gezögert hätte, meine Bereitwilligkeit zu erklären, wenn auch der Gehorſam gegen den Heiligen Stuhl nicht meine Pflicht geweſen wäre. Ich hoffte — und ich habe mich hierin auch keineswegs getäuſcht — neue Anſchauungen, große Geſichtspunkte, wichtige Löſungen, eine Bereicherung an Ideen und vielſeitige Anregungen zu empfangen. Nur das eine Bedenken beunruhigte mich, ob ich den Anforderungen entſprechen könnte, die man dort ſtellen würde.

Und in der Tat waren die Referate und Kritiken, welche im Schoße der Kongregationen den einzelnen übertragen wurden, derart, daß ſich das Wort der Schrift in beſonderer Beziehung anwenden ließ: ‚Die Rede gibt kund, was an dem Manne iſt.‘ Jede Sitzung war wie eine Probe auf dem Gebiete der theologiſchen Wiſſenſchaft. Gern hätte ich ſo manchen aus jenen hierher gewünſcht, die mit geläufiger Zunge und Feder — wobei es nur gilt, ein paar Dutzend der hergebrachten Redewendungen wohl innezuhaben — über römiſche Unwiſſenheit zu Gericht ſitzen; ſie hätten da lernen können, was Gründlichkeit und theologiſche Präziſion iſt. Nirgends weniger als hier konnte der Satz in Anwendung kommen:

> Omnia enim stolidi magis admirantur amantque,
> Inversis quae sub verbis latitantia cernunt[1].

Zu Anfang Februar trat ich mit Kollega Hergenröther die Reiſe nach Rom an, diesmal auf dem kürzeſten Wege und ganz mittels der Eiſenbahn, da wenige Monate vorher der Schienenweg über den Brenner war vollendet worden. Kurz und ſelbſt bequem iſt die Reiſe nach der Ewigen Stadt nun geworden, nicht viel länger und jedenfalls weniger anſtrengend als vordem die Reiſe von der Hauptſtadt München nach der Nordgrenze Bayerns auch im ſchnellſten und beſten Poſtwagen; ob ſchöner, unterhaltender, lehrreicher, das iſt

[1] Nichts lieben Dummköpfe mehr und ſind voll Erſtaunen,
Als wenn in dunklem Wort ſie tiefe Geheimniſſe ſchauen.

Kardinal Joseph Hergenröther.

eine andere Frage. Wie war das ganz anders noch in den vierziger Jahren! Man reiste mit dem ‚Vetturino', der Diener, Kurier, Geldwechsler, Agent, Vertrauensmann, alles in allem war; ich hatte, so oft ich auch in jenen Jahren Italien durchreiste, immer nur rechtschaffene, ehrenhafte Männer unter ihnen gefunden. Sechzehn bis zwanzig Stunden weit tägliche Fahrt, jeden dritten oder vierten Tag ein Rasttag, war herkömmlich; von Neapel bis hinauf nach Mailand, selbst über den Simplon und Gotthard nach der Schweiz oder über den Brenner und durch das Ampezzanertal nach München und Wien fuhr man mit demselben Kutscher; Wohnung, Verpflegung, deren Sorge dem Vetturino oblag, nebst Lohn für Wagen und Pferde waren durch einen Vertrag vorher festgestellt, und es wurden in der Regel alle Bedingungen gewissenhaft erfüllt. So gewann der Reisende Gelegenheit, Land und Leute kennen zu lernen, in die Sitten und Anschauungen des Volkes sich hineinzuleben, und hatte an dem Vetturino gewöhnlich einen freundlich erinnernden, erklärenden und nach Umständen schützenden Mentor. Wer dagegen Italien nur von der Eisenbahn aus kennt, kennt dieses merkwürdige Land nicht; die alles nivellierende Macht des Schienenstranges hat, allerdings nur in dessen nächster Umgebung, auch diesem Lande einen Zauber genommen und die öde Monotonie des alles Charakteristische verwischenden Industrialismus aufgeprägt. So oft ich daher auch später Italien mit der Bahn bereiste, glichen die landschaftlichen Eindrücke und Reiseerinnerungen überhaupt einer nur mit wenigen Strichen oberflächlich beschriebenen Tafel, während die Erinnerungen aus jenen früheren Jahren mit einer Reihe der charaktervollsten Bilder mir immer noch lebendig vor der Seele stehen.

Es war ein heller, kalter Tag, als ich den Brenner hinanfuhr. Vom blauen Himmel glänzte die Sonne, und ihre Strahlen wurden in grellem Reflex von den unabsehbaren Schneefeldern zurückgeworfen. Wie funkelnde Diamanten leuchteten die Eiszapfen an den zum Teil gefrorenen Bergwassern; wundersam klar hoben sich die beschneiten Felsrücken vom Horizont ab, in welche die dunkeln Tannen und Fichten ihre tiefen Schatten warfen. Alles war wie erstorben, von der Gewalt des Frostes gefesselt und getötet; nur das Grün der Nadelwälder ließ erkennen, daß unter dieser winterlichen Decke von Schnee und Eis dennoch die Kräfte der Natur schaffen und weben. Durch die Talsperre der Franzensfeste an Brixen vorüber ging es

nach Trient, das mit den uralten Zinnen einer von den Goten noch herrührenden Stadtmauer wie geisterhaft zwischen den beschneiten Bergen hervortrat. Die ersten welschen Laute schlugen hier wieder an das Ohr; mit ihnen tauchten tausend Erinnerungen auf: ich dachte an die Millionen und Millionen, die seit Beginn der Völkerwanderung diese Berge herabgestiegen gen Italien, um seinen Boden mit ihrem Blute zu röten oder von Fieberluft vergiftet tückisch hinweggerafft zu werden; ich gedachte auch so mancher Freunde, die den Heimweg nicht mehr gefunden haben. Es ist immer noch ein wahres Wort, was Petrus Damiani[1] einst niedergeschrieben:

Menschenfressendes Rom, du beugst der Gewaltigen Nacken;
Fieberhauchendes Rom, bringst reichliche Früchte des Todes.
Wie durch erworbenes Recht bleibt treu dir das römische Fieber:
Wen es einmal erfaßt, den verläßt es nimmer im Leben.

Das heutige Trient trägt einen entschieden italienischen Charakter; hier schon erblickt der Reisende jene herrlichen Paläste aus der Zeit der ersten Renaissance, in denen das Massenhafte und Trotzige des mittelalterlichen städtischen Kastells durch die kundige Hand des Architekten in seinen einfachen, aber in edlem Ebenmaß geordneten Verhältnissen zum rein gestimmten Palastbau umgebildet wird. Eigentümlich ist die Charakteristik dieser Stadt, wie sie die alten Ausgaben der Beschlüsse des Konzils von Trient in der Beschreibung derselben enthalten. ‚Seine Einwohner sprechen zwei Sprachen, Deutsch und Italienisch; doch sprechen auch alle Italiener, wenn es ihnen gefällt (cum placet), deutsch.‘ Das ist nun allerdings jetzt anders geworden; die ansässigen Trientiner sprechen nicht Deutsch, sondern Italienisch, und diesen gefällt es eben nicht, auch wenn sie könnten, Deutsch zu sprechen. Die Verwelschung hat gerade hier seit der Zeit der Abhaltung des Konzils starke Fortschritte gemacht. Unmittelbar darauf heißt es: ‚Trient ist der Sammelplatz für alles Gesindel (sentina), das aus Deutschland kommt, und ein Zufluchtsort für die Italiener, die in ihrem Vaterlande Schiffbruch gelitten

[1] Opuscul. XIX 5:

Roma vorax hominum domat ardua colla virorum,
Roma ferax febrium necis est uberrima frugum.
Romanae febres stabili sunt iure fideles.
Quem semel invadunt, vix a vivente recedunt.

haben.' Diese Eigenschaft hat Trient auch verloren, da es längst nicht mehr vom milden Krummstabe eines Fürstbischofs regiert wird; dafür ist es lange Zeit hindurch das vorgeschobene Bollwerk der Italianissimi gewesen, die das Netz ihrer Agitation von hier aus über ganz Welschtirol warfen.

Am Tage nach unserer Ankunft — es war eben Sonntag — hatte der nun verstorbene Fürstbischof von Riccabona die Gnade, uns zu Tisch zu laden. Ein höchst interessanter Kreis von Gästen war versammelt, Deutsche und Italiener. Hier waren nun alle in der Tat zwiesprachig (bilingues), wie es die obige Beschreibung von allen Trientinern rühmt. Die Konversation bewegte sich daher bald im deutschen, bald im italienischen Idiom. So sehr aber auch jeder der Anwesenden sich bemühte, den neutralen Boden nicht zu verlassen, konnte es doch nicht fehlen, daß die Geister aufeinander platzten und die Gegensätze zwischen deutscher und italienischer Anschauung, wenn auch in den gefälligsten Formen und in rücksichtsvollstem Tone vorgetragen, zur Besprechung kamen. Der seelengute, milde Fürstbischof, ehedem Beichtvater Radetzkys, durch Geburt und Familienverbindungen beiden Ländern angehörig — seine Familie stammt aus dem Fleimsertale —, war oft veranlaßt, mit vielem Takt und gewinnender Freundlichkeit die Rolle des Vermittlers zu übernehmen. Schopenhauer hat wohl recht, wenn er einmal sagt, daß von allen Arten des Stolzes der Nationalstolz der dümmste sei; denn dazu braucht es nichts, als geboren zu werden. Und gerade jene, deren Nation sich am wenigsten zu rühmen hat, sind es so oft, welche statt alles eigenen Verdienstes aus den Tugenden ihres Volkes sich ein Prunkgewand zurechtschneiden.

Noch in Bologna lagen hohe Schneemassen auf den Bergen und selbst in den Straßen. Zum erstenmal las ich jetzt die neuen Namen zur Bezeichnung der Plätze und Straßen; Corso oder Piazza Vittorio Emanuele, Corso oder Strada Garibaldi mögen wohl viele Hundert Örtlichkeiten in Italien jetzt heißen. Es ist dies eine kindische Sitte, welche die Geschichte verleugnet, die an so manche Namen sich knüpft, und durch ihre Monotonie, mit der sie in jeder Stadt und jedem Städtchen wiederkehrt, geradezu anekelt. — Jenseits des Apennins angekommen, aus den Tälern von Prato und Pistoia herauf begrüßten uns laue Lüfte; an einem warmen, sonnigen Morgen fuhr ich zum erstenmal mit dem Bahnzuge in Rom ein.

Der äußere Anblick der Stadt hatte sich verändert. An den Toren waren starke Barrikaden errichtet, durch vorgezogene Gräben und dichte Palisadenreihen verstärkt; nur ein schmaler Raum gestattete rechts und links den Durchgang. An der Engelsburg waren die Verteidigungswerke neu instand gesetzt, nach der Landseite gegen Nordost hinaus kleinere Erdwerke errichtet, die Wallgräben mit Wasser gefüllt; die Höhe von Santa Sabina, der seit uralter Zeit so oft bestürmte, genommene und wieder verlorene Berg Aventin, welcher die Stadt beherrscht, war durch Schanzen und Gräben zu einem Fort umgewandelt worden. Auf allen Straßen sah man Soldaten, aber nicht mehr die übermütigen, leichtfertigen, geschwätzigen Franzosen wie ehedem, sondern ernste, männlich schöne Gestalten, besonders unter den päpstlichen Zuaven und in dem deutschen Regiment. Man hatte gewähnt, Napoleon dürfe nur seine Truppen zurückziehen, und alsbald müßte Rom in sich selbst zusammenfallen; gerade das Gegenteil trat ein.

Ich fand die öffentliche Stimmung ganz außerordentlich verändert. Das katholische Europa, selbst Amerika hatte viele seiner Söhne zur Verteidigung des Heiligen Vaters nach Rom gesendet; eines Tages sah ich gegen 300 Männer aus Kanada, vortrefflich ausgerüstet, einziehen, welche den Zuaven zugeteilt wurden. Viele Abgeordnete der katholischen Vereine der ganzen Welt, viele Pilger hatte die Liebe zu Rom hierher geführt. Der Geist, der in allen diesen lebte, hatte nicht wenig dazu beigetragen, auch der einheimischen Bevölkerung einen gewissen Impuls zu verleihen, jenes System des laissez aller zu brechen und zur Tätigkeit anzuregen. Eine hohe, freudige Begeisterung, getragen von dem Bewußtsein, für eine gute Sache zu kämpfen, gab überall sich kund; das Liebäugeln mit der Italia una war verschwunden, und namentlich der Klerus hatte klar erkannt, um was es sich nun handelte.

Durch nichts hatte sich das neue Italien mehr geschadet, als daß unter den Augen der Regierung Religion, Zucht und Sitte verhöhnt werden durften. Die ‚römische Frage' war keine rein politische mehr, sie war eine Existenzfrage der Kirche und des Christentums geworden. Auch hatte man die Herrlichkeit der Italia una bereits gekostet: unerträglichen Steuerdruck, Beamtenkorruption und schmutzige Spekulation zur Bereicherung einzelner unter den volltönenden Phrasen von Freiheit. Hat doch selbst Giosuè Carducci im Jahre 1871

seine Gedichte geweiht den ‚wenigen, deren Hände während des letzten Dezenniums unbefleckt geblieben sind'. Statt der Last einer früher vielleicht zu zahlreichen Geistlichkeit saugt nun ein 300000 Mann starkes Heer das Volk aus, das trotzdem nicht von ferne fähig ist, ohne einen starken Bundesgenossen das Land zu schützen; statt der Klöster mehren sich die Gefängnisse, und die stets steigende Anzahl der Vergantungen illustriert ganz eigentümlich das verheißene Glück. Niemals ward mir die Wahrheit des Satzes: ‚Hilf dir selbst, und Gott wird dir helfen', so klar als in jenen Jahren zu Rom. Der Papst war von allen Mächten verlassen; die Horden Garibaldis, der, öffentlich von der piemontesischen Regierung desavouiert, im geheimen von ihr ermuntert, beraten und unterstützt wurde, umschlichen das dem Heiligen Vater noch gebliebene kleine Gebiet wie hungrige Wölfe den Schafstall; in Rom selbst suchte man Verschwörungen anzuzetteln, um von innen heraus seinen Sitz zu untergraben. Umsonst; Rom blieb ruhig, und der Versuch einer Bewegung, welchen eine Handvoll bezahlter Taugenichtse vom Kapitol aus unternahm, war in weniger als einer Stunde kläglich mißlungen und in kürzester Frist unterdrückt. Der diabolische Plan, die Kasernen der Stadt und selbst die Engelsburg in die Luft zu sprengen, schlug fehl; nur ein Teil der Kaserne Serristori flog in die Luft, als die daselbst liegenden Truppen eben auswärts waren; 20 Mann von der Musikbande, großenteils römische Waisenkinder, blieben tot. Die schon genannte Giunta insurrezionale pries diesen Frevel als Heldentat. ‚Ein Teil der Kaserne Serristori stürzte ein, unterwühlt von eurer kunstfertigen Hand!' redete sie das Gesindel an. Man muß diese Dinge sagen und immer wieder sagen, damit die Nachwelt erfährt, durch welche ‚moralische Mittel' das neue Italien geschaffen wurde. Solches Gebaren mußte nur noch mehr dazu beitragen, jeden Mann von Ehre und Gewissen mit Abscheu vor dieser Art von Volksbeglückern zu erfüllen. Rom blieb ruhig trotz aller Provokationen von außen, aller Machinationen politischer Emissäre von innen.

Es war die Macht des katholischen Bewußtseins, das hier in wunderbarer Einmütigkeit an den Tag trat. Abkömmlinge aus den edelsten Geschlechtern Frankreichs, herrliche Jünglinge aus Belgien, Holland, Deutschland hatten sich in den Dienst des Heiligen Vaters gestellt; es war ein nicht großes, aber tapferes, mutiges Heer, das

in jenen Jahren einen sichern Wall um den Vater der Christenheit bildete. Freilich, einer zehnmal stärkeren Übermacht gegenüber, wie sie General Cadorna im September 1870 gegen Rom führte, mußten sie unterliegen, wie zehn Jahre vorher die Heldenschar unter Lamoricière bei Castelfidardo unterlegen war. Seit dem Vollzug der Septemberkonvention und dem Abzuge der Franzosen aus Rom haben sie nicht wenig dazu beigetragen, nicht bloß Ruhe und Ordnung in Rom zu erhalten, sondern auch den Gedanken der katholischen Einheit zu beleben; ohne den deutsch-französischen Krieg und besonders ohne die mahnenden und drängenden Worte deutscher Diplomatie, jetzt oder nie sei der Augenblick gekommen, sich Roms zu bemächtigen, wäre heute noch der Papst im friedlichen Besitze seines kleinen Landes.

Doch auch so haben sie nicht umsonst gekämpft. Besonders seit jener Zeit hat sich von Rom wie von einem Brennpunkte aus das Gefühl der katholischen Einheit mächtig gehoben, so daß selbst die Einnahme von Rom dasselbe nicht mehr schwächen konnte, und das Bewußtsein der dem Heiligen Vater angetanen Gewalt hat zwischen Italien und den katholischen Völkern einen Abgrund aufgetan, der sich nicht eher schließt, bis das Unrecht gesühnt ist. Sie haben außerdem den Beweis geliefert, daß das katholische Volk, der Hilfe der Mächtigen beraubt und auf sich selbst angewiesen, wenn es das richtige Verständnis seiner Stellung gewinnt, eben dadurch erst recht erstarkt. Es ist katholischer Grundsatz, der von Gott gesetzten Obrigkeit bei allen Bestrebungen auf ihrem Gebiete die Initiative oder wenigstens die Direktive zuzuerkennen. Aber damit ist eigentlich doch nur das wenigste geschehen. In freier Vereinigung vielfacher Art, durch eigene Tätigkeit haben wir Katholiken das Recht und die Freiheit der Kirche und ihre unveräußerlichen Güter zu reklamieren, die gewonnenen zu schützen, um die bestrittenen zu kämpfen. Auch hier gilt der Satz:

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.

Es ist eben die dem Menschen angeborne Herrschsucht, welche in den Regierenden sich schmeichelt, eine Art Vorsehung für die Völker werden zu können. Da mag es dann kommen, daß über Nacht der ganze Bau stürzt, wenn nur eine Stütze bricht, weil alles auf diese eine Stütze gegründet war. Und wieder ist es feige Trägheit, die sich so gerne in den Mantel der Loyalität hüllt, überall

und in allem nur die Regierung walten läßt, um dann gelegentlich für alles Übel, das geschehen, die Regierung verantwortlich zu machen. Solche Überkluge und Leisetreter sehen in jeder eigenen Tätigkeit eine Beeinträchtigung der obrigkeitlichen Autorität, in jeder freien Vereinigung einen revolutionären Geist und eine Neuerung, die man in der guten alten Zeit nicht kannte. Darum halten sie sich von allem ferne, was irgendwie über das ausgefahrene Gleis ihrer engen Berufspflicht hinausgeht, um nicht durch zu vielen Eifer ihren Obern als unruhige Köpfe verdächtig zu werden und auch um nicht die Gegner, wie sie sagen, zu reizen. Als ob die Gegner nicht längst schon darauf ausgegangen wären, sie zu vernichten, und wir darum ihnen keine größere Freude machen könnten als dadurch, daß wir uns nicht wehren, damit sie mit weniger Umständen ihr Vorhaben ausführen und uns abtun können. Manchmal ermannen sie sich scheinbar und sprechen selbst von einer Demonstration, die sie bei gegebener Gelegenheit zu machen beabsichtigen. Statt aber mannhaft und laut für eine Sache einzutreten, besteht die ganze Demonstration darin, daß sie schön still in ihrer Stube bleiben und durch Abwesenheit demonstrieren. Mancher rühmt sich dann noch solcher Heldentat, worin es ihm die Siebenschläfer hätten zuvortun können. Qui ignorat, ignorabitur[1], sagt die Schrift; in die Sprache der Welt übersetzt, würde es heißen: Die Lebenden haben recht. Gerade auf diese Rührigkeit des katholischen Vereinswesens auf allen Gebieten hat darum der Heilige Vater Leo XIII. in seinem Rundschreiben an die Bischöfe Italiens im Jahre 1882 hingewiesen. Dort hebt er den Gedanken hervor, daß in der guten alten Zeit allerdings diese Teilnahme der Katholiken am öffentlichen Leben im Interesse der Kirche weniger notwendig war, daß sie aber desto notwendiger geworden ist in der schlechten neuen Zeit. Auch läßt er die Einrede nicht gelten, daß das alles doch nichts helfe. Wer ist so ein Herzenskundiger, daß er sagen könnte: Das alles wirkt nichts und für niemand? Wenn es nicht vieles wirkt, so wirkt es weniges, aber es wirkt doch; und wenn es die Zustände nicht bessert, so erreicht es doch dieses, daß sie sich nicht verschlechtern. Und wer weiß, ob nicht unter diesem scheinbar toten Äußern die Keime einer besseren Zukunft bereits verborgen liegen, wie die

[1] Wer es nicht erkennt, der wird auch nicht erkannt werden.

grünende Saat noch ſchlummert unter der winterlichen Decke von Eis und Schnee?

Doch wäre das alles nicht, wäre kein Erfolg zu hoffen, dennoch ſind wir es der Sache ſchuldig, für ſie unſere ganze Arbeitskraft einzuſetzen, damit der Wahrheit Zeugnis gegeben werde, damit die Lüge nicht allein auf Erden herrſche. Ja die Lüge in ſchlauer Benutzung der ſtumpfen Gedankenloſigkeit der Maſſen, der Gebildeten vorab, hat durch ſophiſtiſche Künſte und freche Mäuler es dahin gebracht, daß ſie vielerorts nur allein noch das Wort hat. Wie von der atmoſphäriſchen Luft ſind wir rings von der Lüge umgeben; wir ſind an dieſe weiche, ſchmeichelnde, tückiſche Malaria ſo gewohnt, daß jeder ſcharfe, friſche Windzug von den Höhen uns unangenehm berührt und wir gar nicht mehr merken, wie ſie unſer geſundes Blut vergiftet, unſer Auge blöde, unſer Ohr taub macht und alle Manneskraft in uns entnervt und tötet. Da tut es not, in Rede und Schrift, in geſchloſſener Verſammlung und auf dem Markte der Wahrheit fort und fort Zeugnis zu geben und dem Lügengeiſte die Worte entgegenzurufen, in denen der Geiſt Gottes die Welt überführt: Worte der Anklage wegen der Sünde, Worte der Gerechtigkeit und des Gerichtes. Sorgen wir um ihre Wirkung nicht! Das Wort, das er ausſendet, wird nicht leer zu ihm zurückkehren, ſondern ausrichten, was ihm befohlen, und tun, was es geheißen wurde. Uns kommt es nicht zu, die Zeichen zu deuten und unſerer Zeit das Horoſkop zu ſtellen. Ob früher, ob ſpäter, endlich wird doch *er* das Feld behalten; im ſchlimmſten Falle cader co' buoni è pur di lode degno[1]; für eine große Sache kämpfen und fallen iſt immer etwas Großes; die homines ad servitium parati[2] ſind dagegen ſchon ſeit Tacitus verachtet.

III.

Um jene Fragen vorzubereiten, welche den im Konzil verſammelten Vätern zur Prüfung und endgültigen Entſcheidung vorgelegt werden ſollten, waren ſechs Kommiſſionen niedergeſetzt worden, in denen je ein Kardinal den Vorſitz hatte. Die Kommiſſion für das Zeremoniell

[1] *Dante*, Opere minori II 57: Fallen mit den Guten iſt auch des Ruhmes wert.

[2] Menſchen, zur Knechtſchaft bereit.

unter der Leitung des Kardinals Patrizi hatte für den Gang und die Geschäftsordnung der Versammlung überhaupt die Bestimmungen festzusetzen; die Kommission für kirchliche Disziplin hatte den Kardinal Caterini zum Vorsitzenden, die kirchlich-politische Kommission den Kardinal Reisach, jene für die Angelegenheiten der Ordensgeistlichen Kardinal Bizzarri, die Kommission für die Kirchen und Missionen des Orients Kardinal Barnabò, die theologisch-dogmatische Kommission den Kardinal Bilio zum Präsidenten. In der leitenden Kardinalskongregation, welche von den sechs Präsidenten der Spezialkommissionen gebildet wurde, zu denen noch die Kardinäle Capalti und de Luca hinzukamen, liefen die Fäden der verschiedenen Kommissionen als in ihrem Mittelpunkt zusammen; diese konferierte unmittelbar mit dem Heiligen Vater.

Ich wurde der theologisch-dogmatischen Kommission zugeteilt, während Kollega Hergenröther in der Kommission für Disziplin Sitz und Stimme erhielt. Die Einleitung zu unserer Tätigkeit bildeten die üblichen Audienzen bei den Präsidenten der Kommissionen, sodann bei dem Kardinal-Staatssekretär Antonelli und vor allem beim Heiligen Vater Pius IX. Neun Jahre vorher hatte ich ihn zum letztenmal gesehen; sein Äußeres fand ich allerdings sehr gealtert, doch sein Geist war frisch, lebhaft; der edle Zug von Wohlwollen und Milde um seine Lippen, der überall, wo er nur erschien, ihm die Herzen gewann, war derselbe geblieben. Mit der größten Leutseligkeit und Herablassung wurden wir, Kollega Hergenröther und ich, von ihm aufgenommen und lange bei ihm festgehalten. Das Gespräch bewegte sich über verschiedene Angelegenheiten; bezüglich dieser sowohl wie selbst in Personalfragen fand ich den erhabenen Greis genau unterrichtet, wobei ihm sein ausgezeichnet gutes Gedächtnis nicht wenig zustatten kam.

Ganz anderer Art dagegen waren die Gespräche bei Kardinal Antonelli. Wer seine Physiognomie einmal gesehen, wird sie nie mehr vergessen können. Er war eine mittelgroße, etwas schmächtige Gestalt, behende und voll Nervenkraft; das Gesicht von bräunlicher Farbe, die Stirne breit, dunkle, schön geschnittene Augen, die sich häufig zu Boden senkten, die gebogene Nase mit starker Wurzel, die dünnen Lippen, um welche stets ein leichtes Lächeln schwebte zugleich mit einem Anfluge von Melancholie, verliehen seiner ganzen Erscheinung ein nicht gewöhnliches Interesse. Daß an ihm jeder Zoll

Diplomat war, mußten alle erkennen, die ihn sahen und sprechen hörten. Die Akten sind noch nicht geschlossen, auf Grund deren es der Geschichte möglich wird, ein Urteil über seine Person wie über seine Wirksamkeit zu fällen. Eine außerordentliche Erscheinung war er jedenfalls und einer der am meisten verleumdeten Männer des 19. Jahrhunderts; seit den Tagen von Gaëta hatte er mit der Revolution auf den Thronen wie in den Geheimbünden zu ringen, war es seine Aufgabe, zu retten, was gerettet werden konnte. Ob ein anderer Staatsmann an der Seite Pius' IX. glücklicher gewesen wäre, ob ein anderes System die Hydra der Verschwörung gebändigt hätte, wer will dies behaupten? Man hat es ihm zum schweren Vorwurfe gemacht, daß er alle Elemente, die sich seinem Einflusse nicht beugten, aus der Umgebung des Heiligen Vaters zu entfernen suchte; es mag so sein. Aber so haben alle Staatsmänner von jeher gehandelt, von Richelieu an bis zu Bismarck; sie müssen sogar so handeln, wenn sie an die Wahrheit ihres Systems glauben, und alles entfernen, was seine Durchführung hemmen und in dem wohlberechneten Gange des politischen Räderwerkes Reibungen hervorrufen könnte.

In der Unterredung, die ich damals mit ihm hatte, bewegte der Staatssekretär sich mit dem Aplomb eines vollendeten Weltmannes; höflich, verbindlich, zuvorkommend, hielt er den Faden des Gespräches immer fest, suchte er jedoch jeden hereinzuziehen in die Unterhaltung. Nur die allgemeinsten Themata wurden besprochen, nur längst Bekanntes gesagt, aber in immer geistreicher Weise gesagt, so daß, hätte man den Inhalt der ganzen Unterredung veröffentlicht, man auch nicht im geringsten auf die Stellung des Kardinals zu gewissen damals in der Luft liegenden Fragen hätte schließen können.

Die Persönlichkeit, mit welcher ich am meisten zu verkehren hatte, war Kardinal Luigi Bilio, Präsident der dogmatischen Kommission. In der Vollkraft der Jahre stehend, eine hohe, schöne Gestalt, war der Eindruck seiner ganzen Erscheinung Ernst und Würde. Als Priester aus der Kongregation der Barnabiten war er nicht lange vorher (1866) zum Kardinal kreiert worden; sein Vorleben war der Wissenschaft geweiht, wie denn die Kongregation der Barnabiten (regulierten Kleriker vom hl. Paulus) von jeher sich viele Verdienste um den höheren Unterricht und die Wissenschaft erworben hat; auch der durch seine biblischen Arbeiten bekannte Vercellone (gest. 1869) gehörte derselben Kongregation an. Ich war nicht wenig überrascht,

Kardinal-Staatssekretär Giacomo Antonelli.

bei ihm, den ich vorher nicht einmal dem Namen nach gekannt hatte, da er noch nicht als Schriftsteller aufgetreten war, ein so reiches Wissen, eingehende Literaturkenntnis, auch der deutschen Wissenschaft, und vor allem ein so gediegenes, klares, scharfes dogmatisches Urteil zu finden. Wir in Deutschland sind nun einmal gewohnt, die wissenschaftliche Bedeutung eines Mannes mit dem Maßstabe der von ihm herausgegebenen Schriften zu messen; in Italien mußte ich oft die Erfahrung machen, daß dieser kein unbedingt gültiger ist. Wir wollen die Bedeutung der literarischen Produktion nicht zu hoch anschlagen; gewiß ist es aber doch, wo wissenschaftliches Leben, da ist auch literarische Tätigkeit. Das Gute hat sie jedenfalls, daß sie vor Unterschätzung wie vor Überschätzung bewahrt. Mancher in seiner Bescheidenheit wird gering geachtet, während der andere in den engen Kreisen, in denen er sich bewegt, zumal in höherer Stellung, sich bewundern läßt, andere tadelt, während er selbst nichts zu leisten vermag; iudicare tantum de aliis, et ipsi facere nihil noverunt, sagt schon Hieronymus[1]. Das Urteil der Öffentlichkeit gibt in der Regel jedem seine Bedeutung und seinen wahren Wert. In Italien aber stellen schon die primitiven Verhältnisse des italienischen Büchermarktes einer literarischen Produktivität sich hemmend in den Weg; der Buchhändler übernimmt nur selten das Wagnis eines Verlags, wenn nicht der Verfasser Garantie leistet oder von vornherein die Auslagen bestreitet; ein organisierter Verkehr unter den Verlagshandlungen besteht nicht; nur zufällig erfährt man, daß in diesem oder jenem Städtchen ein Buch erschienen ist. Dazu kommt, daß das gegenwärtige Italien im großen und ganzen an alles andere eher denkt als an ernste wissenschaftliche Studien. Die langgewohnte Beschäftigung mit der Politik und Zeitungsliteratur hat die Geister verflacht; mit bitterem Schmerz klagte mir der nun verstorbene A. Vincenzi, Professor an der Sapienza in Rom, daß gar manche Lokale, in denen früher Buchläden sich befanden, zu Kaffeehäusern eingerichtet worden seien; offenbar befinden sich ihre Besitzer besser dabei. An den Gymnasien wird nicht einmal mehr ein lateinischer Aufsatz verlangt; die Fertigkeit, in dieser Sprache sich auszudrücken, ist an den Staatsschulen fast ganz verloren gegangen; die Darstellung

[1] Ad Domnion. et Rogatian. (Sie verstehen bloß über andere zu urteilen und selbst nichts zu schaffen.)

in italienischer Sprache wimmelt von Gallizismen. Die Journalistik steht leider dagegen in üppiger Blüte, gewiß nicht zu Nutz und Frommen echter Geistes- und Charakterbildung. Sie ist auch in Italien, gerade so wie bei uns in Deutschland, daran, mehr und mehr die Sprache zu verderben, und ein feiles, zuchtloses Literatentum großzuziehen, das den Mangel an Gedanken und Originalität durch leere Phrase, anwidernden Bombast, hohle Deklamation und eine Art von Kaffeehausjargon zu decken sucht.

In jener Zeit war es auch, daß ich den damals oft genannten, jetzt vergessenen P. Hyazinth predigen hörte. Seine Freunde und viele Freundinnen hatten schon im voraus seinen Ruf verkündet; ich wurde von verschiedenen Seiten darauf aufmerksam gemacht und versäumte es denn auch nicht, einer seiner Fastenpredigten beizuwohnen. Dieselben fanden in der französischen Kirche statt; schon lange vorher waren alle Plätze besetzt; den großen freien Platz vor der Fassade derselben nahmen die aristokratischen Karossen ein, welche ihre Herrschaften hierhergebracht hatten. Kopf an Kopf standen die Zuhörer, nur mit Mühe konnte ich noch ein Plätzchen erobern. Doch was ich so gewonnen, behauptete ich nicht lange. Noch war nicht die Hälfte der conférence vorüber, so drängte ich mich noch eiliger, als ich mich hineingedrängt hatte, wieder hinaus. Mein innerstes Wesen sträubte sich, diesen eitlen Phrasenschwall länger anzuhören. Am Abend fragten mich mehrere Bekannte; ich erklärte unumwunden, was ich von dieser Art zu predigen hielt. Manche fanden mein Urteil zu einseitig, zu hart. Das folgende Jahr hat es gerechtfertigt. Selbst was Sallustius von Catilina sagt: satis eloquentiae, sapientiae parum[1], läßt sich in Bezug auf das erste Glied des Satzes kaum auf ihn anwenden.

Sowohl während der wöchentlich abgehaltenen Sitzungen unserer Kommission als auch in seiner Wohnung hatte ich vielfach Gelegenheit, mit Kardinal Bilio zu verkehren. Er hatte mir einige Referate anvertraut und mich wiederholt aufgefordert, ohne jede Rücksicht offen und männlich meine Anschauungen auszusprechen. Ich finde in meinem Tagebuch, in dem ich die Vorkommnisse jener Zeit aufzeichnete, folgende Bemerkung: „Heute war ich lange bei Bilio in dessen Arbeitszimmer. Er war besonders freundlich, zeigte mir viele von Deutschen ge-

[1] Beredsamkeit zur Genüge, Weisheit wenig.

ſchriebene Bücher in ſeiner ſehr gewählten Bibliothek, darunter auch Potthast, Scriptores medii aevi. Er kam dann auf mein Votum in der letzten Sitzung zu ſprechen, lobte meine ruhige, offene Darlegung und mahnte mich, unbeirrt ſtets meine Überzeugung zu vertreten.' Ich teile dies mit, um den Geiſt zu kennzeichnen, in welchem in dieſer Kommiſſion die Angelegenheiten behandelt wurden.

Die Konſultoren der Kommiſſion waren aus den verſchiedenſten Nationen und Berufskreiſen gewählt. Vom Regularklerus waren die zwei wichtigſten Ämter, welche durch Mitglieder des Predigerordens beſetzt werden, durch den Magister Sacri Palatii, P. Spada, und den Kommiſſar der Inquiſition, P. de Ferrari, vertreten. Von den Jeſuiten waren berufen P. Perrone, P. Schrader, P. Franzelin; von den Minoriten der Generaldefinitor P. Adragna; von den Serviten der Ex-General P. Mura, zugleich Rektor der Univerſität; von den Auguſtinern P. Martinelli, Generalaſſiſtent und Profeſſor der Exegeſe an der Univerſität. Aus dem Säkularklerus waren gegenwärtig der Erzbiſchof Joſeph Cardoni, Präſident der Accademia ecclesiastica; Johann Schwetz, ehedem Profeſſor der Theologie an der Univerſität zu Wien; Joſeph Pecci, Profeſſor der Philoſophie an der Sapienza; Camillo Santori, Rektor und Profeſſor der Dogmatik am Römiſchen Seminar, zugleich Sekretär der Kommiſſion; Placidus Petacci, Profeſſor der Philoſophie ebendaſelbſt; Philipp Coſſa, Profeſſor der Dogmatik am Römiſchen Seminar; Jakob Jacquenet, ehedem Profeſſor der Theologie am Seminar von Beſançon, dann Pfarrer zu Reims; Karl Gay, Generalvikar von Poitiers. Hierzu kamen im Jahre 1868/69 Johann Alzog, Profeſſor der Kirchengeſchichte an der Univerſität zu Freiburg; Jakob Corcoran, Generalvikar von Charleston in Nordamerika; Stephan Moreno Labrador, Profeſſor der Theologie in Cádiz; Wilhelm Weathers, Profeſſor der Theologie am Kollegium von St Edmund in England; gegen Ende des Jahres 1869 traten noch ein P. Toſa aus dem Predigerorden, Rektor des Pius-Seminars, und A. Guidi, Profeſſor am Gymnaſium della Pace zu Rom. Profeſſor Dieringer in Bonn war berufen, hatte jedoch aus Geſundheitsrückſichten abgelehnt.

In allgemeinen Zügen waren die Gegenſtände der Beratung ſowie deren Gang durch einen Erlaß der leitenden Kardinalskongregation vorgeſchrieben. Es ſollten die in der Gegenwart beſonders verbreiteten und ihrer Natur nach folgenſchweren und verderblichen Irrtümer,

gleichviel ob sie wirkliche Häresien sind oder sonst den katholischen Glauben und die guten Sitten schädigen, hervorgehoben und in der Weise, wie dies vom Konzil zu Trient geschah, verurteilt werden. Den Kanones sollte, gleichfalls nach dem Vorgange jener Kirchenversammlung, eine kurze und genaue Darlegung der katholischen Lehre dem betreffenden Irrtum gegenüber vorausgehen. Die Kanones sollten bloß die eigentlichen Häresien berücksichtigen; in den Lehrentwicklungen (capita doctrinae) sollten jedoch auch andere Irrtümer berührt werden, die man für schwerwiegend genug hielt, um sie zu verwerfen; jene Irrtümer dagegen, welche, wie Materialismus, Atheismus, Pantheismus usf., die Grundlagen der christlichen Religion und die Voraussetzungen alles Glaubens selbst bekämpfen (opinionum monstra), sollten nicht förmlich anathematisiert, sondern mit dem Ausdruck der Verwerfung und Verabscheuung (per modum detestationis vel exsecrationis) gebrandmarkt werden. Jene Häresien, welche bereits von den Päpsten und allgemeinen Konzilien mit dem Anathema belegt worden sind, sollten, wenn sie nicht in neuer Gestalt auftauchen, nicht ausdrücklich noch einmal verworfen und nur die früheren Verwerfungsurteile in der Lehrentwicklung wieder aufgeführt werden.

In der Regel wurde jedem der Konsultoren ein Referat über eine bestimmte Materie übertragen; für besonders wichtige Fragen wurden ein oder mehrere Korreferenten aufgestellt. Der Referent hatte vor allem die Irrtümer in Bezug auf die von ihm behandelten Lehrpunkte darzulegen, mit Angabe der wichtigsten Repräsentanten derselben und der Kreise, in welchen sie besonders Eingang gefunden haben; hierauf hatte er ihre historische Entwicklung zu prüfen, namentlich zu untersuchen, ob, wann und in welcher Weise sie schon einmal verurteilt worden sind. Er hatte sie sodann auf den bestimmten Ausdruck zu bringen, in welchem ihr Gegensatz zur katholischen Lehre besonders hervortritt, den Grad und die Art des Irrtums zu bezeichnen und ihre Verurteilung, sei es durch Kanones oder in der Lehrentwicklung, zu motivieren. Den Irrtümern gegenüber war sodann die katholische Lehre, auf Schrift und Tradition gestützt, darzulegen, nebst einem Entwurf von Kanones, durch welche die Häresien verurteilt werden sollten.

Hatte der Referent seine Arbeit vollendet, so wurde dieselbe gedruckt und unter die Konsultoren verteilt. Jeder der letzteren hatte nicht

bloß das Recht, ſondern die Pflicht, ſich eingehend gutachtlich darüber zu äußern; ſeine ſchriftlichen Bemerkungen wurden vom Sekretär zu den Akten genommen. Was ſich als Schlußreſultat ergab, bildete dann die Grundlage für das Schema, welches eine der Gleichheit des Stiles wegen ſtändige Subkommiſſion auszuarbeiten hatte, zu der jedoch der betreffende Referent beigezogen werden ſollte.

Eine Reihe der wichtigſten dogmatiſchen Fragen kamen in den 26 Sitzungen der theologiſch-dogmatiſchen Kommiſſion zur Verhandlung. Die Unterſuchung über Materialismus, Pantheismus, Rationalismus, letzterer beſonders in der Form des gemäßigten oder Semirationalismus; die Lehre von der Offenbarung, ihren Quellen, ihrem Inhalt, vom Glauben, ſeinem Unterſchied vom Wiſſen und ſeinem Verhältnis zu demſelben, ſeinen Eigenſchaften uſf. verbreiteten ſich über ein weites Gebiet, auf dem gerade in unſerem Jahrhundert wie auf einem üppigen Boden der Irrtum in den verſchiedenſten Formen und Schattierungen ſeine Früchte gezeitigt hatte. Bekanntlich bildeten ja viele der hierher gehörigen Fragen, welche die Theologen praeambula fidei, Vorhalle des Glaubens, nennen, ſeit dem Auftreten des Vicomte de Bonald und de Lamennais' in Frankreich, Hermes' und Günthers in Deutſchland und ſelbſt noch in ſpäterer Zeit Anlaß zu vielfachen Kontroverſen; es waren Fragen, welche von jeher ſo viele große Geiſter bewegt und ganze Bibliotheken gefüllt haben. Ich hatte mich jahrelang mit ihrem Studium beſchäftigt, kannte die neuere und ältere einſchlägige Literatur hinreichend; ſo bot mir denn jede neue Sitzung erhöhtes Intereſſe, um ſo mehr, als man durch die Sitte, längere Zeit vorher ſchon den gedruckten Entwurf zu verteilen, in den Stand geſetzt war, die Anſchauungen des Referenten genau kennen zu lernen, jeden Punkt zu diskutieren und ſo den Gegenſtand nach allen Richtungen hin zur Klarheit zu bringen. Ich wäre undankbar, wollte ich leugnen, durch dieſe Verhandlungen vielfach gefördert worden zu ſein.

Die Grund- und Zentraldogmen des Chriſtentums, Trinität und Inkarnation, bildeten gleichfalls den Gegenſtand eingehender Verhandlungen, ſowie die chriſtliche Anthropologie und Gnadenlehre. Die Lehre von der Kirche, ihrem Weſen, ihren Eigenſchaften und Gaben, ihren Vollmachten, ihren Beziehungen zur ſtaatlichen Gewalt, ihrem Recht auf Erwerb von Eigentum, auf Erziehung, Kloſtergründungen uſf. wurde in einer Reihe von Theſen entwickelt, in

denen so recht die brennenden Fragen der Gegenwart ihre klare, bestimmte Formulierung und korrekte Lösung fanden. Ebenso die Lehre vom Primat des römischen Papstes, von seinem Wesen und seiner Bedeutung in der Kirche. Auch die Ehe und besonders die gemischten Ehen waren Gegenstand eingehenden Studiums im Schoße der theologisch-dogmatischen Kommission.

Es genügt ein auch nur flüchtiger Überblick über die hier vorgelegten äußerst wichtigen und schwierigen Materien, um die große Teilnahme begreiflich zu finden, mit welcher ich den Verhandlungen folgte. Das Anziehende und Belehrende, welches die wöchentlichen Sitzungen mir boten, ward auch dadurch nicht wenig erhöht, daß Theologen aus der ganzen katholischen Welt hier sich vereinigt fanden. Da zeigte sich denn so recht die großartige Einheit der katholischen Kirche nicht bloß in den eigentlichen Glaubenslehren, sondern auch auf dem Gebiete der mittelbar dogmatischen Wahrheiten, d. h. jener, welche zwar als solche nicht geoffenbart sind, aber doch mit ihnen derart im Zusammenhange stehen, daß ihre Leugnung auch einen Gegensatz zu jenen bilden würde. Daß der Unterschied der Nationalität, der theologischen Schulen und Ordenstraditionen nicht verwischt wurde, sondern innerhalb des Kreises der gemeinsamen kirchlichen Lehre sich gleichfalls geltend zu machen hinlänglich Gelegenheit fand, lag in der Natur der Sache. Es kommt mir nicht zu, über Geist, Charakter, Wissenschaft und Bildung der verschiedenen Konsultoren ein Urteil auszusprechen; nur das darf ich als aufmerksamer und treuer Zeuge der theologischen Vorträge und Erörterungen nicht verschweigen, daß in Hinsicht auf Klarheit der Begriffe, Reife des Urteils, Korrektheit der dogmatischen Anschauungen, Folgerichtigkeit in der Deduktion, Präzision in der Darstellung die Theologen der römischen Anstalten sich als die Jünger einer guten Schule und Träger einer vortrefflichen theologischen Tradition erprobt haben. Von allen damals durch zwei Jahre hindurch Versammelten sind bereits viele hinübergegangen: Kardinal Bilio, P. Perrone, P. Schrader, P. Mura, letzterer ein Mann von vielseitigem Wissen und scharfem Urteil, Erzbischof Cardoni, Professor Cossa, Professor Alzog. Andere, wie P. Franzelin, P. Martinelli, Professor Pecci, wurden zur Kardinalswürde erhoben; Generalvikar Gay, Rektor Santori und Professor Petacci wurden Bischöfe, jener in Frankreich, diese in Italien. Bei aller Verschiedenheit der Nationalität und Anschauung nicht bloß in

Kardinal Johann Baptiſt Franzelin S. J.

Gemälde in der Gregorianiſchen Univerſität zu Rom.

politiſchen, ſondern auch in theologiſchen Fragen untergeordneter Art war doch das Ganze getragen von einem Geiſte edler Geſittung und echter Urbanität, wozu die würdevolle und zuvorkommende Haltung des Präſidenten Kardinal Bilio nicht wenig beitrug.

IV.

Die Verhandlungen wurden in lateiniſcher Sprache geführt. So forderte es die Würde der Sache, ſo heiſchte es das Bedürfnis der Konſultoren fremder Nationalität. Hiermit berühre ich eine wunde Stelle in dem Organismus unſerer gegenwärtigen theologiſchen Bildung. Gerade während meines Aufenthaltes in Rom hatte ich mehr als je Gelegenheit, in dieſer Beziehung Erfahrungen zu ſammeln. Es kann meine Aufgabe hier nicht ſein, eingehend die Notwendigkeit einer größeren Übung und dadurch bedingten Fertigkeit im Lateinſchreiben und Lateinſprechen für den Prieſter, Theologen, Liturgen, den Mann des Kirchenregimentes zu begründen. Ich habe ſchon früher in einer jetzt wohl vergeſſenen Schrift[1] über die Bedeutung der lateiniſchen Sprache auf dem Gebiete des Kultus einige Gedanken ausgeſprochen. Es ſei mir erlaubt, nachdem ich ſeitdem ſo manches geſehen und erlebt habe, nachdem namentlich durch die geänderte Lehrmethode an den Gymnaſien und die vielfache Umgeſtaltung des Betriebs der Philologie auf den Univerſitäten die lateiniſche Sprache nahe daran iſt, in der Tat eine tote Sprache zu werden, welche nur wenige noch zu ſchreiben, die wenigſten zu ſprechen imſtande ſind, einige Bemerkungen dem dort Geſagten beizufügen.

Die Fertigkeit im ſchriftlichen wie mündlichen lateiniſchen Ausdrucke iſt eine Forderung, welche durch die Aufgabe des kirchlichen Lehr- und Verwaltungsamtes gewiſſermaßen zugleich gegeben iſt.

Hier kommen denn vor allem jene ſchriftlich oder mündlich geführten Verhandlungen in Betracht, welche vom Heiligen Stuhle ſelbſt oder in deſſen Namen ausgehen, alle Rundſchreiben, Bullen und Breven, alle Entſcheidungen der Kongregationen, alle Verträge, Konkordate und Übereinkommen mit den einzelnen Regierungen, die teils einen Schriftwechſel vorausſetzen oder zur Folge haben oder

[1] Die Liturgie der Kirche und die lateiniſche Sprache. Vier Vorträge von Dr Fr. Hettinger. Würzburg, Stahel, 1856.

mindestens richtig verstanden sein wollen, alle Anfragen, Erklärungen, Gesuche, Adressen usf. an den Heiligen Stuhl. Es ließe sich eine köstliche Blumenlese der sonderbarsten Mißverständnisse der päpstlichen Erlasse zusammenstellen, nicht selten höchst komischer Natur, wäre die Sache nur nicht so ernst und so folgenschwer. Man kann ohne Bedenken behaupten, daß in der Gegenwart nicht ein einziges Rundschreiben oder sonstiges Aktenstück von Bedeutung, welches vom Heiligen Stuhle ausgeht, in den Zeitungen, auch den besten, richtig, dem vollen Sinne nach übersetzt erscheint; was die Journalisten aus dem ‚Syllabus' und der Enzyklika Quanta cura vom Jahre 1864 gemacht haben, ist noch männiglich in Erinnerung. Dieser Übelstand wächst von Jahr zu Jahr und ist mit so bedenklichen Folgen verbunden, daß die Nuntiaturen bereits die Frage ventilieren, ob es nicht angezeigt sei, alle derartigen Aktenstücke zugleich mit authentischen Übersetzungen zu veröffentlichen. Und nun erst die Anschreiben, welche von den verschiedenen Ländern nach Rom kommen! Nicht selten sind sie nur Übersetzungen der französischen oder deutschen Wörter in lateinische Vokabeln, mit allen Gallizismen oder Germanismen, so daß man solche lateinische Elaborate erst in die Muttersprache der Verfasser zurückübersetzen muß, um nur ihren Sinn zu verstehen. Ein niederschlagendes Muster dieser Art sah ich an einer Adresse, welche bei Gelegenheit der Sekundiz des Heiligen Vaters im Jahre 1869 an ihn gelangt und wegen ihrer künstlerisch hervorragenden Schönheit mit verschiedenen andern öffentlich ausgestellt war. Ein größerer Gegensatz als der zwischen der Eleganz der Ausstattung und der Barbarei der Sprache konnte kaum gedacht werden.

Daß beim persönlichen Verkehr von katholischen Geistlichen verschiedener Nationalität diese Mißstände noch viel schärfer hervortreten, liegt am Tage. Oft hatte ich Gelegenheit, es tief zu beklagen, daß selbst hochgebildete und hochstehende Geistliche nicht in einer ihrer Stellung und persönlichen Bedeutung entsprechenden Weise sich zu präsentieren wußten, eben darum, weil sie keine Gewandtheit im lateinischen Ausdrucke hatten. Die Sprache aber ist der Mensch; den redegewandten römischen Theologen, Prälaten und dem Heiligen Vater selbst gegenüber mußten darum die ‚ultramontanen' Priester, denen es schwer ward, ihren Gedanken den entsprechenden Ausdruck zu geben, welche daher nur mühsam die Worte fanden, die ihre

Meinung kundgaben, oder die, was zu ihnen geſprochen wurde, falſch verſtanden, notwendig in einem ungünſtigen Licht erſcheinen. Man könnte auf die franzöſiſche Sprache hinweiſen als allgemein gültige Weltſprache. Allein daß alle dieſer mächtig ſeien, läßt ſich noch weniger erwarten; überdies fordert die Würde und Geſchichte der lateiniſchen Sprache, daß wir uns ihrer eher als der franzöſiſchen im kirchlichen Verkehre bedienen, und es läßt ſich auch mit viel größerem Rechte an jeden die Anforderung ſtellen, ſie zu pflegen, da ja Zeit und Gelegenheit hierzu hinlänglich gegeben iſt. Auch wird gewiß niemand für die Behandlung der kirchlichen Angelegenheiten der franzöſiſchen Sprache jenes Vorrecht einräumen oder auch nur für wünſchenswert halten wollen, das dieſe ſeit Ludwig XIV. in den Kreiſen der Diplomatie ſich errungen hat.

Nur ein Punkt ſei in dieſer Hinſicht in aller Kürze angedeutet, der, wie mir dünkt, noch gar nicht genug gewürdigt worden iſt. Die Sprache iſt das geiſtige Band, das den Menſchen mit dem Menſchen, das Volk mit dem Volke verbindet. Man könnte an der Hand der Geſchichte nachweiſen, wie in dem Maße der kirchliche Zuſammenhang mit Rom ſich lockerte, als das Band der gemeinſamen Sprache ſich lockerte. ‚Hätte ſich die lateiniſche Sprache‘, ſagt einmal de Maiſtre, ‚zu Kijew, Nowgorod, Moskau feſtgeſetzt, nie würde ſie verdrängt worden ſein; nie würden die Slawen, mit Rom durch die Sprache verwandt, in die Arme der entwürdigten Griechen des verfallenden Reiches geraten ſein, deren Geſchichte Mitleid, wo nicht Schauder erregt.‘ Es gilt auch hier des Dichters Wort:

Die Teile habt ihr in eurer Hand,
Fehlt leider nur das geiſtige Band.

Und gar mancher hüllte ſich mit hohem Selbſtgefühl deſto dichter in den Mantel ſeines deutſchen Bewußtſeins, je weniger er imſtande war, ein lateiniſches Aktenſtück richtig zu überſetzen, geſchweige denn ſich ſelbſt in dieſer Sprache auch nur erträglich auszudrücken.

Was die Liturgie betrifft, ſo ſind wir durch die ausdrücklichen kirchlichen Beſtimmungen in den weſentlichen Beſtandteilen derſelben an die lateiniſche Sprache gebunden[1]. Meßbuch und Brevier ſind lateiniſch, die Sakramentenſpende findet großenteils in lateiniſcher Sprache ſtatt. Hiermit iſt jedoch das Gebiet der kirchlichen Liturgie

[1] Conc. Trid. sess. XXII, cap. 8, can. 6 7 9.

noch nicht abgeschlossen. Welch eine Fülle herrlicher, großartiger, inhaltvoller Gedanken enthält nicht das Pontificale Romanum, enthalten nicht so viele Hymnen in dem reichen Liederschatz der Kirche, welche die wenigsten kennen, von denen viele nicht einmal eine Ahnung haben! Und selbst das Meßbuch und Brevier, wiewohl wir uns nocturna diurnaque manu[1] damit beschäftigen, ist doch so oft für uns ein ungehobener Schatz: hier liegt ein Reichtum von Ideen für den Prediger; in den Hymnen und Antiphonen weht ein Hauch der erhabensten Poesie. Wir machen so wenig Gebrauch davon, weil aus Mangel an eindringendem Verständnis und Vertrautheit mit der Sprache dieser liturgischen Bücher wir sie geistig nicht ganz uns zu assimilieren verstehen. Hofrat Karl Zell hat in einer sehr beachtenswerten Schrift[2] auch darauf hingewiesen, daß ohne viele Schwierigkeiten durch aufmerksamere Pflege des Lateinischen auch gebildeten Laien Gelegenheit gegeben wird, mit Geist und Wesen der katholischen Liturgie vertrauter zu werden. Haben doch so viele Frauen im ‚finstern Mittelalter' das lateinische Idiom vollständig beherrscht. Lateinisch ist nicht chinesisch, sagt einmal Fénelon, indem er die Frauen der höheren Stände auffordert, sich das Lateinische wenigstens so weit anzueignen, um der Kirche in ihren Gebeten folgen zu können. Ein Dies irae, das der gebildete Weltmann in seinen späten Tagen noch, wenn auch nur bruchstückweise, in der Erinnerung hat, wird vielleicht mehr dazu beitragen, eine ernste religiöse Stimmung in ihm zu erzeugen, als viele Stunden des Religionsunterrichtes, den er in der Jugend genossen. Und selbst der Ungebildete, hat ihn der Seelsorger in der Jugend gelehrt, mit Verständnis als Ministrant am Altare zu dienen, wird sein Lebenlang mit dem katholischen Gottesdienste vertrauter sein als so mancher Gebildete mit seinen ‚Glocken' und ‚Stunden' der Andacht. Aus dieser Vernachlässigung und selbst Geringschätzung der kirchlichen Liturgie, deren Sprache uns allmählich fremd geworden, ist es gekommen, daß wir in Deutschland seit Jahrzehnten von einer Flut geist- und seelenloser, oft sogar unkirchlicher Gebetbücher überschwemmt werden, welche vielfach nur Früchte der Oberflächlichkeit sind und

[1] Bei Tag und bei Nacht.

[2] Commentatio de latinitate ecclesiastica studiose colenda. Friburgi Brisg. 1870, Herder.

im beſten Falle nur als Ausdruck ſubjektiver Frömmigkeit gelten können, ſtatt mit den Worten der Kirche, im Geiſte derſelben und im Anſchluß an ſie uns zum Gebete anzuleiten; erſt Reiſchl, Mouſang, Pachtler haben hier Hilfe geſchaffen.

Am verderblichſten aber hat die Vernachläſſigung der lateiniſchen Sprache auf dem Gebiete der eigentlich theologiſchen Wiſſenſchaft gewirkt. Hierfür ſpricht ſchon von vornherein die Tatſache, daß in einer noch nicht ſehr lange vergangenen Zeit, die der jüngeren Generation vorausging, welche ſeit Möhler die Keime des Beſſeren empfangen hat, in geradezu unglaublicher Weiſe die großen Theologen der Vorzeit und Kirchenväter buchhändleriſch im Preiſe geſunken waren[1]. Es war eben keine Nachfrage nach ſolchen Werken; die leichte, ſeichte Literatur der kantiſchen und joſephiniſchen Richtung füllte dagegen alle Bibliotheken. Mit der Sprache war aber auch der Ideenzuſammenhang gelöſt; die Idee wird uns eben nur vermittelt durch das Wort. Nicht umſonſt hat die Kirche gewiſſe Worte dogmatiſch feſtgeſtellt, hatten Athanaſius, Hieronymus, Auguſtinus ſie beſonders betont; ſie bildeten ſeit Arius, Neſtorius uſf. das Schibboleth der Katholiken gegenüber der Häreſie.

Seit den Tagen, da Ariſtoteles, il maestro di color che sanno[2], dem Abendlande bekannt wurde, deſſen feinſinnige Terminologie heute noch die weſentliche Grundlage unſerer wiſſenſchaftlichen Sprache bildet, hatten die Männer der Kirche und Träger der geſamten Ziviliſation mit dem ſcharfen Meißel der Dialektik die höchſten und ſchwierigſten Begriffe der Philoſophie und Theologie zu Bauſteinen zubereitet, mit denen ſie ihre Syſteme wie großartige Dome aufführten. Dieſe haben die Probe der Jahrhunderte beſtanden, Fundamente und Wölbung haben ſich als vollkommen tragfähig erwieſen. Da ſind die Epigonen gekommen und haben ſie verworfen, weil ſie dieſelben nicht mehr verſtanden; auch Grund- und Aufriß dieſer gewaltigen Gotteshäuſer, in denen unſere Ahnen ein- und ausgegangen, verſtanden ſie nicht mehr. Sie zogen aus von da und ſuchten den Bau zu zerſtören, um an deſſen Stelle ein leichtes Luſthaus zu ſetzen, in dem das neue Geſchlecht ſich behaglicher einrichten könne. Jeder

[1] Ich habe noch zu Anfang der vierziger Jahre Petavius' Dogmata theologica, drei Folianten, um 2 Kronentaler (9,25 Mark), Lugos De fide um 24 Kreuzer (70 Pfennig) gekauft!

[2] Der Meiſter jener, die da wiſſen.

arbeitete nach anderem Plane, schuf sich ein anderes System, jeder hatte seine eigene Sprache, Kant, Schelling, Hegel, Schleiermacher uff. Und so gingen sie denn daran, ein neues Babel zu gründen, wo der Mann nicht mehr verstand die Rede seines Nächsten; denn wie schon Terentius sagt:

> Homine imperito numquam quicquam iniustius,
> Qui, nisi quod ipse facit, nihil rectum putat [1].

So haben sie denn einen wüsten Hexensabbat aufgeführt; gierig tranken die Adepten aus dem Taumelbecher, den sie ihnen reichten, als böte er ihnen von jenem Tranke, der sie Göttern gleichmacht. Als aber der Rausch verflogen war und der Traum zerronnen und die Lichter mit ihrem falschen Schein erloschen, beim Morgengrauen der Ernüchterung, wies eine indessen neu entstandene Wissenschaft die Betörten mit bitterem Hohne auf die Totengebeine hin, mit denen sie im tollen Tanze sich gedreht hatten, wähnend, die Göttin der Wahrheit zu umarmen, und auf das Chaos vor ihren Füßen, in dem früh oder spät alles untersinken muß. Der Materialismus hatte das letzte Wort. Sie hatten den festen Grund der katholischen Wissenschaft und christlichen Tradition verloren; so mußte es denn dahin kommen, wohin es gekommen ist. Wenn auch die letzten Konsequenzen nicht überall gezogen wurden, so hat der Bruch mit der Vergangenheit, der von der Sprache zu den Begriffen und von da notwendig auf die Ideen und auf die gesamte wissenschaftliche Anschauung sich ausdehnen mußte, höchst beklagenswerte Folgen für die Geschichte der Theologie neuerer Zeit herbeigeführt, deren wechselvolle, nicht immer erfreuliche Phasen noch den meisten im Gedächtnisse sind.

Wie so die lateinische Sprache die Kontinuität des theologischen Gedankens der Zeit nach festhält, so wird dieser durch sie auch wahrhaft katholisch, d. i. unbegrenzt von den Schranken des Raumes, wieder Eigentum nicht eines oder des andern Volkes, sondern unmittelbar der ganzen Kirche unter allen Völkern. Wohl ließe sich dem entgegen bemerken, daß die vier wichtigsten Kultursprachen doch immerhin jedem gebildeten Theologen geläufig sein sollten, in denen die meisten theologischen Werke der Gegenwart geschrieben sind.

---

[1] Nichts ungerechter als ein unerfahrener Mensch,
Der nur, was er gemacht, läßt gelten.

Doch das ist und bleibt nur ein frommer Wunsch; und die Flut von Übersetzungen, welche die Vierteljahrskataloge ständig aufweisen, tun dies zur Genüge dar. Daß aber jede Übersetzung, auch die beste, auch die vom Verfasser des Originalwerkes genehmigten Übertragungen niemals die Kraft und den vollen Gedanken des Urtextes wiederzugeben imstande sind, ist unbestritten; sie verhalten sich immer zum Original wie die Kehrseite einer Teppichstickerei zur Vorderseite, wie der Stahlstich zum Ölbilde.

Dazu kommt, daß der Gebrauch der lateinischen Sprache bei Darstellung einer wissenschaftlichen Frage, besonders philosophisch-theologischer Natur, recht eigentlich eine Selbstprobe des Verfassers wird. Bei einer so scharf, bestimmt, genau ausgearbeiteten Terminologie, wie sie die lateinische Sprache bietet, wo jedes Wort seinen durch lange Tradition unverrückbar ihm zukommenden Wert, Sinn und Bedeutung hat, muß jede Zweideutigkeit im Ausdrucke alsbald viel eher erkannt werden können als in der immer im Werden sich befindenden Muttersprache. Jenes vage Irrlichterieren in Bildern und allgemeinen Sentenzen, unter denen die weittragendsten Irrtümer sich bergen, was man trotzdem als die Signatur besonders geistreichen Wesens nicht selten anzusehen gewohnt ist, ist bei der Abfassung eines Werkes in lateinischer Sprache von vornherein ausgeschlossen.

Von Bedeutung ist außerdem, daß sich die früheren lateinisch geschriebenen Werke in der gelehrten Welt rascher und leichter verbreiteten; was sie Wahres und Probehaltiges hatten, ging bald in das Eigentum aller über; was irrig war, wurde schneller, gründlicher, allgemeiner verurteilt. Die ‚Ethik' Spinozas, lateinisch geschrieben, wurde fast unmittelbar nach deren Erscheinen in Holland, Frankreich, Deutschland bekämpft; ebenso in späterer Zeit das Werk des Febronius De statu Ecclesiae et legitima potestate Romani Pontificis in Italien und Deutschland. Welche Aufgabe war es dagegen für einen Ausländer, auch wenn er der deutschen Sprache mächtig war, Hegels ‚Phänomenologie des Geistes' zu verstehen! Hatte ihn doch, nach des Meisters eigenem Urteil, nur *einer* verstanden, und der hatte ihn mißverstanden! Der Zauber einer glänzenden Diktion wie bei Lamennais, die Macht populärer Sprache wie bei Luther, das Spiel mit figürlichen Redeweisen wie bei Jakob Böhme und den Aftermystikern hat nicht wenig dazu beigetragen,

die Geister zu berücken; nimm ihnen dieses reizende Gewand, und die Gedanken stehen in ihrer ganzen Nacktheit, Armseligkeit und Unwahrheit da. Behufs der Arbeiten in der Kongregation sah ich mich öfters genötigt, teils zur Begründung mancher Thesen teils zur Widerlegung, in modernen Sprachen geschriebene Abhandlungen lateinisch wiederzugeben; ich war selbst dabei zuweilen nicht wenig überrascht, wenn ich das, was bei der ersten Lesung durch die Schönheit der Darstellung und die edle, reiche Sprache mich bestochen hatte, zuletzt auf einen so geringen Kern von Gedanken zusammenschmelzen sah.

Goethe erwartete von der Zukunft eine Weltliteratur; er wußte nicht, daß das Mittelalter dieselbe schon geschaffen hatte. Wie dessen Bildung bei den Abendländern eine gemeinsame ist, das Produkt des Zusammenwirkens der germanischen und romanischen Nationen auf der Basis jener Kultur, welche es vom klassischen Altertum überliefert empfing und mit christlichem Geiste durchdrang, so schuf es selbst wieder eine Literatur als den treuen Ausdruck dieser seiner Welt- und Gottesanschauung, die es, befruchtet von den Schätzen des Altertums, vergeistigt durch die Religion des Christentums, als Frucht seiner eigenen geistigen Tätigkeit gewonnen hatte. Und diese allen Völkern gemeinsame Literatur, zu deren Träger die lateinische Sprache als das gefügige allgemeine Idiom sich darbot, bildet eben darum ein Ganzes für sich, einen einheitlichen Organismus, ein Abbild des Universalismus der Kirche selbst, unter deren Pflege sie entstanden war.

Ist dies die Bedeutung der lateinischen Sprache, dann kann sie in der Kirche und für die katholische Theologie keine fremde Sprache sein. ‚Sie ist keine fremde Sprache, sie ist unsere Muttersprache, die Sprache der Kirche und aller Kirchlichen; sie ist die Sprache unserer Väter und Ahnen, die uns geistig in Christo geboren, in deren Erbe wir getreten sind. Es wird darum immer der Stand der Frage gänzlich verrückt, wenn die lateinische Sprache als fremde Sprache schlechthin der Landes- und Volkssprache entgegengehalten wird. Die lateinische Sprache ist unsere Landessprache in höherem Sinne, denn die heilige Kirche ist unsere Heimat; sie ist unsere Volkssprache, die Sprache des erlösten heiligen Volkes — gens sancta, populus acquisitionis —, das aus und über der Verschiedenheit der Nationalitäten sich aufbaut, durch den einen Glauben und in der einen gemeinsamen Muttersprache sich erkennt und bekennt. Noch

mehr: die lateinische Sprache ist die Sprache, welche unsere europäische Zivilisation geschaffen hat; wo diese Sprache nicht geklungen, da ist die Grenze der echten Bildung. Darin liegt der große soziale Beruf der Kirche, daß sie, in jede Nationalität eingehend, in ihr sich nicht verliert, sondern vielmehr, was immer Sprache, Sitte, Bildung und Stammeseigentümlichkeit geschieden und zerklüftet, zu sich heranziehend und in sich aufnehmend, zur höheren, übernatürlichen Einheit alle wieder verbindet, wo nicht mehr Jude gilt noch Grieche, sondern die neue Kreatur in Christo[1].'

Auch sage man nicht, dieser Gebrauch der lateinischen Sprache hemme und beeinträchtige die Ausbildung in der Muttersprache. Wir wollen nicht ausschließlichen Gebrauch, nicht Bevorzugung der lateinischen Sprache, sondern nur eine den Zwecken der Kirche und der kirchlichen Wissenschaft dienende Pflege derselben, in welcher Weise man immer diese verwirklichen will; und zwar nicht zum Nachteile, sondern zugleich zur Förderung tieferer Bildung in der Muttersprache selbst. Denn die Klarheit, Bestimmtheit und Durchsichtigkeit des lateinischen Idioms ist ein unschätzbares Bildungsmittel für unsere deutsche Sprache, das, ohne ihren eigentümlichen Genius zu verkennen, durch die strenge Objektivität des lateinischen Satzbaues die Willkür zügelt; die klassische Ruhe und der würdevolle Ernst der Sprache Roms, folgerichtig wie sein Rechtssystem, majestätisch wie die Stimme seines Senats, männlich wie der Schritt seiner Legionen, ist so recht ein Antidoton gegen die immer tiefer gehende Zerfahrenheit und Verlotterung unserer deutschen Sprache durch so viele unberufene Federn, von denen das Wort des Dichters gilt:

Sie loben ewig das Gemeine,
Weil sie das Gute nie gekannt.

Das Wort Majestät, wie Heinsius bemerkt, hat die lateinische Sprache geschaffen.

Als die wissenschaftlichen Werke in Spanien, Italien, Frankreich, England, Deutschland in lateinischer Sprache geschrieben wurden,

[1] Gal 3, 28. Vgl. meine oben angeführte Schrift S. 6. ‚Daß Rom mit der ihm eigentümlichen Zähigkeit auf der lateinischen Sprache bestand, ist dem ganzen Abendlande zugute gekommen. Auch wir nichtrömische Christen dürfen dies nicht verkennen.' Thiele, Rom als Mittelpunkt der katholischen Christenheit (1861) 9.

ſtand die Nationalliteratur dieſer Länder in höchſter Blüte, ſchrieb Shakeſpeare ſeine unſterblichen Dramen, dichteten Cervantes, Calderon, Lope de Vega, hatte die franzöſiſche Proſa ihr goldenes Zeitalter, hatte Deutſchland ſeinen Walther von der Vogelweide, Konrad von Würzburg, Wolfram von Eſchenbach und die herrliche Proſa der deutſchen Myſtik. Selbſt der wegen ſeines Stiles gefeierte Leſſing war ein gewandter Latiniſt; und der große Boſſuet bekennt von ſich: J'ai peu lu de livres français; ce que j'ai appris du style, je le tiens des livres latins[1].

Ebenſowenig iſt die lateiniſche Sprache eine tote Sprache. Nicht ohne eine beſondere Fügung der göttlichen Vorſehung iſt es geſchehen, wie die Väter ſchon frühe bemerkt haben, daß die Einheit der Sprache aller Völker des orbis romanus, der ein orbis christianus werden ſollte, die Gemeinſamkeit des Rechtslebens und aller geiſtigen Intereſſen bedingte und förderte; der Sprachverwirrung Babels gegenüber ward ſie das Symbol und der Ausdruck des einen Glaubens, der einen Opferfeier, des einen, alle Völker umſpannenden Bundes der Liebe in der Kirche. Als das Römerreich unter den Stürmen der Völkerwanderung gebrochen ward, da war bereits ein neues Reich über deſſen Ruinen gegründet; die Kirche hatte die Bildungsſchätze der alten Welt in ſich aufgenommen, im Feuer der göttlichen Wahrheit geläutert und verklärt und als das koſtbare Gut der Vorzeit den nachkommenden Geſchlechtern übermittelt. Und ſo ſprach ſie auch fürder in der Sprache, in der ein Papſt Leo I. gepredigt, ein Ambroſius gelehrt, ein Gregor d. Gr. ſeine Geſetze verkündet; in jener Sprache, in der die heiligen Märtyrer ihren Glauben vor dem Richter bekannt, in der ſo viele Heilige gebetet, deren Klänge in der Angſt und Not der Verfolgung in den Wölbungen der Katakomben widerhallten. Es war die alte Sprache, aber ſie war verjüngt durch den neuen Geiſt, deſſen Organ ſie geworden; ſie wurde wiedergeboren durch den Hauch des neuen Lebens, der dahingegangen war über die neu entſtandene Welt; wie die Kunſt in Architektur und Bildnerei, wurde auch ſie geheiligt, geweiht zum Dienſte im Heiligtum. Es läßt ſich daher kein Zeitpunkt angeben, da die Übung der lateiniſchen

[1] ‚Ich habe wenig franzöſiſche Bücher geleſen; was ich an Stil gelernt habe, verdanke ich den lateiniſchen Büchern.' (La lecture des Pères pour former un orateur).

Sprache im Sinne und Geiſte der Vorzeit in der Kirche, und mittels dieſer in der gebildeten Welt, bis zur neueren Zeit herab wäre unterbrochen geweſen; das Kolorit derſelben konnte wechſeln nach dem wechſelnden Charakter der Zeiten, ſie ſelbſt blieb immer die Sprache der Kirche und der Kirchlichen. Und ſelbſt als der Humanismus den Kampf gegen die zum Teil entartete Scholaſtik unternahm, war er weit entfernt, den Gebrauch der lateiniſchen Sprache zu tadeln; war er es ja, der über Gebühr demſelben huldigte. Ipsa verborum dulcedo et sonoritas[1], ſagt der Vater des Humanismus, Francesco Petrarca, hatte ihn gefeſſelt; war ihm doch, wie er ſelbſt ſpäter bekennt, nicht ſelten die Verſuchung gekommen, ſeine italieniſchen rime, weil ſeiner nicht würdig, dem Feuer zu übergeben.

Übrigens bin ich weit entfernt, im Gebrauch der lateiniſchen Sprache alles Heil für die katholiſche Wiſſenſchaft und katholiſches Leben zu erblicken. Man kann in lateiniſcher Sprache vortragen und in derſelben Schriften abfaſſen, die trotzdem recht geiſtlos und ſelbſt unkirchlich ſind. Dies bleibt dabei doch immer wahr, daß das Übel dann leichter zu erkennen iſt.

Ebenſowenig kann ich jedoch auf der andern Seite einen Thomaſius beſonders bewundern, wie dies ſeit einem Jahrhundert Sitte geworden, und in der Tatſache, daß er zuerſt in Halle deutſche Vorträge hielt, eine wiſſenſchaftliche Tat und einen großen Fortſchritt erkennen. Thomaſius hatte eben aus der Not eine Tugend gemacht, da das Lateiniſche keineswegs ſeine ſtarke Seite war; daß dies ihm aber einen ſolchen Nachruhm bringen ſollte, hatte er ſicher nicht von ferne geahnt.

Eine Einwendung erübrigt noch zurückzuweiſen, die zu widerlegen kaum notwendig wäre, hätte ſie nicht eine Autorität erhoben, welche lange Zeit hindurch hohes Anſehen unter den katholiſchen Theologen Deutſchlands genoß[2]. ‚Da jeder nur in ſeiner Mutterſprache denkt und eine tote Sprache unſern eigenſten Gedanken und Gefühlen ſtets fremd bleiben wird, ſo hat man der Jugend die doppelte Geiſtesarbeit zugemutet, erſt das lateiniſch Gehörte innerlich ins Deutſche zu überſetzen und dann in dem deutſch Nachgedachten ſich zurechtzufinden.‘ Aber wie? Was der Prieſter am Altare täglich betet,

[1] Die Lieblichkeit und der Wohlklang.

[2] Döllinger, Die Univerſitäten einſt und jetzt, München 1866, 16.

was das Horengebet der Kirche enthält, sollte das unsern innersten Gedanken und Gefühlen stets fremd bleiben? Gibt es doch so viele, in früherer Zeit waren es auch Laien, welche lieber in lateinischer Sprache die Gebete beteten, die sie in der Jugend erlernt hatten. Jeder angehende Diplomat, der eine Note schreibt, selbst der junge Korrespondent eines Handlungshauses würde sich höchlich wundern, wenn wir ihm von der Mühe der Übertragung in eine fremde Sprache reden würden. ‚Ich denke eben französisch, wenn ich meine Korrespondenz führe', würde letzterer zur Antwort geben. Die großen Theologen und die Verfasser kirchlicher Aktenstücke von den Staatsschriften eines Gregor IX. an bis herab zu den Rundschreiben Leos XIII. dachten eben lateinisch. Wo man nicht mehr lateinisch denken kann, kann man freilich auch nicht mehr lateinisch sprechen noch schreiben, bald auch nicht mehr richtig verstehen. Aber lernen kann man es immer, in der Jugend am leichtesten.

V.

Nach einer Unterbrechung, welche die Sommerhitze und die Berufsarbeiten notwendig gemacht und ich wieder in Deutschland zugebracht hatte, ging ich mit Beginn des Jahres 1869 zum zweitenmal über die Alpen. Bereits warfen die Ereignisse ihre Schatten voraus; gerade von Deutschland her in erster Linie, sodann von Frankreich ging eine Bewegung gegen Rom aus, welche zu den schwersten Bedenken Anlaß geben mußte. An der Spitze derselben stand der vordem vielgefeierte Name eines Theologen, der durch sein ausgebreitetes Wissen, sein langjähriges Wirken als Lehrer, zu dessen Füßen Tausende von begeisterten Schülern gesessen, seine Stellung am Hofe, seine wirklichen und unbestreitbaren Verdienste um die Kirche einen großen Einfluß in Deutschland und über dessen Grenzen hinaus gewonnen hatte. Schon in seiner zur Eröffnung der Gelehrtenversammlung in München 1863 gehaltenen Rede hatte er auf die Bedeutung der Wissenschaft als einer Art von Prophetentum neben dem Priestertume in der Kirche hingewiesen und durch die gesamte Haltung derselben bei einigen Besorgnisse erregt, die jedoch von andern als unbegründet bezeichnet worden waren. Entschiedener trat der Gegensatz in den Aufsätzen hervor, welche im Jahre 1869 unter der Überschrift ‚Das Konzilium und die Civiltà' in der weiland Augsburger ‚Allgemeinen Zeitung' erschienen und später in der Schrift ‚Der Papst und das

Konzil' von ‚Janus' umgearbeitet neu herausgegeben wurden. ‚Wenn heutzutage', heißt es darin, ‚eine ſtarke, einmütige, zugleich poſitiv gläubige und der Verwirklichung des Ultramontanismus widerſtrebende öffentliche Meinung in Europa, ja nur in Deutſchland, erwachte und ſich kundgäbe, dann würde, trotz der ſo düſtere Beſorgnis erweckenden Stimmen, die Gefahr noch glücklich vorübergehen. Unſere Schrift ſoll darum ein Verſuch ſein, zur Weckung und Orientierung einer öffentlichen Meinung beizutragen.'

Von vielen und den verſchiedenſten Seiten her war man nun beſchäftigt, dieſe ‚öffentliche Meinung' zu organiſieren.

Das Zeitungsgeſchwiſter,
Wie mag ſich's geſtalten,
Als um den Philiſter
Zum Narren zu halten,

ſagt Goethe. Profeſſoren, die ſich höchlich beleidigt fanden, wollte man an der Wahrheit ihrer Doktrin zweifeln, fühlten ſich berufen, Papſt und Konzil zu belehren, und ſchauerten vor dem Gedanken einer Unfehlbarkeit des Römiſchen Stuhles; Beamte, welche ihre ganz beſondere Loyalität zu betätigen ſuchten, forderten auf zum Kampfe gegen hierarchiſche Übergriffe. Und als ſo das Halali erklungen, wurde die geſamte ‚liberale' Meute gegen Rom losgelaſſen; Publiziſten voran mit feingeſchnittener Feder und feile Literaten, die ſich in rohem Spott überboten, reiche Fabrikanten und Kaufleute, die dadurch ſich ein Patent auf beſondere Intelligenz und Bildung zu verſchaffen gedachten. Es iſt eben ein ſchon von Auguſtinus erwähntes und als abgenutzt bezeichnetes Beſtreben aller Häretiker, ſich wegen ihres Widerſpruchs gegen die Kirchenlehre als beſonders gebildet rühmen zu laſſen[1]. Streber jeder Art und aus jedem Stande, denen es um das Avancement zu tun war, Advokaten ohne Klienten, welche auf dieſem Wege ihre Namen bekannt zu machen ſuchten, unter ihnen gar mancher

großmäulige Therſites,
Der ſich verſtand auf viele und ungebührliche Worte,

auch unwiſſende, kloſtermüde Mönche taten mit, um ſo auf anſtändige Weiſe ihren Habit an den Nagel hängen zu können. Und damit

[1] C. Iulian. 5, 1: Haec est et veterum et novorum omnium vox haereticorum, ipsa consuetudine iam sordidata atque protrita.

das Ganze programmäßig vor sich gehe, liefen zu guter Letzt, wie bei früheren Ketzereien, auch theologisierende Weiber herbei, um den Brand, freilich nicht in sancta simplicitate[1], zu schüren. Hat doch schon der Dichter gesagt: Nulla fere causa est, in qua non femina lites moverit[2]. Sie mochten auch instinktmäßig ahnen, daß hier das Wort eintrifft: Tua res agitur[3], und die ganze Hetze schließlich einmal wieder, wie vor 300 Jahren, wie eine Komödie mit der Heirat ausgehen wird. Auch in protestantischen Kreisen war man nicht gleichgültig geblieben, wiewohl die ganze Sache, als eine innere Angelegenheit der katholischen Kirche, sie gar nichts anging und wir sie ja unbehelligt ihre Kirchentage abhalten und Protestantenvereine gründen lassen, ja selbst die Gustav-Adolf-Vereine, obgleich diese geradezu gegen uns gerichtet sind.

Ein Adressensturm begann sich zu erheben, die Gemüter vieler, auch gutgesinnter Katholiken, wurden verwirrt durch die schiefen, einseitigen Anschauungen und falschen Nachrichten, welche mittels der Presse verbreitet wurden, so daß selbst die Majorität der im September des Jahres 1869 zu Fulda versammelten Bischöfe glaubte, eine Pflicht erfüllen zu sollen, wenn sie in einem ehrerbietigen Schreiben an den Heiligen Stuhl ihre ernsten Befürchtungen aussprach.

Auch die Regierungen blieben der Bewegung nicht ferne. In Bayern wenigstens wurden durch das Ministerium Hohenlohe die katholisch-theologischen Fakultäten von München und Würzburg zu einem schriftlichen Gutachten aufgefordert über fünf Fragen, welche teils die päpstliche Unfehlbarkeit betrafen, teils mit ihr als in Verbindung stehend betrachtet wurden. In München war die Fakultät geteilt: dem Gutachten der Majorität stellte ein Teil der Professoren ein Minoritätsvotum gegenüber. In Würzburg wurde das von Professor Hergenröther bezüglich des kanonistischen, von Professor Hettinger bezüglich des dogmatischen Teiles verfaßte Gutachten nach eingehender Prüfung von seiten der Fakultät einstimmig angenommen und am 7. Juli, an dem Vorabend von St Kilian, des Patrons der Diözese, eingesendet. Es war das erstemal seit einer langen Reihe von Jahren, daß die Staatsregierung die katholische Fakultät um ein Gutachten anging, und es ergriff die letztere daher diesen

[1] In heiliger Einfalt. [2] Überall sind Weiber mit im Spiele.
[3] Es handelt sich um deine Angelegenheit.

Anlaß um so lieber, als ihr dadurch Gelegenheit gegeben wurde, nicht bloß Stellung zu nehmen und ihren Standpunkt zu rechtfertigen, sondern auch bei der großen Verwirrung der Ideen und allgemeinen Erregung der Geister durch ruhige, klare, objektive, dogmatisch und kanonistisch korrekte Darlegung des Sachverhaltes zur Beruhigung der Gemüter und Berichtigung falscher Urteile beizutragen. Die zweite und dritte der fünf Fragen, auf welche ein Gutachten abgegeben werden sollte, waren folgendermaßen formuliert: ‚Würden in dem vorausgesetzten Falle (wenn die Sätze des Syllabus und die päpstliche Unfehlbarkeit zu Glaubenssätzen erhoben würden) die öffentlichen Lehrer der Dogmatik und des Kirchenrechtes sich verpflichtet erachten, die Lehre von der göttlich angeordneten Herrschaft des Papstes über die Monarchen und Regierungen — sei es als potestas directa oder indirecta in temporalia — als jeden Christen im Gewissen verpflichtend ihren Vorlesungen zu Grunde zu legen? Würden die Lehrer der Dogmatik und des Kirchenrechtes sich verpflichtet erachten, die Lehre, daß die persönlichen und realen Immunitäten des Klerus iuris divini seien, also auch zum Gebiete der Glaubenslehren gehören, in ihre Vorträge und Schriften aufzunehmen?‘

Im Hinblick auf diese Fragen hatte die Würzburger Fakultät ihr Gutachten mit folgenden Worten eingeleitet: ‚Wenn auch die Voraussetzungen, auf denen die vorgelegten fünf Fragen beruhen, in den bisher vom päpstlichen Stuhle bezüglich des bevorstehenden ökumenischen Konzils veröffentlichten Aktenstücken keinen Anhaltspunkt haben und zunächst durch private Äußerungen in Zeitschriften und Tagesblättern hervorgerufen scheinen, so glaubt die Fakultät nichtsdestoweniger mit aller Gründlichkeit und Ausführlichkeit in die Beantwortung der vorgelegten Fragen eintreten zu müssen. Könnte auch zwar nicht der Inhalt, aber doch die äußere Fassung und Formulierung der zweiten und dritten Frage einigermaßen Besorgnisse für die ungehinderte akademische Lehrfreiheit, wie sie die andern Fakultäten unserer Hochschule genießen, ihrerseits zu wecken geeignet scheinen, so ist doch die Fakultät vollkommen überzeugt, daß solches keineswegs in den Intentionen lag, die zu der Fragestellung führten, und daß sie diese Freiheit in nicht geringerem Maße als die andern Fakultäten durch die landesväterliche Huld Seiner Königlichen Majestät bewahren werde, und mit aller Offenheit und Bestimmtheit gibt sie ihre Antworten.‘

Dieſes Vertrauen der Fakultät hat die königliche Staatsregierung vollkommen gerechtfertigt, da ſie ſich ihr gegenüber ſtreng in den Schranken des Geſetzes hielt; deſto mehr dagegen war man von anderer Seite her bemüht, die Verfaſſer des Gutachtens, in welcher Weiſe dies immer am beſten geſchehen konnte, zu ſtürzen und vom Lehramte zu entfernen. Das commovere servulis Dei invidiam de Caesare[1], das ſchon Ambroſius erfuhr, wird zu aller Zeit eine Waffe in den Händen des Parteigeiſtes ſein.

Auch in Frankreich hat man ſich unberechtigten Befürchtungen hingegeben. Die Männer des parlamentariſchen Doktrinarismus, welche durch dieſen Ruhm und Bedeutung gewonnen und auch für die katholiſche Sache Siege erfochten hatten, fürchteten für ihr Syſtem, dem ſie nicht bloß eine relative und bedingte, ſondern abſolute und unbedingte Berechtigung zuſchrieben. Und ſo kam es denn, daß gerade von dort aus, wo man den Gallikanismus am heftigſten und erfolgreichſten bekämpft hatte, die Oppoſition im Namen des Gallikanismus ſich erhob. Nur muß konſtatiert werden, daß die alten Begründer und Verteidiger dieſes Syſtems, ein van Espen, Launoy, Petrus de Marca uſſ., mit ganz andern Waffen ausgerüſtet auf den Kampfplatz zu jener Zeit getreten waren als ihre Epigonen und Abſchreiber mit ihrer Duodezliteratur in Frankreich ſowohl wie in Deutſchland.

In Rom ſtand man auf der Warte. Einſtweilen wurde die Zahl der Konſultoren durch Berufung neuer Mitglieder verſtärkt. Aus Frankreich erſchien Freppel, Profeſſor an der Sorbonne, bald darauf noch von Napoleon zum Biſchof von Angers ernannt; aus Deutſchland wählte man Profeſſor Dieringer aus Bonn, Profeſſor Hefele aus Tübingen, Abt und Profeſſor Haneberg aus München, Kanonikus Moufang aus Mainz, Profeſſor Alzog aus Freiburg und Kanonikus Gieſe aus Münſter. Dieringer lehnte leider, wie ſchon erwähnt, aus Geſundheitsrückſichten ab. Ich habe dies tief beklagt und beklage es immerfort; vieles, vieles wäre anders geworden, für ſeine Perſon ſelbſt wie für die Fakultät zu Bonn. An ſeine Stelle wurde Kanonikus Heuſer berufen. Auch Newman ließ ſich durch den Biſchof von Birmingham entſchuldigen.

[1] Die Chriſten als Reichsfeinde anklagen.

VI.

Die Osterferien des Jahres 1869 brachten einige Ruhetage. Ich benutzte dieselben zu einem Ausfluge nach Montecassino in Begleitung von Professor Alzog. Dieser wollte die Schätze des Archivs kennen lernen, ich begehrte besonders die Dante-Handschrift zu sehen, welche das Kloster zur Säkularfeier des Dichters im Jahre 1865 veröffentlicht hatte. So zogen wir denn in der Frühe des 28. April, von Freunden begleitet, welche nach Neapel reisten, mit der Bahn an den klassisch schönen, sonnenbeglänzten Hügeln des lateinischen und Volskergebirges hin. Früher, in der ‚schrecklichen, eisenbahnlosen' Zeit, reiste man gewöhnlich die Küste entlang auf der Via Appia durch die Pontinischen Sümpfe. Im Frühjahre bieten diese den herrlichsten Anblick; wie ein unabsehbar ausgedehnter Park mit mächtigen Bäumen ziehen sie sich an der Küste hin, von blumenbedeckten Wiesen unterbrochen, auf denen Büffel, Herden von Rindern und halbwilde Pferde sich tummeln. Im Hochsommer sind diese grünen Auen verdorrt, die Bäche, die sich von den Volskerbergen herabstürzen, verlieren ihr Gefäll und bilden gifthauchende Teiche und Sümpfe, zwischen denen die wenigen zurückgebliebenen Bewohner wie Schatten einherschwanken. Terracina mit seinen phantastisch geformten Felsen, ganz gebadet in goldigem Sonnenglanz; Gaëta, wo die Straße längere Zeit hart am Meere hinzieht; Fondi, das berüchtigte Räubernest, wo die Berge so eng herantreten, daß eine kleine Abteilung den Weg zu sperren vermag; Capua, mitten in der fruchtbaren, lachenden Campania felix, sind Gegenden von unbeschreiblicher, charaktervoller Schönheit. Als ich in früheren Jahren einmal diesen Weg machte, war es gerade Mitternacht, da wir in Fondi ankamen; ein neapolitanischer Gendarmerieposten war der einzige Bewaffnete, der uns begegnete. ‚Die Börse oder das Leben!' hatte er uns nicht zugerufen, aber doch zum Lohne seines Schutzes bescheiden und sehr manierlich um eine buona mano gebeten. Das zweitemal fuhr ich zur See von Civitavecchia aus; dieser Weg war damals der sicherste und bequemste, bot aber an landschaftlichen Bildern wenig, da die Schiffe stets in weiter Entfernung von der Küste sich halten, die darum dem Auge nur als schmaler Saum erscheint. Ein dritter Weg führte mitten durch das Land; die Eisenbahn ist ihm im großen und ganzen gefolgt, immer in den Fluß-

tälern sich hinwindend, über Frosinone, Ceprano, San Germano nach Capua und Caserta, von wo sie nach Westen sich dem Meere zuwendet.

Nach Neapel zog es mich diesmal nicht; hatte ich doch dieses stets unruhige, hin und her wogende, stürmische und verräterische Menschenmeer hinlänglich kennengelernt noch zur Zeit des Königs Ferdinand, den die Humanität Piemonts und der Engländer so gerne Rè bomba[1] nannte, als wären die Kugeln, mit denen diese Alexandria zusammenschossen, lauter Karnevalskonfetti gewesen. Auch den mühevollen Weg, den man vom Atrio de' Cavalli auf scharfen spitzen Lavablöcken bis zum Krater des Vesuvs emporkeucht, hatte ich noch gut in Erinnerung, und obgleich der Blick von hier aus in der Runde einer der schönsten in der Welt ist, wollte ich ihn doch um solchen Preis nicht mehr erkaufen. Ich suchte Ruhe nach schwerer Arbeit, Anregung, nicht Aufregung, die Stille einer Klosterzelle, durchweht von den Erinnerungen vieler Jahrhunderte. Was ich suchte, habe ich damals vollständig gefunden in Montecassino, dem Sinai des Mittelalters.

Bei San Germano stiegen wir aus. Das Stationsgebäude trägt den alten Namen des Städtchens, Cassino (Casinum); es gehört das mit zu den unschönen und unter Umständen mit vandalischer Zerstörungswut behafteten Eigentümlichkeiten Neu-Italiens, daß es glaubt, mit einem Sprunge über die Geschichte von 2000 Jahren sich hinwegsetzen zu können. Crescentius, Arnold von Brescia, Cola di Rienzo und die Flut von schülerhaften Proklamationen der Verschwörer neuester Zeit sind nur die wechselnden Phasen desselben Größenwahns, welcher seit Jahrhunderten so viel Täuschung und Elend über Italien gebracht hat. An der Stadt fließt der Rapido, ein Seitenfluß des Garigliano, vorüber; unbeschreiblich schön, wie ein Bild aus dem tiefen Mittelalter, blickt das gebrochene Kastell vom Hügel aus einsam und schweigend über die Stadt und Landschaft hin. Hoch oben, die Spitze des nach drei Richtungen steil abfallenden Berges krönend, liegt die Abtei; von unten gesehen bietet sie eher den Anblick einer modernen Befestigung als den eines Klosters.

Montecassino liegt bereits in der Provinz Kampanien, welche die an das Patrimonium Petri zunächst südlich angrenzende Provinz

[1] König Bombe.

Blick auf Neapel. (Phot. Sommer.)

des ehemaligen ‚Regno' bildet; so nannte das Volk das Königreich Neapel. Obgleich nun bereits seit zwanzig Jahren dieses Land ein Bestandteil Italiens ist, so zeigt sich doch schon auf den ersten Blick der Unterschied, ja Gegensatz zwischen dem ‚Regnicola', dem Bewohner des Königreiches, und jenem des früheren römischen Gebietes. Niemals trat mir dieser so stark entgegen als an dem Morgen, da ich einst von Neapel zu Schiffe in Civitavecchia ankam. So glänzend auch das Bild ist, das Neapel gerade dann bietet, wenn wir allmählich aus dem Hafen steuern und der zauberische Golf von den Inseln Nisida und Procida an in edel geschwungenen Bogen bis hinab nach Castellammare und Sorrent mehr und mehr zurücktritt, bis er in reiner, golddurchströmter Ätherbläue verschwindet; so arm und öde das Städtchen ist, das wir hier betreten; so einfach das Gasthaus, in das wir kommen: dennoch überraschte uns die ruhige Würde, die edle, sichere, von Übermut wie kriechendem Wesen gleichweit entfernte Haltung des Wirtes. Das Organ der Männer aus dem Römischen ist sonorer, ihre Sprache ruhiger, als läge noch der letzte Hauch römischer Majestät auf ihr, der Dialekt edler, wenngleich, grammatikalisch betrachtet, nicht so korrekt wie jener des Florentiners. Im Römischen sind beide Geschlechter in der Regel groß und stark gebaut und nicht ohne eine gewisse Grandezza; im Neapolitanischen sind sie kleiner, beweglicher, zudringlicher, lauter. Im Römischen finden sich edle Gesichtsbildungen sehr häufig, länglich geschnittene Augen, starke gebogene Nase; im Neapolitanischen sind die Köpfe weniger schön, die Augen oft ganz rund, in der Bevölkerung überhaupt wenig Rasse, wohl infolge der vielen und so verschiedenen Völker, die hier seit Jahrtausenden sich ansiedelten und vermischten. Neapel war seit der Normannenzeit immer ein Königreich, der Kirchenstaat aber eher ein mehr oder weniger enger Bund selbständiger Städte und Herrschaften. Und selbst als in neuerer Zeit auch hier mehr zentralisiert wurde, war doch das geistliche Regiment nie drückend. Das Volk kannte weder die Konskription noch die Steuerlast anderer Staaten, und wenn die Zensur wie überall in Deutschland und Italien vor 1848 nicht alles zu drucken Erlaubnis gab, so war die Redefreiheit nirgends größer als in Rom, größer, ja viel größer als jetzt unter den Segnungen unserer parlamentarischen Institutionen. Prozesse wegen Amtsehrenbeleidigungen, welche zur Ehrenrettung des letzten Staatsfunktionärs so

gut wie des Kanzlers des Deutschen Reiches alltäglich inszeniert werden, kannte man in Rom nicht.

Wir waren früh am Morgen von Rom weggefahren; in Ceprano, wo die Züge von Süd und Nord sich kreuzen und längere Frist gestattet wird, hatten die meisten Reisenden in dem großen, nicht ohne Luxus ausgestatteten Saale des Stationsgebäudes ihr Mittagsmahl eingenommen; ich hatte es jedoch vorgezogen, die Zeit zu einem kurzen Streifzuge in der Umgegend zu benutzen. So suchten wir denn in San Germano ein Haus, in dem wir uns stärken konnten, bevor wir den Weg nach der Abtei antraten. Nicht weit von der Station lud ein ganz neuer, im modernen Stil sich präsentierender Gasthof uns zur Einkehr ein; Freund Alzog drängte, hier zuzusprechen. Doch ich hielt ihn zurück; nur widerstrebend gab er nach. Wir gingen nun spähend durch das Städtchen; erst am Ende desselben, dicht am Hügel, fand ich, was ich suchte. Ein kleines, nach deutschen Begriffen unheimliches Haus, mit dunklem, torartigem Eingange, der roh gepflastert war, mit zum Teil erblindeten Fenstern im obern Stock, stand vor uns. ‚Aber da werden Sie doch um Gottes willen mich nicht hineinführen wollen?‘ fragte er in vorwurfsvollem Tone. — ‚Ja‘, entgegnete ich ruhig. — ‚Da gehe ich nicht.‘ — ‚Aber dann müssen Sie wieder das ganze Städtchen zurück bis zur Station, um schlechte Speisen und schlechten Wein teuer zu bezahlen‘, antwortete ich und ging stillschweigend voran. Es waren zwei Zimmer, welche die Wirtschaft enthielt: ein größeres, mit steinernem Fußboden, wie überall, und großen, roh aus Eichenholz gezimmerten Tischen, einigen ebenso roh gearbeiteten, meist schadhaften Strohstühlen und dem üblichen Muttergottesbilde an der Wand, die seit ihrem ersten Entstehen sicherlich keine Tüncherquaste mehr berührt hatte. In dem kleineren Zimmer, das wahrscheinlich für ‚Honoratioren‘ vorbehalten war, sah es nicht viel besser aus; nur konnte ich bei unserer zweiten Einkehr das bekannte Amulett gegen den ‚bösen Blick‘, ein schöngeformtes und geglättetes Ochsenhorn bemerken, das auf einer Konsole stand.

Als der Wirt, ein kleiner, stämmiger Mann in den mittleren Jahren, von tiefbrauner Gesichtsfarbe und wortkargem, fast mürrischem Wesen erschien, blickte Kollega Alzog mich mit bedenklicher, vielsagender Miene an. Ich bestellte Speisen und Wein; kaum hatte Alzog letzteren gekostet, so wurden seine Züge heiterer. Beim

zweiten Glaſe war bereits jeder Groll vergeſſen, und halb boshaft halb verwundert ſagte er: ‚Wie es ſcheint, Herr Kollega, ſind Sie in dem Kapitel „Italieniſche Gaſthäuſer“ wohl bewandert.‘ Ich ließ ein drittes Glas bringen und lud den Wirt ein, mit uns zu trinken. Durch nichts kann man den Italiener leichter gewinnen als dadurch, daß man ihn mit Achtung und Freundlichkeit behandelt. Mehr und mehr glättete ſich ſeine gerunzelte Stirne, und bald waren wir in einem lebhaften Geſpräche begriffen über Land und Leute, über San Germano und ſeine Geſchichte, die Dynaſten, die auf ſeiner rocca einſt geſeſſen, den berühmten Frieden, der dort zwiſchen zwei der größten Männer des Mittelalters, Kaiſer Friedrich II. und Papſt Gregor IX., war abgeſchloſſen worden. Ich wunderte mich über die geſchichtlichen Kenntniſſe des Mannes; doch finden ſich dieſe auch ſonſt häufig bei Leuten geringeren Standes und in den abgelegenſten Städtchen. Der Munizipalgeiſt, der ſie alle ſeit Jahrhunderten durchdrang, hat außerordentlich viel dazu beigetragen, überall Sinn und Liebe für die heimiſche Geſchichte zu wecken. Selten findet ſich ein etwas größerer Ort, in dem nicht ein ‚Sindaco‘ oder ‚Canonico‘ oder ‚Speciale‘ (Apotheker) wäre, der fleißig Urkunden und Altertümer geſammelt oder eine Chronik ſeiner Heimat zuſammengeſchrieben hat, oft das Werk eines lebenslangen, wahren Bienenfleißes. Freilich vermiſſen wir nicht ſelten dabei den kritiſchen Blick, aber dem Forſcher bieten ſie ein reiches Material. Namentlich bei den Geiſtlichen, wäre es auch nur ein armer Benefiziat, kann man verſichert ſein, den beſten Aufſchluß und echt humanes Entgegenkommen zu finden; ſind ſie doch ſeelenfroh, einem zu begegnen, der für das Intereſſe hat, was die Beſchäftigung ihres Lebens iſt. Ihre Gelehrſamkeit auf dem Gebiete der Lokalgeſchichte ſteht oft in grellem Gegenſatze zur Armut ihrer Wohnung und Kleidung ſowie zur Dürftigkeit ihrer ſonſtigen literariſchen Hilfsmittel.

Im Laufe der Unterhaltung kamen wir auch auf Montecaſſino zu ſprechen. Unſer Wirt kannte nicht nur deſſen Geſchichte in ihren Grundzügen, ſondern verſtand es auch, mit Einſicht und Geſchmack über die Kunſtſchätze ſich zu verbreiten, welche trotz der neapolitaniſchen Zeiten und der Annexion von Neapel durch Piemont die Abtei immer noch bewahrt. Dabei wurde ſein Geſichtsausdruck freundlicher, ſeine Stimme gehobener und klangvoller, ſeine Augen leuchtender, ſein ganzes Weſen belebter. Allmählich, während er

erzählte, tauchten wie aus vergangenen Zeiten in mir Erinnerungen auf; mir ward, als hätte ich dieſe Stimme ſchon einmal gehört, dieſe Phyſiognomie ſchon irgendwo geſehen. Ich wunderte mich über die Bildung dieſes Mannes, des Wirtes in einer unanſehnlichen Oſteria, und drückte ihm dieſe meine Verwunderung auch aus. Er lächelte bitter. ‚Ich war nicht immer Gaſtwirt‘, entgegnete er mit einem Ausdrucke von Stolz und Wehmut; ‚ich habe ſtudiert und war Juriſt.‘ Da ward es mir mit einemmal klar. ‚So ſind Sie der Notar Pompeo Pompei vom Spaniſchen Platze in Rom!‘ rief ich ihm überraſcht zu. — ‚Ja, der bin ich‘, war die Antwort; ‚und Sie ſind der Profeſſor Hettinger aus Würzburg.‘ Und mit Ungeſtüm erhob er ſich von ſeinem Sitze und drückte mir die Hand; der vor zehn Jahren ſo ſtolze, hochfahrende Mann aus dem reichſten Viertel in Rom ſtand wie gebrochen vor mir. Die Arbeit in Feld und Garten hatte ſein blaßgelbes Caſſiusgeſicht gebräunt, ſo daß ich ihn nicht gleich erkannt hatte; erſt ſeine Stimme machte mich aufmerkſam. Kollega Alzog, der unſerer Unterredung, die allmählich in ein raſcheres Tempo gekommen war, nicht mehr hatte folgen können, erſchrak bei dieſer heftigen Szene, deren Sinn er ſich nicht deuten konnte. Ich klärte ihn mit wenigen Worten auf; auch er war gerührt und hatte herzliches Mitleid.

‚Aber um Gottes willen! wie ſind Sie denn hierher gekommen?‘ Mit dieſen Worten unterbrach ich zuerſt das Schweigen. ‚Per Bacco!‘ erwiderte er, ‚das haben mir dieſe birbaccioni (Spitzbuben) getan.‘ Und nun erzählte er die ganze Tragödie ſeines Lebens ſeit dem Jahre 1859, da ich ihn das letztemal geſehen hatte. Dieſelbe läßt ſich in wenige Worte zuſammenfaſſen.

Wie ich bereits früher mitgeteilt habe, war Pompeo Pompei einer der feurigſten Italianiſſimi. So wurde er denn ein geſchicktes und allzeit bereitwilliges Werkzeug in den Händen der Conſorteria. Als Mitglied derſelben wagte er ſich zu weit vor, kompromittierte ſich und mußte nach 1859/1860, als die Pläne fehlgeſchlagen waren, flüchten. Die damalige piemonteſiſche Regierung, treulos wie in allem, verſprach, ihn zu entſchädigen; hatte er doch ſeine Stellung und das reiche damit verbundene Einkommen durch ſeinen Eifer für die Italia una eingebüßt. Anfangs ſchien es auch, als wolle man Wort halten. Mit fieberhafter Eile, zum Zwecke ſchneller militäriſcher Bewegung von Nord- nach Süditalien, wurden damals die

Bahnen gebaut; Ceprano, als die bedeutendſte Halteſtelle in dem Verkehr zwiſchen Neapel und Rom, bot für ein Reſtaurant daſelbſt die günſtigſten Ausſichten. So überließ man ihm denn dieſen, wie er zu werden verſprach, höchſt lukrativen Poſten, mit der Bedingung jedoch, daß alle zweckdienlichen Einrichtungen von ihm ſelbſt beſorgt werden mußten. ‚Als ich alles getan und mein erſpartes Vermögen dahinein verwendet hatte, nahmen dieſe mascalzoni (Schufte) mir unter einem nichtigen Vorwande meine Stelle, um einen ihrer Günſtlinge hineinzuſetzen.‘

Bei dem Ausdrucke wütenden Ingrimmes, mit dem er ſeine Erzählung beendete, dachte ich an ſeinen Haß gegen die päpſtliche Regierung, welchem er zehn Jahre früher bei jeder Gelegenheit Luft gemacht hatte. Fallacia alia aliam trudit[1]; dieſes Wort des Terentius iſt die kurze Geſchichte jeder Revolution in den Höhen wie in den Tiefen der Geſellſchaft. Dem Miniſter Liborio Romano, der ſeinen Herrn und König von Neapel um ſchnödes Gold verkaufte, zahlten ſie den Verräterlohn in gefälſchten Bankſcheinen; das iſt die beſte Signatur der Revolution. Könnten die Menſchen aus der Geſchichte lernen, viele Lehren würden ſie daraus ſchöpfen. Aber Leidenſchaft und Parteigeiſt blenden ſie; ſo wird denn das Licht der Erfahrung gleich der Lampe auf dem Hinterteil des Schiffes; ſie leuchtet nur auf die Wege, die wir nicht mehr zum zweitenmal gehen können. Können wir uns nach ſolchen Vorgängen, welche das neue Italien einleiteten, wundern, wenn Unzufriedenheit und allgemeines Mißtrauen immer mehr in dieſem unglücklichen Lande um ſich greifen, die Klagen über unerträglichen Steuerdruck — die Abgaben verſchlingen nahezu die Hälfte des Nationaleinkommens — immer lauter werden, die Korruption immer weiter ſich verbreitet und man bereits wieder mit dem Gedanken ſich vertraut macht, die verfolgte und beraubte Kirche um ihre Hilfe anzuflehen?

Lange dauerte noch unſere Unterhaltung, bis der bereits weit vorgeſchrittene Nachmittag zum Aufbruch mahnte, da wir vor Nacht in Montecaſſino ſein wollten. In kurzen Windungen zieht ſich ein ziemlich breiter, mit großen Steinen gepflaſterter Weg eine gute Stunde lang den Berg hinauf, von Kaſtanienbäumen und Weinlaub umſäumt. Gern hätte ich dieſen Weg zu Fuß gemacht; doch mit

[1] Untreue ſchlägt ihren eigenen Herrn.

Rückſicht auf meinen älteren, des Fußgehens namentlich in der brennenden Sonne Italiens weniger gewohnten Kollegen nahmen wir Maultiere. Hie und da ſtand eine kleine Kapelle am Wege; unſer Mozzo nahm jedesmal den Hut ab und bekreuzte ſich. Nach anderthalbſtündigem Ritt oben angekommen, erblickt der Pilger den Turm des hl. Benedikt, den gegen San Germano gerichteten Flügel der Abtei, ſo genannt, weil der Heilige über ſeine Zelle einen Turm gebaut hatte. Durch das Tor, das zwei zum Teil verſtümmelte Löwen bewachen, welche früher bei Ceprano lagen, wo ſie die Grenze des Gebietes dieſer Abtei bezeichneten, geht es in einen uralten, in den Felſen gebrochenen und gewölbten, niedrigen Gang und von da nach dem äußeren Kloſterhofe. Als wir abſaßen, ſah ich eine Träne meinem Kollegen aus den Augen rollen. ‚Das iſt ein erhabener Ort‘, ſagte er bewegt, ‚wo wir nun ſtehen, ein heiliger Ort.‘ Er hatte recht. Seit dem Zuſammenſturz des Römerreiches, das ganze Mittelalter hindurch ſtand Montecaſſino da wie ein Pharus mitten in dem Wogendrang der anſtürmenden Barbarei und warf das milde Licht der chriſtlichen Ziviliſation hinaus bis zu den Grenzen der Erde; von hier, wie von ſeinem Mittelpunkte, gingen jene Pioniere der Kultur aus, die, wie ehedem die Römer ihre Kolonien zur Unterjochung der Völker, ſo ihre Gotteshäuſer bauten und Zellen gründeten, von denen aus jenen Friede, Freiheit und menſchenwürdige Bildung gebracht werden ſollten. Sie lehrten ſie den Acker rationell bauen, die Wieſen künſtlich bewäſſern, ſie pflegten die ſüße Frucht des Südens, die Weinrebe, und pflanzten ſelbſt im hohen Norden am ſonnigen Spalier des Kloſtergartens den duftigen Apfel. Sie lehrten die Handwerke und zeigten an ſich ſelbſt zuerſt den Gewinn vernünftiger Arbeitsteilung. In der Erziehung der Jugend, die noch als Kinder man ihr darbrachte — Thomas von Aquin war erſt fünf Jahre alt —, erkannte die Abtei, wie von Gott erleuchtet, eine große, ihr für das kommende Jahrtauſend und darüber hinaus gegebene Aufgabe, zum unendlichen Segen der Kirche, zur ſteten Verjüngung und Belebung des urſprünglichen Geiſtes ihrer Stiftung, die den Orden im großen und ganzen vor Stillſtand und Verſumpfung bewahrte[1]. Und damit war von ſelbſt der Impuls zu reger

[1] Der Verfaſſer des Chronicon Huxariense, ein Benediktiner aus dem früher berühmten Stift Korvei, ſchreibt: Ex scholis omnis salus nostra, omnis

wissenschaftlicher Tätigkeit gegeben, welche in den Abteien, gleich ebenso vielen heiligen Archen, das Beste des antiken Wissensschatzes treu bewahrte und, mit dem christlichen Geiste es durchdringend und weiterbauend, ein neues Reich der Wissenschaft — die christliche Wissenschaft — schuf.

Und auch das mag nicht zum geringsten an St Benedikts Stiftung gerühmt werden, was manche weniger anerkennen wollen, daß er bei aller Armut und bei allem Heroismus der Entsagung, den er von den Seinen forderte, dennoch die klösterliche Gemeinde auf den festen, sichern Boden des vielfach mit saurem Schweiße und Arbeit erworbenen Besitzes stellte. So stand er ganz unabhängig der Welt gegenüber, der neu zu ordnenden Welt nach dem Chaos der Völkerwanderung. Es ist wahr, der später in manchen Abteien über das Maß angewachsene Besitz hat den Orden in einigen Gliedern innerlich arm gemacht; doch ist in der Gegenwart und für die nächste Zukunft die Gefahr übergroßen Reichtums nicht mehr zu fürchten, und es ist gewiß ebenso wahr, daß Klöster, die nicht auf eigenen Besitz gegründet sind, nach vielen Richtungen hin leicht von denen abhängig werden, von denen sie ihre Subsistenz haben. Hatte doch schon Bonaventura die Anklage hören müssen, daß sein Orden die Reichen mehr ehre als die Armen. Die Gefahr der Entartung ist daher da nicht minder groß als dort; dort ist es die Lockung genußtrunkenen Reichtums, hier die Versuchung entwürdigender Menschenfurcht und menschlicher Rücksichten. Der Geist macht lebendig, nicht der Buchstabe einer Regel.

Da ging nun die ganze Vergangenheit Italiens und der Kirche vor meiner Seele vorüber: Goten, Langobarden, Griechen, Normannen, später Franzosen, Spanier, Deutsche waren hier unten die Straße hingezogen, alle mehr oder weniger von einem geheimnisvollen, unwiderstehlichen Impulse nach dem Süden getrieben; teils, wie Totila der Gotenkönig, voll Verehrung zu dem Heiligtum des Abendlandes, teils raubgierig, wie die Langobarden, hatten sie den Berg erstiegen, waren sie eingetreten in diese Wohnungen des Gebetes und der Arbeit, deren Schicksale mit jenen Italiens und der ge-

gloria, omnis auctoritas et divitiae. Utinam in nostris coenobiis scholae floruissent semper! Vgl. Tribbechovius, De doctoribus scholasticis 94. (Aus den Schulen kam all unser Heil, unsere Ehre, unser Ansehen, unser Besitz. Hätten doch immer in unsern Klöstern die Schulen geblüht!)

samten okzidentalischen Kirche immer so innig verbunden waren. Sie alle sind dahingegangen, ihre Namen werden nicht mehr genannt! Cassino steht unbewegt wie der Fels, auf den es gebaut ist, und blickt mit der Ruhe der Ewigkeit hinein in diesen Strom der Zeit. Hier lebten einst Paul Warnefried (Diaconus), der Freund Karls d. Gr., Desiderius, unter dem die Abtei eine Pflanzstätte klösterlicher Zucht und Schule edler Bildung war, der fromme Mönch Alberich, dessen Visionen Dantes Geist zu seiner Göttlichen Komödie anregten; hier empfing Thomas von Aquin die Anfangsgründe seiner Wissenschaft.

Und noch ein anderer Gedanke stand da lange vor meinem Geiste. Alle diese Völker waren europäische Völker; sie kamen, die Kirche hat sie gesittigt, hat sie getauft, hat ihre geistigen Güter zugleich mit den Schätzen antiker Bildung mit ihnen geteilt, und sie sind wieder vorübergegangen. Andere kamen, und auch ihnen war die Kirche eine alma mater: wer weiß, wie lange noch Europa das Zepter der Zivilisation tragen wird! Dann werden wieder neue Völker kommen und wieder neue von den Grenzen der Erde, und der Schwerpunkt der Macht wird jenseits liegen über weiten Meeren und endlosen Steppen. Wer wird dann unsere Bildung schützen? Der Staat? Aber dieser selbst wird zusammenbrechen, wie das Römerreich gebrochen ist unter dem Ansturm der Barbaren. Was wäre aus Gallien geworden, was aus Britannien, hätten die Priester der Kirche nicht das heilige Feuer gehütet und mit den Lehren des Glaubens auch Bildung und Gesittung unter Franken, Sachsen, Alemannen verbreitet? Die Kultur des Römerreiches stand gewiß hoch und mächtig da; sein Rechtssystem war ausgebildet, seine Heere waren tapfer, seine Literatur reich, seine Kunst herrlich; doch das alles ist untergegangen, konnte die Völker nicht retten, kein neues Leben schaffen. Das tat die Kirche, und darum kann ich an keine neue Barbarei glauben, solange die Kirche steht.

Unterdessen hatte der Pförtner uns gemeldet; es war nicht mehr wie ehedem ein dienender Bruder im Ordenshabit, der, wie die Regel[1] vorschreibt, ein Mann in älteren Jahren sein soll, verständig, um Rede und Antwort geben zu können, und der die Ankommenden aufnehmen solle cum fervore caritatis[2]. Ein ausgedienter piemontesischer Soldat vertrat seine Stelle; die Regierung von Florenz hat

[1] Reg. S. Benedicti c. 6. [2] Mit herzlicher Liebe.

ja bekanntlich alle Klöster aufgehoben, auch Montecassino fiel dem Liberalismus der Gesetzgebung zum Opfer. Alle Verwendungen, wenigstens für diese Abtei eine Ausnahme zu machen, selbst hoher Häupter, selbst des Kaisers Napoleon III., waren umsonst. Wie zum Hohne hatte man einen ausgesprungenen ehemaligen Benediktinermönch auserwählt, um als Regierungskommissar das Aufhebungsdekret der Abtei anzukündigen. Nicht einmal als Sieger wußten sich die Männer der italienischen Regierung, meistens alte Revolutionäre und Emporkömmlinge, würdevoll zu benehmen. Hätten sie doch an Ciceros Wort gedacht: Nihil est tam deforme quam ad summum imperium acerbitatem naturae adiungere[1]. Sie haben diesen Soldaten hingestellt, damit so aller Welt kundwerde, daß es nur ihrer Gnade die wenigen Mönche zu danken haben, wenn sie unter der Rechtsfiktion von Kanonikern, deren Bischof der Abt ist, dürftig fortleben und eine Erziehungsanstalt leiten dürfen. Dieser genannte Mönch hatte mit der ganzen Brutalität eines Menschen mit bösem Gewissen von ihm die Schlüssel der Abtei abverlangt; der Abt reichte sie ihm hin, indem er mit einem ernsten Blick voll Schmerz und Trauer dem unglücklichen Apostaten in die Augen sah. Da regte sich in diesem doch noch einmal das Gefühl seiner eigenen Schmach; er fand nicht den Mut, seine verbrecherischen Hände nach dem Eigentum der Kirche und seines Ordens auszustrecken, um die Schlüssel in Empfang zu nehmen, sondern sagte nur mit bebender Stimme, man möge sie neben auf den Tisch niederlegen.

Wir wurden äußerst freundlich aufgenommen. Heißt es doch in der Regel (c. 53): ‚Alle Fremden, welche zusprechen, soll man aufnehmen wie Christum selbst . . . mit gebeugtem Haupte soll man Christus in ihnen verehren.‘ Da der Abt in Neapel abwesend war, so kam uns Luigi Tosti, der berühmte Historiograph, dem auch die Italianissimi und selbst Renan ihre Hochachtung nicht versagen können, mit der aufrichtigen, herzlichen Liebe, wie sie der hl. Benedikt vorschreibt, und den leichten Formen eines hochgebildeten Mannes entgegen. Einem deutschen dienenden Bruder wurden wir anvertraut, der für alle Leibesnotdurft zu sorgen hatte, soweit es das Kloster in seiner gegenwärtigen bittern Armut zu leisten vermochte;

[1] Nichts ist häßlicher, als die Gewalt in verletzender Weise ausüben.

er übernahm diese Pflicht um so lieber, weil er in Kollega Alzog einen Landsmann begrüßen konnte, bei dem er ein offenes Ohr fand, wenn er alle die tausend guten Eigenschaften der Schlesier herzählte. Ein anderer jüngerer Deutscher, Ordenspriester und aus der Diözese Fulda gebürtig, P. Bonifatius Krug, suchte uns in jeder Weise die Zeit unseres Aufenthalts angenehm zu machen.

Kaum läßt sich ein zweiter Abteibau finden, der an Ausdehnung, Festigkeit und Majestät mit Montecassino wetteifern könnte. Oftmals, schon in den frühesten Jahrhunderten, bald von den Langobarden bald von den Sarazenen und Normannen geplündert und zerstört, wurde es immer wieder größer und schöner neu hergestellt. Kurz vor der Regierungszeit Gregors VII. hatte Abt Desiderius, aus langobardischem Fürstenstamme, Kirche und Abtei in hohem Glanze wieder aufgebaut (1071) und ein achttägiges Fest dabei gefeiert, das vielfach in Versen besungen wurde. Papst Alexander II., Petrus Damiani, Hildebrand, der spätere Papst, Richard von Capua, Jordan, Rainulf, Landulf von Benevent, Gisulf von Salerno waren zu diesem kirchlich-nationalen Feste herbeigeeilt, und noch bewahrt die Abtei die Originalurkunde, in welche sie zum Zeichen ihrer Gegenwart ihre Namen eingeschrieben hatten. Doch auch diese Basilika, von Desiderius erbaut, ist nicht mehr; im Jahre 1349 vernichtete ein heftiges Erdbeben das Ganze, so daß lange Zeit die wenigen Mönche in leicht gezimmerten Hütten wohnten.

Der gegenwärtige Bau bildet ein Quadrat, in dessen Mitte die Kuppel der Kirche über das Ganze emporragt. Den vier Seiten entsprechen vier Höfe. Jener, in den wir durch den gewölbten Gang zuerst traten, bildet ein längliches Viereck; eine durchbrochene Galerie erhebt sich über den kräftigen Arkaden, welche die Höfe miteinander verbinden. In der Mitte befindet sich die große Zisterne — Quellen gibt es auf diesem Kalkfelsen nicht —, von einer weiten Balustrade umschlossen; zwei korinthische Säulen tragen den Architrav, an dem der Eimer hinaufgewunden wird. Im Hintergrunde, die ganze Breite einnehmend, führt eine mächtige, 40 Stufen hohe Treppe, an der rechts und links die Kolossalstandbilder des hl. Benedikt und der hl. Scholastika stehen, zum Vorhof der Kirche empor, gleichfalls mit vierseitigem Bogengange und Zisternen. Ringsum stehen überlebensgroße Bildsäulen von Marmor aller jener, welche in besonderer Weise dem Kloster Wohltaten erwiesen haben, darunter die Eltern des

Montecassino. (Phot. Alinari.)

hl. Benedikt und seines ersten Schülers Placidus, Karl d. Gr., Robert Guiscard, Gregor d. Gr., Gregor VII. usf.

Über eine Treppe, durch einen weiten, hohen, langen Gang führte mich der Bruder in meine Zelle. Dieselbe lag im ersten Stockwerk, war weit, hoch und gewölbt; nur die Fenster waren klein, was bei der Lichtfülle, welche die südliche Sonne hier ausgießt, eher eine Wohltat ist als eine Entbehrung. Sie war einfach getüncht; ein Kruzifix, ein Muttergottesbild, ein Betstuhl mit einigen Erbauungsbüchern, ein Schreibtischchen, ein paar Strohstühle und ein niedriges Bett bildeten das Geräte. Ringsum herrschte tiefe Stille, bis derselbe Bruder uns zum Abendessen abholte.

Das Refektorium, ein langer, hoher Saal, erschien in dem matten Lichte der Lampen und bei den wenigen Gästen, welche sich einfanden, noch größer, als es ist. In der Mitte an der Wand stand der Tisch des Abtes, wo Tosti uns zu sich einlud; an den Tischen rechts und links speisten die übrigen. Über dem Tische des Abtes hängt ein großes Ölbild aus der Venezianer Schule. Erst am folgenden Tage konnte ich es genau betrachten; es stellt Christum dar, wie er durch die wunderbar vermehrten Brote viele Tausende speist; rechts und links schließt die Abbildung von Montecassino und Subiaco die obere Gruppe ab, an welche weiter unten im Vordergrund sich eine andere, typisch verwandte Szene anreiht: der hl. Benedikt, welcher an die verschiedenen aus seinem Orden hervorgegangenen religiösen Genossenschaften, die durch verschiedene Gestalten repräsentiert sind, Brote verteilt. Offenbar wollte der Maler hinweisen auf das Brot des Lebens, das von Christus der Menschheit, von Benediktus durch seine Regel, die vom Geiste Christi durchdrungen ist, dem Ordensstande gespendet wird.

Wir saßen rechts und links Tosti zur Seite; das Mahl war einfach, höchst einfach, ja arm. Hat man doch der Abtei alles genommen. Desto mehr war es gewürzt durch die lehrreiche, geistvolle Unterhaltung, die Tosti zu führen verstand; er war zwar nicht heiter, was unter den obwaltenden Verhältnissen auch schwer sein dürfte, aber ruhig und männlich ergeben. Ein mittelgroßer Mann mit blitzenden Augen, ausdrucksvoller Miene, dunkler Gesichtsfarbe, weilt er seit seinem neunten Jahre auf Montecassino als Zögling, Novize, Student, Lehrer, ist er dessen lebendige Geschichte, deren Beschreibung auch von Anfang an in keine fähigeren Hände gelegt werden konnte.

In seinem Werke über Bonifatius VIII. hat er diesem großen, viel verkannten Papste, namentlich auch seiner Stellung Dante gegenüber, gerecht zu werden gesucht. Als ich solche Männer, wie er und seine Mitbrüder, bei so dürftigem Mahle sah, die Nachkommen derer, denen die Kirche, die Wissenschaft und die Welt so unbeschreiblich viel verdanken, und die jetzt noch, ihren Traditionen treu, das Banner des katholischen Glaubens und reger Forschung hochhalten, fühlte ich tief die ganze Not der Kirche in der Gegenwart, verabscheute ich noch einmal mehr als je die große Lüge der Revolution, die im Namen der Intelligenz und Humanität dieses ‚Athen Italiens', wie es ein anderer nannte, mit roherem Sinne als die Vandalen geplündert hat.

Spät am Abend leuchtete der Bruder mir nach meiner Zelle zurück. Die bei den Italienern übliche späte Stunde, in der man zum Abendtische geht, die lebhafte spannende Unterredung hatte uns fast vergessen lassen, daß die Zeit schon weit vorgerückt war. Mit der Frage, wann er mich morgen zur heiligen Messe abholen solle, und einem ‚Wünsche ruhsame Nacht', das der gute Schlesier hier wieder einmal anbringen konnte, verließ er mich. Ich war zu erregt, um alsbald schlafen zu können. Ich setzte mich daher an das offene Fenster und sah in die nächtliche Landschaft hinaus. Es war Ende April, eine milde, hier oben durch die stets bewegte Luft erfrischende Frühlingsnacht. Unter mir in dem Buschwerk schlug eine Nachtigall, laut zirpten die Zikaden, der Wohlgeruch von Kräutern und Sträuchen, Blumen und Blüten erfüllte meine Zelle. In Italien, namentlich in Mittel- und Süditalien, schaffen die glühenden Strahlen der Sonne ein viel kräftigeres Leben in der Pflanzen- wie in der Tierwelt als in unserem Norden. Der wilde Thymian, den dein Fuß zertritt, Salbei, Menthe hauchen ein starkes Aroma aus; der Duft, welchen die blühenden Orangenbäume ausatmen, wirkt betäubend. Aber ebenso schnell brüten sie auch Verderbnis: das Gift der Viper ist tödlicher, die Gluthitze des Fiebers rafft in wenigen Tagen, selbst in wenigen Stunden auch den Stärksten hinweg. Auch die sittliche Welt scheint hier unter demselben Gesetze zu stehen; nirgends so hohe Gottes- und Menschenliebe, so erhabener Opfersinn, so tiefe, innige Frömmigkeit, und nirgends so viel Frevel, wilde Grausamkeit und nur im Blute des Feindes zu stillender Rachedurst, wie ihn die italienische Geschichte aufweist.

Ich blicke nach oben: ein weiter, sternenbesäter Horizont dehnte sich vor mir aus; tief dunkel, fast schwarz war der Himmel, von dem die Gestirne in wunderbarer Klarheit herableuchteten. Wie oft mochte einst Papst Gregor VII. zu ihnen aufgeblickt haben, als er in seinem Riesenkampfe mit Heinrich IV., dessen Heeren und den mit ihm verbündeten verweltlichten Bischöfen und willenlosem Hofklerus hier bei seinem Freunde und Geistesgenossen, dem Abt Desiderius, eine Zuflucht fand! Gewiß haben sie ihm Mut in die Seele gerufen; denn er wußte, um was es sich handelte: um die Freiheit der Kirche von den Fesseln des Staatsabsolutismus, infolgedessen um den Sieg der Sitte und Zucht über Zuchtlosigkeit und heidnische Wollust, um das Recht des Geistes gegenüber der rohen Gewalt. Und darum konnte er das Jahr darauf sterbend in Salerno sprechen: ‚Ich habe Gerechtigkeit geliebt und Ungerechtigkeit gehaßt, darum sterbe ich im Elend.‘ Diese Macht mitten in scheinbarer Ohnmacht, diese Stärke bei aller äußeren Schwäche, dieser Glaube an die unverwüstliche Lebenskraft der Kirche, wenn auch alle Stützen brechen — das ist etwas so Großes, so unendlich Schönes, so Begeisterndes und Erhabenes, daß es jeden, der es bedenkt, zur Nachfolge mit sich fortreißt. In jener Nacht habe ich es bedacht und mein Gelübde zu Gott erneuert. Und auch der stille Knabe, der hier vor 600 Jahren weilte, auf den seine Mitschüler mit Geringschätzung herabsahen, öfter mag er wohl in Andacht hinauf geblickt haben zu den Sternen als in irdischem Verlangen hinüber nach seiner Heimat, dem nahen Aquinum. War er doch selbst einem lichten Gestirne gleich in dunkler Nacht emporgestiegen, immer klarer, immer schöner, bis er seinen Zenit erreichte, um nun einer halben Welt ein Führer zu werden.

Früh am Morgen ging es in die Kirche. Es war gerade Sonntag; von allen Seiten strömte das Landvolk herbei in der schönen, stilvollen Tracht dieser Gegend. Die Männer tragen schwarze, spitz zulaufende Hüte mit breiter Krämpe, an Festtagen mit Blumen geschmückt; das schwarze, oft ins Bläuliche spielende Haar bedeckt die Schläfe und ist nach rückwärts kurz geschnitten. Eine Jacke von braunem oder schwarzem Samt ist leicht über die eine Schulter geworfen, darunter eine rote Weste. Die Beinkleider, gleichfalls von dunkler Farbe, gehen bis ans Knie; hoch herauf reichende leinene Strümpfe vollenden den Anzug. Sie haben weder Schuhe noch Stiefel, dagegen eine besondere Art von Sandalen, welche zum Besteigen der

steilen Gebirge sehr zweckmäßig sind. Diese bestehen aus einem Stück biegsamen, doch festen Leders, das sie um die Fußsohle legen und durch kreuzweise bis zum Knie hinauf gewundene Riemen befestigen. Von dieser Fußbekleidung werden die Männer aus jener Gegend Ciociaren genannt. Die Tracht der Frauen ist nicht minder schön. Sie tragen einen schwarzen oder dunkelbraunen Rock von Wolle, dessen Stoff sie selbst an der Spindel gesponnen und gewoben, der bis zu den Knöcheln reicht; darüber nach vorn und rückwärts Wollentücher von heller Farbe, unten mit einem einige Finger breiten bunten Besatz verbrämt. Das niedrige Mieder zeigt das Hemd, das in engen Falten bis an den Hals reicht, der mit zwei- und dreifach gewundenen Korallenschnüren geschmückt ist. Dicke Goldringe, welche als Familiengut sich forterben, glänzen an den Fingern, schwere Gehänge an den Ohren; auf dem Kopfe liegt ein weißes Tuch, vom Hinterkopf nach vorn im Geviert, das nach rückwärts und zu beiden Seiten herabfällt und meistens mit breiten Spitzen eingefaßt ist. Auf dem Arme tragen sie eine Art Plaid, ein langes, rotes oder grünes oder gelbes Tuch mit bunten Querstreifen, von starkem Wollenstoffe, von ihnen selbst gearbeitet.

Es war ein schönes Bild, diese bunten kräftigen Gestalten mit ihren feurigen Augen, ihrem leichten, elastischen Schritte, welche in einzelnen Gruppen, halblaut, wie es die Italiener lieben, fromme Lieder singend, von allen Seiten heranzogen. ‚Eine Wallfahrt', sagt Gregorovius, ‚wird selbst auf denjenigen, der sich nicht zu der Kirche bekennt, mit welcher sie zusammenhängt, einen Reiz ausüben. Der heitere Himmel, die Nüchternheit und Bedürfnislosigkeit des Südländers entfernen von selbst viele Unordnungen; die Schönheit der Form, in welcher die südliche Prozession auftritt, die herrlichen Kostüme der Frauen, ihre Wohlgestalt und natürliche Grazie erhöhen sie selbst dem frechsten Auge. Die Sitte findet in dem angebornen Takt des Wohlanständigen, welcher dem italienischen Volke eigen ist, ihre beste Schutzwehr.' Auf dem oberen Vorhofe, vor dem Hauptportal der Kirche, standen die Männer, lebhaft gestikulierend; hie und da, an einem der Standbilder, lehnten andere und blickten mit dem den Italienern eigentümlichen Ausdrucke von Weichheit und verborgenem Feuer in die Ferne hinaus.

Rechts und links vom Eingange liegen die Gebäude, welche die Zellen für die Mönche, die Gastzellen, Noviziat und Refektorium

auf der einen, das Seminar, die Schulen und Bibliothek auf der andern Seite enthalten. Auch eine Buchdruckerei arbeitet im Dienste des Klosters, wie denn in der Schwesterabtei Subiaco die erste Buchdruckerei Italiens errichtet worden war durch die Deutschen Pannartz und Schweinheim. Die ersten Bücher, die hier im Jahre 1465 erschienen, waren der Donatus pro puerulis und des Lactantius Institutiones divinae, im Jahre 1467 Augustins Werk De Civitate Dei und Ciceros De oratore. Ebener Erde befindet sich, außer den übrigen für eine vordem so zahlreiche Genossenschaft notwendigen Räumen, das Archiv und die Apotheke.

Mit Überraschung betrachtete ich die Bronzetüren des großen Portals. Sie stammen noch aus der Zeit des Abtes Desiderius, der sie für seine Basilika gießen ließ, und tragen in den verschiedenen Feldern, sämtliche kaum mehr als handgroß, die Namen der vielen Ortschaften und Besitztümer, welche zu jener Zeit Eigentum des Klosters waren. Das Innere der Kirche, im Stil der Renaissance gebaut, bietet dem Auge den Anblick einer außerordentlichen Pracht. Der Fußboden, die Wände und Pfeiler tragen einen reichen Mosaikschmuck, Teppichmuster und Arabesken in buntem, eingelegtem Marmor; wer die Preise kennt, mit welchen Mosaikarbeiten bezahlt werden, selbst bei kleinen Schmuckgegenständen, der muß staunen über diese, wie einem Weltmenschen dünken möchte, Verschwendung von Werten und Arbeitskräften. Der Katholik urteilt anders; ist es ja doch die Wohnung seines Gottes, seine Kirche, die er liebt und schmückt wie seine Braut; da ist denn nicht Gold noch Silber, nicht die edle Perle, nicht kostbares Gestein edel und kostbar genug. Die Decke zieren Stuckornamente mit Fresken, jene in reicher Vergoldung. Am prächtigsten ist der Altar; große Stücke des kostbaren blauen Lapislazuli und von Amethyst sind hier eingelegt. Das Mittelschiff ist getragen von mächtigen Pfeilern, denen je zwei korinthische Säulen von Marmor eingefügt sind. In den Seitenschiffen führen rechts und links große Rundbogen zu zehn verschiedenen Kapellen mit reicher Ornamentierung und bildlichen Darstellungen aus dem Leben des heiligen Stifters. In der Mitte des Querschiffes, zu dem einige Stufen emporführen, steht der Hauptaltar; unter ihm ruhen die heiligen Leiber Benedikts und seiner Schwester Scholastika. Rückwärts sind die Chorstühle mit kostbaren Schnitzereien im Geschmack der Renaissance; an der Rücklehne eines jeden befindet sich in reichem Blätterschmuck das

Knieſtück eines Heiligen. Unter der Kirche zieht ſich eine Krypta hin mit jetzt freilich ſehr beſchädigten Fresken Marcos da Siena; auch im Turme des hl. Benedikt iſt ein kryptaähnlicher Raum mit der Überſchrift: Habitaculum primorum discipulorum S. Benedicti[1]. Ordensleute aus der Malerſchule der Beuroner Kongregation haben in neueſter Zeit dieſe geweihten Stätten reſtauriert und mit Fresken neu ausgemalt, welche auch abbildlich verbreitet ſind; ich hatte noch nicht Gelegenheit, ſie dort zu ſehen.

Nach dem Gottesdienſte begaben wir uns in das Archiv. Ein junger Mönch von äußerſt freundlichem Weſen begleitete uns; leider kann ich mich ſeines Namens nicht mehr erinnern. Durch eine ſchwere, eiſenbeſchlagene Tür geht es in dieſes Heiligtum aller Geſchichtſchreiber. Toſti gibt in ſeinem gelehrten dreibändigen Werke der Geſchichte der Abtei Montecaſſino ziemlich ausführlich ein Bild der Schätze, welche trotz Erdbeben, Raub, Plünderung und Schickſalen jeder Art immer noch hier ſich finden. Ich werde den Leſer darum nicht lange mit Beſchreibung der Kodizes aufhalten, die hier ringsum in den Schränken an der Wand aufbewahrt werden, von denen die meiſten in das frühe Mittelalter zurückgehen; iſt ja doch die bloße Neugierde des Beſuchers bald befriedigt, und für eingehende vergleichende Studien reicht der Aufenthalt von ein paar Tagen nicht aus. Koſtbar und von künſtleriſcher Vollendung ſind manche der Miniaturen in den Meßbüchern, welche das Kloſter in nicht geringer Zahl beſitzt. Sie bekunden ausdauernden Fleiß, hingebende Liebe und ungewöhnlichen Geſchmack bei den Mönchen, welche dieſe herrlichen Werke ſchufen. Daß nur unter Aufſicht der Zugang zu dieſen Koſtbarkeiten hier geſtattet iſt, darf uns nicht wundernehmen; mehr habe ich mich darüber gewundert, daß dieſe nicht ſtrenger iſt. Wer die Rückſichts- und Gewiſſenloſigkeit ſo mancher Reiſenden, namentlich der Amateurs kennt, die ſich den armen Mönchen gegenüber alles erlauben zu dürfen wähnen, unter deren Händen Initialen, Bilder, kleinere plaſtiſche Kunſtwerke, Kodizes verſchwinden, um dann nach einigen Jahren gelegentlich der Auktion eines Kunſthändlers oder in einem Muſeum wieder zum Vorſchein zu kommen, der muß nur wünſchen, man möge Leuten, die nicht aufs allerbeſte empfohlen ſind, weniger aufmerkſam entgegenkommen, ſelbſt auf die Gefahr hin,

[1] Wohnung der erſten Schüler des hl. Benedikt.

daß sie in ihren Reiseberichten über katholische Intoleranz schmähen. Dankbar sind nur wenige; und da es den Protestanten, besonders den norddeutschen, so schwer wird, sich in katholisches und klösterliches Leben hineinzudenken — viel besser mögen sie uns vielleicht den Kultus der Kabiren beschreiben oder die Gebräuche in einem tibetanischen Kloster, in welchem Buddha gehuldigt wird, schildern —, so können sie, einzelne rühmliche Ausnahmen abgerechnet, selten solche Orte verlassen ohne ein verächtliches Achselzucken und nur mit dem Ausdruck eines hochmütigen Besser-wissen-wollens.

Mein Auge war ermüdet, mein Geist aufgeregt von all den großartigen Eindrücken, die ich empfangen hatte. Alles, Kloster, Kirche macht zwar nicht, im ganzen und großen genommen, den Eindruck hohen, ehrwürdigen Alters, aber ruhiger, edler, monumentaler Würde. Aus dem mittleren Hofe gelangt man auf einen kleinen, nach Nordwest gelegenen Balkon. Hier hinauf stieg ich, und nun lag das ganze Land, mit Ausnahme des südlichen Teiles, im hellen Sonnenglanze zu meinen Füßen. Es war ein großartiger Anblick; wohin das Auge schweift, überall klassischer Boden. Es ist nicht mehr diese Großheit der Formen, diese klare, würdige Ruhe, dieser Reichtum an Erinnerungen, wie sie die römische Campagna bietet; dafür ist aber alles farbenprächtiger, lebensvoller und reich bevölkert. Überall leuchten aus Wein- und Olivenlaub die ländlichen Ansiedlungen hervor; alles ist wohl angebaut, reiche Ernte verheißend. In vielen Windungen schlängelt sich der Garigliano durch die Ebene hin, als wolle er, ehe er dieses herrliche Land verläßt, noch einmal jeden Hügel liebkosen. Gegen Norden steht der Apennin mit den Orten Roccasecca, dem Stammschloß der Grafen von Aquin, Geburtsstätte des hl. Thomas, Castello und andern, die wie Nester an den Felsen hängen, zuletzt die gewaltige Kuppe des Cairo, Montecassino ganz nahe. Neben dem Flusse zieht sich die Bergkette längs der Küste hin, eine Fortsetzung des Volskergebirges, wo der Aquilone hervorragt. Montecassino gegenüber ist ein Einschnitt, durch welchen bei klarem Wetter aus dem Golfe von Gaëta das Meer herüberglänzt. Etwas nach Westen, mitten in der Ebene, liegt Aquinum. Ich blickte hinüber und wiederholt hinüber. Der Ort selbst bietet gegenwärtig wenig; zur Zeit der Römer eine große Stadt, noch im Mittelalter bedeutend, ist er jetzt nur ein unbedeutender Flecken. Der große Heilige aber hat ihn groß gemacht. Thomas von Aquin und Albertus von Köln

(Lauingen), Alexander von Hales — Italiener, Deutsche, Engländer — arbeiteten einträchtig an dem Dome kirchlicher Wissenschaft, welchen das kleine Geschlecht der Epigonen ebensowenig mehr verstand, als es für seine erhabenen Münster noch Verständnis hatte. Unserem Jahrhundert war es vorbehalten, das erst wieder zu entdecken, auf seine ganze Größe und Herrlichkeit hinzuweisen, an dem sie jeden Tag vorübergegangen waren und es doch nicht gesehen hatten. Der Italiener, der Deutsche, der Engländer, alle lehrten zu Paris; der Unterschied der Nationalitäten war von der Kirche nicht verwischt, wohl aber in die höhere Einheit der Katholizität aufgenommen worden, und so herrschte denn gerade in jenen Jahrhunderten ein Kosmopolitismus auf dem Gebiete der Wissenschaft, von dem wir jetzt kaum noch eine Ahnung haben. Trotz aller Wunder unserer modernen Verkehrsmittel, Eisenbahnen, Telegraphen, Zeitschriften usf., stehen doch die Völker einander viel fremder heute gegenüber als vor 600 Jahren, da man nur mit Saumtieren über die Alpen gelangte und Wege und Stege, abgesehen von den Bedrückungen kleiner und großer Dynasten, das Reisen zu einer beschwerlichen Aufgabe machten, woran heute noch das englische travel die Erinnerung bewahrt. Was weite Strecken und unwegsame Berge geschieden, hatte der Geist der katholischen Einheit verbunden, aus welchem die katholische Wissenschaft geboren wurde. Ich habe schon früher darauf hingewiesen, wie gerade die Einheit der Sprache dieser Einheit der wissenschaftlichen Bestrebungen den Ausdruck gab und zugleich ihre Bedingung wurde; ohne die lateinische Sprache wäre es darum in Europa zu keiner Wissenschaft, zu keiner Bildung überhaupt gekommen; denn nur aus einer gemeinsamen übernationalen Quelle konnte für diese jungen Völker, die aus den großen Katastrophen des 4. bis 6. Jahrhunderts hervorgegangen waren, höheres geistiges Leben fließen.

Schon im 13. Jahrhundert hatte der Absolutismus der Hohenstaufen diesen Universalismus der Wissenschaft zu durchbrechen versucht; die von ihnen im Jahre 1224 zu Neapel gegründete Universität genoß das Unterrichtsmonopol; jeder dem Königreich Angehörige mußte hier seine Studien machen. Doch blieb die Verordnung eine vereinzelte Erscheinung in jener Zeit. Erst die Reformation brachte den Gedanken Friedrichs II. zur vollen Reife; sie hat die zwei großen völkerumspannenden Institutionen

der Welt, Papsttum und Kaisertum, soviel an ihr lag, vernichtet. Der Landesherr zog die Befugnisse beider an sich, soviel er konnte, und er konnte viel; denn die Lehrer des römischen Rechtes sowie der Theologie an der ‚Landesuniversität', die jetzt der Fürst nach Gutdünken ernannte und wieder entließ — ganz im Gegensatz zu der Übung des Mittelalters —, waren bemüht, seine weltliche Macht nach dem Muster altrömischer Kaiser auszudehnen und seine geistliche aus der Heiligen Schrift zu beweisen. Noch kränkeln wir an den Folgen jener unseligen Zustände, noch ist der atembeengende Zunftgeist nicht ganz verbannt; die Notwendigkeit einer Reform unserer Hochschulen ist ein öffentliches Geheimnis. In unbedingter Lehr- und Lernfreiheit kann ich allerdings keine Panazee erkennen; ohnehin ist sie ja nur eine Phrase, welche nicht selten im schneidenden Gegensatze zur Wirklichkeit steht. Die richtige Mitte zu finden zwischen Freiheit und Gebundenheit, korporativer Selbständigkeit und staatlicher Kontrolle, namentlich aber auch die gerechte Verteilung von Sonne und Wind, welche den freien Schulen den Wettkampf möglich macht, ist eine Aufgabe, deren Lösung der Zukunft vorbehalten bleibt. Auf allen Gebieten der Industrie, des Handels und des Erwerbes herrscht Freizügigkeit, und wir rühmen uns derselben trotz aller Gegenbewegung als köstlicher Errungenschaft unserer Zeit. Aber auf dem freiesten Gebiete, das es nur gibt, jenem der Wissenschaft, hält man das Monopol aufrecht. Nicht was der Mann gelernt hat, bildet das Maß seiner Beurteilung, sondern wo er es gelernt. Schwachen Geistern ist allerdings das Monopol eine Stütze, an die sie sich lehnen mögen, und ein Wall, der sie vor Überflüglung schützt. Möchten sie ebendarum auch das Wort ‚Lehr- und Lernfreiheit' nicht aussprechen; es wird in ihrem Munde zur Lüge.

Aquinum hat noch eine andere literarische Größe in seiner Wiege gesehen, den Satiriker Decimus Junius Juvenalis. Welch ein Gegensatz! Juvenal, der Zeuge wüster Orgien zu Rom, und Thomas, der entsagende Mönch in stiller Zelle! Beide signalisieren den Höhepunkt ihrer Zeit: Juvenal Rom, das in der tiefsten Tiefe des Verderbnisses angekommen war; Thomas das Jahrhundert, in welchem die beiden großen Schöpfungen des Christentums, Kaisertum und Papsttum, den Gipfel ihrer Größe erstiegen hatten. Juvenal und Thomas tragen in einem Wort die Signatur ihres Lebens

und Wirkens; jener: facit indignatio versum[1], dieſer: non aliam mercedem nisi Te, Domine![2] Juvenals Verſe ſind der Weheruf eines an ſich ſelbſt verzweifelnden, rettungslos untergehenden Geſchlechts; Thomas' Summa iſt das Bekenntnis einer glaubensſtarken Menſchheit, die vertrauensvoll in die Zukunft blickt. Juvenal ſchreibt, um ſeinem Ekel Ausdruck zu geben, da Rom eine Blut- und Kotlache geworden war; Thomas ſchreibt, um in großen Zügen das Reich Gottes zu zeichnen, wie es von Ewigkeit im Geiſte Gottes ſteht und in der Zeit ſich verwirklichen ſoll. Und um zu enden: Juvenal ſtirbt vor Haß und Verachtung ſeiner Welt, eine beſſere hat er ja nicht gekannt; Thomas ſtirbt, und ſeiner Hand entfällt die Feder, welche eine Erklärung des Hohenliedes, des Liedes der Liebe, ſchrieb. —

Es war nur eine kurze, aber inhaltvolle Zeit, die wir in der Abtei zubrachten, der wir ſo viel Belehrung, Erhebung, Anregung dankten. Montecaſſino ſteht eben in analoger Weiſe, wenn auch in minderem Grade, wie Rom im Zentrum der Welt-, Kirchen- und beſonders Literaturgeſchichte. Hier ſchrieb Paulus Diaconus ſeine Geſchichte der Langobarden, von hier, wie bereits erwähnt wurde, empfing Dante einen mächtigen Impuls. Die Bedeutung Caſſinos hat er ſelbſt mit unſterblichen Verſen geſchildert:

Quel monte, a cui Casino è nella costa,
Fu frequentato già in sua cima
Dalla gente ingannata e mal disposta.

E io son quel che su vi portai prima
Lo nome di Colui che in terra addusse
La verità, che tanto ci sublima;

E tanta grazia sovra me rilusse,
Ch' io ritrassi le ville circostanti
Dall' empio culto che il mondo sedusse[3].

---

[1] Entrüſtung führt die Feder.

[2] Keinen andern Lohn, o Herr, als dich!

[3] Dante, Divina Commedia, Paradiso XXII 37. Wie Gregor d. Gr. in ſeinem Leben des hl. Benedikt erzählt, ſtand vordem auf der Spitze des Berges ein Tempel Apollos.

Der Berg, an deſſen Hang Caſino lieget,
Ward einſt auf ſeinem Gipfel heimgeſuchet
Von dem betrognen, ſchlimm geſinnten Volke.

So groß war ſeine Begeiſterung für das erhabene Ordensleben, ebenſo groß war aber auch ſein Zorn, mit dem er durch den Mund des großen Stifters ſelbſt jene ſtraft, die von dem Geiſt der Stiftung abgefallen waren:

Le mura, che soleano esser badia,
Fatte sono spelonche, e le cocolle
Sacca son piene di farina ria[1].

Auch Montecaſſino war, namentlich im 14. Jahrhundert, dem Schickſale alles Irdiſchen unterlegen. Eingedrungene und mit Gewalt aufgedrungene Äbte trugen nicht wenig Schuld an dem Verfalle der Diſziplin[2]. Doch blieb die Regeneration nicht aus, und die Errichtung der Kongregation von Montecaſſino bot der Reform eine feſte und dauernde Grundlage. Über den Geiſt, der im 16. Jahrhundert dort herrſchte, gibt ein Schreiben Angelo Grillos von Montecaſſino aus an Don Angelo Petra Aufſchluß. ‚Alle‘, heißt es daſelbſt, ‚gereichen mir hier zum großen Troſte und ſind mir zugetan mehr, als ich verdiene, beſonders aber P. Caracciolo. P. Sangrino iſt mir über alle Maßen gewogen. Er will immer für mich ganz beſonders beten. „Wir wollen alle beide Engel werden“, ſagte er. „Ja“, entgegnete ich, „die Sterne ſind verſchieden untereinander.“‘

Es war ein ſinniger Gedanke der Mönche von Montecaſſino bei Gelegenheit des ſechſten Zentenariums des großen Dichters, das

Und ich bin's, der zuerſt hinaufgetragen
Den Namen deſſen, der zur Erde nieder
Die Wahrheit brachte, die uns ſo verkläret;

Und über mich entſtrahlte ſo viel Gnade,
Daß ich ringsum die Weiler vom verruchten
Dienſt abzog, der die Welt verführet hatte.

[1] Dante l. c., Paradiso XXII 76:

Die Mauern, die vordem Abtei'n geweſen,
Sind Räuberhöhlen worden, und die Kutten
Sind Säcke, mit verdorbnem Mehl gefüllet.

[2] Zur Zeit Julius' II. beſaß der Kardinal Giovanni de' Medici die Abtei als Kommende und bezog daraus reiche Einkünfte. Unter dem 22. November des Jahres 1504 reſignierte er auf die Kommende, behielt ſich aber eine ſo große Penſion vor — 4000 Kammerdukaten, 500 Rubbien Getreide, 1000 Pfund weißen Wachſes —, daß für das Kloſter ſelbſt wenig übrigblieb. Nach großen Opfern ward es hierauf der Abtei möglich, der Reform von Santa Juſtina in Padua beizutreten, und nun führte die von da ausgegangene Kongregation den Namen Congregatio Casinensis. Näheres bei Dittrich, Hiſt. Jahrb. V 326.

von ihnen aufbewahrte Manuskript der Göttlichen Komödie, Text mit Kommentar, herauszugeben. Unter der umsichtigen Leitung Tostis ging dasselbe in Folio als eine in jeder Beziehung untadelhafte typographische Leistung aus der Druckerei des Klosters hervor. Das war die Antwort des heutigen Montecassino auf die Anklage des großen Dichters; sie, die jüngsten Söhne des hl. Benedikt, haben den Geist bewahrt, den der Patriarch ihren Ahnen vor 1300 Jahren eingehaucht hatte. Und das war die Rache des durch das kirchenfeindliche Gesetz im Namen italienischer Intelligenz und Bildung gewaltsam unterdrückten religiös-wissenschaftlichen Männervereins, daß dieser Orden als Abschiedsgruß vor seinem Scheiden und als Testament das Werk dessen hinterließ, der seinem Volke Poesie, Sprache und mit ihr die Grundlagen seiner ganzen Zivilisation gegeben hat.

‚Das strenge Leben', heißt es daselbst in der Vorrede, ‚zu welchem wir uns durch unsere Gelübde verpflichtet haben, hat uns nicht vaterlandslos noch für die nationalen Feste teilnahmslos gemacht. Wo alles sich vereinigt, um so große Erinnerungen zu feiern, da ist der Sohn des hl. Benedikt an seinem Platze, dessen Beruf es immer war, über dieselben mit Sorgfalt zu wachen. In dieser gemeinsamen Huldigung, welche Italien seinem großen Dichter zollt, erblicken wir nicht etwas Profanes, vielmehr einen Strahl des göttlichen Lichtes, das wir tief in unserem Herzen aufnehmen und bewahren sollen. Männer wie Dante, welche eine Zivilisation geschaffen, tragen in sich den Odem göttlichen Geistes; in ihnen erscheint wie im Spiegel der Glanz des Christentums. So möge denn der Duft des Lorbeers, welcher ein sterbliches Haupt krönt, um seiner unsterblichen Gedanken willen mit vollem Recht sich verbinden mit den Weihrauchwolken, welche aufsteigen zu Gott im Chore der betenden Mönche.'

Abt Tosti gilt manchen Italienern als ‚liberal'; die Bevormundung der Kirche durch einen nicht aufgeklärten, sondern häufig recht engherzigen Absolutismus hatte er in Neapel hinlänglich kennen gelernt und verabscheut. Selbst in seinem hohen Alter hat er sich eine ideale Natur bewahrt, vielleicht zu ideal, zu wenig die gegebenen Verhältnisse erkennend, zu viel auf den Edelmut und Rechtssinn der Regierungen, die Ehrenhaftigkeit und Wahrheitsliebe der Menschen bauend. Im Jahre 1883 hat ihn der Heilige Vater Leo XIII. zum Vizepräfekten der päpstlichen Archive ernannt.

Es tut wohl, mitten unter den Ruinen, mit welchen das gegenwärtige Regiment Italien erfüllt hat, seine Stimme zu vernehmen, welche die ewige Mission der katholischen Kirche und des Mönchtums laut verkündet. Man kann die tausendjährige Eiche mit roher Faust niederschlagen, aber man wird nicht hindern können, daß aus der Wurzel neue, lebenskräftige Triebe hervorsprossen. Der Geist, der diese Institute vor vielen Jahrhunderten ins Leben gerufen, ist den Machtsprüchen der Gewalthaber unerreichbar. Sie können die Mönche vertreiben, ihre Güter einziehen, uralte Stätten der Kultur in Ruinen verwandeln, unersetzliche Schätze und Meisterwerke der Geschmeidekunst, Malerei und Bildnerei verschleudern, kostbare Bibliotheken plündern; der materielle Schaden wird groß, sehr groß sein, für das Land zunächst und am meisten für seine Armen. Aber wenn die Männer von heute längst ins Grab gestiegen sind und die Wasser der Flut verlaufen, dann werden wieder die Gestalten der Mönche, die sie jetzt vertrieben haben, durchs Land gehen, heilend, rettend, vielleicht gerufen von den Kindern derer, die sie einst verfolgt haben. Es werden weniger Klöster und diese weniger reich sein; doch das ist kein Schaden.

Nirgends so wie in Italien sehen wir die Klöster im Volke wurzelnd. Bis zu Ausgang des Mittelalters und noch später war es nicht selten, daß Fürsten und Herren, Frauen von hoher Geburt und Bildung sich entweder für immer oder doch von Zeit zu Zeit in Klöster zurückzogen, um hier stille Tage in religiöser Einsamkeit zuzubringen. Selbst der nach unsern gegenwärtigen Begriffen freiere Verkehr der Klosterleute mit der Welt, obgleich er manche Auswüchse zeigte, war doch nur die Äußerung der Gemeinsamkeit der Anschauungen, Denkweise und Bestrebungen, was vielleicht mit einem Hauch des Weltlebens das Kloster anwehte, aber auf der andern Seite ohne Zweifel dem gläubig frommen und kirchlichen Leben in der Welt viele Elemente der Erbauung und des Friedens zuführte. Man denke an die Versammlungen der Elite aus der Florentiner Gelehrtenwelt bei Ambrogio Traversari in seinem Kloster Santa Maria degli Angeli. Heute noch erinnert das Wort Zi' fra (Frater Onkel), mit welchem jeder Knabe in Italien den wandernden Franziskaner- oder Kapuzinermönch um ein Bildchen bittet, an den innigen Zusammenhang zwischen den Ordensleuten und dem Volke.

Weniger bekannt sind die Beziehungen der Abtei zu einem neueren berühmten italienischen Dichter, Torquato Tasso. Als dieser — welches seine Schuld war, weiß die Geschichte zur Stunde noch nicht zu entscheiden — auf Befehl des Herzogs Alfonso II. von Ferrara unter dem Vorwande des Wahnsinnes lange Jahre im Kerker schmachtete, da war es ein Mönch von Montecassino, Don Angelo Grillo, damals Abt des Benediktinerklosters zu Genua, welcher den Unglücklichen, nicht selten der Verzweiflung Nahen in seiner Einsamkeit aufsuchte, tröstete, ermutigte und nicht ruhte, bis er ihm nach jahrelangen Bemühungen die Befreiung erwirkt hatte. Jene, denen es viel eher zugestanden wäre, Sympathien für den großen Dichter auszusprechen und an seiner Rettung zu arbeiten, die Dichter Guarini, Speroni, der gelehrte Pigna, welche der Gnade des Hofes sich erfreuten, blieben ihm ferne, ja selbst feindlich gesinnt. Tasso hatte schon in früher Jugend liebevolle Aufnahme bei den Benediktinern von la Cava gefunden; in den Briefen, die er später aus seinem Gefängnisse schrieb, tauchen diese Erinnerungen als tröstende Bilder in seiner trüben Gegenwart wieder auf.

Montecassino selbst war in jener Zeit ein italienischer Parnaß geworden; Angelo Sangrino, Onorato Fascitello, Felice Passero, Benedetto dall' Uva waren Tassos hochverehrte Freunde; den Benediktiner aus derselben Abtei, den sprachlich feingebildeten Vincenzo Borghini, zog der Dichter über sein ‚Befreites Jerusalem' zu Rate. Ein Benediktiner aus der Abtei von Ferrara, Don Basilio Zaniboni, dem gegenüber Tasso in einem Schreiben sich als seinen ‚geistlichen Sohn und Freund' bezeichnet und den er anfleht, während der heiligen Woche ihn in seinem Gefängnisse zu besuchen und Trost zu spenden, war das Werkzeug, dessen sich Grillo in seiner Abwesenheit bediente, um dem Dichter nahe zu bleiben. Als alle ihn vergessen hatten, des Herzogs Schwestern Lukretia und Eleonora nicht mehr von ihm sprechen durften, und mit ihnen der gesamte Hof, das ist die ganze gebildete Welt in Ferrara, ihn verlassen und vergessen hatte, blieben diese Mönche sein einziger Trost und sannen auf seine Befreiung. Es bedurfte der größten Vorsicht, um den stets mißtrauischen Herzog nicht zu reizen und die Qualen des Gefangenen nicht zu steigern; aber mit dem erfinderischen Sinne der Liebe fanden diese beiden Mönche doch Mittel und Wege, ihm leibliche Labung und Erleichterung in seinem harten Lose zu verschaffen und besonders seinen

durch mehr als ſechsjährige Einſamkeit in ſtrenger Haft tief gebeugten Geiſt aufzurichten. Sie erwirkten ihm die Erlaubnis, hie und da in ihrer Abtei zu Ferrara einen Tag zubringen zu können; ſie nahmen ihn als Mitglied ihres Dritten Ordens in die Gebetsgemeinſchaft ihrer großen Korporation auf, wofür Taſſo den innigſten Dank ausſpricht. Er verherrlichte vom Kerker aus das Ordensleben auf Montecaſſino in dem ſchönen Sonett:

Nobil porto del mondo e di fortuna,
Di sacri e dolci studi alta quiete;
Silenzi amici, e vaghe chiostre e liete,
Là dove ha l' ora, e l' ombra occulta e bruna.

Tempj, ove a suon di squilla altri s' aduna,
Degni via più d' archi, e teatri, e mete;
In cui talor si sparge, e 'n cui si miete
Quel che ne può nudrir l' alma digiuna.

Uscì di voi chi fra gli acuti scogli
Della nave di Pietro antica e carca
Tenne l' alto governo in gran tempesta.

A voi, deposte l' arme, e i feri orgogli,
Venner gli Augusti; e 'n voi s' ha pace onesta,
Non pur sicura: e quindi al ciel si varca [1].

Endlich, bei Gelegenheit der Vermählung des Sohnes von Alfonſo I., Ceſare d' Eſte, mit Virginia Medici, öffneten ſich für immer die Türen ſeines Gefängniſſes. Don Grillo war ohne Unterlaß bei Vincenzo Gonzaga, dem Sohne des Wilhelm, Fürſten von Mantua,

[1] O glücklich, wer aus ſtürm'ſchen Meereswogen
Dorthin geflüchtet, wo ſo ſüßen Frieden
In heil'ger Stille jene Muſen bieten,
Die keinen ihrer Jünger je betrogen.

Und unter deines Tempels hehren Bogen,
Bei Glockenklang verſammelt, wird beſchieden,
Was höher iſt als alles Glück hienieden,
Uns allen, die zu dir herangezogen.

Von hier Entſtammte haben über Klippen
Der Kirche Schiff gelenkt, durch wilde Fluten
Das Steuer feſt in ſtarker Hand gehalten.

Zu dir hinauf, Gebete auf den Lippen,
Sind Könige geeilt in Andachtsgluten;
Zum Himmel zog ſie's hin nach ird'ſchem Walten.

für Taſſo tätig. Um das Mißtrauen Alfonſos zu beſchwichtigen, der immer noch die poetiſchen Pfeile des Dichters fürchtete, wenn dieſer in Freiheit geſetzt würde, nahm Gonzaga ihn zu ſich an ſeinen Hof, was bei dem verwandtſchaftlichen Verhältniſſe Gonzagas zu Alfonſo das beſte Unterpfand für Wahrung der herzoglichen Ehre bot.

Im Dezember 1594 ſtand Taſſo, auf ſeinem Wege nach Rom, vor der Pforte von Montecaſſino; hier brachte er inmitten ſeiner geliebten Mönche, ſeiner ‚Väter und Freunde', das Weihnachtsfeſt zu; wenige Monate darauf, am 25. April 1595, ging er in Sant' Onofrio in Rom ein zur ewigen Ruhe. Warum er Sant' Onofrio zum Aufenthalte wählte, hat er in einem Schreiben an ſeinen Freund Conſtantini ausgeſprochen: Mi son fatto condurre in questo monastero di Sant' Onofrio, non solo perchè l'aria è lodata da' medici, più che d'un' altra parte di Roma; ma quasi per cominciare da questo luogo eminente, e colla conversazione con questi divoti Padri la mia conversazione in cielo[1].

Die Abtei bewahrt noch jetzt eine Erinnerung an ihn. Das oben erwähnte Gemälde im Speiſeſaal zeigt ganz vorn unter der Menge, welche vom Herrn das geſegnete Brot empfängt, den in jugendlicher Schönheit daſtehenden Dichter. —

Die Stunde des Aufbruchs war gekommen; mit Wehmut nahmen wir Abſchied von dieſer Wunderſtätte, von dieſen edeln, teuren Männern. Auch nicht das geringſte Entgelt wurde angenommen. — Wieder ſprachen wir bei unſerem Gaſtwirt und ehemaligen Notar zu. Er begrüßte uns viel heiterer als das erſtemal, es war ihm ſichtlich ein Bedürfnis, bei uns ſich auszuſprechen. Doch auch diesmal ſollte ihm eine bittere Demütigung nicht erſpart werden.

Während wir in lebhafter Unterredung begriffen waren, öffnete ſich die Tür; ſelbſtbewußt und mit der Haltung eines Siegers im eroberten Lande trat ein Gendarmerieunteroffizier herein. Gebürtig aus Pignerol, war er nichts weniger als Vollblut-Italiener, ein echter buzzurro, wie die Römer dieſe fremde piemonteſiſche Raſſe ſpottweiſe nennen, deren Sprache ſchon ihr Ohr beleidigt. Er warf ſeinen mächtigen Schiffhut, den die Gendarmen quer auf dem Kopfe

[1] Lett. 196. ‚Ich habe mich in dieſes Kloſter von Sant' Onofrio begeben, nicht bloß weil die Luft daſelbſt als die beſte in Rom von den Ärzten geprieſen wird, ſondern um auf dieſer Höhe gewiſſermaßen durch den Umgang mit den frommen Vätern meinen Wandel im Himmel zu beginnen.'

tragen, auf den Tiſch und forderte gebieteriſch etwas zu eſſen und Wein. Pompei ſtand auf und brachte ihm ſchweigend das Verlangte; er war eben Padrone, Oberkellner und ragazzo in einer Perſon. Der Gendarm nahm einen Biſſen, ſtieß dann den Teller zurück und ſagte im Tone der Verachtung: ‚Brutta costelletta, nehmen Sie dieſelbe weg!‘ Ich ſah den Notar nur einen Augenblick an, dann wendete ich mich ab; ich habe den Ausdruck voll Scham und grimmiger Wut, der auf ſeinem Geſichte ſtand, lange nicht vergeſſen, aber er ſprach kein Wort.

Wir ſtanden auf und verabſchiedeten uns. Bewegt reichte er uns die Hand und dankte echt italieniſch für die Unterhaltung, die er mit uns genoſſen hatte. ‚Wenn Sie wieder einmal nach San Germano kommen‘, ſetzte er bei, ‚finden Sie mich nicht mehr. Das halte ich nicht aus.‘

Welches ſeine ferneren Schickſale waren, habe ich nicht erfahren können.

7. Venedig und die Mönche zu San Lazzaro.

Venedig in der Geſchichte. — Allgemeiner Eindruck der Stadt. — Ein Sommerabend auf dem Markusplatz. — Venedig unter Öſterreich, als Republik und als Provinz Italiens. — Santa Maria della Salute. — Das Arſenal. — Venedig und die Lagunen. — Eine Feier in San Marco. — Die Verfaſſung der Republik Venedig. — Urſachen ihrer Dauer und ihres Verfalles. — Charakter, Sprache, Kunſt der Venezianer. — Die Armenier auf San Lazzaro. — Geſchichte der Mechitariſten. — Leben und Studien auf San Lazzaro.

I.

Ecco la bella Venezia![1] Mit dieſem Rufe deutete mein Kutſcher über die weiten, bläulich-grünen Waſſer der Lagunen hin, als ich zum erſtenmal vor 45 Jahren (1841) in Meſtre angekommen war. Dort drüben lag ſie, die Wunderſtadt, von einem leichten Nebelſchleier umhüllt, der jedoch ihre vielen Türme, Kuppeln, Kirchen und Paläſte in ſchwachen Umriſſen erkennen ließ. Mein Herz ſchlug mächtig bei dieſem Wort; ſtaunend und ſchweigend ſah ich über die Flut hinüber, die ein erfriſchender Oſtwind kräuſelte. Wohl ſtand ich noch in den erſten Jünglingsjahren, aber ſo vieles hatte ich geleſen über dieſe merkwürdige, in ihrer Art einzige Republik, ihre großen Bürger, kühnen Seefahrer, tapferen und glücklichen Feldherren, klugen und ſcharfblickenden Staatsmänner; die ganze ſchickſalsvolle Geſchichte dieſes Inſelſtaates trat lebendig vor meine Seele. Zwar hatte mein Lehrer, der uns Knaben in die Weltgeſchichte einzuführen ſich bemühte, ſeine Bewohner als ein ‚ſchmutziges Krämervolk‘ dargeſtellt, aller höheren Ideen bar und nur dem Gewinne ergeben, was ich aber ſchon damals nicht recht begreifen konnte, da ich dabei immer an die Krämer des Gymnaſialſtädtchens dachte, die Zucker und Tabak viertelpfundweiſe verkauften, und doch dabei wieder von den Dandolos

[1] Siehe da das ſchöne Venedig!

hörte und so manchen andern Seehelden. Auch in den Lehrbüchern der Kirchengeschichte hatte ich später so manches gelesen, was mich vermuten ließ, daß die ‚Signoria' vom Orient her ein gutes Stück Byzantinismus mit herübergebracht hatte nach der Riva degli Schiavoni und die Kirche ebenso eifersüchtig überwachte wie ihre Dogen. Prima siamo Veneziani, poi Cristiani[1] — dieser Spruch mochte so ziemlich als Regierungsmaxime gelten; solange diesem nicht entgegengetreten wurde, konnte jeder in der Stadt des hl. Markus unbehelligt leben, wenn er nur dabei noch die Regel befolgte: Udi, vedi, tace, Se vuoi viver in pace[2]. — Della Serenissima Signoria non si parla, nè bene nè male[3], war der Inbegriff aller Weisheit für die Venezianer Bürger. Der Servitenmönch Paolo Sarpi, dieser Calvinist in der Mönchskutte, wie Bossuet ihn nannte, den die Republik zu ihrem Consultore teologico[4] mit einem Gehalte von 800 Dukaten ernannt hatte, welchen sie später verdoppelte, durfte seinem ganzen Hasse gegen Rom Luft machen, da er seine spitze Feder, in Galle getaucht, in den Dienst der Republik stellte. San Marco hatte gerade damals gegen St Petrus sich aufgelehnt, und so war er eben zur rechten Stunde gekommen und konnte, wie ehedem der Franziskaner Wilhelm Occam zu Kaiser Ludwig dem Bayer gesprochen, zu dem Rate der Zehn sagen: Tu me defendis gladio, et ego te defendam calamo[5]. Wohl hat ihn Pallavicini in seiner Geschichte des Konzils von Trient nicht nur übertroffen durch den Reichtum der von ihm mitgeteilten Urkunden, ihm nicht nur in mehr als 300 Fällen seine Unwahrheiten und Entstellungen nachgewiesen, sondern er war ihm auch durch die Eleganz der Sprache und den Adel seiner Gesinnung weit überlegen; aber Sarpi hatte die Spötter auf seiner Seite, und diese haben immer recht, da sie keine Gründe brauchen. Luther war in dieser Weise des Kampfes vorangegangen, und Voltaire hat ein Jahrhundert nachher sich als Meister darin bewiesen.

Ich blickte zurück in die uralte Geschichte der Stadt; ich gedachte der Hunneneinfälle, der hochlodernden Flammen von Aquileja und

---

[1] Erst sind wir Venezianer, dann Christen.

[2] Höre, siehe, schweig, so hast du Friede gleich.

[3] Von der durchlauchtigsten Herrschaft spricht man nicht, weder Gutes noch Böses. [4] Theologischen Berater.

[5] Du verteidigst mich mit dem Schwerte, und ich verteidige dich mit der Feder.

der reichen, ehedem hier blühenden Städte, wie Altinum (das heutige Altino); ich stellte mir die Scharen vor, die voll Angst vor der gewaltigen Gottesgeißel nach den Inseln flüchteten, um da durch Pfahlbauten in großem Verhältnisse vor den grausamen Verfolgern sich zu schützen. Ich gedachte der mehr als hundertjährigen Kämpfe mit den Türken, erinnerte mich an den Opfertod des heldenmütigen Marc Antonio Bragadino zu Famagusta; vor meinen Augen entfaltete sich das Schauspiel des Bucintoro, auf dem der Doge mit allem Stolze und der Pracht der mächtigen Republik sein sposalizio feierte und sich als Herr des Meeres proklamierte; nur der Adel, dessen Name in das Goldene Buch eingetragen war, der Große Rat, welcher die erbliche Aristokratie der Signoria bildete, begleitete ihn; 168 Ruderer, auserlesen aus den besten Männern des Arsenals, setzten die Galeere in Bewegung, und das Volk, vom Glanze des Goldes geblendet und von den Fanfaren betäubt, jauchzte seinen Gebietern zu und hatte längst vergessen, daß gerade sie es waren, durch die ihm sein mehr als fünfhundertjähriges Recht entrissen wurde, das ihm einen Anteil an der Regierung sicherte.

Daß jedoch nicht bloß der Gewinn die treibenden Kräfte bildete für die Unternehmungen dieses Volkes, daß große Ideen seine Seele bewegten, hohe Vaterlandsliebe, Religiosität und Kunstsinn, davon überzeugt uns jedes Blatt in seinen Geschichtsbüchern, jeder Stein an seinen Monumenten. Und daß ein Volk ohne große Opfer, männlichen Starkmut und Ausdauer, rastlose Arbeit und unbeugsame Widerstandskraft von geringen Anfängen zu solch gewaltiger Macht und weithin gebietendem Einflusse sich nicht erheben kann, mögen wir aus der Entwicklungsgeschichte aller Völker zur Genüge entnehmen. War auch seit uralten Zeiten, seit der Besetzung der verschiedenen Inseln, welche später den Gesamtnamen Venedig trugen, die Stadt gespalten in die beiden Parteien der ‚Nicolotti' und ‚Castellani' [1] (jene trugen schwarzes Barett und schwarzen Gürtel, diese dagegen beide rot), so schwiegen doch alle Gegensätze, wenn das Vaterland in Gefahr war.

Nicolotti, Castellani,
Siamo tutti Veneziani [2],

[1] So genannt nach den beiden äußersten Punkten, Castello und San Nicolo.

[2] Nicolotten, Castellaner,
Alle sind wir Venezianer.

war ein bis zum 19. Jahrhundert bekanntes Wort. War es doch gerade die Verweichlichung, der entnervende Genuß, der Trieb nach Besitz ohne ernste Arbeit, die Ruhe auf den Lorbeeren der Ahnen, ohne Impulse zu Höherem und ohne weiteren Blick, was im 18. Jahrhundert die Republik gestürzt hat. Die Dandolo, Venier, Morosini, Bragadino auf der einen, Lodovico Manin auf der andern Seite sind die Typen für dieses zweifache Venedig; dort der Kampf bis zum Siege oder Tode, hier Ratlosigkeit und verächtliche Feigheit. Und auch seinen Konflikt mit dem Papste und seine Freundschaft mit dem geriebenen Serviten können wir einigermaßen entschuldigen; waren es ja doch mehr politische Rücksichten, die hier vorwalteten, als religiöse Antipathien. Venedig blieb eine treue Tochter der Kirche, trotz so mancher Versuche von Genf her, den Calvinismus auszubreiten, trotz seiner Toleranz, die es als Handelsvolk und Herrscherin über Schismatiker und Ungläubige in ausgedehnterem Maße übte, als es in jenen Zeiten Sitte war; seine gewaltigsten, schönsten, reichsten Denkmäler, die es errichtet hat, sind seine Kirchen; Venedig ist und bleibt in der Tat die Stadt der schönen Kirchen. Und wer mit aufmerksamem Blicke Venedig durchschifft und durchwandert hat, mußte staunen, wenn er in den engsten Gäßchen Kirchen entdeckte von der edelsten Bildung, und er konnte sich kaum der Rührung erwehren, wenn er sah, mit welch liebender Sorge sie rein gehalten und gepflegt sind, während fast ringsum seinem Auge nur Ruinen begegnen und die bitterste Armut.

II.

Ecco la bella Venezia! Nun lag es vor mir; wie ein mächtiges Schiff schien es dort drüben über der Flut zu schwimmen, leichte Rauchwolken schwebten darüber wie glänzendes Segelwerk. Eine Barke ward gemietet, und mit jedem Ruderschlage, der uns vom Lande entfernte, ward mir wohler. Die Reise war lang und mühselig gewesen, und zuletzt hatte noch das Rufen und Lärmen der vielen Bootsleute, die heftig gestikulierend sich an mich und meine Begleiter herdrängten und unter sich schalten und stritten, was aber bald wieder mit Lachen abwechselte, unsere Geduld auf eine harte Probe gesetzt und uns schmerzlich unsere stille Heimat vermissen lassen. Mehr und mehr ward es ruhig um uns her, kaum vernahm man den Stoß der Ruder; auch die zwei Schiffer, die uns führten, waren

ſchweigſam geworden. Wir waren alle bewegt und auch wehmütigen Herzens; nun ſollte uns nicht bloß die Ferne, ſondern auch das Meer von dem Vaterlande trennen. Die Reiſe ſollte ja noch weiter hinein gegen Süden gehen und der Aufenthalt dort lange Jahre währen. Wirſt du einſt wohl wieder heimwärts fahren? Dieſe Frage mochte da mancher bang und leiſe in ſeiner Bruſt hören; doch wir wollten ſie nicht hören, und einer der Genoſſen, wohl ſangeskundig, ſtimmte mit hellem Klange das Lied an: O pescator del l'onda![1] Wir alle fielen ein und ſangen uns ſo die Beklemmung von der Bruſt weg. Langſam, mit gemeſſenen Ruderſchlägen ſchwammen wir hinüber; die Stille ringsum, als wir geendet hatten, das ruhige Gewäſſer, die Abendkühle nach heißem Tage und all den Aufregungen und lautem Treiben, wie es das Reiſen in Italien damals mit ſich brachte, verſetzten mich in eine eigentümliche Seelenſtimmung; es drang mir bis ins Herz hinein und brachte Frieden und Zuverſicht. Immer größer, immer deutlicher ſtieg nun die Stadt vor uns auf; in ſtiller, ruhiger Majeſtät tauchte ſie aus dem Meere empor und ſchien uns entgegenzukommen; die Sonne, die uns zur Rechten ſtand, neigte zum Untergange und warf ein Purpurrot darüber hin, die Kuppeln von San Marco und Santa Maria della Salute flammten auf im lichten Schein, und der Streif, den unſere Gondel in den Wogen zog, glitzerte in buntem Farbenſpiel. Das war ein Eindruck, ſo mächtig und tief, wie ich ihn ſpäter nie mehr empfand. Ganz natürlich; wie ſollte es auch anders ſein bei einem jungen Menſchen, der immer nur in den engen Verhältniſſen eines kleinen deutſchen Städtchens gelebt hat und nun dieſe Zauberſtadt vor ſich ſieht und mit ihr die großen Jahrhunderte ihrer Geſchichte, wo ihm Monumente entgegentreten, wie ſie die Welt zum zweitenmal nicht hat!

Ich habe Venedig ſeitdem oftmals wiedergeſehen. Vieles hat ſich geändert, die Stadt ſelbſt, die nun durch den Bau der Brücke, die ſie mit dem Feſtland verbindet, zur Halbinſel geworden iſt, und wohl auch der Blick des Beſchauers. Gib dem Greiſe das Auge des Jünglings, und er wird wieder ſehen wie ein Jüngling, hat ſchon Ariſtoteles geſagt. Aber immer und immer war der Eindruck ein überwältigender, und wir lernen verſtehen die Worte, mit denen der berühmte Latiniſt Sannazaro Venedig verherrlicht hat:

[1] O Fiſcher der Flut!

Venedig von der Insel San Giorgio aus. (Phot. Alinari.)
Vorn in der Mitte der frühere Campanile.

Viderat Adriacis Venetam Neptunus in undis
Stare urbem et toti ponere iura mari;
Hinc mihi Tarpeias quantumvis Iuppiter arces
Obice et illa mihi moenia Martis, ait,
Si Pelago Tiberim praefers, urbem aspice utramque,
Illam homines dices, hanc posuisse Deum [1].

Die Humaniſten jener Zeit haben den Mächtigen des Tages viel geſchmeichelt; wenn wir es einem verzeihen dürfen, ſo iſt es Sannazaro, denn er hat ſeine Muſe in den Dienſt des Größten geſtellt, was es auf Erden nach Rom gibt. Die ſtolze Republik hat ihn auch nicht unbelohnt gelaſſen; für jeden ſeiner Verſe ſoll der Dichter 100 Dukaten erhalten haben; und ihm wurde zugleich die Ehre zuteil, daß ſein Bild, von Tizian gemalt, im Saal des Großen Rates eine Stätte fand.

Noch erinnere ich mich des tiefen Eindrucks, den damals die Worte auf mich machten, die in großen goldenen Buchſtaben am Fries eines Palaſtes angebracht waren: Non nobis, Domine, non nobis, sed nomini Tuo da gloriam [2]. So oft ich auch ſpäter wieder nach Venedig kam, ſuchte ich ihn auf. Es bildet einen eigentümlichen Gegenſatz: dieſes Wort und der Anblick von Verlaſſenheit und Verödung, den er jetzt darbietet; es war mir wie eine mächtige Erinnerung an die Vergänglichkeit aller irdiſchen Größe, es brauchte keiner Worte und keiner Inſchrift mehr, um uns an ein anderes Wort zu erinnern: Sic transit gloria mundi! [3] Der Palaſt ſelbſt rief es uns mit lauter Stimme zu. Mitten in ihrer Größe, in vollem Machtgefühl hatten die guten Venezianer doch nicht vergeſſen, Gott die Ehre zu geben. Es mag ſein, daß ſelbſt in dieſem Bekenntniſſe ihrer Demut ſich das Bewußtſein geltend macht, etwas zu ſein in der Welt und unter den ſie bewundernden und beneidenden Nationen; aber es war doch ein Tribut, den ſie ungeſcheut Gott zollten, dem ſie ihre Größe verdanken wollten, und nicht der Tapferkeit ihrer Seehelden und Kriegsleute,

---

[1] Als in Adrias Flut Neptun erblickte Venedig
Stehen auf ſicherem Grund, mächtig gebietend dem Meer:
‚Wenn du auch‘, ſprach er, ‚Juppiter, die tarpejiſchen Burgen
Stelleſt vor Augen mir jetzt und jene Mauern des Mars,
Und die Tiber dem Meere vorziehſt, blick an beide Städte:
Jene iſt menſchliches Werk, dieſe erbaute ein Gott.‘

[2] Pſ 113, 8: Nicht uns, o Gott, nicht uns, ſondern deinem Namen ſei Ehre.

[3] So vergeht die Herrlichkeit der Welt.

noch der Klugheit ihrer Gesandten an den Fürstenhöfen, aus deren in neuerer Zeit bekannt gewordenen Berichten wir erkennen, daß sie in der Kunst der Diplomatie, in Scharfblick und feiner Beobachtungsgabe allen andern Völkern vorangegangen sind und sie weit übertroffen haben.

Es ist ein gemischtes Gefühl, das der Ankömmling empfindet, wenn er zum erstenmal durch den Canale Grande nach dem Markusplatze fährt; die historische Größe wirkt mächtig auf ihn ein, gerade darum bildet aber auch der Verfall in der Gegenwart einen desto schneidenderen Gegensatz. Schon die schwarzen Gondeln mit ihrer gleichfalls schwarzen Decke über der kleinen Kajüte, die still durch die Wasser gleiten, der eintönige Ruf ihrer Führer, wenn sie in einen Seitenkanal einbiegen, der in den stillen Wassergäßchen widerhallt, hat etwas Fremdartiges und Melancholisches. Doch dem läßt sich noch so mancher Reiz abgewinnen; das alles ist uns nicht neu; aus den vielen Beschreibungen und Poesien aus und über die Lagunenstadt ist es uns längst bekannt, und fast kommen wir in Versuchung, unsern Gondoliere aufzufordern, eine Strophe aus Tasso zu singen. Freilich würden wir uns da augenblicklich enttäuscht sehen; die Gondolieri kennen Tasso nicht mehr, sie kennen nur noch ihr Elend, von dem sie uns erzählen den ganzen Weg entlang und von dem Unglück ihrer einst so reichen Venessia. Wenden wir nun aber unsere Augen zur Rechten und Linken, die Reihen der Paläste hinauf und hinab, welch ein Anblick! An den einst glänzenden, nicht selten im edelsten Geschmacke aufgeführten Prachtbauten sind die Fenster mit Brettern verschalt, die goldene Krone über dem schönen Portale ist halb zerbrochen und ihre Zinken sind herabgefallen, aus den Mezzaninen flattert im Winde die zerrissene Wäsche der dort wohnenden armen Familien, die sie zum Trocknen aufgehängt haben, Moos und allerlei Kraut hat sich an den Stufen angesetzt, und die Feuchtigkeit hat bis hoch hinauf den Mauern ein grünlich-graues Aussehen gegeben; man erkennt es deutlich, die Besitzer dieses Hauses haben nicht mehr die Mittel, es in baulichem Zustande zu erhalten. Gehen wir aber erst in die entlegeneren Stadtteile, in die Gegend beim Giardino Pubblico, da wird der Anblick des Ruines geradezu beängstigend; so viele äußerst dürftig gekleidete Frauen, ein dünnes abgetragenes Tuch, das sie über Kopf und Schultern geworfen haben, schützt sie nur wenig vor der feuchten Kälte eines Wintertages; an

ihren Füßen haben sie zoccoli, Sandalen von Holz, um das Schuhwerk zu sparen; fast alle sind früh gealtert, und auf ihrem Angesichte liegen die Spuren von vielem Hunger, den sie schon in ihrem Leben gelitten haben; fast ein Dritteil der Bevölkerung besteht aus Armen und solchen, welche die öffentliche Mildtätigkeit in Anspruch nehmen. Aber wie viele verschämte Arme mag es da nicht geben! Du knieſt in einer Kirche, neben dir ein Mann, gut gekleidet, oder eine Frau, die den besserstehenden Kreisen anzugehören scheint; mit einemmal stößt sie dich leise und streckt ihre Hand aus; sie braucht kein Wort zu reden: diese abgemagerte blasse Hand, diese durchfurchten Wangen erzählen genug.

Der Deutsche, der im Spätsommer eine Vergnügungsreise nach Venedig macht und einige Tage hier zubringt, lernt das eigentliche Venedig doch nicht kennen. Wenn in der lauen Sommernacht der Markusplatz in tageshelle Beleuchtung strahlt, auf seinen breiten Marmorquadern und unter den Arkaden der Prokuratien eine lebensfrohe Menge sich drängt, von der die einen den rauschenden Klängen der Musik zuhören, andere in den eleganten Cafés ihr Sorbetto schlürfen, wieder andere all die Kostbarkeiten betrachten, welche an den Schaufenstern der Gold- und Juwelierläden ausgelegt sind und im Lichte der vielen Gasflammen ihren Glanz entfalten, wo die Diamanten in allen ihren Farben blitzen, da fühlt er sich wie berauscht von dieser zauberischen Pracht, der ganze Platz erscheint vor ihm wie der reichste Prunksaal der Welt, alles dünkt ihm nur Luſt und Genuß zu atmen, und sinnend mag da mancher die Hand an die Stirne legen und sich fragen: Ist es denn nur ein Traum oder Wirklichkeit? Wenn wir dann von dem Mittelpunkt uns entfernen und an San Marco und dem Dogenpalast vorüber nach der stillen Piazzetta gehen, wenn wir da hinausblicken über die Lagune hin, über die der Mond sein ruhiges Licht ausgießt, wo die Standbilder des geflügelten Löwen und des hl. Märtyrers Theodor von ihren alten Säulen zu uns niederblicken, der Turm des hl. Markus stolz und kühn zu dem dunkeln Nachthimmel hinaufstrebt und die edeln Linien der von Sansovino erbauten Bibliothek, der Basilika und des Dogenpalastes in diesem magischen, alles in ein sanftes Blau hüllenden Lichte rein und übersichtlich hervortreten, ja, da mag man stehen und sehen und auch phantasieren, hier, wo alles so überwältigend auf unsere Phantasie einwirkt, bis tief in die Nacht hinein, und

kann sich nicht sattsehen. Aber nun komme einer hierher an einem kalten, nebligen Dezembertage. Der Zauber ist gelöst, die harte Prosa tritt an uns heran. Alles steht noch da wie damals, als wir es in den Zaubernächten unseres ersten Aufenthaltes hier gesehen, alles noch, die St Markuskirche, Dogenpalast, Sansovinos Prachtbau und die unübertrefflich schönen alten Prokuratien, so einfach und so groß; ja, wem ein offenes Auge dafür gegeben ist, der wird gerade in dieser durch den Nebel gedämpften Beleuchtung, wo keine grellen Lichter und tiefen Schatten das Gesamtbild weniger vollständig auf uns wirken lassen, erst recht die Reinheit der Formen, diese wahrhaft vornehme Pracht der Bogen und Säulen bewundern können. Aber der Markusplatz mit seinen Palästen ist jetzt nicht mehr ein Festsaal voll genußfroher Menschen, sondern nur noch ein Monument aus alter Zeit, eine Erinnerung an vergangene Herrlichkeit. Der Künstler, der in den Galerien die Meisterwerke der Venezianer Schule studiert, der Geschichtsforscher, der seine Tage in der Bibliothek von San Marco zubringt, die von zwei Geistlichen, F. Petrarca und Kardinal Bessarion, begründet wurde, der Mann von tieferer Bildung überhaupt wird auch jetzt nicht weniger gern da weilen, ja vielleicht noch lieber, weil ihn nichts in seinen Betrachtungen stört; aber was die große Masse der Reisenden da suchte und sah, ist nicht mehr da. Was sich auf dem Platze bewegte, unter den Prokuratien ging und saß, das waren eben meistenteils Fremde; sind sie fortgegangen, dann wird es stiller hier und leerer wie in einem Badeorte, wenn die Saison vorüber ist. Nur die Straßenverkäufer bleiben und die Bettler und Bettlerinnen, die unter verschiedenen Namen ihr Handwerk treiben, und auch die Cafés sind ziemlich leer, wiewohl gar mancher Venezianer den ganzen Abend bei einer Schale nero[1] da zubringt.

III.

Oftmals seit jenen Tagen, da ich zum erstenmal Venedig sah, hat mich mein Weg nach dem Süden wieder dorthin geführt. Das erstemal wieder nach den Stürmen des Jahres 1848—1849. Die zwei Stunden lange Brücke, welche die Österreicher über die Lagune gebaut haben, mag als ein Meisterwerk im Brückenbau mit Recht

[1] Schwarzen.

gerühmt werden; aber sie hat die Stadt eines ihrer schönsten Reize beraubt. Dieses feierliche Emporschweben aus dem Meere gleich einer Atlantis, wie wir es damals sahen, dieses allmähliche und immer klarer werdende Hervortreten der Umrisse der schönen Stadt, wobei mehr und mehr die einzelnen Teile von dem großen Ganzen sich lösten und auseinandertretend deutlich sichtbar wurden, war so überraschend, so erhaben, so einzigartig, wie es zum zweitenmal in der Welt nicht gefunden wurde. Nun führt der Bahnzug in raschem Laufe den Fremden in die Stadt hinein. Er sieht sie nicht eher, bis er an der Station angekommen ist. Will er aber doch einen Gesamteindruck gewinnen, so mag er den Glockenturm besteigen, wo sich ihm, besonders bei einem klaren Sonnenuntergange, ein entzückendes Schauspiel bietet. Da liegt die Stadt vor ihm, die, wie Alfieri sagt,

Sol se stessa, e null' altra somiglia[1],

auf 120 Inseln gebaut, von 25 kleineren in engerem oder weiterem Kreise umgeben, in einer Ausdehnung von drei Stunden; unser Auge verfolgt die lange Kette von Inseln und Dünen, welche die Stadt gegen das Meer schützen, blickt hinüber nach den schön geformten Euganeischen Hügeln im Westen und den Ausläufern der Alpen im Osten, überschaut zu seinen Füßen die 100 Türme und Kuppeln der Kirchen, die aus dem Gewirre der Häuser, Kanäle und Sträßchen sich erheben.

Allein auch jetzt, trotzdem daß die Lagunenkönigin nicht mehr auf einer Insel thront, bleibt Venedig ein Einziges in der Welt, was uns immer mit neuem Zauber zu sich hinzieht, wo wir immer und immer wieder gerne weilen. Wer könnte sich denn auch da müde sehen? Auch mutet es uns so eigentümlich an, wenn wir wieder nach jenen Orten zurückkehren, wo wir einst in den Tagen unserer Jugend gewesen, die für die Geschicke unseres späteren Lebens, die Entwicklung unseres Geistes, die Bildung unseres Charakters bedeutungsvoll geworden sind. Es ist uns dann, als ob jene Zeiten wiederkehrten mit all dem Erhebenden und Beglückenden, was wir dort empfanden, als ob jene großen Gedanken, starken Gefühle, jene jugendkräftige, gehobene Stimmung über solchen Räumen schwebten; oft mögen wir wohl uns da täuschen, aber lauter Täuschung ist es

[1] Nur sich allein und keiner andern gleicht.

doch nicht. Wie die Weise eines Liedes, der Klang einer Glocke uns zuweilen mächtig ergreift, weil sie uns an die Heimat erinnern und an die Tage unserer ersten Jugend, so rufen solche Orte in weit höherem Maße tausend Erinnerungen in uns wach.

So fand ich denn auch bei meinem zweiten Besuche in Venedig manches anders geworden. Das Jahr 1848—1849 lag dazwischen, Venedig war wieder, wenngleich nur auf kurze Zeit, Republik gewesen unter ihrem Haupte Daniele Manin. Sonderbares Zusammentreffen! Er trug denselben Namen wie der letzte Doge, unter dem Venedig eine Beute des korsischen Eroberers geworden war. Allerdings war dieser neue Freistaat ein ganz anderer als die alte aristokratische Republik, und so war auch der Name dieses neuen Dogen nicht in dem Goldenen Buche eingetragen; er stammte nicht aus altem edlen Geschlecht, sondern war jüdischer Abkunft. Aber durch *eines* hat er doch sich selbst geadelt: durch den heldenmütigen Widerstand, den die Stadt gegen die belagernden Österreicher leistete. Es war in der Tat ein Riesenkampf, und hüben und drüben wurde mit äußerster Zähigkeit und hoher Tapferkeit gestritten. Gerade Österreich war es, das die durch ihre Lage schon feste Stadt mittels Bastionen und weit vorgeschobener Forts noch fester, fast uneinnehmbar gemacht hatte. Für Venedig war die Belagerung eine schreckensvolle Zeit; aber auch unter den Belagerern hielt der Tod eine furchtbare Ernte, mehr als 20 000 Mann fielen ihr zum Opfer, durch Kugeln und Fieber hinweggerafft, und ihre Gebeine modern in den sumpfigen Niederungen von Mestre bis hin nach Padua und Treviso. Erst als nach langen, erbitterten Kämpfen das starke Fort Marghera, der Brückenkopf, gefallen war und die Bomben auf den Markusplatz fielen, war Venedigs Schicksal entschieden; die Bevölkerung war durch Hunger und Seuchen der Verzweiflung nahe, und der Donner der Geschütze, deren Kugeln mit furchtbarem Widerhall in den engen hohen Gassen und Kanälen barsten, war übertönt von dem Jammerruf der Unglücklichen, Venedig mußte fallen.

Jetzt ward es wieder still, noch stiller in der stillen Stadt als je zuvor. Aber es war eine unheimliche Stille. Die Italiener belegten die Cafés, die von österreichischen Offizieren besucht wurden, mit dem Banne und vermieden soviel als möglich den Umgang mit den barbari Tedeschi; der Haß wurde mit gleichem Haß vergolten, namentlich von seiten der Frauen. Bei den abendlichen Kon-

zerten auf dem Markusplatze, wobei die österreichischen Regimentsmusiken spielten, sah man kaum einen Italiener aus den gebildeten Ständen, noch weniger Italienerinnen; nur Leute aus dem Volke und Fremde fanden sich ein; weit von da, in abgelegenen Stadtteilen, machten jene ihre Abendspaziergänge.

‚So kann es nicht fortgehen‘, sagte ich damals zu meinem Begleiter. — ‚Warum nicht?‘ entgegnete dieser, ‚alle Straßen und Plätze sind neuerdings durch Brücken verbunden, so daß die Truppen jeden Augenblick zusammengezogen werden können, alle Dispositionen sind längst getroffen, in einer Stunde ist die gesamte Besatzung aufgestellt, und ganz Venedig starrt von Waffen, um jeden Versuch zum Aufstand zum zweitenmal blutig niederzuschlagen.‘ — ‚Gerade deswegen kann es nicht so fortgehen.‘ Einmal sah ich eine Abteilung Kroaten auf dem Rückweg von ihren Übungen mit klingendem Spiel daherziehen; da fiel mir ein wohlgekleideter Mann auf, der unter seiner Tür stehend die Soldaten vorbeimarschieren sah; den Ausdruck von verhaltener Wut und Verachtung in seinem Gesicht habe ich lange nicht vergessen können. ‚Jetzt können wir uns nicht regen‘, sagte mir einer, ‚denn wir sind ja nur come una mosca contro un elefante[1]; aber‘ — dann schwieg er.

Man muß auch hier billig urteilen. Österreich wahrte sein gutes, verbrieftes Recht, seine Regierung hatte viele Wunden geheilt, welche die französische Okkupation geschlagen, und das österreichische Heer tat seine Pflicht; auch die 20000, die vor Venedig gefallen, haben sich für eine große Idee geopfert, die der Treue, die sie ihrem Kriegsherrn geschworen, und sie verdienen unsere wärmste Sympathie. Aber man kann gut deutsch und auch gut österreichisch sein, ohne dabei zu vergessen, daß doch Italien im ganzen und großen ein Land uralter Kultur ist, was sich selbst bei den Männern aus den niedersten Klassen alsbald kundgibt; ein lebhaftes Ehrgefühl, reger Sinn für das Schöne, eine gewisse angeborene Sitte und leichte Umgangsformen zeichnen den Italiener zu seinem Vorteile aus, und bei seiner bekannten Mäßigkeit und Nüchternheit wird er in seiner Heiterkeit nie roh und brutal. Daß er sich dem Kroaten gegenüber, den er wie alle übrigen Völker der Monarchie mit dem Gesamtbegriff Tedeschi bezeichnete, in vielfacher Beziehung überlegen fühlte, dürfen

[1] Wie eine Mücke gegen einen Elefanten.

wir ihm daher leicht zugute halten. Alle betrachtete er als Barbaren, und voll Entsetzen flüsterten sich die Frauen die Kunde zu, daß diese neu angekommenen Truppen mit ihrer harten, unmöglich zu verstehenden Sprache mit bestem Appetit Talglichter verspeisten und nicht übel Lust hätten, die kleinen Kinder an ihre Bajonette zu spießen.

IV.

Das Jahr 1866 kam; die Italiener, zu Land und zur See geschlagen, mußten den Rückzug antreten; aber Preußen eroberte für sie bei Königgrätz Venezien. Nun fiel der Trauerflor, welcher bei allen Verbrüderungsfesten der Italiener die venezianische Fahne bisher umhüllt hatte; Reden über Reden wurden gehalten, und mit einem uns Deutsche anwidernden und völlig ungenießbaren Bombast ward die künftige Größe des Vaterlandes zu den Sternen gehoben, das nun, von den Fesseln Austrias frei, sich wieder aufschwingen werde zu seinem früheren Glanze. Sie hatten eben vergessen, daß gerade Österreich es war, das Venedig aus tiefem Verfalle wieder gehoben und mit jedem Jahre große Summen Geldes unter die Bevölkerung gebracht hatte. Bei dem studium immane loquendi[1] dieser Sorte von Politikern ist dies eine der verhängnisvollsten Verirrungen und einer der beliebtesten Gemeinplätze aller, die als echte Patrioten gelten wollen, daß sie die Gegenwart und die Jahrhunderte, die hinter uns liegen, gar nicht zu kennen scheinen und mit einem Salto mortale bei Cola di Rienzo, Arnold von Brescia, ja noch weiter zurück in der Vorzeit bei Brutus und dem römischen Senat anlangen, gerade als wäre seitdem gar nichts geschehen und hätte die ganze übrige Welt geschlafen. Schon Friedrich der Rotbart hatte ihnen einst die rechte Antwort darauf gegeben, als die Abgesandten von Rom zur Zeit Arnolds 1155 in sein Lager kamen und ein gleiches Possenspiel vor ihm aufzuführen gedachten und viel von der Macht und Würde des Senatus Populusque Romanus sprachen[2].

[1] Der ungeheuern Geschwätzigkeit.

[2] Otto von Freising, der Oheim Barbarossas, hat uns dessen Antwort aufbewahrt. Der Kaiser, mit Recht über eine so hochtrabende, anspruchsvolle Rede erzürnt, unterbrach den langatmigen, periodenreichen Redeschwall (cursum verborum illorum more italico longa continuatione periodorum circuitibus sermonem producturum) und sagte: ‚Willst du wissen, wo der alte Ruhm Roms, der würdevolle Ernst des Senats, die tapfere Zucht der Ritterschaft, die Taktik des Lagers und der unbezwingliche Schlachtenmut geblieben ist? Bei uns

Wenn nun derartige Rodomontaden uns widerlich und verächtlich sind, so erfreut uns desto mehr der historische Sinn, der mit Trauer um das Verlorene gemischte Stolz des echten Venezianers bis zum armen Gondoliere herab auf die Vergangenheit seiner Stadt, deren Flotten einst die Meere beherrschten und die den Welthandel in ihrem Hafen konzentriert hatte[1]. Da sind keine klingenden Phrasen voll kindischer Selbstüberschätzung; wohl aber erkennen wir noch das immer lebendige Bewußtsein, Bürger eines Gemeinwesens zu sein, dessen Geschicke erfüllt sind, das aber heute noch Gegenstand der Bewunderung für den Geschichtsforscher ist.

Eines Abends saß ich im Giardino Pubblico im Kreise solcher Bürger; mit freudigem Danke nahmen sie das Interesse wahr, das ich für ihre Stadt und Geschichte an den Tag legte. Es war ihnen sichtlich ein Vergnügen, auf alle meine Fragen zu antworten. Höflich und zuvorkommend erzählten sie von den großen Ereignissen der Vergangenheit, nannten sie die Namen der berühmten Seehelden, und als ich nach dem Namen des letzten Dogen fragte, der die Republik an Napoleon I. ausgeliefert hatte, antwortete augenblicklich ein dabeistehender Knabe, der unsern Gesprächen aufmerksam gefolgt war: Manin, Sior.

An diesem Abend machte ich eine Fahrt vom Lido hinüber nach Santa Maria della Salute. Bereits neigte die Sonne zum Untergange, die Stimmen von der Riva degli Schiavoni her waren verhallt, es herrschte eine große, feierliche Stille; ein lichter Streif bezeichnete die Spur des Weges, den unsere Gondel in der ruhigen Lagune gemacht hatte. Da läutete es Ave Maria; von allen Richtungen her, von San Giorgio Maggiore, von der Giudecca und allen Inseln ringsum wurden die Glocken laut; es war ein Wogen und Wallen von Klängen wie vom Himmel herab und aus den Fluten herauf, und die mannigfaltigen Stimmen schmolzen zusammen

---

Deutschen ist jetzt alles dies zu finden, auf uns ging alles dies mit dem Reiche über. Bei uns sind deine Konsuln, bei uns dein Senat, bei uns deine Legionen. Die Weisheit der Franken und das Schwert der Ritterschaft haben dich erhalten. . . . Nicht einmal von den weichlichen Griechen vermochtest du dich durch eigene Kraft zu befreien' usf.

[1] Nach dem Gesetz mußten alle zum Export auch aus weitentfernten Ländern bestimmten Waren zuerst in Venedig magaziniert werden; erst von hier wurden sie wieder ausgeführt. Daher der Reichtum der Stadt.

zu einem mächtigen Strome von Tönen, in dem unsere Gondel schwamm. Der Gondoliere, ein greiser Mann, nahm sein Käppchen vom Haupte und betete; ich war tief bewegt. Noch glänzte die Kuppel der schönen Kirche della Salute im letzten Abendstrahl, dann sank die Nacht herab, und der Mond, rein und klar am Himmel stehend, warf ein weißes zitterndes Licht über die Wellen hin. Der leise Ruderschlag störte nicht den großen Frieden dieser Dämmerstunde. Sie ward mir das Bild eines unendlich Höheren; über uns die unvergänglichen Sterne, hier unten ringsum Ruinen, Gräber, Tod; das ist unser Leben, alles Menschenleben.

Als ich die hohe Marmortreppe zur Kirche hinaufstieg, die einst die Stadt zum Dank für Abwehr der Pest gebaut hatte, fand ich die Tür offen und das Innere erleuchtet; eben hatte die Andacht begonnen, und vieles Volk war versammelt. Sie sangen eine Litanei mit gedämpfter Stimme, halb Rede halb Gesang, wie es vielfach in Italien Sitte ist; nun folgte ein Lied mit dem bei jeder Strophe wiederkehrenden Schlusse: Madre, madre, madre di noi pietà! Dreimal riefen sie zur Mutter Gottes um Erbarmen, immer höher, immer stärker, immer flehender wurden ihre Stimmen beim Worte madre, als wollten sie ins Innerste ihres Herzens dringen. Ich blickte hinauf zu der Marmorstatue der flehenden Venezia über dem Altare, die zur allerseligsten Jungfrau mit aufgehobenen Armen um Hilfe ruft; im Halbdunkel trat das schöne Bild wie eine Verklärung heraus, und von einzelnen Strahlen der Kerzen bald mehr bald weniger beleuchtet, erschien es wie lebendig und bewegt. — Das ist die Signatur von Venedig, wie es da liegt im Gebete und um Hilfe fleht in seiner großen Not, seiner leiblichen und geistlichen Not. Wer zum erstenmal nach Venedig kommt, der mag, weil er es wünscht, an ein Wiederaufleben der Blüte dieser Stadt glauben, wenn er das mehr laute als rege Leben unter den Prokuratien sieht und die Händler mit allen möglichen nützlichen und überflüssigen Dingen, die sich ihm da aufdrängen und mit großer Zungenfertigkeit ihre Waren anpreisen; auch kann er hie und da noch einen Griechen in der Fustanella sehen oder einen Alttürken, der unbekümmert um die Menge seinen Tschibuk raucht; doch wer längere Zeit in Italien gelebt und wiederholt in Venedig sich aufgehalten, dem wird dieser bunte Vorhang mehr und mehr durchsichtig, und er gelangt bald zur Erkenntnis der wahren Lage der Stadt, die ihr

großes Elend dem schärferen Auge nur schwer verbergen kann. Diese wohlgekleideten, lebensfrohen Menschen, welche die Basare füllen und in den Arkaden wandeln, sind meistens Fremde; die Stadt, die vordem unermeßliche Reichtümer besaß, lebt jetzt zum großen Teil von den Silberlire, die ihr Engländer, Deutsche, Franzosen und reiche Amerikaner bringen, Völker, von denen die meisten ihrer Bewohner zur Zeit ihrer Größe kaum mehr als den Namen gekannt hatten. Und wenn wir diese Handelsleute näher ansehen, von den Verkäufern kostbaren Schmuckes in Gold, Mosaik und Glasfluß an bis zu den schmutzigen, zerlumpten Knaben, die Seemuscheln und Schwefelhölzchen und allerlei Tand anbieten, da erfüllt es uns mit Trauer, wenn wir diese als die Epigonen jener Kaufherren ansehen sollen, die Königreiche eroberten und denen 3300 Schiffe mit 36000 Matrosen zu Gebote standen, die nach sechs Richtungen hin ihre Absatzquellen hatten: nach dem Schwarzen Meere für Rußland und Asien, nach Konstantinopel für Griechenland und die Türkei, nach Jaffa für Kleinasien und Armenien, nach Alexandrien für Ägypten, nach den afrikanischen Küsten und Spanien, nach Antwerpen, Flandern und England.

Um mit einem Blicke den Verfall der Stadt zu sehen, bedarf es nur eines Ganges nach dem Arsenal. Beim Eintritt denken wir unwillkürlich an das rege Leben, das einst hier geherrscht hat, das uns der Dichter der ‚Göttlichen Komödie', der es selbst gesehen, so anschaulich beschreibt. Seine Phantasie kannte kein besseres Bild, um die rastlose Geschäftigkeit der bösen Geister in der Hölle zu schildern, als das der 16000 Arbeiter in der größten Schiffswerfte der Welt.

Quale nell' Arzanà de' Viniziani
Bolle l' inverno la tenace pece
A rimpalmar li legni lor non sani,

Che navicar non ponno, e in quella vece,
Chi fa suo legno nuovo, e chi ristoppa
Le coste a quel che più viaggi fece:

Chi ribatte da proda e chi da poppa,
Altri fa remi, ed altri volge sarte:
Chi terzeruolo ed artimon rintoppa[1].

[1] Dante, Divina Commedia, Inferno XXI 7 ff:
Wie in dem Arsenal der Venezianer
Im Winter kocht der zähe Teer, mit welchem
Die leck gewordenen Schiffe sie kalfatern;

Auch hier ist es öde geworden; die noch beschäftigten Arbeiter verlieren sich in den weiten Räumen eines Arsenales, welches das erste war in Europa und das größte, von wo die Schiffsbaukunst ausging bis nach St Petersburg und dem Schwarzen Meere, das für Engländer, Schweden und andere Völker eine Schule war in dieser Kunst. Aber auch hier empfinden wir Ehrfurcht vor dem hohen Sinn der Venezianer; die Löwen, welche den Eingang bewachen, darunter jener aus Porphyr mit der rätselhaften, wahrscheinlich altnordischen Inschrift, der einst im Pyräus stand, beweisen offenkundig, daß es ihnen nicht genügte, Reichtümer zu sammeln und die Völker des Orients sich tributpflichtig zu machen, sondern daß sie auch die Denkmäler der Kunst zu würdigen wußten. Es war gewiß ein edler Stolz, der sie trieb, als sie die vier Rosse über dem Portale von San Marco zum Schmucke dieser Kirche aus Konstantinopel brachten. Magni nominis umbra[1], das wäre jetzt die entsprechende Inschrift über dem Haupttore des Arsenals. Wohl steht San Marco noch in all seiner ganzen Größe und verwirrenden Pracht; aber er sieht nicht mehr den Dogen einziehen durch seine Marmortore im weiten, schleppenden Gewande, mit Hermelin verbrämt, das corno auf dem Haupte, mit ihm den glänzenden Zug der ältesten, berühmtesten, reichsten Aristokratie. Fast nur armes Volk kniet auf dem kunstvollen Mosaikboden; schaulustige Fremde, den Murray oder Baedeker in der Hand, gehen mit Operngucker ab und zu; der Fußboden ist teilweise eingesunken, als wollte er mahnen an ein unheilvolles Geschick, das über die Basilika und die ganze Stadt dereinst kommen wird. Und den zwei Vulkanen, welche mit ihrem Hammer an die Glocke des Uhrturmes anschlagen, wird es kaum mehr gegeben sein, eine glückliche Stunde für die Zukunft zu verkünden.

Es scheint ein langes, ew'ges Ach zu wohnen
In diesen Lüften, die sich leise regen;
Aus jenen Hallen weht es mir entgegen,
Wo Scherz und Jubel sonst gepflegt zu thronen.

Denn nicht ist's Zeit zur Schiffahrt, und statt dessen
Baut der sein neues Fahrzeug, jener stopfet
Die Rippen dem, das öfter schon in See stach;

Der hämmert vorn am Schiff und jener hinten;
Der schnitzet Ruder zu, der windet Taue;
Der flickt am Besan-, der am Bugspriet-Segel.

[1] Der Schatten eines großen Namens.

Venedig fiel, wiewohl's getrotzt Äonen;
Das Rad des Glücks kann nichts zurückbewegen;
Öd iſt der Hafen, wen'ge Schiffe legen
Sich an die ſchöne Riva der Sclavonen.

Wie haſt du ſonſt, Venezia, geprahlet
Als ſtolzes Weib mit goldenen Gewändern,
So wie dich Paolo Veroneſe malet!

Nun ſteht ein Dichter an den Prachtgeländern
Der Rieſentreppe ſtaunend und bezahlet
Den Tränenzoll, der nichts vermag zu ändern!

V.

Bald nach dem Jahre 1866 kam ich wieder nach Venedig; von den bekannten drei Maſten auf dem Markusplatze flatterten heiter im Winde die grün-rot-weißen Wimpel, und die guten Venezianer hofften noch, daß nun bald ein Auferſtehungstag für ſie anbrechen werde. In der Mitte der ſiebziger Jahre kam ich wieder, und wieder in den achtzigern. Der Feſtrauſch war längſt verflogen, und zu ihrem bittern Schmerze müſſen ſie geſtehen, daß ſie durch den Anſchluß an Italien nicht größer, nicht reicher, nicht glücklicher geworden ſind. Der Trauerflor um die Fahne iſt zwar gefallen, aber, wie mir dünkt, immer dichter und düſterer hat er ſich nun über Stadt und Reede gelegt. Es kam mir mit jedem neuen Beſuche vor, es ſei Venedig immer ärmer, ſeine Häuſer immer verfallener, ſeine Seeleute immer arbeitsloſer, ſein Hafen immer leerer geworden; außer dem Öſterreichiſchen Lloyd ſah ich bei meinem letzten Beſuche nicht ein einziges Kauffahrteiſchiff. Trieſt, ehedem nur ein wenig bedeutendes Städtchen, auf der einen, Genua, mit dem um des Handels willen Venedig in den Jahrhunderten der Vorzeit langwierige und blutige Kriege geführt hatte, auf der andern Seite, haben der einſt ſo mächtigen Dogenſtadt die Lebensadern unterbunden. Wo Hunderte von Galeeren, mit den Koſtbarkeiten des Orients beladen, einfuhren oder kühne Seeleute, von mutigen Kapitänen aus der Ariſtokratie geführt, zum Kampfe gegen die Türken in die See ſtachen, da ſehen wir nur noch wenige Fahrzeuge. Trübe Gedanken ziehen da durch unſere Seele, wenn wir hinausſehen über das einſam gewordene Gewäſſer und einen Blick hineinzuwerfen wagen in die Zukunft; der Freund Venedigs und ſeiner Geſchichte möchte ſie gerne als eitle Träumerei verbannen, aber immer kehrt die Frage wieder:

wie wird es nach Jahrhunderten hier sein? Unwillkürlich denken wir da an die Worte, die der Prophet über Tyrus und Sidon, die berühmtesten Handelsstädte der Alten Welt, einst gesprochen, schweben uns vor Augen die Ruinen von Baalbek und Memphis, im Wüstensand verschüttet, von Classis, diesem mächtigen Arsenal für die römische Kriegsflotte, und von dem Hafen von Portus, wo jetzt statt der Triremen Büffel weiden und der Boden giftige Dünste aushaucht. Sollte es auch für Venedig so kommen, daß die Lagunen nichts mehr sind als eine weite, öde, pesthauchende Sumpfwüste, nur von wenigen Fischern bewohnt, die in ärmlichen Hütten von Binsen ihr armes Leben fristen, wo die Stille des Todes herrscht? Wenn dann der Reisende seine Schritte hierher lenkt und die halbversunkenen Wunder der Baukunst staunend betrachtet, dann mag er, wie auf dem Trümmerfeld des nahen Aquileja, nachdenken über die Vergänglichkeit aller irdischen Herrlichkeit und Größe.

Wie Venedig nur durch unsägliche Mühe und Arbeit gegründet wurde, so kann es auch nur durch große Opfer und rastlose, umsichtige, nie ermüdende Sorge in seinem Bestand erhalten werden. Von zwei Seiten ist nämlich die Stadt immer bedroht. Das Meer wälzt fort und fort seine Wogen gegen das Litorale, den schmalen Streif Landes, der die Lagunen und die Stadt von der hohen See trennt, unterwühlt die sandigen Eilande und reißt sie hinweg. Die Geschichte nennt noch die Namen von verschiedenen Inseln, die spurlos in den Wellen verschwunden sind. In der frühesten Zeit schon war man daher bemüht, starke Dämme an den am meisten gefährdeten Punkten zu errichten; die wichtigsten und bekanntesten sind die Murazzi bei Malamocco, wo zugleich die Haupteinfahrt in den Hafen sich befindet. Zuerst suchte man durch Erdwälle, mittels Palisaden verstärkt, der Wut des Meeres zu begegnen, doch dies erwies sich in der Folge als unzureichend. Es war ein Priester, der Pater Coronelli, der nun zuerst den Plan zu einer dauerhaften Wehre ersann und der Signoria vorlegte, welcher auch angenommen und mit der Zeit mehr und mehr vervollkommnet wurde. Die Murazzi bilden eine lange, aus mächtigen Marmorquadern aufgeführte Mauer, mit einem Durchmesser von 13—14 m an der Basis, an ihrem Rande von etwas über 1 m; nach den Lagunen fallen sie steil, nach dem Meere zu treppenförmig ab. Der erste Murazzo wurde vollendet auf dem Litorale von Palestrina im Jahre 1751. Ihr Bau war die letzte

große Tat der Republik; 38 Jahre lang wurde daran gearbeitet, und man hat enorme Summen Geldes darauf verwendet. Ebenso kostspielig ist ihre Unterhaltung; vom Jahre 1836 bis zum Ausbruch der Revolution wurde von der österreichischen Regierung über eine Million dafür ausgegeben. Schon vorher hatte der von Österreich aufgeführte 6000 Fuß (1800 m) lange Damm bei Malamocco viele Millionen verschlungen; hier, wo allein noch Schiffe von starkem Tiefgange passieren können, war der Hafen durch Versandung bedroht. Ebenso gebieterisch fordern die Gefahren vom Festlande her, daß fortwährend sorgfältige und umfassende Vorkehrungen getroffen werden. Diese Gefahren waren von Anfang an mit der Entstehung der Stadt selbst und der Lagunen verbunden, und sie wachsen von Jahrhundert zu Jahrhundert.

VI.

Dort, wo das Adriatische Meer an seiner nordwestlichen Grenze vom Festland umschlossen ist, werden seine Wasser gegen die Küste hin immer seichter; so bildet sich ein Becken, halb Land halb Meer, das sich vom Ausflusse des Isonzo hinzieht bis zu den Mündungen des Po und teils aus Inseln teils aus Kanälen und niedrigen Sanddünen besteht. Hierdurch entstanden die Lagunen von Venedig. Gewiß ist, daß sie erst im Laufe der Jahrhunderte sich gebildet haben; indem die verschiedenen Flüsse, die hier einmündeten, Kies, Sand und Schlamm mit sich führten, erhöhten sie allmählich das Land und wurden so Ursache der Lagunen (lacunae) von Venedig, der Sümpfe von Comacchio weiter südlich und der Lagunen von Grado im Norden. Mitten in der Venezianer Lagune, etwas gegen Norden hin, in gleicher Entfernung vom Festland wie vom Meere, erhebt sich auf den verschiedenen Inseln die Stadt; Wälder von Eichenstämmen bilden einen unzerstörbaren Rost, der, bis zu 12 Fuß (3,6 m) Tiefe in das Wasser und den Schlamm eingetrieben, die stolzen Paläste trägt. Die lebendige Lagune (laguna viva) im Gegensatze zur toten (morta) steht in Verbindung mit dem Meere, hat darum Ebbe und Flut von sechs zu sechs Stunden. Gerade das nun war seit Jahrhunderten eine höchst wichtige Angelegenheit, diese Verbindung mit dem Meere offenzuhalten; sie wird unterbrochen mehr und mehr, je mehr die Flüsse vom Festland her ihren Schotter in der Lagune ablagern. Aber es ist nicht bloß dies. Hört die Bewegung von Ebbe und Flut auf,

tritt das Meer zurück infolge der Erhöhung des Beckens, dann bilden sich Sümpfe mit Fieberluft, wie dies jetzt auf dem Lido der Fall ist. Daher wandten die alten Venezianer unermeßliche Summen auf, um den Flüssen einen andern Lauf zu geben und sie entweder ober- oder unterhalb der Lagunen in das Meer einmünden zu lassen, und jeder der kleinen und größeren Flüsse, die ihre Richtung nach dem Adriatischen Meere im Norden nehmen, die Piave, der Sile, die Brenta, der Bacchiglione, der Gorzone usf., bildete Jahrhunderte hindurch das Arbeitsfeld für hydraulische Unternehmungen. Als unter den Einfällen der Barbaren die Bewohner der Städte Altinum, Aquileja, Padua nach den Inseln flüchteten, waren dieselben nicht gänzlich unbewohnt; doch nach dem Untergange Aquilejas und der Befestigung der Langobardenherrschaft kamen immer mehr und mehr Flüchtlinge, die Bevölkerung stieg und breitete sich über die Insel hin aus. Zuerst bildete Heraklea, am äußersten Ende der Lagunen gegen Osten gelegen, den Mittelpunkt; dann wurde der Sitz der Regierung nach Malamocco verlegt und später erst von da nach Rialto (Rivus altus), wo sie dem Anprall der Feinde weniger ausgesetzt war. Die Inseln ringsumher waren von ihr abhängig, und so blieb diesem ganzen Staatswesen der Kollektivname Venedig (Venetiae). So war Venedig nicht eine Stadt, zu deren Gründung schon die Natur und die Bodenbeschaffenheit einluden; vielmehr war das Gegenteil der Fall. Ein Zufluchtsort in Kriegsnöten, konnten nur unsägliche Mühe, fortgesetzter Kampf mit den Elementen, rastlose Tätigkeit und Sorgfalt Venedig gründen und erhalten.

Solange nun die Stadt ihre frühere Machtstellung hatte, weite Länder ihr tributpflichtig waren und der Welthandel von Jahr zu Jahr größere Reichtümer ihr zuführte, war es nicht schwer, den Kampf mit dem Meer und dem Festland zu bestehen. Aber jetzt? Das Königreich Italien ist zu arm, um für die Erhaltung einer Stadt allein große und dabei unfruchtbare Opfer zu bringen; die Stadtverwaltung vermag dies noch weniger; hat sie doch genug zu tun, um die Kanäle instand zu halten und sie fortgesetzt vor Verschlammung zu bewahren. Dazu kommt, daß bezüglich der Ableitung der Flüsse die politischen Veränderungen gleichfalls nachteilig eingewirkt haben. Als die Republik noch existierte, mußte dem Interesse der Stadt und der Lagunen jedes andere weichen; wenngleich das umliegende Festland infolge der Veränderungen des Laufes der Flüsse

nicht selten großen Schaden litt, da diese bei andauerndem Regen und Hochwasser ihr altes Rinnsal wieder aufsuchten und große Überschwemmungen verursachten, so mußte man es geschehen lassen. Nicht mehr so jetzt; da steht Land gegen Stadt, Interesse gegen Interesse.

VII.

Als ich Mitte der siebziger Jahre in Venedig weilte, war mein erster Gang auch diesmal wieder nach San Marco; unwillkürlich stellte sich mir dabei das Bild der Allerheiligen-Hofkirche zu München vor die Seele. Die Ähnlichkeit ist doch sehr groß, wenn auch das Nachbild in kleineren Verhältnissen durchgeführt ist und die Kuppeln fehlen. Man soll Kunstwerke nicht vergleichen, am wenigsten die uralte Basilika mit einem Baue, der kaum ein halbes Jahrhundert zählt. Aber auch letzterer verfehlt nicht, einen großen Eindruck auf den Beschauer zu machen. Wäre nur das Dunkel nicht so stark, da es nur an ganz sonnigen Tagen, und auch da nur höchst unvollkommen, das Ganze mit seinen Bildwerken genau erkennen läßt. Durch die Fensteröffnungen dagegen, welche in San Marco an beiden Seiten der Apsis sich befinden, sowie durch die große Fensterrose über dem Portale und von den fünf Kuppeln herab fällt hinlängliches Licht in den Raum, ohne daß der gedämpfte Ton, der über dem Ganzen liegt, darunter gelitten hätte.

Hier hatte ich nun das Glück, bei einer Priesterweihe gegenwärtig zu sein. Der verstorbene Patriarch Trevisanato nahm sie selbst vor; es war eine ernste, würdige, schöne Feier, welcher eine kleine, aber andächtige Versammlung beiwohnte. Die Erscheinung dieses greisen, ehrwürdigen Oberhirten, der, vom Alter etwas gebeugt, in edler Haltung am Altare stand, vermehrte den Eindruck der heiligen Handlung. Während derselben hatte ich Zeit, einen Blick rückwärts zu werfen in die Kirchengeschichte Venedigs, der Erbin des uralten Patriarchats von Aquileja, das dann unter Paulinus aus dieser von den Barbaren zerstörten Stadt nach Grado (Neu-Aquileja) verlegt wurde; er war auch Metropolit der Bischöfe des Litorale, Malamocco, Caorle, Torcello, Chioggia. Als im 8. Jahrhundert Venedig, zunächst aus den beiden Inseln Rialto und Olivolo gebildet, immer mehr sich ausgedehnt hatte, erhielt es für Olivolo einen eigenen Bischof, der im 11. Jahrhundert den Namen des von Castello annahm; unter Lorenzo Giustiniani (1451) wurde das Patriarchat von

Grado hierher verlegt; San Pietro di Caſtello war die Kathedrale und Patriarchalkirche, nicht San Marco. Dieſe Baſilika war in ihrer erſten Beſtimmung nur die Kapelle des Dogen; als aber im Jahre 827 venezianiſche Kaufleute den Leib des hl. Markus von Alexandria nach Venedig gebracht und dieſer hier zur Verehrung ausgeſtellt war, wuchs mehr und mehr die Bedeutung derſelben. San Marco und die Republik Venedig treten nun in eine ſo enge Beziehung, daß der geflügelte Löwe des hl. Markus mit dem Evangelium nicht nur das Wappen derſelben bildete, ſondern San Marco der prägnante Name für das ganze Gemeinweſen wurde. Viva San Marco! war der Schlachtruf der Venezianer im Kampfe gegen die Türken. Ein Kollegiatſtift wurde für den heiligen Dienſt daſelbſt gegründet und ausgeſtattet mit vielen Privilegien, darunter das der Exemtion von dem Biſchofe von Caſtello. Das Jahr 1808 vereinigte dieſes Kapitel mit dem von San Pietro di Caſtello.

So erblickte ich denn in dem greiſen Metropoliten den Erben einer hohen, mehr als 1300 Jahre alten Würde. Er hat ſie würdig getragen; wie viele werden ſie noch tragen nach ihm?

Schwerer als die materielle Not liegt eine andere über Venedig und Italien, die den Freund dieſes Landes mit Beſorgnis erfüllt. In einem Teile ſeiner Bevölkerung, welche die neuen Ideen aufgenommen, ſinkt der religiös-moraliſche Sinn von Tag zu Tag. Es iſt hier nicht der Ort, die Gründe dafür zu erörtern, ſie liegen ohnehin am Tage; aber die Tatſache ſteht feſt und wird von allen zugegeben. Erſt in jüngſter Zeit hat die Capitale di Roma[1] geſchrieben: Una generazione è sparita ed un' altra è comparsa. Quella cresciuta sotto il governo del Borbone era migliore di questa, ad onta della nostra Italia libera ed una. Und der ehemalige Miniſter Quintino Sella ſchreibt nicht lange vor ſeinem Tode[2]: ‚Das Schauſpiel, dem wir beiwohnen, iſt wahrhaft ſchmerzlich. Wir alle, die wir Italien ſahen geſpalten und zum großen Teile als Sklavin, wir haben von dem geeinten Italien etwas Beſſeres erwartet.' Und wieder: ‚Wie traurig iſt es, die Wirklichkeit in der Gegenwart zu vergleichen mit dem Ideale, das wir uns in der

[1] Vom 23. September 1885. ‚Ein Geſchlecht iſt vorüber, ein anderes iſt gekommen. Jenes, welches unter der Regierung des Bourbon herangewachſen, war beſſer als dieſes, eine Schmach für unſer freies und einiges Italien.'

[2] 24. Januar 1882 an Piſani; und 3./7. Auguſt.

Morgenröte unserer Ideale gebildet hatten, als die zerstreuten Glieder unseres Landes anfingen sich zusammenzufügen! Es schien mir unmöglich, daß Rom als Hauptstadt nicht hätte das vaterländische Ideal erheben sollen. . . . Die Tyrannei des Fremden und die Unterdrückung durch die geistliche Herrschaft kann man nun nicht mehr als Entschuldigungsgrund anführen.'

Aber wunderbar, bei aller äußeren Verfolgung sah ich die Kirche in Italien sichtlich erstarken. Seit die Regierung den Kirchenstaat geraubt hat, die Ordensleute vertrieben, den Klerus bedrängt, seit dem offiziellen Italien nichts weniger mehr am Herzen liegt als die Interessen der Kirche, ist diese trotz aller Nöten und Kämpfe in ihrem inneren Leben reger, tätiger, kräftiger geworden; die Schlechten allerdings schlechter, aber auch die Guten besser. Viele äußere Gunstbezeigungen haben sich in Mißgunst, viele Privilegien in Ausnahmegesetze verkehrt; aber gerade jetzt ist in Klerus und Volk mehr als je das Bewußtsein mächtig, daß alles Leben der Kirche auf dem Geiste ruht, und wo dieser gepflegt wird und sich tatkräftig erweist, nichts zu fürchten ist. Gar manches dürre Blatt ist abgefallen, aber der Baum, vom Sturm gerüttelt, hat nur desto fester und tiefer seine Wurzeln in den göttlichen Urgrund eingesenkt, dem er entstammt. Die Kirche ist weniger reich an Silber und Gold, aber ihre Schätze sind dies nicht.

Von ungemeiner Wichtigkeit in dieser Beziehung ist die Tatsache, daß Italien in der Lehre stets rein geblieben ist und unverfälscht; der Jansenismus hatte den Klerus nur an der Oberfläche berührt, das Volk ohnehin blieb gläubig. Oft muß ich daher an das Bild des hl. Chrysostomus denken von der Schlange: ihr Leib wird zerstückt und zertreten, aber das Haupt bewahrt sie unversehrt; und so bildet sie sich immer wieder von innen heraus neu.

Ganz anders stand es in Deutschland zu Beginn dieses (19.) Jahrhunderts. Die deutsche Kirche wurde geplündert, entehrt, verachtet; wie in einer Landschaft nach der Überschwemmung, so war es namenlos öde geworden ringsum. Fast alle Bischofsstühle waren verwaist, fast alle Klöster standen leer, und was noch hie und da stand, das ragte empor wie die zerrissene Mauer einer Ruine; man warf sie nicht mit einem Stoße um, man überließ es der Zeit, das Ihrige zu tun. Was aber die Not noch bitterer machte und den Schmerz jener, welche den ganzen Jammer der Zeit empfanden, noch hoffnungs-

loser, das war das Verderbnis in der Lehre, die Fälschung des katholischen Bewußtseins, die Ermattung des kirchlichen Sinnes. Kantianismus, Febronianismus, Josephinismus unternahmen den Kampf gegen die Kirche im Namen der Philosophie und Staatsraison, in mehr oder weniger roher Form.

Alles das bot dem Tieferblickenden viel mehr Anlaß zu schwerer Sorge als alle Verluste an Stellung und Macht, alle Einbuße an Habe und Besitz. Doch Gott hat wunderbar Deutschland gerettet und hält fort und fort und gerade jetzt so sichtbar seine Hand über unsere deutsche Kirche. —

Rom, Florenz, Venedig, diese drei Städte sind es, die, seit ich in meiner Jugendzeit das Glück hatte, sie zu betreten, bei jeder neuen Wanderung dorthin mit immer mächtigerem Reize mich fesselten. Aber in der neueren Zeit erfüllte mich der Eintritt in Italien jedesmal mit Trauer. In Rom haben sie Vandalen gleich so manche Monumente aus uralter Zeit, an denen das Auge des Geschichtsforschers mit Liebe hing, die dem christlichen Römer teuer waren, rücksichtslos zerstört, um flache, nüchterne Miethäuser an ihrer Stelle zu errichten, und suchen, wie einst unter den Kaisern, dem christlichen Rom ein heidnisches entgegenzusetzen. Doch das wird ihnen nicht gelingen. Schon fühlen die neuen Machthaber, daß der Boden zittert, auf dem sie ihren Neubau aufzuführen gedenken; die Geister der Verneinung hatten sie gerufen, und diese folgen nicht ihrem Gebote, das sie gehen heißt. Wer dem Bösen sich verschrieben, der muß seine Schuld ihm bezahlen, er ist ihm eigen geworden, wenn nicht die Kirche ihn rettet. Auf den Knien werden sie noch um ihre Hilfe flehen.

Nach Venedig kam ich diesmal zu Ende November; den Tag über hatte es geregnet, am Abend brach die Sonne durch die Wolken und warf einen fahlen Streif über die Lagune hin. Ich war in einem Zuge von Rom hierhergereist, und so tat die Stille der Stadt mir unendlich wohl nach der Unruhe der Reise. Doch ich konnte mich nicht lange der erhabenen Wehmut dieser ernsten Stunde erfreuen. Ein Paar, das mit mir in der Gondel fuhr, begann zu singen: der eine, ein junger Mann mit dem Ausdruck von Frivolität und Blasiertheit, trillerte ohne Unterlaß leichtfertige Arien; der andere, ein Greis mit schneeweißen Haaren, sekundierte ihm. Ich schämte mich ihrer; beim Anblick der ehemaligen Größe und des gegenwärtigen Verfalles, wo die Armut aus so vielen Häusern heraus-

ſieht und hohläugige, halbverhungerte Menſchen an uns vorüberwanken, ſingen dieſe leichtfertige Lieder! Und dann klagen ſie noch über Öſterreich, als hätte dieſes ihren Ruin verſchuldet! Als ſie immer noch nicht aufhörten, wurde ich ungeduldig; doch wehren konnte ich es ihnen nicht. Wer kann es überhaupt einem wehren, wenn er durchaus niederträchtig und gedankenlos ſein will? Da ſetzte ich mich denn hinaus zu den Schiffern und ließ ſie in den felze fortſingen. Jetzt läutete in nächſter Nähe ein Glöckchen; der Ton war hart und gellend; als aber die letzten Klänge, langſam und oft abgeſetzt, zwiſchen den grauen, abbröckelnden Mauern und in den engen Kanälen verhallten, wo von einzelnen Laternen ein mattes, unſicheres Licht über das Waſſer fiel, da kam es mir vor, als hätte die Stadt zu mir geſprochen. Arm, traurig, klagend, ſo begrüßt ſie uns, verlaſſen und im Witwenſchleier, die einſt Königin der Meere war.

Da dachte ich an die Prieſterweihe, der ich vor zehn Jahren beigewohnt hatte. Der greiſe Patriarch ſtand wieder vor mir, wie er den jungen Leviten, die vor ihm knieten und die ſchwere, verantwortliche Bürde des Prieſtertums auf ſich nehmen ſollten, die Hände aufs Haupt legte; lange ließ er ſie darauf liegen, als wollte er tief und auf ewig die Kraft und Gnade der Weihe in ihre Seelen legen. Dabei war ſein Antlitz ſo ernſt, ſo bewegt, ſo ſorgenvoll, hoben ſich ſeine Augen ſo flehend nach oben! Man konnte ahnen, was in ſeinem Innern vorging, mit welcher Beſorgnis er in die Zukunft dieſer jungen Prieſter blickte; die ſchweren Pflichten, die ſie nun erfüllen, die Armut und die Mühſal, die ſie nun tragen, die Kämpfe, die ſie nun kämpfen, die Verfolgungen, die ſie nun erdulden ſollten — alles das mochte der Gegenſtand ſeines inbrünſtigen Gebetes ſein. Und ich dachte auch an die Worte, welche das fromme Venedig an jenem Abend in Santa Maria della Salute geſungen: Madre, madre, madre di noi pietà! Möge ſie euch behüten, die Helferin der Chriſten, vor einer viel ſchrecklicheren Peſt, als jene war, die einſt eure Stadt heimſuchte, der Peſt des Unglaubens und der Entſittlichung!

VIII.

Der lange und ungetrübte Beſtand der Republik Venedig unter einer Reihe von 120 Dogen erregt unſere Bewunderung; deſto

größer ist aber auch unser Staunen bei deren raschem und ruhmlosem Falle. Woher kam beides? Venedig war eine erbliche Aristokratie; hierin lag ihre Kraft und der Keim ihres Verderbens zugleich. Anfangs regierte das Volk sich selbst durch seine Tribunen; doch bald traten Unruhen ein, und es bildeten sich Parteien, genährt durch den Stolz und das Machtgefühl jener unter den Bewohnern, welche die ersten Ansiedler waren und noch zum Teil ihre Schätze gerettet hatten. Die Nähe des mächtigen Langobardenreiches bedrohte die politische Unabhängigkeit dieses Inselbundes, und so wählte man denn, auf den Rat des Klerus hin, ein Haupt, dem alle sich zu unterwerfen hatten. Der Doge (dux) stand auf Lebenszeit an der Spitze des Staatswesens und bildete die höchste Autorität; er hatte jedoch in wichtigen Fragen das Gutachten des Volkes einzuholen. Dies geschah im Jahre 697; in den Ebenen von Heraklea wurde Paoluccio Anafesto (Paulus Lucius) gewählt; ihm zur Seite stand der magister militum; beide Würden waren schon den Römern bekannt. Ihm war beigegeben der Kleine Rat (Consiglio minore), bestehend aus sechs, den sechs Sestieri (Stadtquartieren) Venedigs angehörenden Bürgern, von deren Gutheißung jede Regierungsmaßregel des Dogen ihre Rechtsgültigkeit empfing. Diese, mit dem Dogen an der Spitze, bildeten die ‚Signoria'. Um die Rechte des Volkes zu vertreten, stand ihr der Große Rat (Consiglio maggiore) gegenüber, bestehend zuerst aus 480 Abgeordneten, je 80 aus jedem Sestiere; sie bestätigten in wichtigen Angelegenheiten die Beschlüsse der Signoria; daher in den älteren Aktenstücken stets der Beisatz collaudante populo Venetiarum. Aus dem Großen Rat wurde gewählt der Consiglio de' Pregadi (Rat der Ersuchten), der einen engeren Senat von 60 Mitgliedern bildete, denen die wichtigen Fragen über Krieg oder Frieden, Bündnisse und Handelsbeziehungen erst vorgelegt werden mußten, ehe sie an den Großen Rat kamen. Die ‚Quarantia' bildete einen Gerichtshof mit 40 Richtern für Kriminalsachen und Zivilstreitigkeiten, erwählt vom Großen Rat und für eine bestimmte Zeit.

Eine der einschneidendsten Maßregeln zur Befestigung des aristokratischen Regiments war das Gesetz vom Oktober 1296 unter dem Dogen Pierrazzo Gradenigo, welches den bisherigen Mitgliedern des Großen Rates sowie ihren rechtmäßigen Söhnen von deren 25. Lebensjahre an Sitz und Stimme in demselben für immer sicherte und jede

weitere Aufnahme nur von der Gunst der Körperschaft und unter sehr schweren Bedingungen abhängig machte (la serrata). Infolgedessen mußte der Stammbaum eines jeden der früheren Mitglieder rein erhalten werden, was durch die Eintragung seines Namens in das ‚Goldene Buch' geschah.

Die Beweggründe zu diesem Schritte lassen sich leicht erkennen. Die Venezianer reisten viel, sahen darum vieler Menschen Städte und beobachteten ihre Sitten. Gerade die mächtigste Nebenbuhlerin in Handel und Industrie, Florenz, war fortwährend ein Spielball der Parteien, Welfen und Ghibellinen, Weißen und Schwarzen; das mußte diese klugen Staatsmänner bestimmen, um vor einem ähnlichen Schicksale ihre Republik zu bewahren, durch das Prinzip der erblichen Gewalt ein Gegengewicht zu schaffen gegen das unruhige, stets bewegliche Element der Volksherrschaft. Zuerst hatte auch Florenz eine aristokratische Regierung; doch diese ward durch die Ordinamenta iustitiae im Jahre 1293 demokratisch, bis die Maßlosigkeit und der Wankelmut des Volkes den Mediceern den Weg zur Herrschaft ebneten. Florenz, das seine Obrigkeit alle zwei Monate wechselte, suchte vergebens hierdurch die Freiheit zu retten. Venedig ging den umgekehrten Weg: von der Demokratie zur Aristokratie. Dem Volke blieb ein Schein gewahrt, indem die bereits gefaßten Beschlüsse, aber nur zur Kenntnisnahme, vor dasselbe gebracht wurden und der Doge nach seiner Wahl sich ihm vorstellte. Die Nicolotten hatten ihr eigenes Haupt, genannt il castaldo oder auch doge de' Nicolotti, gewöhnlich ein Fischer; war er gewählt, so hatte er Audienz beim Dogen in dessen Palast, der ihn auf dem Throne sitzend in Gegenwart der Signoria empfing, und eine Schar Nicolotten mit Voraustragung einer Fahne begleitete ihn; auch wohnte er dem Sposalizio des Dogen bei und hatte seinen Platz auf dem Bucintoro. Die Signoria duldete sowohl diese Spaltung der Bürger in Nicolotten und Castellanen als auch die Scheingewalt des Dogen der ersteren, um dadurch jedes gemeinsame Unternehmen derselben, das nicht unter ihrer Führung geschah, unmöglich zu machen. Arbeit und Brot hatte das Volk außerdem im Überfluß; das Schwert der Gerechtigkeit traf den Nobile so gut wie den letzten der Untertanen, ja es war gegen jenen nur noch mehr geschärft. Alle standen unter demselben Gesetze, schlossen unter sich, Edle und Bürger, Handelsgesellschaften, und der Nobile, der Abkömmling der ältesten Geschlechter,

fühlte sich keineswegs in seiner Standesehre beeinträchtigt, wenn er zu weiten Unternehmungen auf den Kauffahrteischiffen auszog oder in den kaufmännischen Gewölben Buch führte und seine Waren selbst absetzte. Es war eben kein Feudaladel wie in Spanien, Frankreich, England, sondern aus dem Volke hervorgegangen, hatte er sich ihm nie feindlich entgegengestellt; der Doge selbst war von den öffentlichen Abgaben nicht frei. Giustizia in palazzo, pane in piazza![1] war Regierungsmaxime in Venedig. Der Doge Antonio Venier verurteilte seinen eigenen Sohn zu lebenslänglicher Kerkerstrafe. Die ‚Gevatterschaft des hl. Johannes' schlang außerdem ein freundschaftliches Band zwischen dem reichen Nobile und dem einfachen Bürger, indem alter Sitte gemäß jener Pate wurde bei der Geburt eines Sohnes des letzteren. Es bildete sich so ein Schutzverhältnis heraus, das auf einer durchaus religiösen Grundlage ruhte. So erzählt der Nobile Giantommasso Sorranzo in einem Schreiben an seine Tochter, daß er das Kind eines Bürgers, Niccolò Barbaro, über der Taufe gehalten, hierauf sich in dessen Haus begeben und der Wöchnerin einen Besuch abgestattet habe.

Während die erbliche Aristokratie die Republik vor den Gefahren der Demokratie schützte, suchte sie in anderer Weise sich zu sichern, daß Venedig nicht das Schicksal so vieler Städte Italiens teilte, welche infolge innerer Kämpfe unter die Gewalt eines schlauen Parteimanns oder kühnen Kriegers fielen, wie die Scaliger Verona, die Visconti und Sforza Mailand, Ezzelino Padua, Malatesta Rimini, Bentivoglio Bologna, die Gonzaga Mantua, die Montefeltro Urbino usw. sich botmäßig gemacht hatten.

Mehr und mehr wurden darum die Befugnisse des Dogen eingeschränkt; weder er noch seine Söhne durften eine Ausländerin ehelichen; nicht er besetzte die verschiedenen Territorien mit Statthaltern, sondern der Große Rat; seine Söhne konnten nicht höher steigen als in das Kollegium des Großen Rates; er durfte das venezianische Gebiet nicht verlassen ohne Erlaubnis, keine Briefschaften öffnen, außer in Gegenwart seiner sechs ältesten Räte, und nicht einmal seiner Stelle entsagen ohne Zustimmung des Rates.

So war auch von dieser Seite her jeder Versuch, an dem Bestand der Republik zu rütteln, gewahrt. Doch das war noch nicht genug.

[1] Gerechtigkeit im Palaste, Brot auf dem Markte.

Die Verschwörung des Querini und des Bajamonte Tiepolo ward Anlaß zur Errichtung des Rates der Zehn und der Staatsinquisitoren. Es war der Kampf der jüngeren Aristokratie gegen die ältere; aber das Volk nahm für die bestehende Ordnung Partei. Um ähnlichen Gefahren vorzubeugen, war es die Aufgabe der Zehn, ganz besonders den Adel zu überwachen und die öffentliche Sicherheit wahrzunehmen — eine Art geheimer Polizei, welche aus sich jährlich Vertrauensmänner wählte, denen die ausgedehntesten Befugnisse zu Gebote standen, und in Fällen, da ein juridisches Vorgehen nicht stattfinden konnte, zum Dolch und Gift ihre Zuflucht nahm. Paolo Sarpi, der in seinem Gutachten — In qual modo debba si governare la Repubblica di Venezia — die empörendsten Ratschläge erteilt, findet es für vorteilhafter, Gift zu gebrauchen statt des Henkers. Unter anderem rät er auch, die Bewohner der Kolonien wie wilde Tiere zu behandeln, für welche Humanität am unrechten Orte sei, und den italienischen Provinzen ihren Reichtum zu nehmen zum Vorteil der Bewohner von Venedig. Außerdem war ihre ganze Tätigkeit in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt; auf Verletzung des Geheimnisses stand die Todesstrafe. Die Anklagen geschahen heimlich, nie erfuhr der Beklagte den Namen des Anklägers. Es widerspricht dies allerdings unsern Anschauungen von Rechtspflege; aber wir müssen auch diese Institution im Geiste ihrer Zeit beurteilen. Spanien hatte nach und nach einen immer größeren Einfluß auf der Halbinsel gewonnen, und Venedig mußte daher ihm gegenüber immer auf der Wache stehen. Der ärmere Adel neigte zu Neuerungen, seine Sitten sanken mehr und mehr, und das Beispiel des Auslandes war für die Aristokratie überhaupt eine Versuchung, auch ihrerseits ihre Stellung zu mißbrauchen. Niemand hätte es gewagt, einen aus ihr öffentlich anzuklagen; ihrer Rache wäre er nicht entgangen; so ward die geheime Anklage eine Wohltat für das Volk, gab die Möglichkeit rücksichtsloser Rechtspflege und schützte den Kläger vor den Verfolgungen der Mächtigen. Darum waren es die Nobili, die den Rat der Zehn am meisten zu fürchten hatten.

Bekannt sind die marmornen Löwenköpfe, in deren Rachen der Venezianer seine schriftliche Anklage warf. Bei meinem ersten Aufenthalte in Venedig sah ich sie noch; am Dogenpalast und auch andernorts waren sie angebracht; als ich nach dem Jahre 1848 dahin kam, waren sie verschwunden; die neue Republik hatte sie ent-

fernt. Sie waren ja auch nicht mehr notwendig, da es jetzt ein viel wirksameres Mittel gibt, einen ehrlichen Mann anzuschwärzen, und zwar nicht vor dem Rate der Zehn allein, der mit höchster Unparteilichkeit und Gewissenhaftigkeit die Anklage prüfte, wie die von Tiepolo und Daru veröffentlichten Aktenstücke beweisen, — sondern vor aller Welt, wobei weder Kläger noch Richter, das lesende Publikum nämlich, sich viel nach Beweisen umsehen. Es ist dies die Presse, wodurch es jedem Lotterbuben möglich wird, aus sicherem Versteck seine vergifteten Pfeile auszusenden. Auch in anderer Beziehung war die Rechtspflege der Venezianer etwas von der unsrigen verschieden. Als ich einmal unter den Arkaden des Dogenpalastes auf- und abging, fielen mir zwei Marmortafeln auf, welche hier in die Wand eingemauert sind. Ich las da die Kunde, daß im Jahre 1643 ein gewisser Andrea Boldù wegen Kassendefekt auf ewige Zeiten aus dem Gebiete der Republik laut Urteil des Consiglio di Dieci verbannt wurde; ebenso im Jahre 1737 ein gewisser Bontio wegen gleichen Verbrechens. Da dachte ich mir, diese Veruntreuungen müssen doch zu jener Zeit äußerst selten gewesen sein; wollte man bei uns für jeden flüchtig gewordenen Kassier eine Schandtafel von Marmor am Rathause aufhängen, dann hätten die Steinmetzen viel Arbeit.

In den Bleikammern (piombi) unter dem Dache des Dogenpalastes waren die Gefängnisse für Staatsverbrecher; viele Fabeln sind hierüber verbreitet. Wer einen Sommer zu Rom im sechsten oder siebenten Stockwerk unmittelbar unter den Dachziegeln gewohnt hat, der wird wohl einen Aufenthalt in den Piombi nicht sehr angenehm finden, aber auch nicht so schrecklich, wie man ihn geschildert hat. Zudem empfingen jene Zellen durch die Fenster, die den Dachluken gegenüber angebracht waren, immer in der Nacht eine Abkühlung durch die Brisen vom Meer her. Das Zimmer, in dem Silvio Pellico gefangen saß, habe ich seinerzeit gesehen und durchaus nicht so gefunden, wie es meine Phantasie ausgemalt hatte. Dagegen erregt schon der Anblick der Gefängnisse für gemeine Verbrecher (pozzi) ein Gefühl von Bangen. Sie bilden in ihrer Art einen Musterbau, aufgeführt in starken Quadern von Antonio da Ponte; an der Südseite des Dogenpalastes gelegen und durch einen Kanal getrennt, stehen sie durch den kühnen Bogen der Seufzerbrücke mit diesem in Verbindung. Eine dreifache Reihe von kleinen Fenstern

mit Doppelgitter zieht sich den Kanal entlang und vermehrt den finstern Eindruck. Aber auch hier hat die Sage viel übertrieben. Der Engländer Howard bemerkt in seinem Werke über die Gefängnisse, daß er in diesen weniger Unordnung gefunden habe als anderswo, und daß keine der Krankheiten vorkam, wie sie an solchen Orten leicht zu entstehen pflegen. Die unterirdischen Verließe des Mittelalters waren gewiß nicht weniger hart als die Pozzi Venedigs, und die Gefängnisse in der Peter-Pauls-Festung zu St Petersburg sind es vielleicht noch mehr. Was aber alledem ganz besonders einen Charakter des Schrecklichen verlieh, war das unheimliche Stillschweigen, das undurchdringliche Geheimnis, welches das ganze Verfahren der Zehn umgab; dem Gefangenen, einmal in diesen Ort der Trauer eingetreten, war die Zukunft verhüllt; er mußte darum in gewissem Sinne Höllenqual leiden, da die Hölle, wie Milton sagt, der einzige Ort ist, wohin die Hoffnung nicht kommt.

Dieses auf kluger Berechnung und Erfahrung ruhende System des Gegengewichtes der Gewalten hatte die Republik unter allen Stürmen der Jahrhunderte trotz schwerer Verluste an Einfluß, Macht und Besitz in ihrem Bestande unverletzt bewahrt. Und doch ist sie gefallen; wodurch?

Gerade durch dieses System. Venedig hatte es versäumt, dem Großen Rate durch Aufnahme neuer, in Kriegsdienst oder in Wissenschaft hervorragender Mitglieder frische Kräfte zuzuführen und so sich politisch und geistig zu verjüngen. Wohl stand seit dem 17. Jahrhundert das Goldene Buch auch andern offen, aber um die enorme Summe von 100000 Dukaten; nicht Großtaten und Charakter erhoben den Mann des Volkes in die Reihen der Aristokratie, sondern Geld. Damit ist alles gesagt. Die herrschende Klasse hätte eben dadurch auch die Interessen aller, namentlich auch des Adels auf dem Festlande, an die ihrigen geknüpft. Wenige Jahre vor dem Sturze der Republik öffnete man allerdings das Goldene Buch und lud ein zur Bewerbung; aber es war zu spät, nur wenige kamen. Die Aristokratie hatte ihr Ansehen und ihre Bedeutung in der Öffentlichkeit verloren. In dem Vertrage vom 16. Mai 1797 erklären diese vordem so stolzen Häupter der Republik, auf alle ihre Privilegien verzichten zu wollen, wenn man ihnen nur ihre Einkommen auf Lebenszeit und den verarmten Adeligen ihre Gnadengehälter lasse. So fand sie denn auch nicht mehr die Kraft, dem Anpralle

der französischen Republik Widerstand zu leisten. Wohl stand das Volk für San Marco ein und erhob sich zum Kampfe; Morte ai Francesi![1] war sein Ruf in Verona, Brescia, Bergamo und in der Hauptstadt; aber die Bewegung wurde gewaltsam unterdrückt. Lodovico Manin und der Rat, den er um sich versammelt hatte, konnten sich nicht erheben zu der Seelengröße und dem Heldenmut eines Orseoli, Dandolo, Mocenigo, Contarini, Morosini, Loredano und wie die berühmten Dogen vergangener Zeiten hießen; seine Amtsentsagung besiegelte nur seine Ohnmacht. Vielleicht war Venedigs Fall unvermeidbar und wäre später doch gekommen; denn einem Napoleon I. gegenüber, vor dem ganz Europa sich beugte, von Verrätern im eigenen Innern umgeben, hätte es auf die Dauer nicht widerstehen können; aber dann wäre es doch mit Ehren untergegangen.

Dieser Untergang Venedigs war vor allem die Folge der Verweichlichung und Entartung vieler aus den herrschenden Familien; diese selbst der Fluch des Reichtums. Valatelli in seiner Topografia fisico-medica di Venezia, die zu Anfang dieses (19.) Jahrhunderts erschien, charakterisiert die Schwäche, Weichheit und den Mangel an Widerstandskraft in der körperlichen Organisation des Venezianers. Außer dem feuchten Klima findet er die Ursache hiervon in seiner energielosen Genußsucht, welche ihn die Lebensweise seiner Ahnen, Gymnastik, Rudersport, Waffendienst, ganz vergessen ließ. Schon im Dialekt des Venezianers spricht sich eine gewisse Weichheit aus; er hat weder Gutturale noch Nasale noch Aspirate wie der Florentiner; alle harten Laute werden abgeschliffen; das Z spricht er wie S, das Sc (deutsch: sch) spricht er wie S. Als ich den Küster von San Marco fragte, woher der gegenwärtige Patriarch gekommen sei, antwortete er: Da Chioja, Sior (statt Chioggia). Auch die Malerei trägt diesen Charakter. Man vergleiche nur die Werke aus der umbrischen Schule mit ihren tief innigen, in Andacht und Beschauung versunkenen, holdseligen Idealen, selbst die Florentiner des Quattrocento mit ihren mehr realistisch gehaltenen Gestalten, aber doch immer voll edler Würde und religiösem Ernst, den hohen Geist und die sittliche Kraft in den Bildern Raffaels, mit Giorgione, Paolo Veronese, Tintoretto und selbst Tizians Werken. Hier ist

[1] Tod den Franzosen!

es das heitere, genußreiche Dasein, allerdings in das Reich des Idealen erhoben und verklärt, aber doch immerhin der Widerschein des Venezianer Lebens selbst. Wie keine zweite Schule besaßen sie das Geheimnis der Farbe zur Darstellung hoher sinnlicher Schönheit ihrer Gestalten, aber das Leben der Seele, der Empfindung tritt zurück; es ist vielfach nur das Venezianer Leben in die evangelische Geschichte übersetzt und dem Leben der Heiligen eingeflochten. Bei ihren Nachfolgern wird die Malerei eine kunstvolle Dekoration, die einen buntschillernden Vorhang über das nüchterne Grau der Wirklichkeit wirft. Wir können die Farbenmanie unserer Tage, den Lobpreis des Kolorits als des Höhepunktes aller Kunstleistung mit vollem Recht mit der Venezianer Schule in Vergleich bringen; nur waren ihre Meister Männer von urkräftigem Genie; darin liegt allerdings ein Unterschied. Aber es ist der Genuß, für den beide arbeiten; ein Produkt der Zeit und zugleich ihre Signatur; wenn ernste Tage kommen, werfen sie ihren Reflex auch auf das Bild des Malers. Man denke an die Katakomben und die christliche Malerei.

Venedig bildete im 18. Jahrhundert den gemeinsamen Vergnügungsort für ganz Europa; die Serenissima Signoria sah zu und sah es gern; so schienen ja in der allgemeinen Gedankenlosigkeit auch die Gedanken über die Regierung die genußtrunkenen Epigonen der großen Staatsmänner nicht mehr zu belästigen, und die allgemeine Ruhe war gesichert. Theater, Spiel, Musik, Gesang, Maskeraden, Sonettengeklingel, Müßiggang und die Unsitte der cavalieri servienti[1], die schon beim Ehevertrag ausbedungen wurden, bildeten die Beschäftigung vieler aus den höheren Ständen; das Volk empfing seinen Anteil an den aufgehäuften Reichtümern, dachte nicht an morgen und beugte sich ehrerbietig, wenn der Missier grande, der erste Diener der Inquisitoren, mitten unter der Menge erschien und seine Amtsmütze mit dem Zeichen des hl. Markus aufsetzte. ‚In Venedig', schreibt Ganganelli im Jahre 1756 an den Abbé Ferghen, ‚werden Sie lauter einander widersprechende Dinge sehen: Einwohner, welche vier bis fünf Monate lang im Jahre Masken tragen; eine despotische Regierung, welche dem Vergnügen den weitesten Spielraum läßt; die Rechte eines Souveräns, der keine Autorität besitzt; ein Volk, das sich vor seinem eigenen Schatten fürchtet und dabei die

[1] ‚Dienenden Kavaliere', Kavaliere der Ehefrau.

tiefste Ruhe genießt. Das Vergnügen ist ihr fünftes Element.' Luxus und Sittenverfall drangen von Frankreich her auch unter den Adel der Dogenstadt und verschlangen ganze Vermögen; in den verarmten Adeligen hatte nun die Republik ihre gefährlichsten Feinde. Im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts gab es schon Verräter unter den höchsten Behörden, trotz der hohen Belohnung, die den Angebern ausgesetzt wurde. Um dieselbe Zeit betrieben zwei Nobili eine Eingabe an den Großen Rat, man solle 70000 Dukaten jährlicher Unterstützung den armen Adeligen auswerfen[1]. Kurz vor dem Fall der Republik wurde eine Verschwörung der armen Nobili Giorgio Pisani und Carlo Contarini gegen die Reichen ihres Standes entdeckt; später waren es die Freimaurer, die manche von ihnen gewannen und so für die neuen Ideen der französischen Revolution den Boden bereiteten. So nagte der Totenwurm immer mehr und mehr an dem 1400jährigen Bau. Der Sturm der Revolution riß ihn nieder in einer Nacht. Am 16. Mai 1797 wurde eine neue Verfassung gegeben, das Goldene Buch verbrannt, der Freiheitsbaum aufgerichtet; zu seinen Füßen, statt der Worte, welche auf dem aufgeschlagenen Evangelium geschrieben standen, das der Löwe von San Marco in seinen Pranken hält: Pax tibi Marce, Evangelista meus[2], las man nun: ‚Die Rechte des Menschen und Bürgers'. Die Republik von Venedig war für immer dahin.

IX.

Schon längst hat der Orient sich von Venedig abgewendet; nur der Fondaco de' Turchi erinnert noch an die vielen Beziehungen dieser Stadt mit der Levante in den Tagen ihres Ruhmes; er war ursprünglich gegründet als Warenmagazin, ganz besonders aber, um die Moslemin mehr vom Verkehre mit den Venezianern abzuschließen und so diese vor dem Eindringen orientalischer Üppigkeit und Unsitte zu bewahren. Doch wir dürfen an der Riva degli Schiavoni nur in eine Gondel steigen, so stehen wir nach einer Fahrt von kaum einer Stunde mitten im Orient, und es sind nicht bloß Erinnerungen an frühere Zeiten: ein reges, tatkräftiges Leben tritt uns da entgegen. Auch findet noch von hier aus ein lebhafter Verkehr statt nach der Türkei und weit nach Asien hinein, allerdings nicht mit

[1] Vgl. Burckhardt, Kultur der Renaissance 65.
[2] Friede dir, Markus, mein Evangelist!

den Erzeugniſſen europäiſcher Induſtrie; unvergleichlich höhere Güter gehen von da nach dem Morgenlande aus, die chriſtliche Religion und Wiſſenſchaft. Es iſt die Niederlaſſung der Armenier auf der Inſel San Lazzaro.

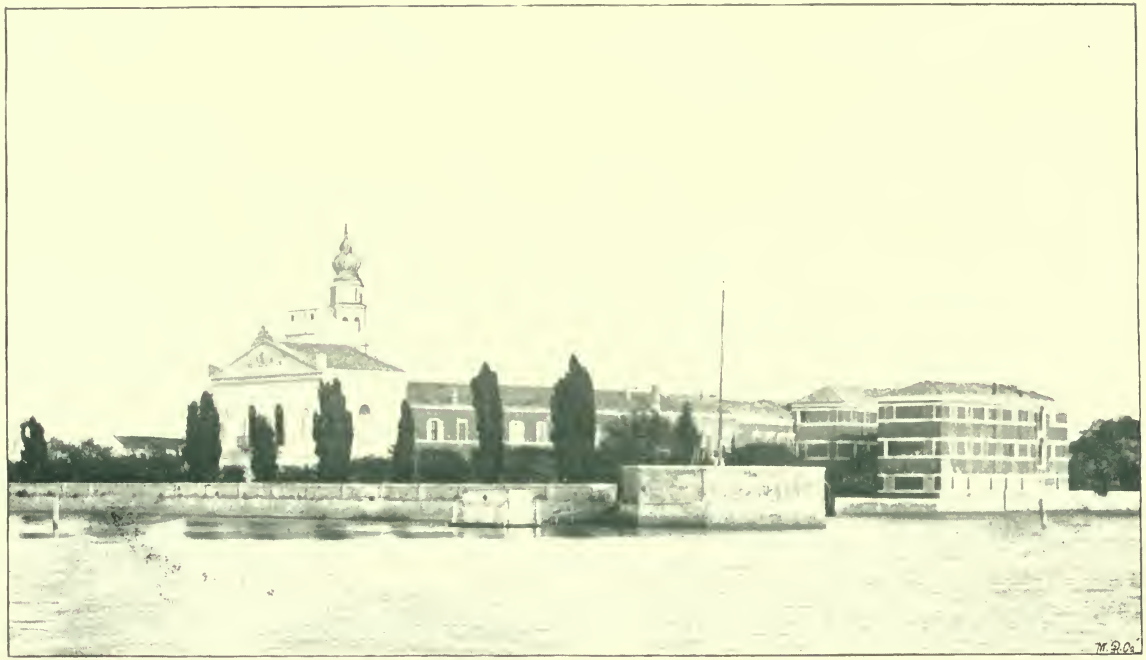
Es war Ende November, ein trüber, kalter Tag; dichter Nebel lag über der Stadt und Lagune, ſo daß man kaum ein paar Schritte weit die Gegenſtände unterſcheiden konnte und der Gaſtwirt mir darum riet, heute dieſe Fahrt nicht zu unternehmen; gar mancher habe ſich bei ſolchem Nebel verirrt und nur ſchwer wieder den Heimweg gefunden. Ich wartete einige Stunden, in der Hoffnung, ſpäter werde der Himmel ſich klären. Doch umſonſt. Je höher die Sonne ſtieg, deſto dichter wurde der Nebelſchleier. Da ich einen zweiten Tag und beſſeres Wetter nicht abwarten konnte, ſo wollte ich es doch verſuchen und rief einen Gondoliere. Auf meine Frage, ob er mich ſicher dahin bringen könne, antwortete dieſer, ein Mann in den mittleren Jahren, lebhaft: ‚Ja; es braucht nichts, als die Richtung gut zu kennen und ein ſcharfes Auge. Und das habe ich.‘ Beruhigt vertraute ich mich ihm denn an.

Drei Miglien von der Stadt entfernt, nicht weit vom Lido auf der ſüdöſtlichen, den Inſeln San Servolo und Santa Elena auf der ſüdweſtlichen Seite, liegt die Inſel San Lazzaro. Urſprünglich Eigentum der Benediktiner, erhielt ſie vom Abte Uberto im Jahre 1182 der fromme Lione Paolini geſchenkt zu dem Zwecke, um daſelbſt eine Kirche mit Hoſpital zu errichten für die vielen aus der Levante ankommenden, vom Ausſatze ergriffenen Kranken. Sie ſtanden unter dem Schutze des hl. Lazarus, und ſo bekam von ihnen die Inſel ihren Namen. Als ſpäter dieſe Krankheitsform mehr und mehr erloſchen war, nahm man andere arme Kranke hier auf bis zum Jahre 1595, wo für dieſe in der Stadt ſelbſt ein eigenes Hoſpital San Lazzaro de' Mendicanti gegründet wurde. Von da an blieb die Inſel verlaſſen, die Bauten zerfielen, und nur arme Fiſcher bildeten noch die geringe Bevölkerung, bis im Jahre 1717 die Republik ſie dem Abte Mechitar, dem Stifter der von ihm benannten armeniſchen Kongregation, für immer überließ.

Da wegen des Nebels der Blick nach allen Seiten hin während unſerer Fahrt verſchloſſen blieb, ſo hatte ich Muße genug, mich mit meinem braven Lazzaro, ſo hieß auch der Gondoliere, eingehend zu unterhalten. Zuerſt frug ich ihn viel über die Bewohner der Inſel,

um zu erfahren, was das Volk von ihrem Institute halte, und er stand mir rechtschaffen Rede und Antwort. Sie seien erstaunlich gelehrt, erzählte er mir, und studierten das ganze Jahr; aber, fügte er bei, ‚ihre Bücher kann unsereiner nicht lesen, es sind ganz andere Buchstaben'. Sie seien alle aus reichen Familien weit in der Türkei her, und das Kloster besitze viele Güter im Venezianischen und in andern Ländern. Auch seien sie recht wohltätig gegen die Armen. ‚Aber die Signori da drüben', damit schloß er seine Lobpreisung der Mechitaristen und deutete dabei auf die Stadt hin, ‚haben kein Herz für die Armen. 25 Millionäre wohnen in Venedig, aber was machen sie? Sie legen ihr Geld auf Wucherzinsen und geben den Armen kein Brot und auch keine Arbeit.' Hiermit kam er nun auf sein Thema, worüber, wie mir schien, er schon viel gedacht und mit seinen Standesgenossen gesprochen hatte. Es war die soziale Frage, die er nun in seinem Sinne behandelte. Ich war nicht erstaunt darüber, denn in Italien gärt es überall, besonders unter dem Landvolke. Doch sprach er über diese Dinge nicht in der anmaßenden, drohenden Weise unserer halbgebildeten Fabrikarbeiter, sondern mehr mit einem Ausdrucke von Schmerz und in bittendem Tone; nur Brot genug für seine fünf Kinder möchte er haben, dann wäre er zufrieden. Dabei war er höchst bescheiden. Über drei Stunden mußte er warten, bis ich wieder zur Rückfahrt nach Venedig einstieg. Er hatte, da ich über Mittag hier weilte, einen kleinen Imbiß vom Kloster bekommen. Freundlich sagte er mir dann bei der Abfahrt: ‚Herr, Sie brauchen mich für diese Stunden, die ich gewartet habe, nicht zu bezahlen.' Der brave Lazzaro! Als ich ihm dann doch eine Entschädigung gab, hatte er nicht Worte des Dankes genug.

Unterdessen waren wir an der Insel angelangt; ihr Umfang ist nicht groß, Kirche, Klostergebäude und Gärten bedecken sie vollständig. Es war ein lieblicher, Auge und Herz erfreuender Anblick, dieses ringsum von hellroten Mauern geschützte Eiland, hinter welchen die Obst- und Blumengärten liegen. Der Turm, in seinem Bau an den Orient erinnernd, ragt hoch über das Ganze empor. Auf der nordöstlichen Anhöhe der Insel erhebt sich, einer Bastion ähnlich, eine Terrasse; von der Flaggenstange, die wir hier sehen, weht das Banner des türkischen Kaisers mit dem Halbmond, ein Geschenk Abdu'l-Medschids; sämtliche Bewohner sind Untertanen des türkischen Reiches und genießen dessen zu Zeiten sehr wirksamen Schutz, wie besonders unter



San Lazzaro bei Venedig. (Phot. Naya.)

den Stürmen der französischen Okkupation durch Napoleon I. und des Jahres 1849. Die türkischen Kaiser haben auch wiederholt und in der ehrenvollsten Weise der segensvollen Wirksamkeit der Mechitaristen für das armenische Volk ihre Anerkennung ausgesprochen.

Als die Gondel an den Marmorstufen, die zur Pforte führen, angelegt hatte, erschien im Vorhause ein Diener; mit freundlichem Ernst begrüßte er mich und führte mich in das Sprechzimmer. Die Priester waren noch in der Kirche beim Chorgebet, ich konnte mich demnach umsehen. Es war ein heller, freundlicher Raum, über und über mit Gemälden bedeckt, in edler Einfachheit ausgestattet. Dann erschien ein Mitglied der Kongregation im Benediktinerkleide, mit weiß herabwallendem Barte. Es war der Sekretär derselben, P. Karekian, zugleich Lehrer der Theologie und Vorstand des Seminars für die Priester. Mit rührender Höflichkeit und den Formen eines gebildeten Mannes begrüßte er mich, und auf meine Bitte, zu erlauben, mich über die Verhältnisse ihres Instituts etwas eingehender orientieren zu dürfen, erklärte er sich bereit, mir in allem zu Diensten zu sein, und verzichtete selbst auf das Mittagsmahl, zu dem die Glocke eben die übrigen rief. Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über Ursprung, Geschichte, Zweck und den gegenwärtigen Bestand ihres Instituts geleitete er mich durch die verschiedenen Teile der Niederlassung. Durch einen mit Liebe gepflegten Garten, in dem unter Myrten und Zypressen noch die schönsten Blumen standen und frische Monatsrosen an den Spalieren hinauf ihre Knospen öffneten, eingerahmt von hellen, in edlem Stil gehaltenen Arkaden, führte er mich zur Kirche.

Diese erinnert mit ihren das Ganze in drei Schiffe teilenden Bogen, die von Säulen getragen werden, durch die Form der Apsis an den früheften romanischen Stil; obwohl nicht sehr groß und ohne viel Schmuck, wird sie uns ehrwürdig durch ihr Alter — sie stammt zum großen Teil noch von der ersten Zeit der Hospitalgründung her; die Reinlichkeit, Ordnung, der Fleiß überall und die feierliche Stille, der Friede, der durch diese Räume weht, tut uns wohl. Täglich dreimal versammeln sich hier die Mönche zum Chorgebet; der öffentliche Gottesdienst findet nach armenischem Ritus statt. Nur Gesang begleitet die kirchliche Feier in der den Orientalen gemeinsamen monotonen Weise; alles kirchliche Geräte und besonders die Kleidung beim Dienste am Altar ist sehr kostbar, großenteils Geschenke der Lands-

leute, mit orientalischer Pracht in Seide, Gold und Perlen ausgestattet. Hier nun hatte mein Begleiter seine Schüler in der Theologie und Zöglinge des Priesterseminars versammelt; es waren junge Männer in der ersten Hälfte der zwanziger Jahre; ein gemeinsamer Typus prägte sich in allen aus, wiewohl sie an den verschiedensten Orten geboren sind, von Siebenbürgen und dem südlichen Ungarn an bis nach Konstantinopel, Trapezunt und weit hinein nach Rußland und Asien. Bei allen waren Haare und Bart schwarz, die Augen mandelförmig geschnitten, die Lippen stark, die Nase gebogen mit kräftiger Wurzel, bei einzelnen die Haut zart und weiß und von einem leichten Rot durchschimmert; auf dem Angesicht und im Ausdruck der älteren Priester lag etwas wie stille, sinnende Melancholie. Ihr Vorstand bat mich, einige ermunternde Worte an sie zu richten. Das tat ich auch; ich hatte aber den ersten Satz in lateinischer Sprache noch nicht vollendet, als er mich unterbrach. ‚Sie verstehen nicht Latein', sagte er lächelnd. Der Kreis ihrer Bildung ist eben für ihre künftige Wirksamkeit berechnet; außer der von Hause aus ihnen geläufigen Sprache ist es das Armenische, Türkische und Italienische, was sie besonders betreiben; nicht wenige unter ihnen verstehen auch Französisch, Griechisch und Englisch, sehr wenige Deutsch. Die Schulbücher, die ihnen zum Gebrauche dienen, sind teils in italienischer teils in armenischer Sprache verfaßt; die Dogmatik von Billuart sah ich in armenischer Übersetzung.

X.

Stifter der Kongregation (Congregatio monastica Antonianorum Benedictinorum Armeniorum) ist der selige Mechitar (deutsch: Tröster), geboren zu Sebaste in Armenien im Jahre 1676. Mit 15 Jahren war er bereits zu Garmir in den Ordensstand eingetreten, wo er seinen früheren Namen Manuk mit dem durch ihn so berühmt gewordenen vertauschte. Zum Priester geweiht, setzte er es sich zur Aufgabe, im Verein mit mehreren Gesinnungsgenossen den katholischen Glauben zu verbreiten, da, wo er schwach geworden, neu zu beleben und die Anhänglichkeit an die Kirche zu befestigen. Bitter von den Schismatikern gehaßt und verfolgt, arbeitete er rastlos in Erserum, Konstantinopel, Morea unter seinen Landsleuten, indem er mit der Predigt des Glaubens auch ihre wissenschaftliche Bildung überhaupt zu fördern suchte. In dieser Zeit lebte er noch nach der alten Regel

der armeniſchen Mönche. In einem Bericht an die Propaganda in Rom vom Jahre 1718 gab er Rechenſchaft von ſeiner und ſeiner Jünger Tätigkeit, beſonders in Smyrna, Erſerum, Aleppo, Saloniki, Diarbekr, Adrianopel, Amaſea, Ankyra uſf. Als ſeine Heimat Sebaſte (Siwas) ſchwer durch eine Seuche litt, wurde Mechitar ein Engel des Friedens für ſie, der Tag und Nacht tätig, in gleicher Weiſe leibliche und geiſtliche Hilfe brachte.

Hierauf ließ er ſich mit drei ſeiner Jünger in Pera nieder; hier veröffentlichte er auch die erſten Religions- und Unterrichtsbücher, darunter eine armeniſche Überſetzung der ‚Nachfolge Chriſti‘. Doch hatte er auch hier viele Verfolgungen zu erdulden; ſo entſchloß er ſich denn, den Sitz ſeiner Wirkſamkeit nach Modon auf der Halbinſel Morea zu verlegen, die damals zur Republik Venedig gehörte. Um enger an Rom ſich anzuſchließen, wählte er nun die Regel des hl. Benedikt für ſich und die Seinen, doch mit jenen Änderungen und Zuſätzen, wie ſie die Aufgabe, die er ſich geſtellt, und das Bedürfnis ſeiner Landsleute forderte. Papſt Klemens XI. beſtätigte den neuen Orden und ernannte ihn zu deſſen Abt. Der Konvent ſtellte ſich unter den Schutz des heiligen Abtes Antonius, und ſeine Mitglieder verpflichteten ſich außer den gewöhnlichen drei Gelübden zur Übernahme der Seelſorge und Verbreitung des Glaubens unter ihren Landsleuten. Doch ſchon im Jahre 1714 eroberten die Türken die Halbinſel; die Republik konnte ihn ferner nicht mehr ſchützen. So kam er denn mit elf ſeiner Ordensbrüder nach Venedig, um hier eine ſichere Stätte für ſeinen Eifer zu finden. Da das Geſetz jede neue Ordensgründung in der Stadt verbot, ſo ſchenkte ihnen die Republik, die ihre guten Dienſte und ihren wohltätigen Einfluß auf ihre Glaubensgenoſſen in der Levante wohl zu ſchätzen wußte, im Jahre 1717 die Inſel San Lazzaro.

Hier nun war der energiſche Mann aufs neue raſtlos tätig. Er prüfte wiederholt die Ordensregel und machte ſie zur Baſis für die Wirkſamkeit ſeiner Kongregation, die ſich keine andere Aufgabe geſetzt hatte als die geiſtige und ſittliche Wiedergeburt ſeines nach allen Richtungen hin im Orient zerſtreuten Volkes. So ward ſein Inſtitut in der Tat der Mittelpunkt, von wo ein höheres Leben unter die katholiſchen Armenier ausging. Dem Unterricht, der Erziehung, dem Studium, beſonders der Erhaltung und Förderung der armeniſchen Literatur war ihre erſte Sorge gewidmet. Mechitar

selbst übersetzte die Bibel ins Armenische, wofür ihm Papst Benedikt XIV. seinen besondern Glückwunsch ausdrücken ließ, eine Buchdruckerei wurde errichtet und ein Wörterbuch des Armenischen in Angriff genommen. Besondere Angelegenheit ward für ihn die Ausbildung seiner Novizen und Priesteramtskandidaten, deren Anzahl von Jahr zu Jahr wuchs.

Mechitar starb in einem Alter von 74 Jahren am 27. April 1749; eine einfache Steinplatte vor dem Hochaltar — so hatte er es bestimmt — deckt seine sterblichen Reste. Zum steten Gedächtnis an ihn nahm die Kongregation nach seinem Tode den Namen Mechitaristen an. Sein Nachfolger wurde Stephan Melkonian aus Konstantinopel; er starb 1800. Auf ihn kam Akontius Köver aus Siebenbürgen; er ward im Jahre 1804 zum Erzbischof von Sinnia in partibus erhoben; von nun an blieb die erzbischöfliche Würde mit jener des Abtes der Kongregation verbunden. Er erlebte die Unterdrückung sämtlicher Ordenshäuser in den von den Franzosen besetzten Teilen von Italien; auch sein Institut war schon dem Untergange geweiht, aber im Hinblick auf dessen wissenschaftliche Tätigkeit und exterritoriale Stellung ward ihm die Rechtswohltat zuteil, als armenische Akademie fortbestehen zu können.

Im Jahre 1824 folgte ihm in der doppelten Würde als Generalabt und Erzbischof Suchias Somal, gleichfalls aus Konstantinopel. Unter ihm dehnte sich die literarische Tätigkeit der Kongregation immer weiter aus; Somal selbst schrieb eine Literaturgeschichte Armeniens und betrieb die Herausgabe der wichtigsten Schriftsteller dieses Volkes, deren Werke vordem ungekannt und großenteils nur handschriftlich vorhanden waren. Ebenso fing man jetzt auch an, die bedeutendsten Werke der klassischen wie neueren europäischen Literatur zu übersetzen. Homer, Sophokles, Vergilius, Cicero (De officiis), Plutarchs Biographien, Senecas philosophische Abhandlungen, Bossuet, Fénelon, Geßner, Milton, Buffon, Young, auch ausgewählte Werke von Goethe, Schiller u. a. sind in armenischen Übersetzungen vorhanden. Daß die Auswahl hie und da eine bessere hätte sein können, läßt sich nicht leugnen. Er erlebte die Freude, daß zwei reiche Armenier, Rafael und Samuel Murad, zuerst in Padua ein Erziehungshaus für Jünglinge aus seiner Nation gründeten, das später nach Paris übertragen wurde; ein gleiches befindet sich in Venedig; bedeutende Männer, die in der Türkei und Persien

zu einflußreichen Stellungen gelangten, sind aus ihnen hervorgegangen. Auf ihn folgten Georg Hurmuz und nach ihm der gegenwärtige Abt Ignatius Giurekian, Erzbischof von Trajanopolis, aus Trapezunt an der Südküste des Schwarzen Meeres. Er hatte die Güte, sich lange mit mir über seinen Orden, sein Volk, dessen Vergangenheit und Zukunft zu unterhalten. Seine schöne, hohe, würdevolle Gestalt, der Ausdruck von Milde und Klarheit in seinen Augen, sein zuvorkommendes, verbindliches Wesen machte mir diese Unterredung zu einem hohen Genusse. Als ich ihm erzählte, daß gerade ein Deutscher, Jakob Fallmerayer, die Geschichte seiner Heimat, des Kaisertums Trapezunt, in einem vielgerühmten Werke geschrieben habe, flog ein Zug von Befriedigung und gerechten Stolzes über sein Angesicht.

In Wien besteht seit 1810 eine Abzweigung dieses Instituts, das auch in Rom ein Haus besitzt, wo der Generalprokurator wohnt.

XI.

Es war eine eigene Stimmung, in der ich diese Männer aus dem Stammland unserer kaukasischen Rasse betrachtete. Vom Kaukasus bis nach Mesopotamien hinab und vom Euphrat bis zum Kaspischen Meer erstreckt sich Großarmenien, mit dem Ararat als Mittelpunkt, während Kleinarmenien noch nach Kleinasien sich hineinzieht bis nach Trapezunt und dem Schwarzen Meere. König Abgar zu Edessa, aus der Arsakidendynastie, nahm nach dem Bericht der Geschichtschreiber des Landes zuerst das Christentum an; Gregorius Illuminator wurde dann der eigentliche Apostel des armenischen Volkes. Nach längerer politischer und religiöser Blüte des Reiches mußte es dem Ansturm der Sassaniden erliegen; diese und Byzanz teilten sich in den Besitz von Armenien, das von nun an seine staatliche Selbständigkeit für immer verlor.

Aber der Buchstabe rettete es, der Buchstabe im eigentlichen Sinne. Der Priester Mesrop, Schüler des hl. Nerses, schuf das armenische Alphabet (406—408) und erhielt so seinem Volke Sprache, nationale Zusammengehörigkeit, und was mehr ist als dieses, seine Religion. Nach verschiedenen Wechselfällen und Versuchen, die nationale Selbstständigkeit wieder zu erringen, trat ein neuer Feind ihm entgegen, dessen Heere wie ein versengender Wüstenwind alles frühere Leben vernichteten. Es waren die Araber. Unter ihrem Joche seufzte Armenien bis zur Zeit der Kreuzzüge; die Abendländer fanden jetzt

kräftige Unterstützung bei den Armeniern, die in Kilikien noch eine gewisse Selbständigkeit bewahrt hatten. Zum Danke hierfür wurde dem Fürsten Leo von Kaiser und Papst das Königtum Armenien für sich und seine Nachfolger übertragen. Mit Leo VI., aus dem Hause der Lusignan, fiel auch dieses im Jahre 1375. Seitdem herrschen die Türken und seit neuerer Zeit auch die Russen über das armenische Volk. ‚Es gibt keine Nation unter der Sonne, die mehr heimgesucht worden wäre als diese, die mit so edeln Gaben ausgestattet ist, so treu dem christlichen Glauben anhängt.'

Das armenische Volk stand, seit es christlich geworden war, in Gemeinschaft mit der römischen Kirche. Erst unter dem Patriarchen Nerses von Aschtarag (im Jahre 527) wurde das Konzil von Chalcedon verworfen unter dem Vorwande, als huldige es dem Nestorianismus. Mehr und mehr griff nun der Monophysitismus um sich, trennte sich Armenien von der Gesamtkirche. Nach verschiedenen Versuchen zur Wiedervereinigung schon im 12. und 13. Jahrhundert gelang das Versöhnungswerk erst der Synode von Florenz (1439); wenn auch viele wieder abfielen, so blieb doch ein großer Teil des Klerus und Volkes treu, und die Befestigung dieser Wiedervereinigung und Stärkung des Bandes mit Rom ist eine der segensvollsten Früchte der Wirksamkeit Mechitars.

Im 19. Jahrhundert war Friedrich Windischmann einer der ersten, welcher die gelehrte Welt auf San Lazzaro aufmerksam machte, deren arbeitsame Bewohner er nicht mit Unrecht den Maurinern in Frankreich an die Seite setzt. ‚Mögen diese Zeilen etwas dazu beitragen', sagt er am Schlusse seines Aufsatzes[1], ‚die Verdienste der Mechitaristen im katholischen Deutschland bekannter zu machen und den regen Forschungsgeist unserer Theologen auf die so unverzeihlich vernachlässigte Literatur hinzulenken.' Sein Wunsch ist nicht unerfüllt geblieben. Professor Dr Nirschl, der verdienstvolle Verfasser des ‚Lehrbuches der Patrologie und Patristik'[2] veranlaßte den gelehrten Orientalisten Dr Vetter, die patristische Literatur Armeniens zu bearbeiten, die nun hier zum erstenmal neben Griechen, Syrern und Lateinern erscheint und unsere Kenntnis des christlichen Altertums wesentlich erweitert.

---

[1] Tübinger Theol. Quartalschrift 1835, 72.
[2] Mainz 1881—1885, Fr. Kirchheim.

Einen wenn auch nur flüchtigen Überblick über die Literatur der Armenier gewährt uns die Bibliothek des Klosters; sie ist recht eigentlich dessen Schatzkammer und nimmt den größten und schönsten Raum in demselben ein. 30000 Bände befinden sich hier, eingeschlossen in Glasschränken; hie und da sind besondere Kuriositäten, Altertümer, Bildwerke usf. aufgestellt, welche von armenischen Landsleuten dem Kloster geschenkt wurden. Einige Stufen über dem Saale erhebt sich eine Rotunde, wo die Handschriften aufbewahrt werden. Ihre Anzahl beläuft sich auf 2000, meistens in armenischer Sprache; viele erregen unser Interesse zugleich durch die Schönheit der Initialen und Vignetten, mit denen sie ausgeziert sind; einzelne derselben haben eine solche Frische und einen Glanz der Farben, daß sie kaum Jahre alt zu sein scheinen, wiewohl sie noch dem ersten Jahrtausend angehören; der Katalog, welcher sie im einzelnen aufführt und beschreibt, bildet einen Folioband. Hier befindet sich auch das Bildnis Lord Byrons, welcher lange Zeit sich im Kloster aufhielt und die armenische Sprache lernte. Wir begreifen es wohl, was den Dichter an San Lazzaro fesselte; ist ja doch dieses stille Eiland, von dem Meere umflutet und allem Lärm der Welt entrückt, so recht ein Wohnsitz des Friedens und der Betrachtung, ganz geschaffen, eine Dichterseele mit süßen Harmonien zu erfüllen. Die Mönche selbst, wie wandeln sie so ruhig, so fromm sinnend unter den Arkaden hin; dort steht einer, sein großes, klares Auge ruht lange auf einer Herbstblume; vielleicht erinnert sie ihn an seine Heimat am Euphrat oder an der Küste des Schwarzen Meeres! Und wenn unser Blick durch die hohen Fensterbogen fällt, so liegt die Lagune groß und weit vor uns bis zum Lido und zur Insel San Clemente; jenseits die Stadt mit ihren tausendjährigen Erinnerungen. Auch Napoleons III. Bild ist hier, ein Geschenk der französischen Regierung als Ausdruck ihrer Anerkennung für die segensvollen Leistungen der Kongregation. Bilder anderer Monarchen befinden sich im Empfangszimmer: des Kaisers von Österreich und der beiden letzten Beherrscher des osmanischen Reiches. ‚Lieber den Sultan‘, sagte mir der Abt, ‚wiewohl unter der Paschawirtschaft wir es nicht zum besten haben, aber doch lieber den Sultan als den Moskow.‘ Auf einem Piedestal sehen wir die sehr kunstvoll gearbeitete Büste Papst Gregors XVI., des ‚Freundes‘ der Mönche.

Die ganze hier wohnende Klostergemeinde bildet eine Genossenschaft von ungefähr 60 Vartabeds (Doktoren) nebst einigen Laien, alle der armenischen Nation angehörig. Aus ihnen werden die Mitglieder der Akademie gewählt, welche mit der Herausgabe eines Wörterbuches der armenischen Sprache beschäftigt ist; ebenso der aus sechs Beisitzern bestehende Rat, welchem, mit dem Abt an der Spitze, die Verwaltung des Ganzen zukommt. Einen nicht geringen Teil derselben bildet der Druck und Verlag von Büchern, die teils als Übersetzungen teils als selbständige Werke von ihnen herausgegeben werden. Auf einem Tische lagen verschiedene armenische Zeitschriften auf, darunter der ‚Pasmaveb', eine wissenschaftliche Rundschau. Die Mönche selbst sind es, welche die Ergebnisse ihrer Arbeiten darin veröffentlichen. Eine große Sammlung von Preismedaillen hinter Glas und Rahmen wird hier aufbewahrt; sie geben Zeugnis vor aller Welt von ihrer rastlosen Tätigkeit. Die Druckerei befindet sich in einem langen, breiten Saale zu ebener Erde; er ist hell und freundlich, drei Marmorsäulen teilen den Raum. Hier wird fast in allen Sprachen gedruckt, selbst das Chinesische hat seinen Setzer. Der Absatz der armenischen Bücher nimmt, wie versichert wurde, von Jahr zu Jahr zu, ein Beweis der steigenden Kultur dieses Volkes. Das physikalische Kabinett, zunächst zu Unterrichtszwecken bestimmt, hat durch verschiedene Schenkungen fortwährende Bereicherung erfahren.

Dieses stille, anspruchslose, gottgeweihte und gesegnete Schaffen der Mönche erregt mit Recht mehr und mehr und in immer weiteren Kreisen die Aufmerksamkeit und Teilnahme der wahrhaft gebildeten Welt. Ehrungsbücher, die aufliegen, nach Nationen und Namen alphabetisch geordnet, zeigen uns eine lange Reihe der berühmtesten Männer, die hier ihren Namen eingetragen haben. Fürsten aus dem Morgenland und Abendland, Gelehrte, Staatsmänner, Dichter haben dieses Buch zu einer der wertvollsten Autographensammlungen gemacht. Aus den letzten Jahren las ich die Namen von Gladstone und des Kronprinzen von Preußen. König Ludwig I. von Bayern schrieb hier folgende Zeilen nieder, welche ihm die Begeisterung des Augenblickes eingegeben hatte; wenn auch nicht formvollendet, sind sie doch der Ausdruck einer edeln Seele:

Frieden, wie ihn nicht die Welt erteilet,
Wie allein nur Christus ihn verleiht,

Hier in dieſen Kloſtermauern weilet,
Fühlen laßt's uns, daß der Ort geweiht.

Und auch er, dem längſt er ſchon entſchwunden,
Welchen ſtürmiſch in die Welt es trieb,
Byron ſelber, hat ihn hier empfunden,
Doch in ſeinem Herzen er nicht blieb.

Reizend ſich die Roſen hoch erheben,
Und der Oleander prächtig blüht;
Von dem Meer, dem ſüdlichen, umgeben,
Alles bringet Ruhe dem Gemüt.

Den Lagunen herrlich ſich entheben
Sieht die weite Inſelſtadt der Blick,
Wie es keine gab und nie wird geben,
Sie doch unterlag auch dem Geſchick.

Abgeſondert von dem Weltgetöſe
Zeigt ſich in Venedig, wie es heut',
Die Vergänglichkeit der ird'ſchen Größe
In dem Meere der Unendlichkeit.

In dem Anſchaun müßig nicht verſunken,
Einend Frömmigkeit mit Wiſſenſchaft,
Sind entzündet von dem heil'gen Funken
Dieſe Mönche, ſtark in heil'ger Kraft[1].

Andrer Völker Wiſſen zu verbreiten
So wie das beſeligende Wort
Fern nach Aſien, widmen hier mit Freuden
Sie ihr Leben, nützen raſtlos fort.

Aus der ſtillen Inſel immer ſendet
Sich des Lichtes lebensvoller Strahl,
Ewig ſich erneuend, der nie endet,
Welcher ſieget, ewig, überall.

Einer der Mönche hat dieſe Verſe ins Italieniſche überſetzt, die hier ungleich melodiſcher klingen. So heißt die letzte Strophe:

Da questa isola tranquilla
Spande ovunque il suo fulgor
La vivifica scintilla,
Che ognor vince e mai muor.

Auch die Königin Margherita von Italien hat am 10. Auguſt 1883 ein Schreiben an die Väter gerichtet. Es lautet: Dio, che sempre protegge lo spirito di carità unito al lume dell' intelligenza,

[1] Das Original hat hier einen Trochäus zu viel.

ha protetto i Padri Armeni in questa ultima dolorosa vicenda[1]. Ne sono grati al Signore tutti gli amici sinceri di questo pio istituto, fra i quali prima si ferma: Margherita[2].

Unbemerkt waren mir die Stunden vorübergegangen, der Abend kam und mahnte zur Heimfahrt. P. Karekian selbst wollte mich zur Gondel geleiten; wir gingen durch den Garten nach der Pforte zurück. Als ich ihm warm meinen Dank ausdrückte für die ungemein freundliche Aufnahme, die ich hier gefunden, brach er einen Zweig blühender Rosen und reichte ihn mir zum Abschied. —

Der Nebel war dichter geworden, früher als sonst brach die Nacht herein. Es war kalt und feucht auf der Riva, als ich ankam, kein Stern stand am Himmel, und die Gasflammen warfen nur ein trübes Licht über die Lagune hin. Der Markusplatz war zwar belebt wie an jedem Abend, aber es waren zumeist Soldaten und armes Volk, das sich hier erging. Ich aber fühlte ein großes Glück in mir und war von herzinniger Freude bewegt. Wieder hatte ich ja erfahren, welch eine ursprüngliche, wunderbare, übernatürliche und darum unversiegbare Lebenskraft unserer heiligen Kirche innewohnt, hatte mit meinen Augen gesehen, wie sie Leben schafft mitten unter Ruinen, die ewig Unvergängliche in der Vergänglichkeit. Da mußte ich an das Wort Macaulays denken: ‚Es gibt außer der Kirche keine zweite Institution in Europa, die uns zu den Zeiten zurückführte, da der Rauch der Opfer aus dem Pantheon aufstieg und Giraffen und Tiger im Amphitheater sprangen. . . . Die Republik Venedig, welche in Bezug auf das Alter ihres Ursprungs zunächst nach dem Papsttum kommt, war im Vergleich zu ihm modern. Die Republik von Venedig besteht nicht mehr, und das Papsttum besteht. . . . Die Araber haben eine Fabel, daß die große Pyramide von Gise von vorsündflutlichen Königen gebaut sei und allein von allen menschlichen Werken die Wucht der Fluten getragen habe. Das ist das Schicksal des Papsttums. Es war unter der großen Überschwemmung begraben worden; aber seine tiefen Grundlagen waren unerschüttert geblieben, und als die Flut abgelaufen, erschien es allein

[1] Es war eine Feuersbrunst ausgebrochen.

[2] Gott, welcher immer den Geist der Liebe mit Einsicht verbunden unter seinen Schutz nimmt, hat die Väter bei diesem neuerlichen schmerzlichen Ereignisse beschützt. Alle aufrichtigen Freunde dieses frommen Institutes sind deswegen dem Herrn dankbar, unter ihnen vor allen: Margherita.

unter den Trümmern einer vergangenen Welt wieder am Lichte des Tages. Die holländische Republik war dahin, das deutsche Reich war dahin, der Große Rat von Venedig, der alte Schweizerbund, das Haus Bourbon, Frankreichs Parlamente und sein Adel waren dahin. Aber die unveränderliche römische Kirche war wieder da.'

Platen hat Elegien gedichtet auf die öde gewordene Lagunenstadt; die Katholiken dagegen singen Dankeshymnen ihrem Erlöser, der seiner Kirche ewige Dauer gegeben, und werden sie singen auch dann noch, wenn die stolzen Weltstädte der Gegenwart einst verödet sind und Trümmerhaufen geworden ebenso wie Aquileja, Altinum und Venedig.

8. Malaria- und andere Nöten in Italien.

Weſen und Wirkung der Malaria. — Carta della Malaria dell' Italia. — Ergebniſſe der Statiſtik. — Folgen hieraus. — Steigerung der Malaria. — Auswanderung. — Die Pellagra; ihre Urſachen. — Religiöſer und ſittlicher Verfall. — Die Trappiſten zu Tre Fontane. — Die domus cultae der Päpſte.

Niemand wandelt ungeſtraft unter Palmen; in Italien aber auch nicht einmal in Lorbeerhainen und unter den ſchattigen Zweigen immergrüner Eichen. Unſere Väter, die einſt über die Alpen geſtiegen, hoffnungsfreudig und voll deutſcher Manneskraft, haben dies erfahren; wie von einer unſichtbaren Hand berührt, ſanken ſie dahin; und die wenigen, welche die Heimat wiederſahen, waren entnervt und wankten mit ſiechem Körper zu ihr zurück. Mehr als die Genüſſe des Südens, die würzigen Früchte und die Fülle des ‚ſüßen, rotblinkenden Weines', mehr, als man nur ahnen kann, hat die tückiſche Fieberluft den Deutſchen das Blut in den Adern vergiftet — vom Troßknecht an bis zu Kaiſer Heinrich, dem Luxemburger, deſſen raſcher Tod in Buonconvento ſeinen Rittern und Getreuen ſo unerhört und unbegreiflich erſchien, daß ſie ihn nur durch Gift, von Prieſterhand gereicht, zu erklären wußten: eine Schauermäre, die bis auf den heutigen Tag noch in Geſchichtsbüchern erzählt wird, ganz geeignet, kurzſichtige Patrioten und Rom-ſtürmende Teutomanen mit Abſcheu zu erfüllen ob ſolcher verruchten Tat, deren man ſich ja auch jetzt noch von ſeiten der ultramontanen Kleriſei zu verſehen habe. Wer dagegen das italieniſche Klima, namentlich an der Weſtküſte und in der Po-Ebene kennt und jahrelang hier gelebt hat, der hat nicht bloß erlebt, wie auch in ſeiner Umgebung hie und da in der kurzen Friſt von kaum 48 Stunden das Fieber einen oder den andern von ſeinen Bekannten hinwegraffte, ſondern er ſelbſt trägt auch noch jahrelang an ſeinem Leibe und in ſeinem Geſamtbefinden das Zeichen, welches dieſes unheimliche Geſpenſt ihm aufgeprägt hat.

Die Malaria ist eine Kalamität für Italien, deren Bedeutung und weittragende verderbliche Folgen bisher noch lange nicht genug erkannt worden sind. Wie das Senatsmitglied Luigi Torelli in seinem amtlichen Berichte vom 30. Juni 1882 hervorhebt, bildet sie ein wesentliches Hemmnis, welches jedem wirtschaftlichen Aufschwunge dieses unglücklichen Landes sich in den Weg stellt und mehr oder weniger schmerzlich von allen ohne Ausnahme empfunden wird. Wer auch nur flüchtig den eben genannten Bericht nebst Beilagen gelesen, staunt über die Größe und Ausdehnung dieses Übels, einer wahren Geißel für das italienische Volk, und er gelangt zu der Überzeugung, daß es nur durch ganz außerordentliche Mittel, gemeinsame Anstrengungen, große Opfer und durch fortgesetzte, langdauernde Bemühungen bekämpft werden kann.

Zwei dieser Beilagen sind für uns von besonderer Bedeutung; die eine enthält eine topographische Übersicht der Ausdehnung der Fieberluft in Italien — Carta della Malaria dell' Italia —, die andere die Berichte aus 259 Provinzen und Distrikten über die respektiven Gesundheitsverhältnisse.

Der Eindruck, den diese Aktenstücke auf uns machen, ist äußerst niederschlagend, ja schreckenerregend. Jetzt erst kennen wir so recht die schwere Wunde, an der Italien, abgesehen von seiner finanziellen Not und seinem Rückgange in moralischer und religiöser Hinsicht, fast unheilbar siecht. Es ist hier nicht der Ort, näher auf das Wesen und die Ursachen der Malaria einzugehen; es möge genügen, zu wissen, daß wir unter Malaria eine Luft verstehen, welche mehr oder weniger Bestandteile enthält, deren Einatmung für den Menschen gesundheitsgefährlich wirkt, mehr oder minder heftige Fieberanfälle hervorruft. So leicht sich aber das ‚Was' der Malaria angeben läßt, so schwer wird es selbst nach mehr als hundertjähriger Forschung, eine einstimmige Antwort auf das ‚Woher' zu finden. Gegenwärtig erklären sie die meisten aus der Wirkung gewisser, dem Auge unsichtbarer vegetabilischer oder animalischer, mit unbeschreiblicher Schnelligkeit sich vermehrender Stoffe, welche, eingeatmet oder durch die Poren in das Blut aufgenommen, eine gewisse Dyskrasie desselben hervorrufen; andere wollen in verschiedenen Gasen die verderblichen Ursachen erkennen; wieder andere in dem schnellen Wechsel der Temperatur beim Übergange vom Tag zur Nacht, von hochgradiger Wärme in den Schatten. Der Wahrscheinlichkeit kommen

wohl jene am nächsten, welche verschiedene Ursachen annehmen, darunter in erster Linie das Vorhandensein von Sümpfen und Altwasser, zugleich unter der Einwirkung hoher Temperatur, wie dies in Mittel- und Unteritalien der Fall ist, so zwar, daß für diese Länder Sumpfluft und Malaria gleichbedeutend sind.

Nach Verschiedenheit des Bodens nun, der Vegetation, der mehr oder weniger intensiven Hitze, der Trockenheit oder Feuchtigkeit eines Jahres, wird dieses Gift in mehr oder weniger heftigem Grade wirken. Ebenso ist die Disposition für Malariavergiftung eine sehr verschiedene; in manchen, besonders den Ortseingebornen, mag eine robuste Konstitution, kräftiges, gesundes Blut bei entsprechender Ernährung und Wohnung der Krankheit widerstehen. Aber auch dann ist das Allgemeinbefinden keineswegs ein normales, weil im beständigen Kampfe mit dem Fiebergift; schweren Anfällen müssen in der Regel auch sie unterliegen.

Der amtliche Bericht unterscheidet je nach Maßgabe der verschiedenen, mehr oder weniger heftigen Einwirkung der Malaria drei Kategorien: leichte, gefährliche, höchst gefährliche Fieberluft (Malaria debole, grave, gravissima). Zuerst beschränkte man sich auf die Untersuchung der Gesundheitsbedingungen in jenen Gegenden, welche von Eisenbahnen durchschnitten werden, zum Zwecke der Verbesserung der Lebensverhältnisse der bei denselben angestellten Beamten und Bediensteten. Das Ergebnis war ein höchst ungünstiges; so sah man sich denn veranlaßt, die Frage von einem weiteren Gesichtspunkte aus zu studieren und sich einmal über die sanitäre Lage des ganzen Königreiches klar zu werden. Und nun stellte sich die furchtbare Tatsache unleugbar dar: von 69 Provinzen sind nur 6 völlig frei von dieser Geißel; die übrigen 63 dagegen sind mehr oder weniger von ihr betroffen.

Vor mir liegt die Carta della Malaria dell' Italia. Die Fiebergegenden sind durch Farben kenntlich gemacht, die mehr oder weniger dunkle Färbung bezeichnet die größere oder geringere Heftigkeit des Übels. Schon unter dem 46. Grad nördlicher Breite, in den von der Adda durchströmten Tälern des Veltlins, der nördlichsten Grenze des Reiches, beginnt die Herrschaft der Malaria; in den Po-Niederungen von Novara an bis hinab nach Mantua und Ferrara nimmt sie ein ausgedehntes Gebiet ein. Während die Küste von Genua bis Spezia und Livorno mit dem Hinterland gesund ist, beginnt unter

letzterer Stadt bis hinunter nach Neapel und Sorrento die Küste entlang und weit in das Land hinein das Malariagebiet, vom 41. bis zum 44. Grad nördlicher Breite; in den Pontinischen Sümpfen, den Maremmen Toskanas und der römischen Campagna ist die Wirkung dieser Luft am heftigsten, so daß von Juni bis Oktober alles Land von seinen Bewohnern verlassen wird. Unteritalien, namentlich das einst so blühende und städtereiche Gebiet des ehemaligen Großgriechenlands, bildet weite Fieberherde; Sizilien nicht minder und ganz besonders Sardinien. In Oberitalien ist die Malaria weniger verbreitet und auch nicht in demselben Maße verderblich als in Mittel- und Süditalien; hier namentlich ist längs des Jonischen Meeres das Küstengebiet ungesund.

Wenn ein Blick auf die Karte uns die topographische Ausdehnung der Malaria über das Land zeigt, so erfahren wir nun auch auf Grund der militärischen Statistik die Anzahl der Personen, welche derselben jährlich zum Opfer fallen. Dieselbe enthält eine Übersicht sämtlicher Soldaten, welche in den Jahren 1875—1879 infolge von Malariafiebern in die Spitäler der 20 Divisionen, welche das Heer bilden, aufgenommen worden waren. Ihre Anzahl betrug 58761, demnach jährlich in runder Summe 12000 Mann. Die Bedeutung dieser Tatsache wächst jedoch ungemein durch die Erwägung, wie sie auch in der amtlichen Übersicht ausgesprochen wird, daß eine *ebenso große Anzahl* von weniger schwer Kranken in den Regimentsspitälern lag und gegen 18000—20000 Soldaten in den Spitälern für die Zivilbevölkerung verpflegt wurden, in denen auch das Militär Aufnahme findet. Fassen wir alle diese Kranken zu einer runden Summe zusammen, so ergibt sich, daß jährlich 42000 Soldaten, d. h. Männer in der Kraft und Blüte ihrer Jahre, vom Malariafieber ergriffen werden. Dabei sind jene nicht gezählt, welche man bei leichterer Erkrankung nach Hause beurlaubt. *42000 Mann in einem stehenden Heere von 180000 müssen jährlich dem Fieber ihren Tribut zollen.*

Diese Tatsachen sind haarsträubend, aber sie genügen noch nicht, um uns von den beklagenswerten Gesundheitsverhältnissen Italiens eine vollkommen der Wirklichkeit entsprechende Vorstellung machen zu können. Diese Soldaten befinden sich im besten Mannesalter, in dem die Widerstandskraft am stärksten ist; sie sind im ganzen nicht schlecht genährt, nicht schlecht gekleidet, und keine der 20 Städte, in

denen die Diviſionen ihre Garniſonen haben, liegt in einer beſonders ungeſunden Gegend. Was haben wir nun erſt von jenen Menſchen zu erwarten, die in großer Anzahl, ſchlecht genährt und gekleidet und unter den traurigſten Wohnungsverhältniſſen in Fiebergegenden ihr Leben hinbringen? Ungezählt ſind da die Opfer, die dieſes tückiſche Übel fordert.

Mögen auch die von den Behörden gegebenen ſtatiſtiſchen Anhaltspunkte weder ganz exakt noch erſchöpfend ſein, ſo daß ein den tatſächlichen Verhältniſſen vollkommen entſprechendes Urteil kaum möglich iſt, ſo viel ſteht jedenfalls feſt: *ein Dritteil der Quadratfläche Italiens ſeufzt unter der Herrſchaft der Malaria.* Mit Unrecht würde man freilich hieraus ſchließen, daß auch ein Dritteil der Bevölkerung darunter leide; denn es iſt gerade die Malaria, welche das Land entvölkert und dort Wüſten ſchafft, wo vordem eine zahlreiche Bevölkerung wohnte. Aber der *fünfte bis ſechſte* Teil der Bevölkerung leidet darunter.

Seit dem Jahre 1860 iſt Piemont im Beſitze von Italien. Hätte es wirkliche Staatsmänner an ſeiner Spitze gehabt und nicht Advokaten und Revolutionäre, dann hätten ſie zuerſt daran denken müſſen, dieſer furchtbaren, von Jahr zu Jahr ſteigenden Not des Landes zu ſteuern. Aber die meiſten ſuchten nur ihre Intereſſen, und ſelbſt bei den wenigen, die reine Hände hatten, finden wir zwar eine große Gewandtheit im Intrigieren und Konſpirieren, aber nicht einmal ihr eigenes Land hatten ſie gekannt, und ihre politiſche Bildung war ſo gering als möglich. Sonſt hätten ſie ja erkennen müſſen, daß durch die Malaria und durch das ſtete Umſichgreifen derſelben die wirtſchaftliche, finanzielle und ſelbſt militäriſche Leiſtungsfähigkeit Italiens von Jahr zu Jahr mehr ſinkt, daß ſie das Volk mehr und mehr entnervt, die geſunde Bevölkerung ſchwindet, die Armut wächſt, und wer nur immer kann, aus dieſem wie von einem Fluche getroffenen Lande nach Amerika auswandert.

Betrachten wir dies einen Augenblick näher. Viele Bahnen durchſchneiden Malariagegenden; der Betrieb derſelben iſt ſo koſtſpielig, daß die Einnahmen bei weitem die Ausgaben nicht decken; anderthalb Millionen müſſen jährlich ausgegeben werden für Verpflegung der fieberkranken Bahnbedienſteten, für den Unterhalt von Erſatzmännern und für Präſervativmittel, beſonders Chinin. Doch das iſt noch nicht alles. Die Spitäler, an denen Italien ſchon ſeit den

ersten christlichen Zeiten so reich ist, verpflegen eine ungezählte Menge von armen Fieberkranken; ein statistischer Ausweis liegt nicht vor; aber wir können aus dem, was wir über die Anzahl der kranken Soldaten wissen, mit Sicherheit schließen, daß die Summe der Fieberkranken, welchen die christliche Barmherzigkeit ihre Sorge zuwendet, geradezu eine enorme ist, ebendarum enorm das Nationalvermögen, das diesen Zwecken geopfert werden muß. Wer zählt aber erst das Kapital, welches die Besitzenden aufwenden müssen, um Heilung von ihren Leiden zu suchen, die Summen, welche verloren gehen, weil das Fieber in vielen Hunderttausenden die Arbeitskraft lähmt und sie erwerbsunfähig macht? Dies gilt nicht bloß von den akuten Fieberanfällen; auch der, welcher genesen ist, trägt noch den Giftkeim in seinem Blute, wenngleich nicht so hochgradig; aber er wie selbst der Gesunde in Fiebergegenden ist geschwächt, seine Kraft mehr oder weniger gelähmt; allerdings starben von den oben erwähnten 42000 Soldaten nur 253; aber wie viele einen siechen Körper davontrugen, wie viele frühzeitig ins Grab sanken, wird uns nicht berichtet. Und dieses Schicksal trifft *mehr als den fünften Teil der Nation.*

Müssen wir da nicht zur Einsicht kommen, daß das den Italienern so oft vorgeworfene dolce far niente eher als Wirkung einer physischen Schwäche zu erklären ist denn als eine ererbte, verwerfliche Gewohnheit des Müßigganges? Ich habe nirgends fleißigere und selbst anstelligere Arbeiter gesehen als in Italien bei öffentlichen Bauten und unter der ackerbautreibenden Bevölkerung; aber dies ist auch nur in einem gesunden Klima möglich. Der ärmste deutsche Taglöhner würde um keinen so geringen Lohn ($1^1/_4$ Fr.) arbeiten, wie ihn die Gartenarbeiter im vorigen Jahrzehnt (1870/80) in Rom erhielten; und doch waren sie fleißig vom Morgen bis zum Abend. Daß der Italiener im ganzen und großen träge sei, ist eine zwar weitverbreitete, aber ganz falsche Meinung. Was diese durch das Fieber entstandene körperliche Schwäche in finanzieller Beziehung zu bedeuten hat, bedarf keiner weiteren Erörterung; ein einziger verlorener Arbeitstag, wenn sein Verdienst nur eine Mark beträgt, gibt für das Land den Verlust von mindestens fünf Millionen Mark, so daß die finanzielle Einbuße, die Italien direkt und indirekt durch die Malaria erfährt, *auf viele hundert Millionen sich beläuft.*

Den meisten unserer Leser bieten wohl diese Mitteilungen völlig neue Gesichtspunkte für Beurteilung der traurigen Lage Italiens;

sind sie ja doch bis zur Stunde auch den meisten Italienern unbekannt, die sich viel lieber in dem Parlament und in Kaffeehäusern mit Politik beschäftigen, für die Italia irredenta schwärmen, an Eroberungen in Nord- und Ostafrika denken, am liebsten die italienische Trikolore am Quarnero und auf dem Brenner aufpflanzen möchten, während der Fiskus das Volk aussaugt und dieses physisch und moralisch verkommt.

Doch wir haben noch nicht alles gesagt. Seit 25 Jahren hat die Regierung nicht nur keinen Finger gerührt, um diese entsetzlichen Zustände zu bessern, diese haben sich vielmehr gerade während dieser Zeit ganz bedeutend verschlimmert. Die Malaria hat seitdem weiter und weiter sich ausgedehnt; wo sie ehedem in milderer Form geherrscht, ist sie heftiger und verderblicher aufgetreten, vordem gesunde Gegenden hat sie in Besitz genommen. Durch amtliche Erhebungen ist festgestellt, daß in den Gebieten von Ancona, Aquila, Barletta, Benevento, Oristano, Gaëta, Sora, Catanzaro, Chieti, Vasto, Cosenza, Lanciano, San Severo, Bovino, Lecce, Messina, Patti, Perugia, Potenza, Rieti, Velletri, Frosinone, Rom, Viterbo, Penne usf. die Luft sich verschlimmert und die Fieber zugenommen haben. Sehen wir diese Berichte genau an, so datiert der Rückgang des Landes in hygienischer Beziehung seit der Mitte und dem Ende der sechziger Jahre, als Italien sich anschickte, namentlich im politischen und militärischen Interesse, mit aller Hast seine Bahnen zu bauen. Die vielen Gräben voll stehenden Wassers zur Seite des Bahndammes, die Devastation der wenigen Wälder von seiten habgieriger Grundherren, denen jetzt eine Gelegenheit gegeben war, durch Lieferung von Schwellen sich rasch zu bereichern, die Kopflosigkeit in der Anlage der Bahndämme, wodurch das von den Höhen herabströmende Wasser sich stauen und Sümpfe bilden mußte, werden als Ursachen dieser immer mehr wachsenden Mißstände angegeben. Wohl genossen jene Waldungen, welche als notwendig erkannt wurden zum Schutze gegen verderbliche Winde und zur Regelung der klimatischen Verhältnisse, die Wohltat des Gesetzes; aber was sind Gesetze im heutigen Italien? Das Privatinteresse sendet die Deputierten in die Kammer, das Privatinteresse suchen sie dort zu vertreten — darum ist Italien so unglücklich, weil seine Repräsentanten zuerst an sich denken und für jedes Gesetz einen Ausnahmsfall zu finden wissen, wobei das Ministerium ihnen nicht im Wege steht;

denn dieses braucht ja diese Deputierten wieder, und ein Freundesdienst ist des andern wert. Der Mangel an echtem Patriotismus, die politische Korruption wissen darum auch das wenige zu vereiteln, was schon die früheren Regierungen zur Beseitigung der sanitären Übelstände getan haben. So wirken denn klimatische Verhältnisse und sittliche Haltlosigkeit zusammen zum Verderben des Landes.

Seit dem Jahre 1882 besitzt Italien ein Gesetz bezüglich der Austrocknung der Sümpfe und Bonifikation der Ländereien. Dasselbe gibt der Behörde das Recht, obligatorische Verbände zu diesem Zwecke dort ins Leben zu rufen, wo das Land in viele kleine Parzellen geteilt ist, wie sie schon früher im Venezianischen noch zur Zeit der Republik in Übung waren. So populär nun diese Einrichtung in Oberitalien ist, so sehr widerstreben ihr die Gutsbesitzer in Mittel- und Unteritalien. Da hier nämlich die Güterkomplexe eine Bodenfläche von 2000, ja 3000 ha und darüber einnehmen, so steigern sich dementsprechend die Kosten für solche Unternehmungen; demnach widersetzen sich die Grundbesitzer jedem Ansinnen dieser Art und ziehen den geringeren, aber sichern Gewinn des gegenwärtigen Standes ihrer Güter dem unsichern und zukünftigen infolge der Bonifikation vor; denn diese würde ihre finanziellen Mittel stark in Anspruch nehmen. Was aus dem armen Arbeiter, dem cafone, wird, kümmert sie nicht; war es doch von jeher, nach dem Zeugnisse Luigi Torellis, ihre wichtigste Sorge, zu verhindern, daß dieser auch nur einen Fußbreit Erde sein eigen nennen kann. Allerdings kann das Gesetz sie zwingen; aber mit dem Gesetz kommen zugleich auch die Advokaten — und Zeit gewonnen, ist alles gewonnen. Währenddessen hat man einigen Spekulanten die Arbeiten zur Regulierung des Tibers in Rom übertragen, welche diesen pekuniären Gewinn, der Stadt aber eine Zunahme von Fiebern bringen.

Eine weitere, handgreifliche Folge dieser Notstände ist die in dem Jahrzehnt 1871/80 immer höher steigende Quote von Auswanderern; seit 1881 ist die Anzahl derselben mehr und mehr gestiegen; im Jahre 1886 betrug sie 67 832 Köpfe. Das Land kann seine Bewohner nicht mehr ernähren, der dritte Teil des Reiches ist eine Wüste, die nur Weideplätze bietet für den Großgrundbesitz und jeder intensiven Bewirtschaftung trotzt. Italien ohne die Malaria hätte Raum genug nicht nur für diese Auswanderer, sondern noch für zehnmal so viele.

Wir haben immer noch keine richtige Vorstellung von Italien. Wohl ist es der Garten von Europa, das Land, wo die Zitronen blühen, der Lorbeer grünt und die Myrte ihre edlen Blüten entfaltet, wo Wälder von Ölbäumen die Hügel bedecken und mächtige Kaktushecken den Weg umsäumen. So ist es aber nur in einem Teile dieses Landes. Italien ist vorzugsweise Hügel- und Bergland, ein großer Teil des Bodens ist darum unfruchtbar; selbst da, wo der Boden produktiv ist, finden wir ihn häufig von Kiesschichten bedeckt, die nur eine magere Bergweide zulassen; dazu kommt das Sumpfland mit seinen gifthauchenden Ausdünstungen. So ist Italien nach Rußland und Skandinavien jenes Land, welches in Europa die *größte unbebaute* Fläche darstellt, und diese breitet sich immer weiter aus, 6 000 000 ha auf 30 000 000 ha Gesamtfläche; aber auch von den 24 000 000 produktiven bietet ein großer Teil nur einen geringen Ertrag, schlechte Weide für das Vieh des Großgrundbesitzers. —

Außer der Malaria und der massenhaften Auswanderung sehen wir seit den letzten Dezennien eine neue Wunde, an der Italien siecht und die immer mehr am besten Mark des Volkes frißt: die *Pellagra*. Diese ist so recht eine Krankheit der armen, arbeitenden Landbevölkerung, hervorgerufen durch mangelhafte und schlechte Nahrung; die Habgierde der Großgrundbesitzer läßt eben den Arbeitern, die ihre Felder bebauen, nur so viel, als hinreicht, sie vor dem Hungertode zu schützen, aber nicht vor Krankheit infolge von Kachexie durch mangelhafte Ernährung. Die im Jahre 1880 ganz Italien umfassende inchiesta über die Pellagra hat die traurigsten Tatsachen mitgeteilt. Der Ursprung dieser Krankheit liegt allerdings noch im dunkeln; doch so viel steht fest, daß schlechte und ungenügende Nahrung, besonders der Alleingenuß von Polenta schlechter Qualität, eine der Hauptursachen dieser Krankheit bildet; harte Arbeit unter Sonnenbrand, der Genuß verdorbenen Wassers, schlechte und nicht gelüftete Wohnung tragen wesentlich zu deren Verbreitung bei. Sie befällt nur Personen, die über 15 Jahre alt sind, und wählt ihre Opfer zumeist aus der ackerbautreibenden Bevölkerung. Sie beginnt mit einem flechtenartigen Hautausschlag, greift dann allmählich auch die Muskeln, die edleren Organe und selbst das Gehirn an, zerstört die körperlichen und geistigen Kräfte, führt zur Melancholie, zu Wahn- und Blödsinn. Ihr Hauptsitz ist in der Lombardei und Venetien; während jene im Jahre 1839 20 000 Kranke hatte auf

anderthalb Millionen Bewohner, waren es im Jahre 1856 schon gegen 40000; jetzt leiden 31,70 % an diesem Übel. ‚Die Reisfelder', sagt Jacini in seinem Buche ‚Der Grundbesitz und die Lombardei', ‚mit ihren verpesteten, ungesunden Ausdünstungen erstrecken sich bis dicht an die Fenster der niedrigen, dumpfen Hütten; so ist es kein Wunder, daß Fieber und Pellagra Tausende dahinraffen.' Bereits ist es auch deswegen in Oberitalien zu Aufständen gekommen; den Gutsherren, die früher Fuori, abbasso i Tedeschi![1] riefen, antwortet nun das Volk mit: Abbasso i signori![2] Die Agrarfrage fordert von Tag zu Tag gebieterischer ihre Lösung; der colono, der besitzlose Bauer, muß befreit werden von dem Joche der Signori, das Aussaugungssystem muß einem rationellen Pachtsysteme Platz machen. Unsere ärmsten Arbeiter in Deutschland sind besser genährt und gekleidet als der italienische colono. Bis jetzt hat man mittels Bajonetten die Bewegung zum Stillstand gebracht; aber auf wie lange? Hat doch das neue Italien auf den Lehrstühlen seiner Akademien, in dem Parlament durch den Mund der Repräsentanten der Nation, in zahllosen Journalen, Flugschriften, Romanen und Dichtungen der Religion den Krieg erklärt, ihre Priester und Lehrer verspottet und dem Hohne des Gassenpöbels preisgegeben — alles unter den Augen einer halt- und grundsatzlosen Regierung. Haben doch so manche Professoren an den Hochschulen sich nicht gescheut, wie ein Sbarbaro, den nackten Zynismus zu proklamieren, und Hymnensänger, welche zum Kampfe gegen Gott aufforderten, wie Giosuè Carducci, äußerst gnädige Aufnahme bei Hofe gefunden.

Darf es uns da wundern, wenn mehr und mehr die Bande sich lösen, welche die verschiedenen Ordnungen der Gesellschaft zu einem harmonischen Ganzen verknüpfen, und die Fundamente zu weichen beginnen, auf die der neue italienische Staat gebaut ist? Im italienischen Volke liegt ein tiefer Grund von Religiosität; in der ersten, zweiten und dritten riscossa[3] hat man die Religion sogar mißbraucht, um der revolutionären Bewegung durch sie eine höhere Weihe zu geben. Manche Priester und viele aus dem Volke ließen sich täuschen. Aber allmählich nahmen die Führer mit dem Fortgange und glücklichen Erfolge derselben die Maske ab; nicht mehr

[1] Hinaus, nieder mit den Deutschen! [2] Nieder mit den Herren!
[3] Erhebung.

das Recht der früheren sieben depossedierten Souveräne allein ward in Frage gestellt: die Negation ist fortgeschritten bis zur Leugnung Gottes, des Geistes und der Freiheit.

Nun geht es mit Riesenschritten abwärts; ein nackter, geist- und ideenloser Indifferentismus, den man vornehm ‚Positivismus', ‚Verismus' nennt, hat sich vieler aus den gebildeten Ständen, namentlich aus dem mezzo ceto[1] bemächtigt; Geld und politischer Klatsch ist es allein noch, was diese gemeinen Seelen anzuregen vermag. Dabei wird das Land von einer Flut schlechter belletristischer Literatur überschwemmt, in welcher die Armseligkeit der Erfindung, die Niedrigkeit der Gesinnung, der Mangel an Gedanken nur übertroffen werden durch die Nachlässigkeit und den zu gleicher Zeit geschmacklosen Bombast der Sprache, der uns mit Schmerz an den edeln Stil eines Alessandro Manzoni, Cesare Balbo, Silvio Pellico u. a. zurückdenken läßt. Hieraus erklärt es sich, daß die wenigen in den leitenden Kreisen, die noch ein Herz für das Volk und einen Sinn für Ideale haben, laut und ungescheut nach der Kirche die Hand ausstrecken, daß sie rette vor dem Abgrunde, an dem die Nation steht; und erst in neuester Zeit hat einer von jenen, der seit dem Jahre 1848 an der Spitze stand, in bitterem Schmerze seine Verzweiflung an der gegenwärtigen Generation, die vielen Enttäuschungen seiner patriotischen Seele ausgesprochen.

Wie der Gletscher langsam, aber unaufhaltsam vorrückt, alles Leben tötet und die blühende Vegetation zu einer Eiswüste umgestaltet, so dringen die Lehren des Unglaubens allmählich hinab in die tieferen Schichten der Bevölkerung, die mit den religiösen Ideen alles höhere Leben töten und nichts mehr zurücklassen als eine tierische Existenz mit ihrer Gier nach Genuß. Raub und Mord haben in erschreckender Weise im neuen Italien überhand genommen, Selbstmord und Wahnsinn — Krankheiten, die in dem Italien von ehedem unerhört waren — sind nun etwas Alltägliches. Die Riforma[2] hat nachgewiesen, daß die Verbrechen gegen die öffentliche Sicherheit allein in den letzten sieben Jahren um 17000 sich gemehrt haben. ‚Das sind Fortschritte zum Entsetzen', fügt sie bei, ‚die uns zeigen, wie weit wir schon auf der abschüssigen Bahn gekommen sind. Das Prinzip der Autorität sinkt mehr und mehr.' ‚Die

[1] Der Mittelklasse. [2] Vom 7. Januar 1886.

Reden, welche bei Eröffnung der Tribunale gehalten wurden', sagt die Nazione[1], ‚sind alle von einem Gedanken durchdrungen, der uns tief betrübt. Die Rechtspflege und die Verwaltung unseres Landes geben den Beweis, daß das sittliche Gefühl in raschem Sinken ist, daß die Gerechtigkeit den Boden verliert, auf dem sie ruht. . . . Wir haben viel zerstört; denken wir nun daran, wieder aufzubauen. Finden wir nicht bald ein Heilmittel, dann tritt an die Stelle der Moralität die Utilität, an die Stelle der Bürgertugend der Egoismus, und der Skeptizismus wird zuletzt alle Treue und Glauben untergraben.' Und die Rassegna[2]: ‚Jetzt haben wir die Aufgabe, Italien moralisch zu erlösen, wie seine politische Erlösung vor dreißig Jahren unsere Aufgabe war. Werden wir Männer finden, die sich zusammentun, um sie zu lösen?' Fürwahr, nie haben hohen Worten so niedrige Taten entsprochen wie in Italien, nie hat eine Bewegung mehr verheißen und weniger geleistet als die italienische. Von den vier schlimmen Eigenschaften, die Seneca den Korsen zuschreibt, haben die zwei letzten ganz gewiß auch so manche Italiener:

Tertia mentiri, quarta negare deos[3].

Doch genug hiervon. Das Bild, das wir in wenigen Strichen hier entwarfen, stellt unsern Lesern Italien in einem andern Lichte dar als in jenem, in welchem es uns die Dichter und Landschaftsmaler zu zeigen gewohnt sind; und gar manchem aus uns mag nun Mignons Lied wie eine schneidende Ironie klingen. Als die Malarianot zum erstenmal im Parlament zur Sprache kam, hatten selbst die wenigsten Italiener eine Ahnung von der Ausdehnung des Übels; und da man der harten Wirklichkeit gegenüber es nicht mehr leugnen konnte, so suchte man jede Lücke, jede Ungenauigkeit in den amtlichen Berichten aufzuspüren, um denn doch noch einigermaßen daran zweifeln zu können; man sprach von Übertreibungen, von Vorurteilen usf., man beschuldigte die Berichterstatter, Unruhe und Unzufriedenheit unter dem Volke zu erregen. Doch alle diese falschen Beruhigungskünste verschwinden im Angesicht der 42000 fieberkranken Soldaten, deren Namen nun einmal schwarz auf weiß in den Regiments- und Spitallisten stehen.

---

[1] Vom 11. Januar 1886.

[2] Vom 6. Januar 1886.

[3] Die dritte, zu lügen; die vierte, die Götter zu leugnen.

Was nun zur Verbesserung des Klimas geschehen kann, und die Art und Weise der Bekämpfung der Malaria, *das haben die Trappisten durch ihr Beispiel gezeigt.* Selbst die Regierung mußte einsehen, daß dieser Orden eine wahre Vorsehung für das Land geworden ist, und hat ihn darum auch nach der Klosteraufhebung geduldet unter dem Titel einer agrikolen Gesellschaft. Es war eine vielverbreitete Meinung — auch in Deutschland sprachen sich so manche Schriftsteller, welche über die römische Campagna schrieben, in diesem Sinne aus —, man dürfe nur Arbeiterkolonien in den Malariagegenden gründen, welche das Land bebauen, Bäume pflanzen, Kanäle graben, Entwässerungen vornehmen, und es sei damit auch dem Übel abgeholfen. Man hat häufig genug derartige Versuche gemacht; was war jedoch der Erfolg? Nach kürzerer oder längerer Frist starben die Bewohner dahin, die letzten der Ansiedler flüchteten sich, und die Malaria brütete nachher wie vorher über den modernden Gebeinen derer, welche es gewagt hatten, gegen sie den Kampf aufzunehmen. In der großen, weiten römischen Campagna mit einer Ausdehnung von 200000 ha wohnen nur noch wenige Menschen, und was für Menschen! Man darf sie nur ansehen, diese müden, krankhaften Gestalten, um zur Überzeugung zu gelangen, daß die Malaria eine furchtbare, unerbittliche Feindin des Menschen ist. Die erste Bedingung daher, um bessere Zustände herbeizuführen, ist diese, daß der Arbeiter niemals die Nacht dort zubringt, wo hochgradige Fieberluft herrscht; denn in der feuchten Nacht entwickelt das Gift seine ganze Wirkung, und der Mensch ist während des Schlafes allen atmosphärischen Einflüssen mehr ausgesetzt. Das hatten die Trappisten, denen Papst Pius IX. im Jahre 1868 das Kloster Alle Tre Fontane (ad aquas Salvias) übergeben hatte, wohl erkannt. Ich war damals zu gleicher Zeit mit den ersten Ankömmlingen derselben im Vatikan und hatte Gelegenheit, den energischen Geist ihres Obern kennen zu lernen. Die erwähnte Abtei liegt in einem tiefen, feuchten Tale; die dortige Gegend gehörte zu den ungesundesten in der ganzen Campagna, so daß sie im Volksmund la Tomba (Grab) genannt wurde. Dort arbeiteten nun diese Mönche bei Tage, mit Untergang der Sonne zogen sie sich in eine Vigna in Rom zurück, um erst am andern Morgen wiederzukehren. Als in der Mitte der siebziger Jahre zwei Senatsmitglieder, welche über die Mittel zur Bonifikation der römischen

Trappiſtenkloſter Alle Tre Fontane bei Rom.

Campagna Vorschläge zu machen hatten, nach diesem Kloster kamen, waren sie erstaunt über die Veränderung, welche in so kurzer Zeit hier vor sich gegangen war. 5000 Eukalyptusbäume waren gepflanzt worden, und infolgedessen hatten sich die atmosphärischen Verhältnisse so gebessert, daß die Mönche nun nicht am Abend auswanderten, sondern dort ohne Unterbrechung schlafen konnten, wo vordem eine einzige Nacht schwere Krankheit gebracht hatte. Man zeigte den erstaunten Senatoren einen Hof im Kloster, der früher so feucht war, daß man in der Tiefe von 25 cm schon auf Wasser stieß; nachdem 30 Eukalyptus dort gepflanzt worden waren, ist der Boden derart getrocknet, daß man erst bei einem Meter Tiefe auf Grundwasser kam.

Im Hinblick auf solch günstige Erfolge überließ nun die Regierung diesen Mönchen im Jahre 1880 pachtweise 400 ha Landes, das ihr durch die Klosteraufhebung zugefallen war, unter der Bedingung, im Laufe von zehn Jahren 100 000 Eukalyptus zu pflanzen. Nach wenigen Jahren standen schon 50 000 auf diesem Boden und gediehen vortrefflich; auf dem so verbesserten Erdreich hatten sie Weinberge angelegt, welche einen vortrefflichen Ertrag gaben. Einer der Berichterstatter bezeichnet daher diese Früchte ihrer Tätigkeit geradezu als etwas Wunderbares und hat nicht Worte genug, die Freundlichkeit und Bescheidenheit dieser Mönche zu rühmen. Der Eukalyptus, dem man so segensvolle Wirkungen zuschreibt, stammt aus Australien; ihm kommt in zweifacher Beziehung diese Heilkraft zu: einmal dadurch, daß seine Wurzeln die Feuchtigkeit im Erdreich absorbieren; sodann durch die Ausatmung seiner Blätter, welche für die Gesundheit förderlich ist. Bereits hat man angefangen, aus denselben, besonders aus der Spezies globulus und amygdalina, einen Extrakt zu bereiten, der gleich dem teuern, oft gefälschten Chinin ein Präservativ gegen das Fieber bildet. Selbst die ‚Neue Freie Presse' kann nicht umhin, den Verdiensten dieser Mönche ihre Anerkennung zu zollen. So schreibt sie in Nr 7570 vom 27. September 1885: ‚Die Gerechtigkeit will es, daß man jener stillen Mönche gedenke, durch die in der traurigen Einöde von Tre Fontane, wo nach der Legende der Apostelfürst enthauptet wurde, von der verderblichsten Luft umweht, die ersten Versuche zur Gesundung der Campagna begannen und teilweise auch glücklich durchgeführt wurden. Die Regierung stand ihnen freilich mit Rat und Tat

kräftig zur Seite, aber ohne ihre schmerzenreiche Entsagung und Ausdauer würden auf jenen Höhen nicht Hunderttausende von Eukalyptusbäumen ihr duftendes Geäste ausbreiten, nicht der Rebstock die Lehnen umschlingen, nicht üppiges Gras emporsprießen, wo früher nur dürres Steppenstroh gedieh. Das Gebet verhinderte nicht die Tat.'

Das Unternehmen der Trappisten, das von einem so glücklichen Erfolge gekrönt worden ist, wendet unwillkürlich unsern Blick der Vergangenheit zu. Was sie schufen, ist nicht völlig neu; der Grundgedanke, der sie leitete, war schon einmal, und zwar in einem größeren Maßstabe, verwirklicht worden vor mehr als tausend Jahren durch Papst Hadrian I. in den Jahren 771—795. Als dieser große Papst hinüberblickte über das weite Gebiet der Campagna, das die verheerenden Kriege der Goten und Langobarden zu einer fast menschenleeren Einöde gemacht hatten, in der statt der früheren zahlreichen Völkerschaft nun wilde Tiere wohnten und über den Ruinen der Städte und den versumpften, ehedem fruchtbaren Feldern giftige Fieberluft brütete, da reifte in seiner Brust ein glücklicher Gedanke. Er wollte retten, was er retten konnte. So gründete er denn auf den mehr fieberfreien Hügeln und in den gesünderen Gegenden landwirtschaftliche Ansiedlungen (domus cultae), von denen, wie von einem geschützten Mittelpunkte aus, die Arbeiter das umliegende Land bebauten; die zerstreuten Wohnungen hatten ihren Vereinigungspunkt in der Hauptkirche und gewannen durch ihr Zusammenwirken eine hinlängliche Macht, um den Angriffen umherschweifender räuberischer Banden Widerstand leisten zu können. Seinem Beispiele folgten die späteren Päpste, und heute noch finden sich Ruinen von Ansiedlungen aus jener Zeit in der Umgebung von Rom. Doch die Anstürme der Sarazenen, die an den verschiedenen Punkten der Küste landeten, von da aus beutegierig weit ins Land hinein alles, was ihnen in den Weg kam, mit Feuer und Schwert vernichteten und die Gefangenen in die Sklaverei fortschleppten, die fast ununterbrochenen Kämpfe der großen Baronialgeschlechter des späteren Mittelalters, namentlich der Orsini, Savelli und Colonna, von denen immer einer die Besitztümer des andern zu zerstören suchte, die lange Abwesenheit der Päpste von Rom trugen dazu bei, daß mit dem 14. Jahrhundert auch diese segensvollen Gründungen mehr und mehr untergingen.

Welch eine merkwürdige Ähnlichkeit stellt sich uns dar zwischen dem, was die Päpste vor mehr als tausend Jahren geschaffen haben, und dem Unternehmen der Trappisten in der neuesten Zeit: beides das einzige Mittel, um Italien vor Verödung, Not, Krankheit, Armut zu retten! Nur ein Unterschied liegt dazwischen. Dort geschah es zu einer Zeit, da nach den Raubzügen der Langobarden durch Pippin das weltliche Besitztum der Päpste, das lange vorher schon tatsächlich bestand, seine feierliche und förmliche Bestätigung empfing; hier kurz vor dem verhängnisvollen September des Jahres 1870, da die Nachfolger der ‚räuberischen Langobarden' vor den Mauern Roms erschienen und das mehr als tausendjährige Besitztum der Päpste als ihr Eigentum erklärten. Damals waren es Päpste, welche ihren schützenden Arm ausstreckten über das unglückliche, zertretene Volk und sein verwüstetes Land; jetzt sind es arme Mönche, welche Wohltaten spenden denen, die sie verfolgen, und Segen bringen jenen, die ihnen geflucht und sie von sich gestoßen haben.

Dunkel ist die Zukunft, und kein Sterblicher mag ahnen, was sie in ihrem Schoße birgt; doch die Wege der Vorsehung sind wunderbar. Was die Völker verschuldet und die Könige gefrevelt, rächt sich schon hier auf Erden; aber auch diesen Mönchen, die in Arbeitsamkeit, Demut und Geduld durchs Leben gehen, die mit ihrem Schweiße den Boden ihrer Feinde netzen, Krankheit und Tod nicht scheuen, wird gewiß der Lohn nicht ausbleiben.

9. Neu-Rom.

Eine Fahrt im Spätherbst; Erinnerungen und Betrachtungen. — In Florenz die moderne Kunst in Italien; Ursachen ihres Verfalles. — Italiener und Deutsche. — Erster Eindruck in Neu-Rom. — Verhängnisvolle Bautätigkeit. — Zerstörung heiliger Stätten. — Das italienische Parlament. — Moralischer und finanzieller Verfall. — Quirinal und Vatikan. — Die Questione papale. — Das monumentale Rom. — Die Goten Beschützer, nicht Zerstörer des monumentalen Roms. — Verdienste der Päpste in dieser Beziehung. — Die Neubauten und die Gesundheitsverhältnisse. — Die Neubauten und die Armen. — Rom und die Campagna. — Rom, Hauptstadt von Italien. — Das Recht durch Volksabstimmung. — Die letzten Ziele der Revolution. — Ausblick in die Zukunft.

I.

Es war im Spätherbst, als ich den Eilzug bestieg, der so rasch als möglich mich nach Rom bringen sollte. Nur wenige Reisende fuhren mit; die bunten Scharen, welche einige Monate zuvor von allen Seiten her sich herangedrängt und nach dem Süden, zu den Alpen, nach Tirol, der Schweiz und dem Meere geeilt waren, hatten zum großen Teil längst wieder die Heimat aufgesucht und sich bereits angeschickt, in der traulichen, behaglich durchwärmten Stube das Gesehene und Erlebte noch einmal in der Erinnerung und in Erzählungen zu durchleben. Der große Zentralbahnhof in München mit seinem Gewühle von Ankommenden und Abgehenden war stiller geworden; in der Franzensfeste, wo die Züge von Nord, Süd und Ost sich begegnen, und slawische, italienische, englische Laute zugleich mit der deutschen Sprache an unser Ohr klingen, war es so öde und einsam wie vor zwanzig Jahren, als der Schienenstrang sich noch nicht durch diese Wildnis hinzog; nur der Pfiff der Lokomotive und der gleichmäßige Fall des Regenwassers, das in die Dachrinne floß, unterbrach das Schweigen in dieser engen, nebelumflorten Schlucht.

Beim Austritt aus den Bergen ward der Charakter der Landschaft weniger winterlich und trübe: das Auge erblickte hie und da das frische Grün der jungen Saaten; das absterbende Laub der Wälder hatte einen bunten Teppich über die Berghalden gelegt, und die dunkeln Fichten gaben den mannigfachen gelben, roten, braunen, mattgrünen Farben desselben eine kräftige Schattierung. Manchmal brach ein Sonnenstrahl durch die Nebel, die über dem Tale hinwallten, die Wellen im Flusse glänzten in hellem Schein, und der Anblick ward heiterer, aber es währte nicht lange; das Gewölke ballte sich wieder zusammen, verfinsterte die Sonne, und wieder war der Himmel trübe und grau. Die sonnigen Tage waren vorüber, der Winter kommt, seine Herrschaft anzutreten, und der Nebel träufte wie Tränen von den dichten Tannenwipfeln.

Der Spätherbst bringt in die Natur und in den Menschen eine eigentümliche Stimmung; wenn, wie Dante einmal sagt, die Bäume, Blatt für Blatt, alles der Erde wiedergeben, was sie von ihr empfangen haben, der Geruch des absterbenden Laubes an den kommenden Winter mahnt und die Novemberstürme welke Blätter, diese Zeichen der Vergänglichkeit, vor uns hinwehen, da ziehen ernste Gedanken in unsere Seele ein. Doch mag auch die Sonne scheiden, sie hat ja nicht umsonst geleuchtet; in ihrem warmen Scheine sind die Früchte herangereift auf den Äckern, den Menschen zur Nahrung, haben sich an den Ästen der Bäume die Wangen des Apfels gerötet, hat an den Abhängen der Berge die Rebe ihre feine, duftige Blüte getragen und mit goldgelben und blutroten, schwer herabhängenden Trauben sich bedeckt. Wenn es nur auch in unserem Leben immer so wäre! Da könnte man getrost sein, wenn unsere Lebenssonne untergeht; sie hat ja dann nicht umsonst geleuchtet, wenn das Leben ein Baum war, an dessen Früchten sich so mancher Geist gelabt, so manche Seele sich erquickt, unter dessen Zweigen so manches müde und bedrängte Herz kühlenden Schatten gefunden. Da könnte man, aber in einem unendlich höheren Sinne, sagen: Non omnis moriar[1], und voll Zuversicht den Aufgang jener Sonne erwarten, die keinen Untergang kennt, ‚was die Toren Tod nennen'[2]. O quam breve festum est haec mundi gloria![3] ruft ein alter Schriftsteller aus. Soviele

[1] Ich sterbe nicht ganz.
[2] Quel che morir chiaman gli sciocchi (Petrarca).
[3] O welch kurzer Festtag ist des Lebens Herrlichkeit!

welke Blätter im Walde, so viele Stimmen, die dieses Wort uns zurufen.

Doch lassen wir solche Herbstgedanken.

Einsam, wie ich war, hatte ich Zeit, auf dieser ganzen Reise über so manches nachzudenken. Nicht ungern ging ich nach Rom; wer einmal in Rom war, der sehnt sich immer wieder dorthin, der trägt immerfort ein Heimweh nach dieser Stadt in seiner Brust. Am frühen Morgen hatte ich das Telegramm empfangen, das mich rief; ehe noch die Sonne untergegangen, war ich schon auf dem Wege dahin. Aber auch nicht ohne Besorgnis ging ich. Ich hatte das Rom der Päpste gesehen, das Rom des neuen Italiens kannte ich nicht. Und nach allem, was ich darüber gehört und gelesen hatte, konnte ich nicht viel Freudiges dort erwarten. Viele glückliche Tage hatte ich einst zu verschiedenen Malen in Rom zugebracht; dieses Bild voll von so schönen und erhebenden Erinnerungen wollte ich mir nicht trüben lassen; ich wollte es so bewahren, wie ich es ehedem gesehen und wie es immerdar vor meiner Seele stand, und lieber seinen gegenwärtigen Zustand nicht kennen. Aus eigenem Antriebe hätte ich darum kaum mehr eine Fahrt nach Rom unternommen; doch der Befehl dessen, dem ich die tiefste Ehrfurcht und unbedingten Gehorsam schulde, fand mich augenblicklich reisefertig.

Aber noch ein zweites, viel schwerer wiegendes Bedenken beunruhigte mich in diesen Tagen: das Bewußtsein meiner Unzulänglichkeit. Es gibt Menschen glücklicher Art, welche auch an die schwersten Aufgaben leichten Mutes und voll Zuversicht herantreten; andere dagegen sehen überall nur Schwierigkeiten, die sich vor ihrer Phantasie zu Bergen auftürmen, und es bedarf eines energischen Willensaktes, um die angeborne Zaghaftigkeit zu überwinden. Da fühlt man denn so recht den Segen des Berufes, eines Lebens in treuer Hingabe an die Pflicht, die dieser mit sich bringt. Wie die schwankende Rebe am Stabe, so richtet sich der schwache Wille auf und wird emporgetragen von dem ernsten und freudigen Gedanken des Berufes, der die ermattenden Kräfte stählt und alle Einflüsterungen der natürlichen Verzagtheit und eines tatenlosen Kleinmuts gleich einer bösen Versuchung zurückweist.

Und noch ein Gedanke bewegte mich mehr als je während meiner einsamen Reise: die Erinnerung an meine erste Romfahrt vor 45 Jahren. Was ist nicht alles seitdem geschehen, welche großen, gewaltigen, welt-

erschütternden Ereignisse liegen nicht dazwischen, die das Angesicht von Europa geändert, mehr als ein Blatt in der Weltgeschichte umgeschlagen und manches mit blutiger Schrift beschrieben haben! Reiche wurden seitdem gegründet und Reiche sind zerfallen, Zepter sind gebrochen, gar mancher Herrscher ward entthront. Und im Geistesleben der Völker, wie viele Systeme wurden aufgestellt und sind längst verlassen! Wie oft hat die öffentliche Meinung ihre, wie sie wähnte, unfehlbaren Aussprüche gewechselt! Wie sind jene, die auf der Strömung des Tages schwammen und glänzten und schimmerten und bewundert wurden, längst dahin und vergessen! Wie vieles Unrecht ist geschehen, das aber auch hier auf Erden schon seinen Rächer gefunden! Seine weltliche Herrschaft hat seitdem der Papst verloren, aber sein Ruhm unter den Völkern ist größer als je; schwere Stürme sind seitdem hereingebrochen über die Kirche, und schon hatten die Feinde sich bereit gehalten, der zu Tode gehetzten die Inschrift auf den Leichenstein zu schreiben voll Haß und Hohn; aber der Herr war mit ihr mitten in der Trübsal, und er hat bewiesen vor dem Angesicht von Himmel und Erde, daß sein allmächtiger Arm ausgestreckt ist über sie für und für.

‚Jetzt ist es eine Freude zu leben', haben die Verfolger triumphierend gerufen. Sie hatten recht; aber es war der Ruf eines Balaam, und sie verstanden ihn nicht. Dank, unendlichen Dank dem großen Gott, der uns noch im Leben diese Freude bescherte; ja, es ist eine Freude, katholisch zu leben.

All die Riesen sind nur Zwerge,
All die Herrn nur arme Knechte;
Ob sie gleich den Frevel wollen,
Fördern müssen sie das Rechte.

Dienen müssen sie der Ordnung,
Ob sie gleich das Wüste treiben;
Denn unsterblich ist das Gute,
Und der Sieg muß Gottes bleiben.

II.

In Verona und Florenz brachte ich einige Stunden zu, um von der ermüdenden Fahrt zu ruhen, die steif gewordenen Glieder zu recken, in vollen Zügen die bereits winterlich kühle Luft zu trinken und die Lunge wieder zu erfrischen, welche ohne Unterlaß den wider-

lichen Qualm der unsäglich schlechten italienischen Regiezigarren einzuatmen hatte. In Florenz eilte ich hinauf nach San Miniato, wo die alte Basilika gleichen Namens steht, neben der einfach schönen Kirche der Kapuziner, welche Michelangelo la bella villanella genannt hat, von wo aus ein großartiger Blick über die Stadt und die umliegende Landschaft sich öffnet. Es war ein reicher, herrlicher, sonnenbeglänzter Fleck Erde, der hier vor mir lag; jenseits im Norden begrenzte das alte Fiesole den Horizont,

Von dem ein Volk vor alters niederstieg,
Das nach dem Berg und Schieferfels noch artet;

im Osten ragten die schneebedeckten Gipfel des Berges della Falterona und der Prato Magno empor. Die malerischen Formen der Festungswerke, die hier oben Michelangelo in Eile erbaut hat, um die Stadt gegen die Mediceer zu schützen, die altersgrauen Mauern, welche die Höhen hinauf und hinab sich hinziehen, wenden den Gedanken des Beschauers der Vergangenheit zu und lassen die großen Männer früherer Jahrhunderte, die von hier ausgegangen sind, vor unserem Geiste vorübergehen. Was Athen für Griechenland, das war Florenz für das neuere Europa; Dante und Michelangelo haben sie groß gemacht, diese kleine Stadt, daß sie größer ward, größer als ganz Rußland mit seinen hundert Millionen Bewohnern und seiner Herrschaft von Meer zu Meer. Während in Venedig alle Bestrebungen dem Handel und der Schiffahrt sich zuwandten, Rom, durch die Übersiedlung der Päpste nach Avignon des Hauptes beraubt, zur traurigen Einöde geworden war und noch lange die Nachwehen seines schweren Schicksals empfand, Neapel die Beute fremder Eroberer wurde, zählte Florenz eine Reihe glänzender Namen unter seinen Bürgern, die auf den verschiedenen Gebieten der Literatur und Kunst bahnbrechend wurden. Und gerade das einträchtige Zusammengehen des Priestertums mit dem Bürgertum war es, was die schönsten Denkmäler geschaffen, den Dom, Santa Croce und Santa Maria Novella, die ‚Braut' Michelangelos, wie den Palast des Podestà und den Palazzo Vecchio.

Die gegenwärtige Regierung weiß wohl, was sie an diesen monumentalen Werken besitzt. Darum unterhält sie dieselben nicht bloß in ihrem baulichen Zustande, sondern sucht sie auch zu vervollständigen, wie z. B. durch Ausbau der Fassade am Dome. Doch dabei hat sie mehr das künstlerische und nationale als religiöse Interesse geleitet.

Blick auf Florenz von San Miniato aus.

Sie will eben dadurch beweisen, daß Neu-Italien keine andere Aufgabe sich gesetzt habe, als an die großen Traditionen der Vorzeit wieder anzuknüpfen, das italienische Genie zu wecken und ein neues Rinascimento[1] hervorzurufen, wie es das Cinquecento gesehen. Doch die Werke, welche es selbst geschaffen, bekunden vor aller Welt den Verfall Italiens auch auf dem Gebiete der Kunst; eine gewisse ererbte Technik ist allerdings den meisten seiner Künstler noch geblieben, aber guter Geschmack, ein feinsinniger Geist spricht nicht aus ihnen. Der echte Künstler arbeitet eben ‚mit dem Kopf, nicht mit den Händen', wie einmal Michelangelo sagt. Darum ist der Künstler auch darin Gott ähnlich, daß er den Menschen nach seinem Bilde schafft. Wie sollten darum kleine Seelen, niedrige Geister Großes schaffen können?

Über die Kolossalstatue Dantes auf dem Platze vor der Kirche Santa Croce in Florenz haben berufene Kunstkritiker bereits ihr Verwerfungsurteil ausgesprochen. In einer theatralischen Pose steht der mannhafte Dichter, der ernste Denker da. In der Rechten hat er ein schön gebundenes Exemplar der Divina Commedia, die Linke ist mit dem Mantel beschäftigt, den Kopf wendet er seitwärts mit dem Ausdrucke, als besänne er sich auf seine Rolle, denn ein Schauspieler, ein echter und rechter Komödiant ist diese riesenhaft große Figur, die vor uns steht. Zu seinen Füßen sitzt ein Adler, mit fleißig ausgeführtem Federwerk angetan, und aus derselben Menagerie kommen die vier Löwen, welche die Schilder halten, auf denen des Dichters andere Werke, die Monarchia, das Convito, das Buch De vulgari eloquio und die Vita nuova, verzeichnet sind. Der Künstler hat sich alle Mühe gegeben, die Eigentümlichkeiten des Löwenfelles, die glatten und rauhen Partien der Haut und Mähne in kostbarem Marmor nachzuahmen, ohne jede Rücksicht auf die stilistischen Anforderungen — ein Beweis gänzlicher Unfähigkeit für künstlerische Auffassung und Darstellung. In Florenz, wo man täglich einen schildhaltenden Löwen, den Marzocco, das Werk Donatellos, sehen kann, sollte man denn doch eine solche Armut nicht auf einem der schönsten Plätze ausstellen.

Auch der Aufbau des ganzen Denkmals ist von schlechter Wirkung. Im Zusammenhalt mit dem Kolossalbilde Dantes schwinden die Löwen, wenngleich in Lebensgröße ausgeführt, zu Pudelhunden zusammen;

[1] Wiedergeburt, Renaissance.

ſtatt der Statue zur erhebenden Folie zu dienen, ſind ſie geeignet, eher Lachen als Bewunderung zu erregen. Nur mit Widerwillen konnte ich dieſes Werk anſehen, das ganz Italien zur Zentenarfeier ſeines großen Dichters in gemeinſamer Begeiſterung als ein Nationaldenkmal errichtet hat, an dem darum auch die Wappen ſeiner durch Größe und Geſchichte bedeutendſten Städte prangen.

Noch ärger iſt die Verirrung bei dem Grabdenkmale des Dichters in Santa Croce; ein brutaler Marmorhaufen ſteht vor uns mit zwei bauernhaften Weibern um einen ſchülerhaft gearbeiteten Dante. Auch der Aufbau des Erzabguſſes des David von Michelangelo auf dem Platze von San Miniato iſt verfehlt; man hat um den Sockel dieſer Rieſenfigur die allegoriſchen Geſtalten von den Mediceergräbern gelegt; bei der Größe des Platzes ſowie durch das Rieſenhafte des Standbildes wird die Wirkung weſentlich beeinträchtigt.

Immerhin könnte man bei den erwähnten Kunſtwerken doch noch der Technik einige Anerkennung zollen; aber beim Anblicke des Reiterbildes Viktor Emanuels auf der Piazza Brà in Verona, das ihm von der Patria independente, libera, una, wie die Inſchrift lautet, errichtet wurde, müſſen wir ſelbſt darauf verzichten. Wer auch nur einmal die ſchöne Reiterſtatue des Kaiſers Mark Aurel auf dem Kapitol zu Rom geſehen, wie er ſo leicht, ſo edel, ſo frei auf dem kräftig ausgreifenden Pferde ſitzt, und dann dieſe Geſtalten von Roß und Reiter betrachtet, roh, plump, ohne Schwung noch Phantaſie, der iſt außer ſtande, wäre er auch der größte Freund Italiens, der Entwicklung der Kunſt in dieſem Lande eine günſtige Prognoſe zu ſtellen.

Es iſt jedoch nicht ſchwer, den Grund dieſer beklagenswerten Erſcheinung zu erkennen. Die Kunſt lebt vom Ideale; wer dieſes zerſtört, tötet auch die Kunſt. Als Neu-Italien, um ſeine Pläne deſto leichter durchführen zu können, die Religion bekämpfte, untätig und ſelbſt nicht ohne eine gewiſſe Schadenfreude zuſah, wie Literaten, oft aus der Hefe des Volkes hervorgegangen, die kirchlichen Inſtitutionen, Übungen und Lehren zum Gegenſtande ihres Spottes wählten und die heiligſten Gefühle der Katholiken verletzten, da begann der Verfall; denn alle Kunſt, hat einmal Winckelmann geſagt, ſtammt aus Gott, in ihm ſchauen wir die Urbilder alles Schönen. Im Glauben empfing das geſamte Volk ſeinen Anteil am Ideal; wo jener zerſtört wurde, ſank auch dieſes dahin, und ſo erklärt ſich die

in erſchreckender Weiſe um ſich greifende materialiſtiſche Geſinnung, welche die Beſſeren der Nation, die noch einen Sinn für das Höhere ſich bewahrt haben, mit Trauer und Beſorgnis erfüllt. Schmerzbewegt fragten ſich ſo oft in den jüngſt vergangenen Jahren die wahren Patrioten: Woher dieſer reißend ſchnelle Niedergang unſerer Nation, dieſer immer tiefer ſinkende Stand der Sittlichkeit, dieſe allgemeine Jagd nach Gewinn, dieſe krankhafte Hab- und Genußſucht ohne jeden höheren Gedanken, dieſes faſt gänzliche Verſchwinden aller Achtung vor dem Geſetze, aller Autorität und Pietät? ‚Wir müſſen unſer Volk wieder moraliſieren‘, das iſt das gemeinſame Ergebnis ihrer Erwägungen. Aber *wie* ſoll dies geſchehen und durch *welche Mittel*? ‚Die Botſchaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube‘, möchte da mancher aus ihrer Mitte ſprechen. Eine unheilvolle Skepſis iſt gerade in die Kreiſe der Univerſitätslehrer und Männer der Wiſſenſchaft eingedrungen und hat hier wie ein freſſendes Gift die Geiſter gelähmt und allen höheren Aufſchwung unmöglich gemacht. Woher ſoll da die Rettung kommen? Der Zweifel weiß nichts, will nichts, ſchafft nichts, er kann nur zerſtören, zerſetzen, töten; wie ſoll da Leben kommen aus dem Tode?

Dazu kommt eine andere, höchſt beklagenswerte Erſcheinung in der neueren Geſchichte Italiens, welcher bis jetzt viel zu wenig Aufmerkſamkeit zugewendet worden iſt, die aber ſchwer ins Gewicht fällt, wenn wir die gegenwärtige Lage dieſes Landes verſtehen und in ihren Urſachen erkennen wollen. Es iſt dies die große Anzahl der ‚Sfratati‘ und ‚Spretati‘, der ausgeſprungenen Mönche und abgefallenen Prieſter; man ſpricht weniger von ihnen: die einen nicht, weil ihr Daſein eine Art von Anklage bilden könnte gegenüber dem früheren italieniſchen Klerus — doch wo war ein Klerus in der Welt, der keine Judaſſe unter ſich zählte? —, die andern nicht, weil gerade ſie der Revolution die beſten Bundesgenoſſen und Werkzeuge geliefert haben. Nicht wenige von ihnen befinden ſich in hohen Stellungen und einflußreichen Ämtern oder wirken vom Lehrſtuhle aus auf das heranwachſende Geſchlecht. War doch der Befehlshaber des Heeres, das am 20. September 1870 durch die Breſche der Porta Pia in Rom eindrang, General Cadorna, aus den Reihen des Klerus hervorgegangen, und die Hymnen, welche einen teufliſchen Haß gegen Chriſtus und ſeine Kirche atmen, hat ein ehemaliger Prieſter gedichtet. Wer wollte ſich auch darüber wundern? Das Gewiſſen in ihnen iſt noch

nicht tot, es schläft nur; jede Erscheinung der Kirche in der Öffentlichkeit, jede Tat des Glaubens, den sie verlassen und verraten haben, weckt es wieder auf und erinnert sie mit unsäglichem Schmerze an ihr Verbrechen und an ihr entsetzliches Unglück. Das Meer wirft die Fische aus, die gestorben sind, große wie kleine, nur mit dem Unterschiede, daß jene einen um so häßlicheren Geruch der Verwesung verbreiten, wie der Apostel sagt.

Als Euhemeros den Griechen den Glauben an ihre Götter geraubt hatte, als in Rom die Auguren nur lächelnd sich begegnen konnten, da war es auch vorüber mit den Idealen. Die Freiheit ward in Fesseln geschlagen, Rom und Athen wurden käuflich, und die Kunst sank herab zur Hetäre. Den Glauben, den Geist ihrer Väter hatten die Söhne verloren, darum verstanden sie auch nicht mehr, was diese geschaffen. Nicht Schulen noch Kunstkritik sind imstande, ein echtes Kunstwerk hervorzubringen; ist die Herzwurzel des Lebens faul, die aus dem Ewigen und Unendlichen ihre Nahrung empfängt, dann ist alle gelehrte Theorie und Zergliederungskunst nicht mehr imstande, dem Leichnam Leben einzuhauchen. Es sind dies Zeiten, in denen der Grundsatz sich bildet, den Zonaras dem Kaiser Tiberius in den Mund legt: ‚Wenn ich gestorben bin, mag die Welt in Flammen aufgehen.‘[1] Ähnliches sehen wir jetzt in Italien. Täglich stehen die unsterblichen Werke ihrer großen Ahnen den Künstlern vor Augen, aber sie verstehen sie nicht mehr; ‚ihr Sinn ist zu, ihr Herz ist tot‘; Gleiches wird nur von Gleichem erkannt. Darum sind die meisten Kunstschöpfungen der Gegenwart in Italien so arm, so leer an Inhalt, so wenig befriedigend. Die Religion ist denn doch das Wesenhafte, der Lebenskern, die alles durchdringende Herzenskraft im Leben der Völker. Alle Perioden, in denen der religiöse Sinn mächtig ist, sind auch groß und fruchtbar für die Kunst; wo dieser erloschen und der Unglaube herrscht, da ist auch die Lebensquelle vertrocknet, aus welcher alles künstlerische Schaffen sich befruchtet. Die Technik mag noch bleiben; aber sie ist ein Leichnam, aus dem die Seele entwichen; darum läßt sie uns kalt.

Diesen großen Unterschied, ja Gegensatz zwischen einst und jetzt erkennen freilich nur die wenigsten unter den Reisenden, die Jahr für Jahr über die Alpen ziehen. Es sind dies nicht bloß jene, welche

[1] 11, 443: Après nous le déluge!

ohne Teilnahme und verständnislos unter diesen Kunstwerken umherstehen, Säulen, Gewölbe, Altäre, Statuen, Bilder mit flüchtigem Blicke betrachten und betasten und wieder weggehen, müde, aber zufrieden und froh, daß sie ihr Tagewerk nach Baedeker oder Murray verrichtet haben. Diese sollte man überhaupt von einem solchen beschwerlichen, unfruchtbaren und zeitraubenden Geschäft entbinden und eher in ein Wachsfigurenkabinett als in die Uffizien schicken. Andern dagegen mangelt es wohl nicht an Verständnis für die Erhabenheit der Architektur, die edle, in reinstem Ebenmaß abgewogene Gliederung des Baues; sie bewundern den Ausdruck tief empfundener Gefühle in den Gemälden, die lebensvollen Gestalten, die der Meißel des Bildhauers geschaffen, aber das Letzte und Tiefste, was eigentlich das Erste sein sollte für den beurteilenden Blick des Beschauers, bleibt ihnen verschlossen.

Warum ist denn dies alles geschaffen worden, und wozu? Doch nicht bloß zu ästhetischer Augenweide und rein künstlerischem Genusse; dafür hätte jene Zeit, so reich sie auch war, weder die materiellen Mittel geboten noch die Kraft der Ausführung in sich gefunden. Wo also liegt das energische Prinzip, das so Schönes und so Gewaltiges ins Leben rief? Diese Frage haben wir zuerst und vor allem zu beantworten, wollen wir das volle Verständnis dieser Werke gewinnen. Oersted schrieb einst ein anregendes Buch über den ‚Geist in der Natur'; ein ähnliches über den Geist in der Kunst wäre noch zu schreiben. Solche Kunstfreunde wie die eben erwähnten gleichen den Naturschilderungen, die zwar über die rohe Materie sich erheben, wo das Auge offen ist, um die mannigfachen Formen, Bildungen und Lichtwirkungen in der Landschaft zu erkennen und naturwahr darzustellen, die sich aber nie gefragt haben: Was soll denn alles dies, und was spricht denn aus alledem?

Ein Naturgemälde, ist es auch von einem Adalbert Stifter entworfen, dessen Auge nichts entging und dessen Griffel Zug für Zug eine Landschaft vor dem Geiste des Lesers darzustellen verstand, genügt uns darum doch nicht; ja es ermüdet auf die Dauer und läßt uns unbefriedigt. Wir wollen verstehen, was hinter diesen Erscheinungen steht und sie aus sich herausgesetzt, das geistige Prinzip kennen lernen, das sie beherrscht und durchdringt und ordnet; erst wenn die Natur als eine gedankenreiche, inhaltvolle Symbolik großer Ideen uns erscheint, dadurch Zusammenhang und Leben gewinnt, beginnen

wir, allerdings nur ahnungsweise und in schwachen Umrissen, ein Verständnis zu gewinnen, das uns durch die bloße Erscheinung hindurch zum Grunde derselben und in ihr eigentliches Wesen dringen läßt. Dasselbe gilt von den Gebilden der Menschenhand. Denn die Natur ist Gottes und seiner Weisheit Werk; darum nannten die Alten die göttliche Idee, welche der sichtbaren Schöpfung zum Vorbilde diente, ars; darum ist die Welt das höchste Kunstwerk. Und der Künstler ahmt nur nach, was er in diesem Gotteswerke schaut, und sucht es nun seinerseits zur Darstellung zu bringen. Darum hatten die Alten recht, wenn sie Nachahmung der Natur als das Wesen der Kunst bezeichneten; aber nicht der empirischen, mangelhaften, unvollkommenen, sündhaften Natur, sondern der Natur, wie Gott sie wollte und wie sie als Ideal in seinem Geiste wohnt[1]. Daher der unlösbare Zusammenhang zwischen Kunst und Religion. Ein christliches Kunstwerk wird daher der nie begreifen, dem der christliche Gedanke fremd geworden ist. Ihm ergeht es, um ein Bild des hl. Augustinus hier anzuwenden, wie einem des Lesens Unkundigen; wohl mag er die Pracht der Farben und die Zierlichkeit der Schriftzüge bewundern, aber er versteht nicht, was diese besagen wollen. So bleibt auch das Buch der Natur für ihn verschlossen, das christliche Kunstwerk bleibt für ihn eine Hieroglyphe. Niemand wird leugnen wollen, daß in der Neuzeit große und auch schöne Bauten entstanden sind; aber wie wenige sind darunter, die nicht dem gemeinen Nutzen, sondern einem höheren Gedanken zum Ausdruck dienen! Der Vater der Beatrice, Folco Portinari, der die schöne Kirche Santa Maria Novella erbauen ließ, war nur einer von den vielen Donatoren, in denen hohe Gottesliebe mit feinsinnigem Kunstverständnis sich verband; sie haben die italienische Halbinsel mit Werken von klassischer Schönheit und überwältigender Größe bedeckt.

---

[1] Dante, Divina Commedia, Paradiso I 103:

Die Dinge samt und sonders stehen
In Ordnung unter sich, und eben sie ist
Die Form, durch die das Weltall Gott wird ähnlich.

Vgl. Augustini Confess. 10, 34: Pulchra traiecta per animas in manus artificiosas ab illa pulchritudine veniunt, quae super animas est. Ebenso Vasari, Vite I 19.

III.

Höflich waren die Toskaner auch diesmal gegen mich, wie ſie es immer und gegen jeden ſind. Als ich am ſpäten Abend in Piſa einige Zeit auf den Zug warten mußte, der mich über Civitavecchia nach Rom bringen ſollte, knüpfte einer der niederen Bahnbedienſteten ein Geſpräch mit mir an. Die Rede kam bald auf dieſes bald auf jenes; er fragte mich zuletzt um meine Heimat, nannte auch die ſeine, Ferrara, wie die ſeines nebenan ſtehenden Kollegen, Lucca, und ſetzte, wie dies bei dem tief eingewurzelten Lokalpatriotismus der Italiener ſeit Jahrhunderten Sitte iſt, die Vorzüge jener Stadt auseinander, wodurch ſie dieſe weit übertreffe. Um ihn in ſeiner Meinung zu beſtärken, führte ich ein italieniſches Sprichwort an, das man den Luccheſen in den Mund legt. Nach ihrer Heimat befragt, ſollen ſie nämlich immer, wenn ſie die Stadt Lucca nennen, beifügen: Ma sono dappertutto buoni e cattivi[1]. Herzlich lachte jetzt mein Mann aus Ferrara, und die Umſtehenden, auch der Luccheſe, lachte mit. Das Geſpräch wurde dann ernſter, ich ſprach von Taſſo, der ſo viele Jahre in Ferrara gelebt und gelitten hatte. Sichtlich erfreut über meine Bekanntſchaft mit dem großen Dichter, ließ der Ferrareſe mich nun nicht mehr los und überhäufte mich mit Artigkeiten. Es ging gegen Mitternacht, aber er ließ es ſich nicht nehmen, mich bis zu den Wagen hinaus zu begleiten und dem Zugführer angelegentlichſt mich zu empfehlen. ‚Questo Signore è un dotto, sa!‘[2] bemerkte er ihm, ‚gib ihm ja einen guten Platz.‘ Ich bekam ein Kupee, in dem ich nur einen einzigen Gefährten hatte, einen jungen Mann, der in das Engliſche Kollegium nach Rom reiſte, um da ſich für das Prieſtertum vorzubereiten; ſo blieb ich ungeſtört die ganze Nacht hindurch. Unmittelbar vor Abgang des Zuges kam mein neuer Freund noch einmal zu mir her und fragte mich, ob mir nichts fehle und ich gut aufgehoben ſei. Mit einem herzlichen Händedruck dankte ich ihm.

Die Deutſchen ſind in dieſem Augenblicke das bevorzugte, halb bewunderte, halb beneidete Volk in Italien. Auf dem Wege von Florenz nach Piſa fuhr ein Offizier der Berſaglieri mit mir im Wagen; dieſe bilden die Elite der italieniſchen Truppen und haben

[1] Überall gibt es Gute und Schlimme.
[2] Das iſt ein Gelehrter, verſtehſt du!

das Vorrecht, die Königswache am Quirinal in Rom zu beziehen. Der junge Mann trug untadelhaft schwarz glänzende Glacéhandschuhe zu seiner mit Gold und Stickereien überladenen Uniform, und da es regnerisch aussah, war er nebst dem Säbel mit einem Regenschirm bewaffnet. Wir sprachen von Pisa und seiner Geschichte; die Episode von Ugolino aus der „Göttlichen Komödie" kannte er wohl; wie es aber kam, daß der Graf della Gherardesca in so furchtbarer Weise das Opfer der politischen Parteikämpfe wurde, was seinen Gegner antrieb, und wie es diesem später erging, davon hatte er nie etwas gehört. Auch die Geschichte der kleinen Städtchen, die am Wege lagen und in dem italienischen Mittelalter eine nicht unbedeutende Rolle spielten, wie San Miniato dei Tedeschi, Montelupo mit dem gegenüberliegenden Caprona usf., kannte er nicht. Er war nicht wenig erstaunt, daß die Deutschen die Geschichte seines Landes besser kennen als er, der Eingeborne, und war ehrlich genug, dies auch einzugestehen. Und doch genügt es in dem gegebenen Fall, nur einige Chronisten oder Kommentare zu Dante gelesen zu haben.

Beide Erscheinungen, sowohl die Hochachtung wissenschaftlicher Bildung bei dem niedern Bahnbediensteten wie die Unwissenheit in historischen Dingen bei dem Offizier, sind charakteristische Erscheinungen in Italien. Jenes beweist uns, daß Italien ein Land uralter Kultur ist und ein gewisser Sinn für höhere Bildung, bis zum einfachen Volk herab, noch nicht ausgestorben ist, daß schöne Anlagen und eine reiche Begabung in diesem Volke schlummern; aus diesem erkennen wir, daß gründlicher Unterricht, wissenschaftliche Bildung, Fleiß und reges Streben selbst dort fehlen, wo mit Recht sie gefordert werden können. Es mag sein, daß die lebhafte, affektvolle, feurige und bewegliche italienische Jugend den oft pedantischen Ernst und Formalismus unseres Erziehungs- und Unterrichtswesens nur schwer ertragen würde; aber ein bißchen deutsche Festigkeit und Zucht würde den Italienern sicher nicht schaden. Und wer das Italien vor der neuen Ära kannte, mochte manchmal das nach unsern Begriffen viel zu milde Verhalten der Lehrer ihren Zöglingen gegenüber bedauert und sich erzürnt haben, wenn er die Beobachtung machen mußte, daß viele aus der Jugend unerzogen und ungezogen sich zeigten.

Jetzt ist aber das Übel viel ärger geworden. Jetzt fehlt es nicht bloß an einer festen Hand, welche es vermag, die religiös-sittlichen

Prinzipien tief in die jugendlichen Seelen einzupflanzen, sie durch lange Schulung und Übung zur zweiten Natur werden zu lassen und so einen starken, unverwüstlichen Grund zu legen für das gesamte religiöse und bürgerliche Leben des zukünftigen Geschlechts; jetzt sind die religiösen Prinzipien in den Staatsschulen vergessen, ja nicht bloß vergessen, sondern selbst bekämpft. Was an ihre Stelle treten soll, weiß uns so recht eigentlich keiner der modernen italienischen Staatspädagogen zu sagen. Man kann ja zugeben, daß vordem der Unterricht sowohl seiner Breite wie Tiefe nach manches zu wünschen übrigließ. Diesem Mangel hat die Regierung zu steuern gesucht und nötigt selbst jene, welche als analfabetici zum Heere kommen, lesen und schreiben zu lernen. Das wäre an sich keineswegs verwerflich, vielmehr recht lobenswert; was aber nebenbei gelehrt wird, ist vom Übel und kann nur dazu dienen, die Nation sittlich zu schwächen. In neuester Zeit scheint man allmählich zur Erkenntnis zu kommen, daß man auf diese Weise dem Abgrund entgegentreibt. Ein Rundschreiben des Ministers Coppino vom 7. Februar 1886 verlangt von den Lehrern der Elementarschule, daß durch sie auch die Sittlichkeit der Schüler gefördert werde[1], daß diese durchdrungen werden von dem Gefühle der Pflicht gegen Gott und ihre Mitmenschen. Bei jedem Anlasse sei das sittliche Gefühl in den Kindern zu wecken, sollen sie Abscheu ihnen einflößen vor dem Laster und sie zur Tugend anleiten. Sie selbst aber sollen durch ihr eigenes Beispiel vorangehen. Von nun an solle dem erziehlichen Moment in der Schule eine größere Aufmerksamkeit zugewendet werden. Ob nach dieser Mahnung die Bürger mehr Vertrauen den Staatsschulen entgegenbringen werden, muß die Zukunft lehren.

Der Tag graute, als ich bei Civitavecchia das Meer sah; es stürmte stark, und alles versprach einen trüben, regnerischen Tag. Ich war froh in dem Bewußtsein, nach wenigen Stunden in der Ewigen Stadt anzukommen. Wie war das ganz anders in früheren Zeiten, wenn der Romfahrer, der von Norden her über Viterbo, Ronciglione, Monterosi kam, bei Baccano von dem nahen Hügel aus mit einemmal die ganze Umgebung von Rom erblickte! Gen Osten schaute er die Hügel Umbriens und die im Frühling noch schnee-

[1] La scuola apportatrice di beni morali.

beglänzten Spitzen des Sabinergebirges, weiter gegen Süden den Monte Gennaro, die Albanerberge mit den Städtchen Frascati und Marino und mitten darin, über Monte Mario emporragend, die Kuppel von St Peter. Fromme Pilger fielen da auf ihre Knie, und auch der moderne Mensch fühlt sich mächtig ergriffen in solcher Stunde; sie bildet einen Abschnitt in seinem Leben, und nie mehr wird er sie vergessen. Denn was die Geschichte Großes und Überwältigendes hat, tritt da sichtbar vor uns hin.

Jetzt ist dies alles ganz anders geworden; die Eisenbahn ist ein internationales Institut. Betriebsreglement, Wagen, Dämme, Schienengleise, Tunnels, alles ist überall dasselbe, wo immer nur wir reisen, und wenn die Stationsgebäude nicht eine Aufschrift trügen, die zuweilen Erinnerungen an klassische Namen in uns hervorruft, könnten wir uns statt in der römischen Campagna in die Niederungen Westfalens und statt in den Apenninen mitten in den Spessart versetzt wähnen.

Öder als je erschien mir diesmal die Campagna von Civitavecchia bis Rom. Der Getreidebau, der früher auf Andrängen der päpstlichen Regierung immer noch in einer beträchtlichen Ausdehnung betrieben wurde, ist fast ganz verschwunden, da der Ertrag die Kosten nicht mehr deckt, wie dies die neuesten statistischen Nachweise von Jacini dargetan haben. Nur auf wenigen Äckern sah ich das Land mit Wintersaat bestellt; so ist es denn auch in dieser Beziehung in dem geeinigten Italien schlechter geworden.

Allmählich näherten wir uns nun Rom. Einsam in der weiten Ebene erhob sich St Paul zur Rechten, von der andern Seite her grüßte die Kuppel von St Peter. Mit rasender Eile fuhr der Zug über die Tiberbrücke, links ragte der Monte Testaccio über die alte, braungraue Aurelianische Mauer empor. Dieser Anblick heimelte mich an wie das Angesicht eines Freundes, dem wir mitten in der Fremde begegnen. Schon jetzt war mir vieles fremd geworden; da, wo ich so oft in der Jugend umhergewandelt, fand ich mich kaum mehr zurecht; allerlei Bauten, zumeist stillose Mietskasernen, verunstalteten den heiligen Boden. Freudig begrüßte ich die hohen, dunkeln Zypressen, in deren Schatten die Pyramide des Cestius steht; drüben auf dem Aventin erblickte ich die Loggia von San Saba; viele schöne Jugenderinnerungen tauchten dabei aus einer längst vergangenen Zeit wieder in der Seele auf, und von mächtigen Ge-

fühlen, halb Freude halb Wehmut, ward ich bewegt. Einen Augenblick erſchien der Lateran, dann Santa Maria Maggiore mit den hochaufſtrebenden Statuen. Nun hielt der Zug ſtill. Ich war wieder in Rom.

IV.

Es war am Feſte Allerheiligen, morgens 9 Uhr, als ich nach ſechzehn Jahren Rom wieder betrat. Wer das Rom der Päpſte nicht geſehen hat, und unſere breiten, geradlinigen, rechts und links von ſiebenſtöckigen, im nüchternſten Geſchmack erbauten Häuſern beſetzten Straßen liebt, welche bald heißer Sonnenbrand durchglüht, bald die Winde durchfegen, der mag ſich einen Augenblick freuen an der rührigen Bautätigkeit, die hier auf dem Esquilin ein neues Rom geſchaffen hat. Mich überkam eine tiefe Trauer, und unwillkürlich trat mir in die Erinnerung das Wort des Dichters:

Nessun maggior dolore
Che ricordarsi del tempo felice
Nella miseria[1].

Wie ergreifend ſchön war es früher hier, auch dann noch, als die Eiſenbahn ſchon ihre Tätigkeit begonnen hatte! Der Gelehrte, der Künſtler, jeder Chriſt, wie fühlte er ſich hier in dieſer Einſamkeit ſo wunderſam angeregt, wie vieles redete dieſe Stille zu ihm! Da fand der Menſch ſich ſo erhoben, ſein inneres Leben trat mächtig hervor, ſein Blick drang, weniger von der Sichtbarkeit getrübt, hinab in die Vergangenheit, und große Gedanken zogen wie ein läuterndes und ſtärkendes Element in die Seele ein. Dieſe ſchweigende, nur wenig bewohnte Gegend, wo nur hie und da eine ſtilvolle Villa die Einſamkeit unterbrach, in der uralte Zypreſſen zum Himmel ragten und der Zitronenbaum ſeine mit goldenen Äpfeln beladenen Zweige über die Mauer ſtreckte, bildete mit den alten Kirchen die rechte Umgebung für die Ruinen, die hier mehr als anderswo ſtehen und ſo vieles aus der Vorzeit erzählen.

Doch was kümmerten alle dieſe Erwägungen den affarone, den Spekulanten! Was jedem gebildeten Menſchen ehrwürdig und heilig

[1] Dante, Divina Commedia, Inferno V 121:
Kein Schmerz iſt größer,
Als zu gedenken entſchwundenen Glückes
Im Unglück.

ist, das kennt er ja nicht; er kennt nur Geld und Gewinn; diesem muß daher alles andere weichen. Seit Jahrhunderten schon hat ein geflügeltes Wort ihr Treiben gebrandmarkt: Quod non fecerunt barbari, fecerunt Barberini[1]. Doch diese waren noch eher zu entschuldigen, wenn sie das Kolosseum für einen Steinbruch ansahen und zu seiner Zerstörung mitwirkten; haben sie doch aus den Steinen, die sie dort entnahmen, monumentale Bauten, wahre Kunstwerke geschaffen, wie den Venezianischen Palast, den Palast Farnese, jenen der Cancelleria usf. Aber diese modernen, flüchtig und leicht gebauten, gelb und rot und in allen möglichen Farben angestrichenen Häuser, die wie Pilze aus dem Boden aufschießen, diese Rustika aus Kalk und die aus Zement gemodelten Quadern, alles nur für den Augenblick und Schein berechnet, bilden einen grellen Gegensatz zu den Denkmälern der Vorzeit, deren festes Gefüge Jahrtausende überdauert und noch stehen wird, wenn dieses Neu-Rom längst wieder zerfallen ist. Dabei hat sich von Frankreich her die Unsitte eingebürgert, diese bunten Häuser durch riesengroße Aufschriften und Plakate jeder Art noch buntfarbiger zu machen; wir empfangen dadurch geradezu den Eindruck von Jahrmarktsbuden, was das Ganze so alltäglich, ja gemein erscheinen läßt.

Die Namen für die Straßen und Plätze in Neu-Rom sind gewählt, als sollten sie die Augen eines jeden Katholiken gleich bei seiner Ankunft beleidigen; da lesen wir: Piazza della Indipendenza, Via Castel Fidardo, zur Erinnerung an den Ort, wo die Revolution Heldentaten meint verrichtet zu haben, als sie durch eine zehnmal stärkere Übermacht die kleine Schar Tapferer unter Lamoricière erdrückte; Via Magenta, Via San Martino, Via Volturno, Via dei Mille, lauter Erinnerungen an Siege mit Hilfe der verbündeten Franzosen und der Verräter. Man sieht, die Italiener wollen es den Franzosen nachmachen, die Brücken und Straßen von Paris nach den berühmten Siegen ihres großen Kaisers genannt haben; da sie aber immer geschlagen wurden und an Lissa, Custoza, Novara, Mortara nicht gern erinnert sein wollen, so schmücken sie sich mit den Trophäen der Franzosen und Garibaldis. Andere Straßen sind nach den großen Städten Italiens benannt: Via Firenze, Via Napoli, Via Genova, Via Palermo. In andern Stadtteilen lesen wir die Namen von lauter Kaisern,

[1] Was die Barbaren nicht getan, das taten die Barberini.

Königen, Prinzen und Prinzessinnen: Via Napoleone III., Via Carlo Alberto, Via Umberto, Principessa Margherita; dazwischen auch einiger Revolutionäre: Via Cavour, Via Manin, Via Mazzini, Piazza Pepe; und dies alles unmittelbar neben den uralten Kirchen San Martino ai Monti, Santa Prassede, Santa Maria Maggiore; mitten darin endlich die Piazza Vittorio Emanuele. In dem Stadtquartier, welches an die Scala Santa und den Lateran anstößt, sind die Straßen den literarischen Größen Italiens geweiht: in der Mitte befindet sich die kleine Piazza Dante, nördlich und südlich laufen die Via Manzoni, Via Galilei, Via Machiavelli, Alfieri, Petrarca, Leopardi, Giusti, Ferruccio. Difficile est satiram non scribere[1], muß da der Fremde denken. Den Hauptplatz hätte man doch besser Piazza Romano, nach dem Verräter des Königs von Neapel, und die Straße zum Kapitol nach dem Mörder des Grafen Rossi oder nach jenem Tognetti nennen sollen, welcher im Jahre 1867 die Kaserne Serristori unterminiert und viele arme Waisenknaben, die zum Musikkorps der Zuaven gehörten, in die Luft gesprengt hat; denn diese Männer sind Typen der Ideen und Taten, auf denen der Bau von Neu-Rom ruht. Dante und Machiavelli, welch ein Gegensatz!

Diese ganze Einteilung und Nomenklatur ist nun aber so doktrinär und dem römischen Volke fremd wie die politischen Ideen seiner heutigen Staatsmänner; man mag sie daher mit noch so großen Buchstaben an die Straßenecken schreiben, das Volk kennt sie nicht, und nie werden sie populär werden. Kein Volk hält eben so fest an seinen Bräuchen und Überlieferungen als das römische und läßt sich so wenig von den Fremden bestimmen als dieses; fremd aber sind ihm die meisten von denen, welche gegenwärtig im Parlament sitzen und das Staatsruder in Händen haben. Dies habe ich bei meinem letzten Aufenthalte daselbst wieder erfahren.

Eines Tages ging ich über das Kapitol und sah da die Zurüstungen zu einem Feste; ich fragte einen Vorübergehenden, wofür denn diese Vorbereitungen getroffen würden. Che so io! antwortete er mir kurz; sono Romano io, non so, che cosa fanno questi buzzurri[2].

[1] Es ist schwer, nicht satirisch zu werden.

[2] Was weiß ich! Ich bin ein Römer, ich weiß nicht, was diese Buzzurri (Spottname der Piemontesen) da machen.

Von dem Stationsgebäude aus, das den Thermen des Diokletian mit der Kirche Santa Maria degli Angeli gegenüberliegt, lenkte ich in die Hauptstraße ein, Via Nazionale, welche ganz Rom bis zum Vatikan durchschneiden soll und so ziemlich die Richtung der früheren Via Papale einhält. ‚Über Rom‘, sagte mir einst ein seit vielen Jahren daselbst ansässiger Deutscher, ‚liegt immer eine ernste, feierliche Stille, eine in gewissem Sinne festliche Stimmung.‘ So war es in der Tat. Man durfte nur einige Wochen in Neapel zugebracht haben, um bei der Rückkehr diesen eigentümlichen Eindruck, den die Ewige Stadt auf uns macht, von neuem zu erfahren. Der geistliche Charakter derselben, die kirchlichen Feste, die edle Haltung der geistlichen und weltlichen Aristokratie, welche Hoheit und Würde mit echter Humanität und Leutseligkeit verband, hatte mehr oder weniger auf die ganze Bevölkerung ihre Rückwirkung geäußert. Es war eine Gemeinsamkeit der Anschauungen, Ideen und Gewohnheiten des Lebens, die alle wie zu einer großen Familie verband. Dies mag auch der Grund sein, warum jeder Katholik in Rom so bald sich heimisch fühlt trotz aller Verschiedenheit der Sprache und Nation.

Doch dieses Gefühl hatte ich am allerwenigsten am Morgen meiner Ankunft. Vielfach sah ich trotz des Festtages an den Neubauten arbeiten; schwere Wagen, einer nach dem andern, mit Baumaterial beladen, rasselten unter Peitschenknall und lautem Ruf der Fuhrleute über das Pflaster hin; kaum eine Kirche war sichtbar, und wenn hie und da aus alter Zeit noch eine erhalten blieb, so stand die bauliche Umgebung nicht in Harmonie mit ihr. Dieser erste Eindruck, den ich in der heiligen Stadt empfing, schnitt mir schmerzlich durch die Seele; gerade an diesem Festtage war immer in den vergangenen Jahren die Stadt in einem Feierkleide erschienen voll Würde und Majestät. Erst vom Venezianischen Palaste an und den Weg hinüber nach der Piazza Navona, dem zweitgrößten Platze Roms, fand ich mich wieder zurecht; hier befand ich mich in Alt-Rom mit seinen herrlichen Kirchen, großartigen Palästen, wundervollen Brunnen, was man doch nicht alles zerstören konnte, wenngleich so mancher Palast, nachdem die geradlinig hinziehende Straße rücksichtslos ein Stück davon abgeschnitten hat, als wäre es nur ein Polentakuchen, traurig genug verstümmelt erscheint. So hat die vielbewunderte, an die Windung der früheren Straße sich anschmiegende und darum im Bogen gestellte Säulenfassade des Palastes Massimi, ein Werk Peruzzis,

ihre ganze charakteristische Schönheit verloren, da nun die Via Nazionale schnurgerade wie ein Lineal an ihr vorüberführt. Hätte man doch die Worte des großen Palladio bedacht: er will, che le vie non riguardino per linea retta ad alcun vinto, acciocchè per quello non si sentino i venti furiosi e violenti, ma con più sanità degli habitatori venghino rotti, soavi, purgati e stanchi[1].

Doch das wäre noch das geringste. Nicht einmal die Gräber der Märtyrer sind vor Profanation sicher. In den letzten Jahren hatte der bekannte Archäologe J. B. de Rossi das Glück, in der Nähe der Via Salaria das Grab der hl. Felicitas zu entdecken. Unternehmer hatten hier einen großen Weingarten angekauft, um Neubauten darauf zu errichten; als man die Fundamente grub, stießen die Arbeiter in der Tiefe auf Kammern, deren Wände noch Spuren von Gemälden trugen; sie stellten die Heilige dar inmitten ihrer sieben Söhne. Eine enge Treppe führt zur Krypta hinab; die Marmorstufen derselben sind ganz ausgetreten von den Füßen der Pilger, die aus der ganzen christlichen Welt in Andacht hier hinabgestiegen waren; viele Lampen aus Ton, die gleichfalls hier gefunden wurden, mochten dazu gedient haben, diesen unterirdischen Raum beim Gottesdienste zu beleuchten. Die Bedeutung dieses Monumentes sowie die Gefahr, der es von seiten der unwissenden und gewinnsüchtigen Bauunternehmer ausgesetzt ist, bewog den verdienten Orazio Marucchi, einen öffentlichen Appell zu seinem Schutze an die Regierung zu richten; es gehört dieses ja zu jenen Denkmälern, die nur einmal in der Welt sind.

Besonders gefährdet sind jene Katakomben, welche in dem Bereich der neuen Baulinie liegen, wie eben die der hl. Felicitas, jene des Nikodemus bei der Porta Pia, des hl. Valentin vor der Porta del Popolo. Aber selbst jene, welche von der Stadt weiter entfernt sich befinden, sind bedroht. Wenn auch über ihnen keine Gebäude errichtet wurden, so holt man doch aus der dortigen Gegend die zur Kalkmischung notwendige Puzzolanerde, durchgräbt und verwüstet man die Gänge der Katakomben zum größten Ruin dieser unterirdischen geweihten Orte. Allerdings bietet die schon von Papst Pius IX.

[1] Die Straßen sollen nicht in gerader Linie sich hinziehen, damit sie nicht den Stürmen offenstehen, sondern diese zum größeren Wohl der Einwohner gebrochen und gemildert werden.

eingesetzte Kommission für christliche Altertümer alles auf, sowohl um neue Monumente aufzufinden, als auch um die entdeckten zu schützen und in würdiger Weise zu bewahren; aber alle ihre Bemühungen sind vergeblich, solange Neu-Rom es unterläßt, durch eine zweckmäßige Gesetzgebung seine Altertümer zu schützen, und was in Italien die Hauptsache ist, dafür Sorge zu tragen, daß das, was sie gebietet, auch befolgt wird. Solange dies nicht geschieht, gehen diese Glorien Roms, das teuerste Vermächtnis seiner christlichen Ahnen, einem unvermeidlichen Untergange entgegen. Constituit aetas, hora dissolvit[1], müssen wir mit Seneca klagen.

Statt zu erhalten, ist es jedoch die Regierung selbst, welche in dem Werke der Zerstörung vorangeht und so durch ihr Beispiel die andern aufmuntert. Am Passionssonntage 1885 wurde der Grundstein zu dem Monumente gelegt, das für Viktor Emanuel errichtet werden soll auf dem Platze, auf dem der altehrwürdige, an geschichtlichen Erinnerungen so reiche Konvent der Franziskaner auf Araceli stand. Damit wird ein charakteristischer Zug aus dem Bilde Roms, den keiner vergessen konnte, der von San Pietro in Montorio aus über die Stadt hinblickte, in barbarischer Weise getilgt. Nichts bildete eine so würdige Krönung des nördlichen Gipfels des Kapitols als eben dieser höchst malerische monumentale Bau. Hier erlebte ich eines Tages, da ich aus der Kirche nach dem Forum hinabstieg, eine eigentümliche Szene. Ein alter Ordensbruder wollte durch den Raum hindurchgehen, wo die vorbereitenden Erdarbeiten stattfinden. Man wies ihn zurück. Da richtete der Greis sich hoch auf und rief, indem er mit erhobenem Arme auf die Arbeiter hinwies, die Rache Gottes herab über diese Diebe und Räuber, die den Mönchen ihr Eigentum entrissen hatten. Keiner der Arbeiter rührte sich, auch die Aufseher nicht. Alles schwieg; es war, als fühlten sie ihr Unrecht. Von niemand behelligt, setzte der alte Mann, indem er sich mühsam die Treppe hinab auf einen Stab stützte, seinen Weg fort. König und Königin verherrlichten diese verhängnisvolle Feier durch ihre Gegenwart und hörten den Redeschwulst des Ministers Depretis an, der von allerlei redete, von dem Genius der Republik, von der Nähe der Gottheit, welche immerfort noch an diesem hochheiligen Orte weile, auf deren Auspizien die Römer aufmerksam

[1] Jahrhunderte haben daran gearbeitet, in einer Stunde ist es zerstört.

gehorcht hätten; auch von den Märtyrern und Bekennern wußte er vieles zu reden, durch welche die neue nationale Religion verherrlicht worden sei, unter denen Viktor Emanuel den ersten Platz einnehme, er, welcher das große Wort gesprochen, das die alten Römer würdig gefunden hätten, auf dem Altar des Jupiter Stator in Erz einzugraben: ‚Hier sind wir und hier bleiben wir!‘

Und doch ist jetzt schon nichts weniger wahr als dieses Wort. Denn kaum beginnt der Sommer, so flieht alles aus Rom, König und Königin, Gesandtschaften, Staatsrat, Minister, Senatoren und selbst ein beträchtlicher Teil der Besatzung; die Parlamentarier entweichen schon früher, und erst nach fünf Monaten, zu Ende des Herbstes, kehren Hof, Senat, Ministerien und Dikasterien wieder nach Rom zurück. Nicht mit Unrecht schreibt der ‚Versagliere‘ (vom 7. Juli 1885): ‚Auch in diesem Jahre sehen wir, ebenso wie in den vergangenen, dasselbe trostlose Schauspiel. Mit Ende Mai fängt das politische Leben in Rom an einzuschlafen; noch ein paar Wochen schleppt es sich in den Monat Juni hinein, und mit Anfang Juli hört es ganz auf. Italiens Hauptstadt wird leer, als nahte ihr ein Feind, oder als wäre eine Epidemie ausgebrochen.‘ ‚Vier Monate lang‘, klagen die Patrioten, ‚hat Italien keine Regierung, während der Papst im Vatikan weilt und seine Regierung keinen Augenblick unterbrochen wird.‘

Unterdessen ruht das Brecheisen der Revolution nicht, und der Vandalismus schreitet voran. Nicht bloß das Kloster der Cappuccinessen, auch das ehemalige Noviziat der Jesuiten von Sant' Andrea auf dem Quirinal, die geheiligten Räume, in denen der heilige Jüngling Stanislaus Kostka lebte und starb, ein von den Römern seit Jahrhunderten mit Andacht und Liebe besuchter Ort, ist zum Untergange bestimmt. Als ich im Winter 1885 durch das Haupttor des Hauses eintrat, in dem ich in vergangenen Jahren so oft aus und ein gegangen war, begegnete ich im Innern statt den Gestalten ehrwürdiger Ordensmänner einigen unordentlich gekleideten Frauen und Kindern; es waren die Wäscherinnen des königlichen Hofes, welche bereits diesen, den besten Teil des Hauses in Besitz genommen haben. Ich mußte durch eine Hinterpforte gehen, um durch einen engen, holperigen, feuchten Seitengang in jenen Teil desselben zu gelangen, den man bis jetzt noch einigen der ehemaligen Eigentümer aus Gnaden überlassen hat. Doch auch ihnen ist bereits gekündigt. Auch die

ehrwürdige Kirche Santo Stefano al Cacco soll dem Verschönerungseifer der modernen Stadtväter zum Opfer fallen; eine Kaserne wird an deren Stelle kommen. Vom gleichen Schicksal sind aber auch noch andere bedroht, darunter die interessante Kirche St Elisabeth.

V.

Ehe wir die Beschreibung von Neu-Rom fortsetzen, ist es vor allem notwendig, die Seele der gegenwärtigen Regierung, das Parlament, etwas näher ins Auge zu fassen. Wir gehen durch den Korso, welcher seinen früheren Charakter im ganzen noch ziemlich beibehalten hat, hinab bis nahe zum Venezianischen Palast. Die schöne Säule auf der Piazza Colonna mit Reliefdarstellungen aus den Kriegen Mark Aurels gegen die Markomannen an der Donau, mit dem Bilde des Apostels Paulus gekrönt, weckt in uns so manche Erinnerungen; früher war nebenan die mit ionischen Säulen in der Front geschmückte Hauptwache und das Kasino des päpstlichen Militärs. Gehen wir von da nur einige Schritte gegen Westen, dann stehen wir vor dem großen Palast Monte Citorio. In schmerzlicher Weise werden wir da inne, daß Rom nicht mehr den Päpsten gehört; eine mächtige dreifarbige Fahne weht vom Balkon herab, überschattet den Eingang und belehrt uns, daß die Italia una ihre Vertreter hierher gesendet hat und das Parlament eben tagt.

Ja, das italienische Parlament! Nach dem Urteile ehrlicher und besonnener Staatsmänner in Italien ist keine Versammlung von Vertretern der Nation so entartet wie jene, welche in Monte Citorio ihren Sitz hat. Kaum ist sie noch etwas anderes als eine Gesellschaft von Menschen, von denen die meisten in jeder Weise ihr Sonderinteresse suchen und höchstens noch das ihrer Wähler vertreten. Es wird da viel geredet, gut oder übel; sie müßten eben keine Italiener sein. Aber das ist nur eine Komödie; hinter den Kulissen ist alles vorher schon abgemacht. An hochtönenden Reden, vollklingenden, wohlgesetzten Perioden und glänzenden Phrasen fehlt es nicht, wenn sie von Italien, vom Vaterland, von Freiheit sprechen; das alles ist man schon seit langem gewöhnt; ein neuer Gedanke kommt nicht an den Tag. Es bedarf dessen aber auch nicht; denn der schlaue Italiener weiß schon längst, was diese Schönredner eigentlich dabei meinen — ihre liebe Person und den eigenen, womöglich recht großen Nutzen, und kein Volk versteht sich so gut auf die sous-entendus

als die Italiener. Daher auch diese Teilnahmlosigkeit des Volkes an ihren Verhandlungen. Solange es noch galt, gegen Papsttum und gegen die barbari Tedeschi zu donnern und heftige Diatriben zu schreiben, war es eine dankbare Aufgabe für die Tagesblätter, sich mit Politik zu beschäftigen; war doch dieses ihr Handwerk das leichteste von der Welt, und je mehr sie sich in schülerhafter Phraseologie und hohem Bombast bewegten, desto mehr konnten sie des Beifalls ihrer Leser sicher sein.

Das hat nun alles aufgehört; auch die Bewegung, welche die Bestrebungen der Italia irredenta von Zeit zu Zeit unter der unreifen Jugend hervorrufen, ist nicht mächtig genug, die Geister tiefer zu erregen und auf die Dauer zu beschäftigen. ‚Bald werden wir dahin kommen', sagte der greise Manzoni einmal zu dem Exminister Ruggiero Bonghi, ‚daß den Zeitungen nichts mehr übrigbleibt, als mit „vermischten Nachrichten" ihre Spalten zu füllen'; denn diese, meinte er, könne man lesen, ohne dabei an etwas zu denken. So tief ist das politische Leben und mit diesem die politische Literatur in Italien gesunken.

Auf die Frage: ‚Was ist das heutige Italien?' antwortet darum der Secolo zu Mailand in diesem Jahre (1886) wörtlich: ‚Ein Körper ohne Geist, ein Herz ohne Kraft, überall nur Verneinung: Verneinung des Glaubens — Skeptizismus; Verneinung der Liebe — Egoismus; Verneinung der Gerechtigkeit — Verbrechen, Verneinung von Literatur und Kunst — nur Handwerk, Unwissenheit, Unsittlichkeit.' In der Sitzung des Parlaments vom 12. Dezember 1885 schilderte der Abgeordnete Romano den Zustand des Landes: ‚Allgemeines Elend mit Ausnahme von einigen wenigen alten und gewissen neuen Reichtümern, durch die Verarmung aller andern gewonnen; Immoralität und Charakterlosigkeit; Wucher, Verbrechen, Selbstmorde und steigende Unzufriedenheit, welche die Institutionen und die Ruhe des Staates untergräbt. 80000 vom Fiskus verkaufte kleine Gütchen, weil ihre Eigentümer die drei oder vier Lire Steuer nicht bezahlen konnten. Einst verteilte eine fremde Regierung die Domänen und machte Tausende von Proletariern zu Eigentümern; wir machen zu Proletariern, die vordem Eigentümer waren. Wer sollte da nicht zittern bei solchen Zuständen?' Vier Sträflinge haben sie unmittelbar aus dem Gefängnis in das Parlament gewählt: Cipriani, Sbarbaro, Moneta, Coccapieller; Cipriani,

welcher vor Gericht drei Mordtaten eingestanden hat, wurde sogar zweimal gewählt, in Forlì und in Ravenna, zwei Städten der Romagna, dieser bevorzugten Provinz, welche die Hoffnung und der Stolz der Italianissimi unter der päpstlichen Regierung war, dieser patriottica Romagna, wie mir im Jahre 1873 einer rühmend sagte. Es ist hier nicht der Ort, den Ursachen dieser trostlosen Erscheinungen nachzuforschen. Den ‚Klerikalismus' kann man sicher hierfür nicht verantwortlich machen; unter den Päpsten war er ein erwünschter Vorwand, um das Volk beständig zur Unzufriedenheit zu reizen und zur Empörung gegen den päpstlichen ‚Druck' aufzustacheln; jetzt seufzt das Volk in der Tat unter einem unerträglichen Drucke, so daß es nicht vieler Aufhetzungen bedarf, um den Geist der Opposition zu wecken und beständig zu nähren. Der Fiskus verschlingt fast die Hälfte des Nationaleinkommens; wegen Steuerrückständen wurden innerhalb zwei Jahren 13258 Güter verkauft, und in den sechs Jahren von 1873—1879 mußten 35074 Familien, denen man alles genommen hatte, zum Bettelstabe greifen. Viele, namentlich größere Grundbesitzer, haben die Regierung ersucht, ihre Güter auf ihre Rechnung selbst zu bewirtschaften und dem Herrn bloß das Eigentumsrecht sowie einen geringen Anteil am Ertrage zu belassen. Bei dem niedrigen Stande der Getreidepreise ist es eben kaum möglich, die immer steigenden Steuern und Lasten zu tragen. Allerdings hat man in den letzten Jahren die drückende und verhaßte Mahlsteuer aufgehoben, aber das Brot ist darum doch nicht wohlfeiler geworden[1]. Der arme Arbeiter leidet am meisten darunter, da die Löhne hier in Italien im Durchschnitt sehr niedrig sind. Nach der übersichtlichen Berechnung des Fürsten Ugo Buoncompagni (Le finanze comunali di Roma e i loro effetti sociali) verdienen drei Fünftel der Arbeiter nur 1,75—2,55 Franken täglich; bei der Teuerung der Lebensmittel reicht dies unmöglich aus, auch die bescheidensten Bedürfnisse zu befriedigen.

Dem Einflusse des Auslandes kann man am allerwenigsten diese traurigen Zustände zur Last legen. Die auswärtigen Mächte haben mehr für Italien getan, als dieses um sie verdient hat; obgleich Preußen im Jahre 1866 der italienischen Regierung Venetien schenkte und 1870 der preußische Gesandte den Einmarsch der italienischen

[1] Nuova Antologia 1884, 333.

Truppen in Rom durch Rat und Tat begünſtigte, ſo hatte doch gerade in demſelben Jahre nicht viel gefehlt, und Italien hätte ſeine Dankbarkeit durch eine Allianz mit Frankreich gegen Preußen bewieſen. Wie die jetzt franzöſiſcherſeits veröffentlichten Dokumente dartun, hielt nur die Gewißheit, daß den Franzoſen nicht mehr zu helfen war, was auch der franzöſiſche Unterhändler nicht leugnen konnte, Viktor Emanuel von einem Bündniſſe mit ihnen ab[1].

Die Urſachen von alledem liegen daher in den Italienern ſelbſt, ganz und allein in ihnen. Der Italiener iſt ein vortrefflicher Boutiquier, aber kein Kaufmann im großen Stil, wie wir ſie in Hamburg, Bremen ꝛc. finden. Ebenſo mag er geſchickt ſein in der Stadtverwaltung, da der Munizipalgeiſt noch nicht ausgeſtorben iſt, aber einen weiten Blick, eine echt ſtaatsmänniſche Begabung, die doch etwas ganz anderes iſt als die Kunſt der Intrige, Liſt und Schlauheit, werden wir bei den meiſten vergeblich ſuchen. Cavour ſelbſt hat dies eingeſtanden. Männer, unbeugſam wie ein Fels von Granit, von umfaſſenden Ideen, durchdrungen vom Geiſt der Geſchichte, voll Hingebung an das Vaterland und Opfermut, maßvoll dabei und beſonnen, wie es der deutſche Freiherr v. Stein war, ſind in dem neuen Italien eine Seltenheit. Deſto mehr Miniſter finden wir dagegen und Abgeordnete, welche ſich bereichern, während das Volk darbt und verarmt, und deren politiſche Weisheit beſonders darin beſteht, fort und fort die Steuern zu erhöhen.

Schon die Zuſammenſetzung des italieniſchen Parlamentes muß uns Bedenken einflößen. Advokaten und Journaliſten haben die meiſten Sitze in demſelben inne; das Volk, das arbeitende, produktiv wirkende, eigentliche Volk iſt faſt gänzlich ausgeſchloſſen. Es ſind aber gerade dieſe beiden Berufsklaſſen, wie vor nicht langer Zeit ein italieniſcher Staatsmann dargetan hat[2], am wenigſten geeignet, zur Regierung eines Landes vorteilhaft mitzuwirken. Ihre Beſchäftigung gewöhnt ſie von Anfang an, viele Worte zu machen, viel zu reden und viel zu ſchreiben, Theorien, Syſteme auszudenken und zu verbreiten, zu kritiſieren, polemiſieren und zu Scheingründen ihre Zuflucht zu nehmen, wenn beſſere nicht zu Gebote ſtehen; echte Rabuliſten finden ſich zumeiſt unter ihnen. Mit alledem kann man

[1] Rothan, L'Allemagne et l'Italie 1870—1871 II 135 f.
[2] Nuova Antologia XXI 141.

ſich einen ephemeren Namen machen, ein Staatsweſen wohl bekämpfen, beunruhigen, erſchüttern, und wie die Geſchichte beweiſt, auch ſtürzen; aber bauen, erhalten, befeſtigen kann man es nicht. Gedeihliches und Erprobtes ſchaffen, zweckmäßig organiſieren, an das Altbewährte anknüpfen, dasſelbe um- und weiterbilden, mit Geduld und Ausdauer die Entwicklung zweckmäßiger Geſetze und Inſtitutionen verfolgen und pflegen, das fordert ganz andere Männer. Doktrinäre, die von rein abſtrakten Theorien ausgehend, alles Beſtehende ſtürzen, die ganze Vergangenheit ignorieren, das Volk als eine inhaltleere, geſchichtsloſe Maſſe anſehen, das nur nach der Schablone ihrer utopiſtiſchen Pläne gemodelt werden ſoll, und die nur darin das Heil der Nation erblicken, waren von jeher die Väter der Revolution. Sie werden Tyrannen, verfolgungsſüchtig und grauſam aus lauter Humanität und Vernunft, wie die Girondiſten und Robespierre, und können nur zerſtören. Männer wie die oben genannten halten darum die Regierung eines Staates für das leichteſte Geſchäft in der Welt, in welcher Richtung dies immer ſein möge, ſei es Ackerbau oder Induſtrie, Unterricht oder Kriegsweſen und Marine oder Finanz und Nationalökonomie. Über alles dies können ſie ja Reden halten und Leitartikel ſchreiben; in allen dieſen Fragen haben ſie oft genug mündlich und ſchriftlich ihr Gutachten abgegeben, debattiert, kritiſiert, opponiert und ſo gezeigt, daß ſie dieſe Dinge viel beſſer verſtehen als die leitenden Miniſter. Und der zuſammengelaufene Haufen, dem ſie ſchmeichelten, hat ihnen Bravo zugerufen, und dieſer Applaus des Pöbels gilt ihnen für die Stimme des italieniſchen Volkes. Was Wunder, wenn ſie ſich für ausgezeichnete Staatsmänner halten und eifrig nach einem Sitz in der Kammer, ja ſelbſt nach einem Miniſterſeſſel ſtreben! Gobineau[1] ſagt: ‚In den Perioden der Degeneration gewinnt der Frechſte den größten Einfluß. Der größten Stärke des Wortes entſpricht hier in der Regel die größte Schwäche des Charakters, wie die Sophiſten, Schwätzer und politiſchen Lärmmacher zu allen Zeiten beweiſen.‘

Doch zu ihrer Entſchuldigung müſſen wir bekennen, daß ſie in dieſen ihren Beſtrebungen nicht allein ſtehen, daß vielleicht manche unter ihnen ſich finden, die es noch aufrichtig gut mit dem Lande

[1] Essai sur l'inégalité des races humaines III 346.

meinen und vielleicht nur darin fehlen, daß sie das Maß ihrer Kraft überschätzen. Sie sind gefährlich, aber sie sind vielleicht doch ehrlich; andere sind schlimmer.

Der Abgeordnete weiß, daß es keinen besseren Weg gibt, Einfluß zu erlangen, sich der Gunst und Hilfe der Regierung zu versichern, um vorwärts zu kommen, einträgliche Ämter für sich und seine Freunde zu erhaschen und Vermögen zu gewinnen, als *den Weg durch die Kammer*. So ist denn der Sitz im Parlament ein Preis, um den gar viele ringen; es sind zwar nicht die Besten, aber die Rührigsten, die aller Mittel sich bedienen, um zu ihrem Ziele zu gelangen, dem Ruhme nämlich und Gewinne, welchen die Eigenschaft als Vertreter der Nation im Gefolge hat. Man schmeichelt dem Parteiinteresse, verspricht alles mögliche, von dem man im voraus weiß, daß man es nicht halten kann, wie Abminderung der Steuern, Herstellung des Gleichgewichts zwischen Einnahme und Ausgabe usf. Advokaten, Ärzte, Professoren, verschuldete Gutsbesitzer, Intriganten jeder Art bewerben sich daher in dieser Weise um ein Mandat. Einen recht bezeichnenden Beitrag zur Charakterisierung des neuen Italiens liefert ein von der Nuova Antologia mitgeteiltes Wort eines Advokaten, der gleichfalls alles aufgeboten hatte, um in Monte Citorio mitreden und mitstimmen zu dürfen. Als man ihm entgegenhielt, daß er ja durch seine Abwesenheit, während welcher er einen Stellvertreter haben müsse, eine beträchtliche Einbuße erleiden und manche seiner Kunden verlieren werde, entgegnete er höchst naiv, daß gerade jetzt, wiewohl er die Prozesse nicht selbst und an Ort und Stelle führen könne, er dennoch viel mehr Klienten habe als früher; es sei nämlich eine allgemeine Überzeugung, *daß jeder seinen Prozeß gewinnen müsse, der ein Parlamentsmitglied zu seinem Sachwalter habe*. Außerdem wird nicht selten ein einträgliches Amt im Staatsdienst der Lohn für ihre Bemühungen.

Bereits hat sich eine eigene Kategorie von Abgeordneten gebildet, welche alle öffentlichen Arbeiten für ihre Zwecke und zu ihrem Nutzen auszubeuten wissen. Die Italiener heißen sie affaristi; sie betteln zwar nicht geradezu bei den Ministern, daß diese ihnen gewisse einträgliche öffentliche Arbeiten übergeben; aber sie verstehen es, diese, mag auch dabei der Staatsschatz verschleudert werden und der Nutzen zweifelhaft sein, dennoch zu Unternehmungen zu drängen, deren Aus-

führung sie dann entweder selbst auf sich nehmen oder durch andere besorgen lassen; daß diese ihnen dann auch dafür dankbar sind, ist nur eine natürliche Folge. Das Ärgste und Unglaublichste aber ist es, daß, wie italienische Blätter versichern, manche, welche tief verschuldet sind, durch die Bemühung ihrer Gläubiger als Abgeordnete gewählt werden; man weiß eben aus Erfahrung, daß sie nach kurzer parlamentarischer Tätigkeit in der glücklichen Lage sich befinden werden, mit Leichtigkeit ihre Schulden zu bezahlen.

Nehmen wir hinzu, daß bis jetzt das Parlament mit der traurigen Lage der Arbeiter, dem Drucke und dem Elend, das auf der Landbevölkerung liegt, sich so wenig als möglich beschäftigt hat. Die inchiesta über die Ausdehnung der Malaria in Italien wurde erst nach langen Kämpfen und vielem Widerstreben angestellt; die Berichterstattung über die Agrarverhältnisse in den einzelnen Provinzen ist trotz der aktenmäßigen Darstellung und der äußerst traurigen Enthüllungen im ganzen teilnahmlos geblieben, ja sie hat selbst Widerspruch erfahren, da man das Übel nicht erkennen will und man in den leitenden Kreisen eher daran denkt, hohe Politik zu treiben und Besitzungen in Afrika zu gewinnen, als auf Heilung der leiblichen und sozialen Übel, an denen das Volk hinsiecht.

Für die Interessen der Religion hat das Parlament ohnehin keinen Sinn, eher Haß als Liebe, und viele darunter sind ganz unfähig, die Tragweite dieses Faktors im Volksleben zu ermessen. So steht es auch in dieser Beziehung, wie in so vielem andern, im Gegensatze zu dem alten Rom, welches das Staatswesen am besten dadurch gewahrt wissen wollte, daß es treu und standhaft der göttlichen Macht diente[1].

So mag man es denn erklärlich finden, wenn diese Körperschaft, welcher die höchste Autorität neben dem König im neuen Reiche zukommen soll, kein Ansehen und kein Vertrauen und keine Achtung bei dem Volke genießt und der regionarismo, d. h. das einseitige Provinzialinteresse und der gemeine Egoismus, das geeinte Italien in seinem Bestand von Jahr zu Jahr tiefer untergräbt. Wenn eine Wendung zum Besseren nicht bald eintritt, dann wird das liberale

[1] Valer. Max. 1 10: Non dubitaverunt sacris imperia servire, ita se humanarum rerum futura regimen existimantia, si divinae potentiae bene atque constanter fuissent famulata.

Italien in nicht ferner Zukunft mit Ruggiero Bonghi bekennen müssen: Abbiamo fatto l' Italia e disfatto[1]. Daß auch nach außen Italien kein Ansehen genießt, müssen seine Staatsmänner jeden Tag mit bitterem Schmerz erfahren. Das kleine Piemont, sagte einmal Minghetti, war angesehener bei den Mächten als das heutige Italien.

VI.

Bei dieser Lage der Dinge, unter dieser weitverbreiteten Korruption des offiziellen Italiens muß auch das Ansehen des Königs von Tag zu Tag immer mehr sinken. Nichts ist in dieser Beziehung belehrender als ein Gang von der Piazza di Montecavallo vorüber am Quirinal nach dem Vatikan. Jenen Palast, einst die Sommerwohnung der Päpste, hat nun der König Umberto inne; zwei Wachtposten am Portale geben davon Kunde. Das ist aber auch das einzige, was uns erkennen läßt, daß der König von Italien hier seine Residenz hat, so still und teilnahmlos geht es da zu. Vergebens suchst du nach der Menge, die ihn bei seiner Ausfahrt begrüßt; da sind keine Landleute, vielleicht weit hergekommen, wie sie ehedem hergekommen waren, um den Papst zu sehen; da siehst du nicht Ankömmlinge aus der ganzen Welt, Fremdlinge und doch in Rom nicht fremd, wie sie in den früheren Zeiten in diesem Palaste ein- und ausgingen, als wäre es das Haus eines allgemeinen, von allen gekannten und geliebten Vaters. Armer Schattenkönig, König von Volkes Gnaden! Wie würden deine Ahnen dich bedauern, ein ritterlicher Amadeus oder Emanuel Philibert, wenn sie dich sehen könnten, um der Menge Gunst werbend, und doch keinen Augenblick des Thrones sicher! Vielleicht dämmert auch in ihm die Überzeugung auf, die jüngst ein italienischer Staatsmann ausgesprochen[2]: ‚Rom ist für uns eine Last, eine Verlegenheit, ein geographisches, diplomatisches, politisches Absurdum. Haben wir einmal eine andere Hauptstadt gefunden, die mehr der Natur der Dinge entspricht, dann werden alle Verlegenheiten und Gefahren der gegenwärtigen Situation gehoben sein.' Vielleicht ahnt er, daß

Einmal herangereift die rächende Stunde der Schuld ist[3].

[1] Wir haben Italien gemacht und vernichtet.
[2] Times vom 15. Oktober 1881.
[3] Poenarum grave sit solvendi tempus adactum (Lucret. 5, 1223).

Seinen Vater Viktor Emanuel duldete es darum auch nicht im Quirinal; er kam zuletzt nur dahin, um da zu sterben. Wo wird Umberto sterben?[1] Gerade Rom, wenn wir es als das Symbol eines politischen Gedankens betrachten, birgt für das Königtum eine stete Bedrohung in sich; denn es weckt eine zweifache Erinnerung, und nur diese — entweder die der Republik oder die der Päpste. Republikaner, wie Ferrari, und selbst Minister der Monarchie, wie Mamiani, erklärten darum in seltener Übereinstimmung, Rom müsse entweder republikanisch oder päpstlich sein. Selbst Cavour hatte deswegen nicht daran gedacht, die neue Hauptstadt Italiens nach Rom zu verlegen. Erst in den letzten Tagen hat der König eine neue Ausgabe des größten Dichters der Nation seinen Kindern gewidmet; aber das Wort, das diese darin lesen, das die ganze Nation seit Jahrhunderten dort liest, Rom sei von der Vorsehung bestimmt:

per lo loco santo,
U' siede il successor del maggior Piero[2],

ist ein lauter Protest gegen seine Besitznahme Roms und ein nagender Wurm an seinem Throne.

Wehe einer Monarchie, deren Kraft in einer fortgesetzten Schwächung und Befeindung der Kirche besteht! ‚Wer sagt Autorität, sagt Papst', hat einmal Rousseau erklärt; wer darum diesen bekämpft, bekämpft notwendig jene; denn in diesem ruht die tiefste Wurzel des Autoritätsprinzips. ‚Ihr habt die Rechte des Papstes diskutiert', sagte der Republikaner Castelar; ‚warum wollt ihr uns verbieten, jene der Könige zu diskutieren?' Die republikanische und sozialistische Strömung mußte darum wachsen und ist in der Tat höher und immer höher gestiegen, seit Rom seinem rechtmäßigen Herrn entrissen wurde; wer die konservativen Prinzipien in Einem und dem Allerwesentlichsten leugnet, hat im Grunde sie alle verleugnet; denn es besteht unter ihnen eine unzerreißbare Solidarität. Darum muß König Umberto wissen, daß mit der Bekämpfung des Papsttums den Feinden der Monarchie der beste Dienst erwiesen wird.

O miseras hominum mentes, o pectora caeca![3]

---

[1] Ist am 29. Juli 1900 in Monza ermordet worden. (Anm. d. Verl.)

[2] Dante, Divina Commedia, Inferno II 23:

für den heil'gen Ort,
Allwo der Erbe sitzt des größern Petrus.

[3] O armseliger Menschenwitz, verblendete Herzen!

Daher diese beständige Furcht, das Gefühl der Unsicherheit in den leitenden Kreisen und am Hofe. Die ministerielle Opinione (vom 11. März 1886) kann nicht umhin, in den freundschaftlichen Beziehungen des deutschen Reichskanzlers zu Papst Leo XIII. ein höchst wichtiges politisches Ereignis zu erkennen. Die Tatsache, daß jener den Papst einen der bedeutendsten Staatsmänner Europas und einen Mann von hervorragender Intelligenz genannt hat, ist für sie nicht ohne Bedeutung in Bezug auf das Verhältnis Italiens zum Vatikan. ‚Nichts', bemerkt sie, ‚kann uns hindern, auf den nun einmal unwiderruflich festgesetzten Grundlagen freundschaftlichere Beziehungen zwischen Italien und dem Papsttume anzuknüpfen, die zugleich eher den Absichten entsprechen würden, welche Italien bei Verkündigung des Garantiegesetzes geleitet haben. Keine Dummheiten dürfen in Zukunft mehr gemacht, keine unvorsichtigen Reden mehr gehalten werden, mit höchster Vorsicht und Besonnenheit müssen wir uns benehmen, um ja dem Vatikan keinen Anlaß zur Klage zu geben.' Wie schwach muß sich doch eine Regierung fühlen, welcher das Lob Leos XIII. aus dem Munde eines deutschen Staatsmannes solche Furcht einzujagen vermag! Aber ebendeswegen, weil sie so schwach ist, nach innen noch mehr als in ihrer äußeren Politik, weil sie keine Autorität, keinen Gehorsam, keinen Bestand im Lande hat, hört niemand auf ihre wohlgemeinten Mahnungen und Ratschläge. Ja gerade diese riefen die heftigsten Entgegnungen von seiten aller Parteien heraus, welche sich in Opposition gegen die Regierung befinden.

Die questione papale[1], woraus für Italien alle Verwicklungen sich ergeben, wie einmal Massimo d' Azeglio im Senat erklärt hat, schwebt eben wie ein drohendes Schwert stets über dem Haupte des Monarchen und läßt ihn nicht mit Ruhe sich des Gewonnenen freuen. Da sie ein fortwährender Anlaß zu Unfrieden und eine bedenkliche Gefahr gegenüber dem Auslande ist, so sind jene, welche nun einmal über die Schwierigkeit der Lage sich keinen Täuschungen hingeben, alle Männer von Einsicht, Vaterlandsliebe und Charakter darauf bedacht, einen mezzo termine, einen modus vivendi, einen Ausgleich mit dem Papsttum zu finden. Zuerst nur schüchtern und von einzelnen ausgesprochen, gewinnt dieser Gedanke immer mehr Boden.

[1] Papstfrage.

Seit 25 Jahren hatte man eben Gelegenheit genug zu erkennen, was das Papsttum ist. Selbst der ehemalige Garibaldineroberst Achille Fazzari hat in seinem Wahlmanifest von der Notwendigkeit einer Versöhnung mit dem Papsttum gesprochen; dies sei die beste Allianz für Italien, und was man auch deswegen opfern müsse, das würde reichlich aufgewogen durch den Gewinn, der hieraus für Italien hervorgehe[1]; in welcher Weise diese jedoch stattfinden soll, weiß niemand zu sagen. Manche denken daran, dem Papste ein zweites San Marino einzuräumen, wo ihm volle Souveränität gewahrt bleibe. Aber der Papst ist nun einmal Bischof von Rom, und so könnte dieses neue San Marino nirgend anderswo sein als eben Rom selbst. Eine achtzehnhundertjährige Geschichte kann keine Macht in der Welt ändern, und Gott selbst kann das Geschehene nicht ungeschehen machen.

So begreifen wir den unsichern Stand des neuen Italiens, die unglückliche Lage seines Königs. Das fühlt auch jeder Italiener, wenn es auch nicht jeder eingesteht. Es ist kein Vertrauen da zu den Institutionen des Landes, kein Vertrauen auf die Zukunft, kein Vertrauen zur Regierung, vielmehr macht sich geradezu eine Mißachtung derselben in den höheren und mittleren Schichten der Gesellschaft geltend.

Die ehemaligen Herzoge von Savoyen und auch die späteren Könige von Piemont hatte immer ein loyaler Adel, ein treues Volk umgeben; der König von Rom dagegen ist vereinsamt, wiewohl man Leute bezahlt, um Demonstrationen zu machen. Wie von glaubwürdiger Seite erzählt wird, begegnete in den jüngsten Tagen ein Beamter aus Toskana in Rom einem Menschen, den er als einen berüchtigten Felddieb in seiner Gegend gekannt hatte. Dieser war gut und städtisch gekleidet, mit einem funkelneuen Zylinder auf dem Kopfe. ‚Wie, du hier?‘ redete ihn der Beamte an, ‚und in dieser Kleidung?‘ — ‚Ja‘, entgegnete der Angeredete, ‚ich bin jetzt hier als Vertreter des römischen Volkes; ich beziehe täglich zwei Lire

[1] Er nennt in seinem Schreiben an de Zerbi das Verfahren des Ministers eine politica da pitocchi, Bettlerpolitik, ohne große Gedanken noch weiten Blick; darum verachte sie auch Bismarck. Er findet diese Aussöhnung um so dringender geboten, als der Geist der Anarchie immer größere Ausdehnung gewinne und die politische Bedeutung Italiens sinke (Brief vom 26. April 1886 an die Nazione).

und mache Demonstrationen, wenn der König ausfährt oder ankommt.'

Solche Zustände erinnern uns an ein Wort, das einst ein Bürger von Mylasa in Kleinasien zu dem Tyrannen dieser Stadt gesprochen hat[1]: ‚O Euthydemus, du bist für uns ein notwendiges Übel; denn wir können weder mit dir noch ohne dich leben.' So war es ja oft auch in Italien. Eine starke Regierung haßten sie, und die Freiheit mißbrauchten sie. So hat sie schon der hl. Bernhard geschildert in seinem Schreiben an Papst Eugen III.

VII.

Einen ganz andern Eindruck empfangen wir dagegen, wenn wir die Engelsbrücke überschreiten und uns dem Vatikan nähern. Schon der weite Platz vor St Peter ist mehr oder weniger belebt; beim Eingang in den päpstlichen Palast am rechten Ende der Kolonnaden siehst du immer viele Wagen halten, welche die Besucher aus allen Weltteilen hierher gebracht haben. Pilger, Künstler, Priester, Diplomaten, Gelehrte steigen hier täglich diese Stufen auf und ab. Wir sehen es mit unsern Augen und können uns der Überzeugung nicht verschließen, daß das Papsttum lebt, ja daß es den Mittelpunkt bildet eines großen, mächtigen, alle Völker auf Erden durchdringenden Lebens, daß hier unsichtbare Mächte walten und von hier ein Impuls ausgeht über die Nationen, neben dem der König von Italien nicht bloß in Schatten gestellt ist, sondern fast völlig verschwindet. Diese Beobachtung kann jeder machen, der nur ein paar Wochen in Rom zugebracht hat, und König Umberto hat sie gewiß schon oft genug gemacht. Das mag bitter sein, sehr bitter für ihn und seinen Hof; aber es ist die natürliche, notwendige Folge der Ereignisse, der Fluch der bösen Tat, die Italien begangen durch die Besitzergreifung von Rom. Das Papsttum ist eine erhabenere Institution als das Königtum von Italien, sein Reich ist unvergleichlich größer als das des Königs von Italien, seine Geschichte ist fast zweitausend Jahre älter als die Geschichte des Königreichs Italien, die von gestern ist. Wer den Kampf begonnen gegen den Übermächtigen, soll niemand anklagen, wenn er unterliegt, als sich selbst. ‚Sehr gut', sagt selbst Auguste Comte, ‚hat de Maistre bemerkt, daß die Übertragung

[1] Strabo, Geogr. 14, 2.

des Kaisertums nach Byzanz durch Konstantin nicht minder aus Furcht vor dem moralischen Übergewicht der Kirche als aus dem Bestreben erfolgt war, dem Andrange der Barbaren auszuweichen.'[1] Rome, schreibt Villemain[2], ne peut redevenir la capitale politique d'un grand état, précisément parce qu'elle doit rester la métropole religieuse du monde. Le jour, où le pontificat suprême lui a été donné, il a été entendu, qu'elle n'aurait plus de sénat dictatorial ni forum. Depuis quinze siècles la souveraineté laïque n'a pu demeurer à Rome a côté de la tiare, si le droit, si la conquête n'ont pu l'y maintenir, si le pouvoir impérial s'est toujours retiré de force ou de gré à Constantinople, à Milan, à Ravenne, au lieu où le pape n'était pas. La puissance élective de la législature, cette grande part de la souveraineté moderne, ne saurait non plus s'établir au lieu où le pape doit régner. Le souverain Pontife, qui n'est prince que pour être libre, et pour ne donner à aucun pouvoir le droit de le protéger, peut se montrer dans le gouvernement temporel de sa grande cité romaine le plus sage des princes. Umberto und Viktor Emanuel hätten eben von vornherein wissen sollen, daß der große Gott dem Papsttum sein Zeichen auf die Stirne geschrieben und es gefeit hat gegen alle Anstürme der Welt und Mächte der Finsternis, daß sie gegen den Unbesiegbaren vergebens kämpfen, und jeder Schlag, der ihn treffen soll, mit verdoppelter Wucht auf sie selbst zurückfällt.

Diese Beobachtung drängte sich mir auf schon am ersten Tage. Bald nach meiner Ankunft war ich im Vatikan und stand in der Anticamera vor dem Empfangszimmer des Papstes, da, wo ich vor fast einem halben Jahrhundert schon als Jüngling gestanden war. Welche Erinnerungen, freudiger und schmerzlicher Art, meine Seele bewegten, kann ich nicht mit Worten ausdrücken. Der Raum, in dem ich mich befand, war noch ganz derselbe wie damals; es war ein mäßig großer, hoher Saal; die Decke ist mit Fresken geschmückt, die Wände sind mit grünem Tuch ausgeschlagen, über den Fußboden ist ein Teppich von gleicher Farbe ausgebreitet. Rechts vom Eingange erblicken wir den päpstlichen Thronsessel unter einem Baldachin

[1] Auguste Comte, Cours de philosophie positive V² 256.
[2] L'Éloquence chrétienne au IVe siècle v.

von roter Seide; an jeder der Wände rechts und links steht ein Kredenztisch, dessen Marmorplatte eine Uhr im Renaissancegeschmack trägt; zu beiden Seiten halten Genien große Girandolen in den Händen. Ein edelgestaltetes Kruzifix von Elfenbein bekundet den frommen Sinn dessen, der hier wohnt. Kleine Stühle von Holz, einfach angestrichen, ohne Rücklehne, vollenden die Einrichtung. Da ist keine Üppigkeit, kein Luxus, kein Prunk; aber der Eindruck des Ganzen ist bei aller Einfachheit groß und würdevoll. So empfand ich es früher, so habe ich es auch diesmal wieder empfunden, ja diesmal mehr als je. Zwei hohe Fenster, welche dunkelgelbe Vorhänge von wenig kostbarem Stoffe decken, geben ein wohltuend mildes Licht; auch alles, was hier gesprochen wird und einen Augenblick die Stille unterbricht, wird mit gedämpfter Stimme gesprochen.

Es ist ein eigentümliches, in seiner Art einziges Bild, das die päpstliche Anticamera darbietet. Da stehen die Wachen der Nobelgarde, die bei festlichen Gelegenheiten in schöner, geschmackvoller Uniform erscheinen. Die Geheimen Kämmerer di cappa e spada gehen ab und zu in der kleidsamen spanischen Tracht mit dem samtverbrämten kurzen Leibrock, der altertümlichen Halskrause, eine goldene Kette über der Brust, mit dem kurzen, faltenreichen Mantel, den Degen mit ziseliertem Stahlgriff an der Seite; daneben die geistlichen Kämmerer in violettem Talare und der Mantelette. Dazwischen bewegen sich Herren im schwarzen Frack, einen Stern oder sonstige Dekoration auf der Brust. Neben mir stand ein Abt aus Ungarn mit goldenem Pektorale, an welchem kostbare Steine glänzten, nicht weit davon ein Pfarrer aus der Erzdiözese Perugia, dem früheren Bischofssitze Leos XIII. Während ich einige Worte zu dem diensthabenden Kämmerer, einem deutschen Edelmanne, sprach, schritt ein Kardinal in glänzendem Purpur, der von der Audienz kam, durch den Saal; es war eine hohe, ernste, ehrfurchtgebietende Erscheinung; ein hoher Prälat, der frühere Internuntius im Haag, ging an seiner Seite. Bescheiden, in einer Ecke des Saales, stand ein Kapuziner in rauhem Habit mit Sandalen an den bloßen Füßen. Er war aus fernem Morgenlande gekommen und brachte dem Heiligen Vater Bericht von dem Fortgange seiner Mission. Die Gestalt dieses Ordensmannes gab dem Bilde erst recht seine Vollendung und sein charakteristisches Gepräge; sie gehörte gerade dazu, um ein wunderbar schönes Ganze zu bilden, wie es eben nur hier und kein zweitesmal in der Welt

geſehen werden kann, und ich hätte in dieſem Augenblicke einen Maler hierher gewünſcht; denn nichts ſtellte die weltumfaſſende Bedeutung des Papſttums ſo vor Augen als dieſe Verſammlung. Die Männer, mit denen der Papſt ſich beratet über die großen Fragen, welche die Stellung der Kirche in der Welt und zu den Fürſten betreffen, weltliche Würdenträger und Abgeſandte der Regierungen, Seelſorger, Gelehrte, Künſtler, Schriftſteller, Ordensleute — alle ſind hier wie um einen gemeinſamen Mittelpunkt verſammelt, um von da Antrieb, Regel und Maß, Ziel und Segen zu empfangen. Und wer weiß, ob in dieſer glänzenden Verſammlung der anſpruchsloſe Kapuziner nicht der iſt, deſſen der Herr ganz beſonders zur Erhöhung ſeiner heiligen Kirche ſich bedient!

Während ich ſo ſtand und wartete, trat ich in eine der Niſchen am Fenſter. Da die Gemächer des Papſtes hoch liegen und der Palaſt ohnehin auf dem Vatikaniſchen Hügel erbaut iſt, ſo öffnete ſich mir von hier aus ein großes, weites Bild. Unten breitete die Stadt ſich vor meinem Blicke aus, deren Türme, Kuppeln, Monumente wir leicht überſehen; drüben, etwas zur Linken, zogen die rebenbedeckten Monti Parioli ſich hin, hinter ihnen ſtiegen die ſchon beſchneiten Häupter des Sabinergebirges empor; zur Rechten ſchaute ich hinüber nach den Albanerbergen, deren von der Winterſonne hellbeglänzte Ortſchaften herüberleuchteten. Doch nun ſollte ich einen häßlichen Zug erblicken in dieſem ſchönen Bilde, der mich tief betrübte und abſtieß. In nächſter Nähe vor mir, unmittelbar rückwärts von der Engelsburg, auf den vordem ſo traulich ſtillen, grünen Wieſen, den prati di Castello, erheben ſich weitläufige Kaſernenbauten für Reiterei, die das Auge verletzen und eine ſchneidende Diſſonanz bilden zu der durch Geſchichte, Kunſt und Religion geweihten Umgebung. Dieſe ganze Gegend von dem Tiber an nach Norden und Oſten bis zunächſt an den Vatikan iſt zu Bauplätzen beſtimmt, ſo daß nur noch nach der Süd- und Weſtſeite eine freie Ausſicht bleibt. Auch eine Synagoge in großen Verhältniſſen ſoll dort ſich erheben, wie die Rede geht; wer die Stimmung in den leitenden Kreiſen kennt, wird dies nicht für unmöglich halten. ‚Dieſer Palaſt der Päpſte‘, ſagt Herman Grimm[1], ‚den Bramante ſo wunderbar aufführte, iſt ein der Welt angehöriges Denkmal ſo

[1] Deutſche Rundſchau XLVI 326.

gut wie Michelangelos Peterskirche, und es erscheint als beleidigend, bis dicht an den Vatikan mit diesen in ihrer übermäßigen Höhe alles ästhetische Maß hinwegnehmenden Häuserzügen heranzurücken: Häuser, die dem Bedürfnisse, gesunde, luftige Wohnungen zu schaffen, nicht einmal gerecht werden können, da nicht hierauf, sondern offenbar nur auf die Ausbeutung des Bodens und der zukünftigen Mieter gerechnet worden ist. Die Lumpen derer, die schon darin sind, sieht man überall in langen Fahnenreihen vor den Fenstern hängen, und das Aussehen dieser Leute zeigt, wie übel in diesen kolossalen Höhlenkonglomeraten zu wohnen sei. Von den Fenstern der Säle, die im Vatikan die Statuen beherbergen, sieht man in die Höfe der neuen Bauten hinunter, die bald genug völlig vom Schmutz und Lärm ihrer Bewohner erfüllt sein werden, für die sie berechnet sind, wenn sie nicht, wie sie in größerem Umfange drohen, vorher einstürzen. Und von der andern Seite her umgeben die Ziegelöfen mit ihren Schornsteinen im dichten Halbkreise den Palast und die Kirche, wo der lehmreiche Höhenzug, der hier nach Westen streicht, zu glatt abfallenden gelben Wänden abgestochen wird. Der Rauch zieht in schmutzigen Wolken in die päpstlichen Gärten hinein.'

Was haben sie denn nicht schon entweiht und zerstört, von den Heiligenbildern am Wege bis zu dem Kolosseum, wo sie das Kreuz in seiner Mitte umstürzten und die vierzehn Stationen des Leidensweges Jesu Christi demolierten und das Innere in einen Sumpf verwandelten! Wie fühlte früher da ein jeder, wes Glaubens er auch war, von Andacht und heiligem Schauer sich durchdrungen, wenn er diese Stätte betrat, wo das Blut der Märtyrer, das hier geflossen, die Schmach tilgte, die das gesunkene und entartete Rom in seinen Gladiatorenspielen und Tierkämpfen der Humanität angetan, und das Kreuz den Sieg verkündete, welchen der Christenglaube über das Heidentum, und ebendamit Liebe, Menschenfreundlichkeit, Mitleid und Barmherzigkeit über entmenschte Grausamkeit, edle Sitte über wilde Leidenschaft errungen!

Was werden sie nicht noch entweihen und zerstören? Wir zürnen den Barbaren, welche den Wert alter Manuskripte nicht kannten, sie nicht achteten, zu ganz profanen Zwecken das Material verwendeten und sie so schmählich untergehen ließen — Schätze, deren Verlust die gebildete Welt fort und fort beklagt, der nie mehr ersetzt werden kann. Ein solches Buch ist Rom, das Geschichtsbuch

der Weltgeschichte, und seine Buchstaben sind in Stein gemeißelt. Wer an der Hand eines kundigen Führers Rom durchwandert, seine Mauern, Türme, Paläste betrachtet, seine Ruinen, Standbilder, Gräber, Inschriften aufsucht, vor dem stellt sich die Geschichte von mehr als zweitausend Jahren in einem großen, umfassenden Gesamtbilde dar.

VIII.

Nur mit einem flüchtigen Blicke wollen wir dieses monumentale Rom betrachten. Wenn wir den Palatin hinaufgehen, stehen wir im Mittelpunkte der alten Stadt, welche nach der Sage Romulus gegründet hat, von der noch einige Mauerreste sichtbar sind. Gehen wir von hier nach dem Quirinal, so erinnert uns dieser an die älteste Niederlassung der Sabiner, die dann mit der Romulischen Stadt zu einer Gemeinde sich verbanden; das Forum und auf ihm der Tempel des Jupiter bildete das einigende Band zwischen beiden. Der alte römische Familiengeist fand seinen Ausdruck und seine höhere Weihe im Vestatempel; die Cloaca maxima ist ein mächtiges Denkmal römischer Architektur und des praktischen Sinnes der Bürger dieses jungen Staates, zu dessen Sicherung Servius einen Wall (agger) aufführte, dessen Reste wir gleich beim Eintritt in die Stadt, nicht weit von der Bahnstation, noch erkennen. Die schönen drei Säulen aus parischem Marmor auf dem Forum gehörten dem Tempel des Kastor und Pollux an, den die Römer nach langen Kämpfen mit den Lateinern und ihrem endlichen Siege am See Regillus (496 v. Chr.) erbauten; er ward Anlaß zur Vertreibung der Könige und Begründung der Republik. Die Ruinen des Tempels der Concordia am Fuße des Kapitols rufen uns die langwierigen Kämpfe zwischen den Patriziern und Plebejern ins Gedächtnis zurück; als ein Ausgleich war gefunden worden, hatte der Sieger über die Gallier, Camillus, ihn zum Gedächtnis desselben errichtet. Steigen wir in der Kirche San Niccolo in Carcere in die Tiefe hinab, so stoßen wir auf die Spuren des Tempels der Pietas, welchen Manius Acilius Glabrio gebaut hat nach seinem Siege über Antiochus, König der Syrer (191).

Das Grab der Scipionen bietet uns Erinnerungen an wichtige Vorgänge in der Geschichte Roms; im Theater des Pompejus denken wir an die Siege desselben im Orient. Der Bogen des

Das Kolosseum in Rom, heutiger Zustand.

Druſus verkündet deſſen Triumph über die Germanen, der des Claudius die erſten Eroberungen der Römer in Britannien, jener des Titus erzählt von dem ſchauerlichen Verhängnis, das unter ihm über Jeruſalem und Judäa hereingebrochen iſt. Der Portikus der Octavia, nicht weit von der Peſcheria, iſt von Auguſtus errichtet, der ihn ſeiner Schweſter dieſes Namens weihte; auch die Obelisken auf der Piazza Colonna und auf der Piazza del Popolo hat er nach Rom gebracht. Sein Andenken erinnert uns zugleich an das Ende der Bürgerkriege und die Begründung des Kaiſertums. Das Forum Traiani ſtellt uns an der Trajansſäule mit ihren Abbildungen in erhabener Arbeit plaſtiſch die Kämpfe der Römer mit den Daciern dar; der Triumphbogen des Septimius Severus verherrlicht deſſen Siege über die Parther, Araber und Adiabener. Und ſo oft wir die Stufen des Kapitols hinaufſchreiten, bewundern wir die herrliche Reiterſtatue des Philoſophen unter den römiſchen Kaiſern, Mark Aurels. Der Rieſenbau des Amphitheatrum Flavianum (Koloſſeum) iſt noch jetzt ein überwältigender Zeuge römiſcher Größe, römiſchen Mutes, römiſcher Kunſt, römiſcher Grauſamkeit. Gehen wir aber die Aurelianiſchen Mauern entlang, die, erſchreckt durch das Vordringen der Alemannen, Kaiſer Aurelian in aller Eile um Rom aufführen ließ[1] (270—275 n. Chr.), ſo mahnen ſie uns, daß mit ihm die Zeit gekommen war, da dieſes mächtige Reich dem Anſturm der Barbaren erliegen ſollte.

Doch nicht bloß die antike Welt, auch das ſagenhafte Altertum, das bis jetzt die Leuchte der Geſchichte nur zum geringſten Teile erhellen konnte, ſpricht in Rom zu uns aus ſeinen Obelisken und Hieroglyphen; im Zuſammenhalt mit dieſen erſcheint ſelbſt das alte Rom wie eine neue Stadt.

In noch höherem Maße aber ſtellt ſich uns Rom dar wie ein aufgeſchlagenes Buch, in dem wir Seite für Seite die Jahrhunderte der Geſchichte des Chriſtentums und der Kirche leſen können. Roma sotterranea! Welchen Zauber ſchließt nicht dieſes Wort in ſich, mit welchem Boſio vor mehr als zweihundert Jahren (1632), in neueſter Zeit J. B. de Roſſi und F. X. Kraus ihre Werke über die römiſchen Katakomben überſchrieben haben! Wie durch einen mächtigen Zauber aus dem Grabe hervorgerufen, ſteigen

[1] Victor., Epitom.: Hic muris validioribus et laxioribus urbem sepsit.

da die ersten Jahrhunderte der christlichen Welt vor unsern Augen empor. Das kirchliche Altertum, das sich hier in einer vordem ungeahnten Weise vor uns entschleiert, hat nicht bloß für den Kirchenhistoriker und Theologen, sondern auch für den Geschichtsforscher überhaupt, besonders für Kunst- und Kulturgeschichte, ein hohes Interesse, das jenem der klassischen Welt ohne Zweifel gleichkommt, nach mancher Richtung hin dieses noch weit hinter sich läßt. In den Katakomben mit ihren Gräbern, Gerätschaften, Bildern, Inschriften liegen mehr als dreihundert Jahre offen vor uns da. ‚Wie sehr es mich auch freute', sagt Bernardin de St-Pierre, ‚auf meinen Reisen eine Statue oder ein altes Monument zu finden, so freute es mich doch noch mehr, wenn ich eine schöne Inschrift las. Es war mir dann, als spräche eine menschliche Stimme aus dem Steine, als töne sie aus entfernten Jahrhunderten, als rufe sie dem Menschen mitten aus der Einöde zu: Du bist nicht allein, andere Menschen haben hier gedacht, empfunden, gelitten wie du. Wenn diese Inschrift irgend einem untergegangenen alten Volke angehört, so gibt sie unserer Seele das Gefühl der Unendlichkeit und ruft den Gedanken der Unsterblichkeit in ihr wach, indem sie uns beweist, daß die Idee selbst den Sturz eines Weltreiches überlebt.'

Mit Recht bemerkt hierzu F. X. Kraus[1]: ‚Daß die christlichen Inschriften erhöhten Anspruch auf dieses Interesse haben, bedarf heute keines Beweises mehr; sind es ja nicht die Denkmäler eines längst dahingestorbenen Volkes, die sie uns bieten, sondern die Jugenderinnerungen unserer eigenen Kirche, Monumente, die mit unserem Denken, Glauben, Empfinden im allerinnigsten Zusammenhange stehen.'

Der Inhalt dieser Gräberstädte mit ihren Gemälden, symbolischen und liturgischen Bildern, biblischen, historischen und ikonographischen Darstellungen, die Konstruktion selbst der Krypten, ihre Altäre, Lehrstühle, Lampen, Kelche, Sarkophage, Blutampullen führen uns ein in den Glauben und in das Leben der ältesten Kirche. Da können wir die dreihundertjährige Christenverfolgung mit den vielen Tausenden ihrer Opfer wie mit einem Blicke überschauen; das Geschlechtsregister der berühmten Römer, der Flavier, Kornelier, Cäcilier, beweist uns die Macht des Christentums, welchem schon in frühester Zeit Menschen

[1] Roma sotterranea², Freiburg 1878, Herder, 431.

aus den höchsten Kreisen des Lebens sich zugewendet hatten. Wohl sind diese viele tausend unterirdischen Gänge wie ein Labyrinth, in dem der Unkundige sich verirrt und verliert, die Wege niedrig, enge, schmal und von Finsternis umhüllt; aber der Geist derer, die sie gegraben, war weit und groß, das Licht des Glaubens leuchtete ihnen, und einem klar erkannten Ziele strebten alle entgegen, die da unten wallten. Wer auch nur einmal, und nur wenige Stunden, dort geweilt, dem bleiben sie unvergeßlich; und alle Herrlichkeit des neuen Roms, die Pracht seiner Paläste und die Schönheit seiner Kunstwerke sind nicht imstande, ihn so zu erheben und seiner Seele solche weihevolle Stunden zu bereiten als diese Heiligtümer im Dunkel der Erde.

Aber auch über der Erde erinnert uns so manches an die ersten Jahrhunderte unserer heiligen Religion. Da ist die Kirche Sant' Alessio auf dem Aventin, einst das Vaterhaus dieses Heiligen, der hier in seinem Eigentum als Armer lebte und starb; später hatte der hl. Adalbert, Bischof von Prag, hier gewohnt und hier den Impuls empfangen zu dem großen Werke der Bekehrung der heidnischen Preußen; ihm zu Ehren hat Kaiser Otto III. die Basilika auf der Tiberinsel errichtet. Vom Forum aus können wir nicht den Talweg durchwandern, der den Palatin vom Cölius trennt, ohne aufzublicken zum Triumphbogen des Kaisers Konstantin, durch den wir gehen; in Lapidarschrift steht da geschrieben, daß er gesiegt und dem Reich den Frieden gebracht hat. Instinctu divinitatis[1], heißt es, habe er solches vollbracht[2]. Da fühlen wir bereits uns angehaucht vom Geiste des Christentums, wir ahnen den Beginn einer neuen Zeit. San Giuseppe de' Falegnami ist über dem Carcer Mamertinus gebaut; dieses schreckensvolle Gefängnis des heidnischen Roms war die letzte Wohnung des hl. Petrus, ehe er drüben im Vatikan gekreuzigt wurde; vorher hatte er in Santa Pudenziana geweilt und den Glauben gelehrt. Diese, auf dem Esquilin gelegen, ist die älteste Kirche Roms, und schon im 4. Jahrhundert geschieht ihrer Erwähnung.

Die kleine Kirche Santa Maria in Trivio oder dei Crociferi hat Belisar erbaut zur Sühne seiner Gewalttat gegen Papst Silverius;

---

[1] Auf Antrieb der Gottheit.

[2] Der Senat hatte ursprünglich die Worte hingesetzt: Nutu Iovis O. M. (auf den Wink Jupiters). Vgl. Orelli, Inscr. lat. nr 1075.

hier wird ein uraltes byzantinisches Kreuzbild aufbewahrt; die Kirche ist ein vom Volk in besonderer Weise geliebtes und vielbesuchtes Heiligtum. Auch sie ist bestimmt, für immer vom Boden zu verschwinden; eine galeria nach dem Vorbilde jener zu Mailand und derer von Paris mit prunkenden Schauläden wollen sie dort erbauen, damit Rom den modernen Städten völlig ebenbürtig werde. Die griechischen Kreuze an der von dem berühmten Feldherrn Justinians neu befestigten Porta Pinciana, Porta Latina, Porta Appia erinnern an die denkwürdigen langwierigen Kämpfe der Griechen mit den Goten um den Besitz Italiens.

In der Kirche San Gregorio auf dem Cölius kündet bereits das Mittelalter sich an; von hier geht die Bekehrung Englands aus, im Papsttum erblicken wir hier die einzige starke und segensvolle Schutzmacht Italiens, während seine Sorge sich über die ganze katholische Welt erstreckt. Dagegen verkündet die Phokassäule auf dem Forum, von dem Exarchen Smaragdus dem Kaiser dieses Namens errichtet, den Verfall des weströmischen Reiches und die Erniedrigung der Geister durch unwürdigen Byzantinismus. Gehen wir über den Platz vor dem Lateran, so sehen wir in dem Bilde aus dem Triclinium Leos III. Ursprung, Wesen und Bedeutung des wiedererweckten römischen Kaisertums dargestellt; aber auch die gerade jetzt immer höher steigende Gefahr von seiten der beutegierigen Sarazenen vergessen wir nicht, wenn wir die ältesten Mauern der Civitas Leonina mit ihren zerfallenen Türmen betrachten, welche Papst Leo IV. (854) zum Schutze von St Peter und des Vatikans aufführen ließ. Santa Cecilia in Trastevere bewahrt das Andenken an den Papst Paschalis I. († 824), der diese Kirche erneuerte, ebenso wie Santa Prassede auf dem Esquilin mit den stilvollen Mosaiken in der Tribüne und Santa Maria in Dominica auf dem Cölius. In Santa Cecilia sind noch die Bleiröhren des antiken Bades sichtbar, in dem diese Heilige den Erstickungstod finden sollte.

Steigen wir den stark abfallenden Hang des Aventins nach der Stadt hinab, so liegt uns zur Rechten Santa Maria in Cosmedin, welche Kirche der große Papst Nikolaus I. vielfach erneuert und verschönert hat. Kaiser Ottos II. Sarkophag finden wir in den Grotten von St Peter; er ist der einzige deutsche Kaiser, der in Rom starb und begraben wurde. In San Clemente mögen wir uns die Kämpfe Gregors VII. mit Kaiser Heinrich IV. in das Gedächtnis zurückrufen

und seine Befreiung durch die Normannen unter Robert Guiscard, wo im verheerenden Streit auch diese Kirche unterging, deren Teile in der neuesten Zeit tief im Boden unter der gegenwärtigen wiederentdeckt wurden. Die Reste von Türmen, Torre Sanguigni, Torre Millini, Torre delle Milizie, Torre dei Conti, charakterisieren das 13. Jahrhundert mit der steigenden Macht der großen Baronalgeschlechter. Auf der herrlichen Marmortreppe von Araceli stieg im 14. Jahrhundert Cola di Rienzo zum Kapitol hinauf. Das gotische Tabernakel von weißem Marmor am Hochaltar im Lateran hat Urban V. errichtet, ein gleichfalls gotisches Tabernakel in Santa Maria in Trastevere stammt vom Kardinal Philipp d'Alençon aus dem Hause Valois. Johann XXIII. baute den verdeckten Gang, der vom Vatikan nach der Engelsburg führt und an so manche stürmische Tage erinnert, welche die Päpste in Rom erleben mußten.

Mit Nikolaus V., welcher die Bibliothek des Vatikans begründete, treten wir ein in das Jahrhundert der Renaissance; im Palast Massimi ließen die ersten Buchdrucker, die Deutschen Konrad Schweinheim und Arnold Pannartz, sich nieder. Die verschiedenen katholischen Völker bauten in dieser Zeit ihre Kirchen und Hospizien, wie Sant' Antonio dei Portoghesi, die deutsche Kirche Santa Maria dell' Anima, die Kirche Santa Maria del Monserrato für die Engländer, San Giacomo für die Spanier. Große, durch ihren Umfang wie ihren guten Stil hervorragende Paläste erinnern gleichfalls an sie; so der Venezianische Palast, die Cancelleria und der Palast Giraud, Meisterwerke von Bramante. Das Hospital Santo Spirito in Sassia, die Sixtinische Kapelle, die schöne Kirche Santa Maria della Pace gehören dieser Periode des besten Geschmackes an. Und kein Deutscher kann die zu jener Zeit erneuerte Kirche San Pietro in vinculis besuchen, ohne am Grabe des großen Nikolaus Cusanus einige Augenblicke sinnend zu weilen. Doch wer zählt alle diese Monumente, alle die herrlichen Denkmäler der Architektur und besonders der Skulptur aus diesem und den folgenden Jahrhunderten? Nur des St Petersdomes soll noch gedacht sein; ist er doch nicht bloß ein Gedenkstein auf dem Wege, den das Geschlecht in der Geschichte gegangen, sondern selbst ein nicht geringes Stück Kirchen- und Kunstgeschichte. Am 8. April 1506 wurde der Grundstein von Julius II. gelegt, am 18. November 1626 hat Urban VIII. ihn eingeweiht. Zwanzig Päpste haben daran gebaut, alle Wandlungen der Architektur

seit Ablauf des Mittelalters sind an diesem Baue vertreten, die größten Meister der Welt von Bramante, Michelangelo, Raffael an bis Maderna, Bernini, Fontana, Canova, Thorwaldsen sprechen hier aus ihren Werken zu uns.

IX.

Diese mit wenigen Strichen gezeichnete Skizze des monumentalen Roms möge genügen, um uns die Gefahr ermessen zu lassen, welche Rom bedroht, den Verlust, den die gesamte gebildete Welt zugleich erleidet durch die Bautätigkeit, welche dort in neuester Zeit sich so rührig zeigt. Der Sindaco von Rom hat eine Verteidigung der Art und Weise veröffentlicht, mit welcher man vorgeht, um Rom in eine *moderne*, allen Anforderungen der Neuzeit und seiner Würde als Metropole Italiens entsprechende Stadt umzugestalten. Aber er hat vergessen, sich vor allem die Vorfrage zu stellen, ob dies denn *überhaupt möglich* ist, ohne den Charakter der Ewigen Stadt selbst zu ändern, viele wichtige Monumente zu zerstören, und die Denkmäler zweier Zivilisationen, der antiken und der christlichen, zu vernichten. Und könnte man auch in der Tat eine Stadt an ihre Stelle setzen, prunkvoller als Paris, wo es nicht fehlt an herrlichen Kais, blumenbesetzten Anlagen, Galerien, Theatern, glänzenden Palästen, stundenlangen breiten und geradlinigen Straßen — wer möchte sich dafür entscheiden? Alles dies läßt sich überall herstellen, in Amerika so gut wie in Italien; aber an Rom haben fünfundzwanzig Jahrhunderte gebaut, hier hat das Herz der Welt pulsiert; darum ist *Rom einzig in der Welt*. Rom gehört den Römern, aber *Rom gehört auch der Welt*; denn die ganze Welt und alle Völker erblicken hier die Werke ihrer Ahnen, haben schon darum ein historisches Anrecht an Rom. Aber auch ein geistiges; denn der materielle Besitz gehört wohl dem einzelnen und den Gemeinden, *die idealen Güter in Wissenschaft und Kunst gehören allen an*.

Was ist aber geschehen in Rom und geschieht fort und fort, ohne daß eine berufene Stimme Halt gebietet? Die Linien für die neuen Stadtviertel werden rein bureaukratisch gezogen, als handle es sich, eine Stadt in den Prärien Südamerikas anzulegen, und *keine* andere Rücksicht läßt man dabei walten als den Kostenpunkt; Zerstörung und Verstümmelung von so vielem, was sich gar nicht mehr ersetzen läßt, ist darum die notwendige Folge. Ja, der Ruin Roms durch

Petersplatz in Rom bei einem Kirchenfeste. (Phot. Anderson.)

die Bauunternehmer ist noch viel größer, tiefgehender, gewaltiger als durch die Vandalen; was sie zerstören, läßt sich noch viel weniger wiederherstellen als alles, was je von den ersten Anstürmen der Barbaren unter Alarich bis zum sacco di Roma[1] unter Karl V. und dem Konnetabel von Bourbon zerstört worden ist. Denn die Wut der Eroberer ging bald vorüber, Gegenstand ihrer Beutegier waren nur Gold und Kostbarkeiten. Der Bauunternehmer dagegen geht mit Überlegung zu Werke, die Sucht nach Gewinn treibt ihn und läßt ihn nicht ruhen, und so setzt er seine zerstörende Arbeit durch Jahrzehnte fort; niemand überwacht ihn, niemand hält ihn zurück; oft ist das Beste bereits zertrümmert, ehe nur die Kunde davon in die Öffentlichkeit dringt. Von vielem konnte man nicht einmal eine Zeichnung oder photographische Aufnahme machen, um dadurch doch einigermaßen die Erinnerung an ein kostbares, dem Untergang geweihtes Denkmal festzuhalten. ‚Zeit ist Geld‘; diesen Spruch des amerikanischen smart man hat der italienische Bauunternehmer von ihm gelernt, wenn er auch außerdem ein ganz ungebildeter Mensch ist. Denkmäler aus dem Mittelalter oder der ersten Renaissance werden überhaupt gar nicht aufbewahrt, sondern meistens alsbald von den Neubauten bedeckt oder zerstört. Und was für Neubauten sind diese! Der römische Volkswitz hat nicht unrecht, wenn er behauptet, an die Stelle der zertrümmerten Ruinen würden nun neue gebaut; viele der flüchtig errichteten Häuser zeigen nämlich bedenkliche Risse und drohen den Einsturz.

Von Deutschland, dem Lande der Romfahrer seit mehr als einem Jahrtausend, ging zuerst ein Schrei der Entrüstung aus über den Vandalismus der modernen Römer. Gregorovius, den wegen seines gut geschriebenen, aber von Tendenz nicht freien und einseitigen Werkes der ‚Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter‘ das Munizipium dieser Stadt zu ihrem Ehrenbürger ernannt hat, nachdem es dasselbe auf öffentliche Kosten ins Italienische hatte übersetzen lassen, erklärte: ‚Ich kenne mein Rom nicht mehr‘; eingehender sprach sich Herman Grimm aus. Die römische Behörde gab eine allgemeine und nichtssagende Antwort; man schützte das Interesse der Bevölkerung vor, der man bessere und gesündere Wohnräume habe verschaffen müssen; wie es jedoch damit bestellt ist, werden wir nachher prüfen.

[1] Plünderung Roms.

Als sie aber so weit zu gehen wagte, diesen Ausdruck der Entrüstung nur als die Meinung einzelner zu bezeichnen, da veröffentlichte die Münchener ‚Allgemeine Zeitung' eine Erklärung, welche in ganz Deutschland, von der Nordsee bis zu den Alpen, Zustimmung fand. ‚Der Notruf für die Erhaltung Roms', heißt es daselbst, ‚welchen Herman Grimm in der „Deutschen Rundschau"[1] und Gregorovius in der „Allgemeinen Zeitung" erhoben, ist aus dem Herzen der ganzen gebildeten Welt gesprochen und findet in Deutschland lebhaften Widerhall. Wir, und Tausende mit uns, die dem Aufenthalte in der Ewigen Stadt edelste Lebenserinnerungen verdanken, möchten jene weihevolle Anschauung des Großen und Schönen so unangetastet als möglich bewahrt wissen. Wir erklären das Selbstverständliche ausdrücklich, weil wir annehmen, daß da, wo jene Darstellungen wirken sollen, man sich bemüht, sie für vereinzelte Stimmen auszugeben. Nie war das Urteil aller Einsichtigen einmütiger. Wir verkennen das Recht der Lebenden nicht; aber wir warnen, es dort zu mißbrauchen, wo es den Forderungen des Gemüts und der Geschichte aus bloß materiellen Rücksichten feindselig entgegentritt. Rom ist eine ideale Haupt- und Vaterstadt aller Männer der Kunst und Wissenschaft (und die Metropole der größten christlichen Kirche), eine Reiseziel für Freunde des Erhebenden und Schönen aus allen Ländern (und seit uralten Zeiten der Pilger ad limina Apostolorum), und indem wir erwägen, was auch das heutige Rom so vielen von denen, die zu ihm wallfahrten, schuldig geworden ist, dürfen wir uns wohl den hochherzigen Italienern selbst anschließen, welche das Erbe der Vergangenheit auch der Zukunft in würdiger Gestalt überliefern wollen.'

Seit Jahrhunderten hören wir aus dem Munde aller Italiener und der Römer insbesondere schwere Anklagen gegen unsere Nation. Wir Deutsche, wir Barbaren, Stammgenossen der Goten waren es, welche Rom geplündert, seine Standbilder niedergeworfen, seine Säulen zerschlagen, seine schönsten Monumente zerstört haben. So geht die Sage, und von männiglich wird ihr Glauben geschenkt. Von den Lehrstühlen der Akademien herab verkünden es die Männer der Wissenschaft, so steht es in den Geschichtsbüchern zu lesen, so haben es hundert und hundert Zeitungen täglich gedruckt, zumal in jener Zeit,

[1] Auch in der zu Rom (Februar 1886) geschriebenen Vorrede zu seinem ‚Leben Raffaels' erhebt er diesen Klageruf.

als es galt, das einige Italien aufzurichten. Schon der Anblick unserer deutschen Buchstaben: di queste lettere gotiche e barbare, wie mir einmal einer sagte, konnte ihren Unwillen erregen.

Aber die Geschichte lehrt anders. Die Goten unter Alarich (410) blieben nur drei Tage in Rom, und wenn sie auch besonders den nördlichen Teil der Stadt in Eile plünderten, so fand doch Orosius[1] nur wenige Spuren der Verwüstung. Olympiodorus schildert eingehend alle Prachtbauten Roms, als wenn der Ansturm der Goten ohne jeden Nachteil für die Stadt vorübergegangen, und Rutilius Namatianus[2] rief noch voll Entzücken aus: Non procul a caelo per tua templa sumus. Jornandes[3] versichert auch ausdrücklich, die Goten hätten bloß geplündert, aber die Gebäude nicht zerstört. Vierzehn Tage blieben die Vandalen (455) in der Stadt, aber die Monumente blieben erhalten. Zeuge dessen ist Sidonius Apollinaris, der noch im Jahre 466 die Pracht und Größe Roms feiert[4]. Die Zerstörung der Bauwerke ging nicht von den Fremden, sondern von den Römern selbst aus. Die Comitiva Romana, vom Kaiser Majorianus eingesetzt zum Schutze und zur Erhaltung der Monumente, beweist augenscheinlich, daß man schon in diesem Jahrhundert anfing, sie zu zerstören, um das Material für Neubauten zu gewinnen. In dem Archiv der Bauhütte des Domes von Orvieto findet sich eine Reihe von Urkunden, aus welchen hervorgeht, daß die Vorsteher des Baues einen großen Teil des Marmors aus Rom bezogen, und daß sie besonders von den Orsini und Savelli wiederholt Geschenke an großen Marmorblöcken erhielten[5]. Gerade der Gotenkönig Theodorich war es, welcher für die Erhaltung der Denkmäler Roms angelegentlichst Sorge trug, diesen seinen Willen durch den großen Senator Aurelius Cassiodorius oft genug aussprach und gesetzliche Vorkehrungen traf. ‚Nicht zerfallen', spricht er, ‚sollen die Werke der Alten; die Ehrfurcht allein schon, die wir ihnen schulden, muß stark genug sein, sie vor Zerstörung zu bewahren.' ‚Dadurch', erklärt er, ‚daß er die Wunderwerke der Alten vor dem Untergange

[1] Histor. adv. pag. VII 40.

[2] Itinerar. ad Vener. (Durch deine Tempel sind wir nicht weit vom Himmel.)

[3] De origine actibusque Getarumc. 36. Vgl. Tiraboschi, Letteratura italiana III 1. Nuova Antologia XC 250.

[4] Carmen 23 ad Consent.

[5] F. Papencordt, Cola di Rienzo 42.

ſchützt, ſoll der Ruhm ſeiner Regierung höheren Glanz empfangen.' Dem Stadtpräfekten übergab er deswegen große Summen zur Bewahrung und Herſtellung des ornatus urbis[1]. Als die Goten vertrieben und Byzanz wieder Herr über Italien geworden war, blieb Ravenna die Hauptſtadt, Rom wurde von den Kaiſern vollſtändig vernachläſſigt. Mehr und mehr verödete die Stadt, vor deren Toren die Feinde lagerten, die Hunger und Peſt entvölkerte. Die Päpſte, namentlich Gregor d. Gr., haben uns ergreifende Schilderungen des allgemeinen Ruins gegeben; ſie waren es auch, welche die wenigen Einwohner vor den Einfällen der Langobarden ſchützten, die Mauern und Waſſerleitungen wiederherſtellten und Baſiliken errichteten; ohne ſie wäre Rom ein Schutthaufen geworden, wie es die alten Weltſtädte des Orients ſind. Darum ſagt von ihnen ein Schriftſteller jener Zeit[2]:

Constantinopolis florens nova Roma vocatur,
Moenibus et muris, Roma vetusta, cadis.
Non si te Petri meritum Paulique foveret,
Tempore iam longo Roma misella fores[3].

Was tun dagegen die heutigen Römer, denen der gotico barbaro ſo leicht von den Lippen fließt? Hören wir einen der Ihrigen. La falce burocratica, ſagt Nobili-Vitelleſchi, e finanziaria miete spietamente nel terreno assegnato[4]. Die modernen Römer hätten vielmehr alle Urſache, ſich dem ‚Barbaren' gegenüber zu ſchämen und ihn ſich zum Muſter zu nehmen. Und wenn ihr Stolz ihnen dies nicht erlaubt, ſo mögen ſie nur zurückdenken an die Übung der altrömiſchen Ädilität mit ihren quinqueviri und duumviri ſowie an den comes nitentium rerum, welchem die Ehre und Würde der Stadt und ihrer Monumente anvertraut war. ‚Mir ſcheint es vor allem andern ſchön zu ſein', hat einer aus jener Zeit

[1] Des Schmuckes der Stadt. Var. Epist. II 28; III 10; VII 13; III 9; II 34 89.

[2] Bei Muratori, Antiquitates ital. II 21.

[3] Neu-Rom wird nur genannt das blühende Konſtantinopel,
Doch in dir, Alt-Rom, fallen die Mauern und Wall.
Wenn nicht Petri Verdienſt, nicht Pauli Verdienſte dich ſchützten,
Längſt ſchon wäreſt du ein armes, verlaſſenes Rom.

[4] Die Sichel der Bureaukratie und Finanz mäht unbarmherzig auf dem angewieſenen Terrain alles nieder.

gesagt, ‚dasjenige nicht untergehen zu lassen, was die Unsterblichkeit verdient hat.‘[1] Petrarca schrieb zürnende Worte an Cola di Rienzo gegen jene, ‚welche an dem Marmor, den Mauern und Brücken Roms ihre Wut äußern und von Geiz gestachelt sich nicht schämen, mit barbarischer Grausamkeit die Paläste zu zerstören, die Triumphbogen zu brechen und mit den Überresten des Altertums einen gemeinen Handel zu treiben.‘ ‚O Schmach! o Schmerz!‘ ruft er am Schlusse aus, ‚so gehen selbst die Ruinen verloren, diese glänzenden Zeugen alter Herrlichkeit.‘ Besonders geeignet ist daher die Gegenwart, um des Äneas Sylvius Worte von neuem zu erwägen:

Oblectat me, Roma, tuas spectare ruinas,
Ex cuius lapsu gloria prisca patet.
Sed tuus hic populus muris defossa vetustis
Calcis in obsequium marmora dura coquit.
Impia ter centum si sic gens egeris annos,
Nullum hinc indicium nobilitatis erit[2].

Als Papst Pius II. erklärte er in einem Edikt vom 28. April 1462: ‚Um Unsere erhabene Stadt in ihrer Würde und ihrem Glanze zu erhalten, müssen Wir besonders darauf bedacht sein, daß nicht bloß die Basiliken und die übrigen gottesdienstlichen Orte unversehrt in ihrem Bestande erhalten bleiben, sondern daß ebenso die alten Ruinen und Bauten für die Nachwelt gerettet werden. Denn es tragen diese Werke nicht bloß zum Glanz und Schmuck der Stadt wesentlich bei, indem sie die fruchtbare Erinnerung an die alte Größe und Jugend lebendig erhalten, sondern was noch höher zu schätzen ist, diese Ruinen lehren uns eindringlicher als alles andere die Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge.‘

Raffael schrieb an Papst Leo X.: ‚Heiligster Vater! Warum wollen wir uns über die Goten und Vandalen und andere treulose Feinde beklagen, wenn jene, die als Väter und Vormünder diese armseligen Überreste Roms bewahren sollten, wenn selbst diese

[1] Plin., Ep. 5, 8.

[2] Deine Trümmer, o Rom, zu beschauen ist hoher Genuß mir,
In der gefallenen Pracht tut sich die einstige kund.
Aber das edle Gestein, aus altem Gemäuer erscharret,
Brennet dein Volk zu Kalk, frönend dem schnöden Gewinn.
Ruchlose Brut, wenn noch du drei Jahrhunderte hausest,
Bleibt auch nicht die Spur römischer Herrlichkeit hier.

lange Zeit nur darauf ausgingen, sie zu zerstören? . . . Es gehört nicht zu Euern geringsten Sorgen, das letzte und wenige, was noch von italienischer Herrlichkeit und Größe übrig ist, zu bewahren, welches Zeugnis ablegt von der Kraft und Tugend dieser wahrhaft göttlichen Männer; die Erinnerung an sie mahnt die Zeitgenossen zur Tugend. Nicht zerstört und verstümmelt sollen sie werden durch die Hände unwissender und boshafter Menschen.'

Ergreifend und die Nachkommen mahnend ist die Inschrift, welche Kardinal Baronius in seiner Titularkirche von Santi Nero ed Achilleo anbringen ließ, nachdem er sie soviel als möglich mit Beibehaltung ihres ursprünglichen Charakters — im Basilikastil — hatte wiederherstellen lassen:

PRESBYTER CARDINALIS SUCCESSOR QUISQUIS FUERIS
ROGO TE PER GLORIAM DEI
ET PER MERITA HORUM MARTYRUM
NIHIL DEMITO, NIHIL MINUITO, NEC MUTATO
RESTITUTAM ANTIQUITATEM SIC SERVATO
SIC TE DEUS MARTYRUM SUORUM PRECIBUS
SEMPER ADIUVET [1].

Daß das römische Munizipium alte Kirchen stilwidrig restauriert, dies haben wir nun allerdings nicht zu befürchten; denn an Kirchen denkt es am wenigsten. Monotone Mietshäuser, so leicht und wohlfeil als möglich gebaut und mit Kalk übertüncht, sind das Ideal der Bauunternehmer; fast muß man sich wundern, daß sie noch nicht daran gedacht haben, das von der Zeit geschwärzte Pantheon und Kolosseum mittels der Tüncherquaste zu ‚verschönern'. Dante, nach dem man einen Platz in Neu-Rom genannt hat, würde sich schämen, da zu wohnen; er würde vielmehr Worte flammenden Zornes gegen jene sprechen, er, dem ‚jeder Stein in den Mauern Roms heilig war, und der Boden, auf dem es steht, über alle menschliche Größe erhaben' [2].

[1] Wer du immer als Kardinalpriester mein Nachfolger sein wirst,
Ich bitte dich bei der Ehre Gottes
Und bei den Verdiensten dieser Märtyrer:
Nichts entferne, nichts verkürze, nichts ändere.
Wie du das wiederhergestellte Altertum bewahrest,
So möge Gott dir durch die Fürbitten seiner Märtyrer
Stets beistehen.

[2] Conv. IV 5.

‚Wie oft', sagt Nobili-Vitelleschi, ‚könnte nicht durch eine kleine Modifikation in der Anlage des Baues eine kostbare Reliquie aus alter Zeit gerettet werden! Ja gerade diese Rücksicht würde die öde Monotonie der geradlinigen Häuserreihe unterbrechen und auch den neuen Stadtteilen einen mehr originellen Charakter verleihen, der einer Stadt wie Rom entspricht.' Eine moderne Stadt wie Neuyork, Berlin usf. wird und kann Rom nie werden. Darum werden die Pläne, die man in der Gegenwart hegt, Rom zu einer glänzenden Hauptstadt des neuen Königreichs mit wenigstens einer halben Million Einwohner umzugestalten, nur dies bewirken, daß eine Zwittergestalt entsteht, daß das ehrwürdige Alte zerstört wird, ohne daß ein wahrhaft schönes Neues an dessen Stelle tritt.

Es muß uns Deutschen daher zur besondern Befriedigung gereichen, daß nun auch ein einflußreicher ehemaliger Staatsmann und Publizist seine Stimme gegen dieses unwürdige Treiben erhoben hat. Ruggiero Bonghi schrieb an die Redaktion der Opinione (20. Juli 1886): ‚Hat Ihnen dieses neue schimpfliche Bild schon vor Augen gestanden? Kennen Sie die häßliche Reihe unwürdiger Häuser, mit deren Bau man zwischen dem Lateran und Santa Croce in Gerusalemme schon begonnen hat? Welche Stätte Roms spricht beredter zu unserer Phantasie? Da hängt in der Villa Campanari der uralte Efeu von dem Bogen der Neronianischen Wasserleitung herab, dort ist in der Aurelianischen Mauer die Porta Asinaria mit ihren dunkeln Türmen! Wenn Sie noch nicht gesehen haben, was man dort treibt, so eilen Sie dorthin; dann aber, um Gottes willen, erheben Sie Ihre Stimme; Sie und die ganze Presse müssen so laut rufen, als Sie nur können, damit dieser Entweihung Einhalt getan und wenigstens dieser einzige noch unberührte Fleck der Stadt nicht der unersättlichen Gier der Spekulanten geopfert werde, die Barbaren gleich den hehren Boden Roms verwüsten.

‚Freilich, wen sollen wir anklagen? die Habsucht derer, die ich soeben nannte, oder die städtische Verwaltung, die schläfrige Gleichgültigkeit, welche die Dinge gehen läßt? Darum werde ich nun ein hartes Wort aussprechen; es ist nicht das erstemal, daß ich dies tue; aber ich stehe wie immer für mein Wort ein. Das eine steht fest, daß wir Italiener von heute daran sind, Rom zum widrigsten Reste zu machen, das nur immer auf der Welt sich finden läßt. Notwendig war solches wahrhaftig nicht, um Rom zu

einer würdigen Hauptstadt Italiens umzugestalten. Auch das steht fest, daß diese Freiheit, Rom in einen schimpflichen Zustand zu versetzen, einzig um Geld zu gewinnen, ein beklagenswertes Zeichen des sinkenden Geschmackes, ja des sinkenden moralischen Gefühls in Italien ist. — Still, still! ruft man uns zu, kein Wort davon! denn das ist Wasser auf die Mühlen der Klerikalen. Ich weiß nicht, ob dies so ist. Ist es aber so, nun gut; dann geben wir ihnen ja noch mehr Anlaß, sich zu freuen, wenn sie sehen, wie wir uns nicht schämen, solches zu tun. Bereitet doch den Klerikalen kein solches Vergnügen! Und ihr, ihr Vertreter der Presse, ihr könnt dies erwirken. In Italien schämt man sich nicht leicht mehr; aber vor den Zeitungen fürchtet man sich doch noch ein wenig, am meisten vor den schlechten Zeitungen. Doch gerade darum hat man auch etwas Rücksicht auf das, was die gute Presse sagt und was sie aus guten und heiligen Gründen jetzt nicht unterlassen soll, wenn auch mit schwachen Kräften: kämpfen gegen das Böse und auf das Gute hinweisen.'

Doch alle Bemühungen der Presse sind umsonst, selbst in dem Falle, daß alle Blätter einstimmig wären und mit Bonghi gingen; es ist dies aber kaum zu erwarten, da ja fast alle dem Parteigeiste und den Sonderinteressen dienen. Alles ist umsonst, solange Rom nicht durch gesetzliche Bestimmungen, die aber auch mit Nachdruck durchgeführt und nicht durch Advokatenkünste und Indolenz illusorisch gemacht werden, seine Monumente und ehrwürdigen Ruinen unter öffentlichen Schutz stellt. Das Rom des 6. Jahrhunderts hatte von Theodorich Gesetze in dieser Beziehung empfangen, das Rom des 19., das freie, liberale, aufgeklärte Rom, hat kein ausreichendes Gesetz, und so sind seine Herrlichkeiten schutzlos der Barbarei preisgegeben.

Da war es doch unter dem Papsttum ganz anders. Schamrot müssen die gegenwärtigen Herren von Neu-Rom werden, wenn sie den Schlußsatz des sog. Editto Pacca lesen, welches die früheren Gesetze der päpstlichen Regierung zum Schutze der Monumente Roms aufs neue einschärft und vervollständigt. Namentlich ist es die Verfügung vom 1. Oktober 1832, welche in eingehender Weise alle Gegenstände der Kunst und des Altertums aufführt, die unter den Schutz des Gesetzes gestellt sind. ‚So möge man denn in Rom und in allen Provinzen', heißt es daselbst am Schlusse, ‚mehr und mehr

alle Denkmäler des Altertums hochhalten und immer größere Liebe den schönen Künsten widmen. Nur keine Zerstörung; Schonung auch der geringsten Überreste des Altertums. Möchten doch alle ihre Bemühungen mit jenen der Regierung vereinen, um der Städte Würde und Glanz allenthalben zu fördern!'[1]

Die päpstliche Verordnung verbietet, Standbilder, Basreliefs, Grabsteine usw. zu zertrümmern und zu verstümmeln, ebenso wie sie auch die Reste antiker Bauten unter ihren Schutz stellt, seien diese in oder außer Rom, auch dann, wenn sie auf Grund und Boden des Eigentümers stehen. Gleichfalls wird untersagt, solche Gegenstände ohne Erlaubnis auszugraben und zu verhandeln, auch ihre Restauration soll nur im Einverständnis mit der Regierung vorgenommen werden. Außerdem schreibt die Regierung vor: Sobald ein Gegenstand aus dem Altertum aufgefunden wird, muß ihr alsbald Anzeige gemacht werden; Grund und Boden übernimmt die Regierung gegen eine billige Entschädigung; wird ein Monument aufgedeckt, welches verdient aufbewahrt zu werden, so muß es an einem geeigneten Orte aufgestellt werden; da, wo es gefunden wurde, soll ein Denkstein daran erinnern. Auch die Traditionen, die im Volksmunde sich finden, sollen dabei berücksichtigt werden, wenn sie auch nicht immer einen historischen Grund haben: ‚denn', fügt die Verordnung bei, ‚wenn

[1] Sorga sempre più nelle provincie il rispetto per le antichità e l' amore per le buone arti! Si allontani il devastamento e la rovina degli antichi ruderi. Nelli suoi tempii sieno le pitture e le sculture dei valenti artefici conservate ognora nella loro purità, per quanto permette il lungo corso degli anni. Si concorra da tutti in tal guisa unitamente al Governo, a promovere e proteggere il decoro e lo splendore di o g n i città e di o g n i luogo. Einen der schmerzlichsten Verluste, den der Freund der Natur und des Altertums außerhalb Roms nur immer erleiden kann, bildet das Abtreiben des uralten berühmten Pinienwaldes (Pineta) bei Ravenna. Schon der Dichter der Göttlichen Komödie (Purgatorio XXVIII 19) hat ihn beschrieben:

Tal qual di ramo in ramo si raccoglie
Per la pineta in sul lito di Chiassi,
Quand' Eolo Scirocco fuor discioglie.

Die päpstliche Regierung hatte denselben unter ihren besondern Schutz gestellt und gewissenhaft gehütet. Neu-Italien dagegen hat ihn um einen Spottpreis an einen Ravennaten verschleudert, der nun nichts Eiligeres zu tun weiß, als den Wald zu Geld zu machen. Daß infolgedessen das ohnehin schon ungesunde Klima von Ravenna noch fieberbringender wird, scheint die leitenden Kreise wenig zu beunruhigen.

ſolche Traditionen vergeſſen werden, kann es geſchehen, daß ebendadurch ein Monument zu Grunde geht. Und wenn ſie auch auf geſchichtliche Glaubwürdigkeit keinen Anſpruch machen können, ſo dienen ſie doch dazu, irgend ein Ereignis aus der vaterländiſchen Geſchichte im Volksbewußtſein zu bewahren'. Beſonders bei Neubauten und Reſtaurationen von Kirchen könne man nicht vorſichtig genug ſein, damit nicht, indem man Neues ſchaffen will, das Alte Schaden leide, welches für den Geſchichtsforſcher, Kunſtkenner und Liturgiker hehr und heilig ſei. Dabei werden ſtrenge Strafen gegen jeden ausgeſprochen, der dieſe Beſtimmungen übertritt, an Verkauf, Verſtümmelung, Zerſtörung von Kunſtgegenſtänden und Altertümern ſich beteiligt.

Ja ſelbſt im tiefen Mittelalter gab der römiſche Senat durch Beſchluß vom 27. Mai 1162 bekannt, es müſſe die Trajansſäule erhalten und dürfe nie zerſtört oder verſtümmelt werden, ſie ſolle vielmehr ſtehen, ſolange die Welt ſteht, zur Ehre der Kirche und des römiſchen Volkes ganz und vollſtändig. Wer es aber wage, ſie zu verſtümmeln, der ſoll mit dem Tode beſtraft werden[1].

X.

Es iſt auch dies ein Charakterfehler der modernen Italiener, von dem nur wenige frei ſind, daß ſie es nicht verſtehen, Maß zu halten. Wie wir bei aller Pracht und allem Schönheitsſinne, welcher auch den Ungebildeten eigen iſt, doch ſo häufig ſäuberliche Ordnung vermiſſen, ſo laſſen ſie bald ihre Paläſte und Villen vielfach verkommen und verfallen, bald entwickeln ſie wieder einen ganz ungeſunden Baueifer, was in den ſechziger Jahren ganz beſonders zu Florenz geſchah. Man überſtürzte ſich in Unternehmungen, wobei die Stadt eine unerhörte Schuldenlaſt auf ſich lud und viele ihr Vermögen verloren, da in den prächtigen Landhäuſern am Viale di San Miniato niemand wohnen will. Außerdem lieben ſie es, einen äußeren Prunk an den Häuſern zur Schau zu tragen, während im Innern die Gemächer äußerſt unwohnlich ſind. In Rom baut man allerdings jetzt ſo einfach als möglich; aber es macht doch dieſe haſtige Bautätigkeit

[1] Ne umquam diruatur aut minuatur, sed ut est ad honorem ipsius Ecclesiae et totius populi Romani integra et incorrupta permaneat, dum mundus durat, sic eius stante figura. Qui vero eam imminuere temptaverit, persona eius ultimum patiatur supplicium, et bona eius omnia fisco applicentur.

auf den Fremden einen eigentümlichen Eindruck. In alledem können wir keine geſunde Entwicklung ſehen; ja wir können uns kaum dem Argwohn verſchließen, als ſei ſie nicht frei von Tendenz. Es will uns vorkommen, als fühlten die neuen Herren von Rom ſich nicht recht ſicher im Beſitze dieſer Stadt und ſuchten darum ſo raſch als möglich den Beweis zu liefern, daß ſie doch die Herren ſind. Die bedenklichen Folgen jedoch, welche hieraus entſtanden ſind und noch fortbeſtehen, verdienen etwas näher ins Auge gefaßt zu werden.

Seit der Zeit, da mit einemmal überall der Boden aufgegraben, tauſendjähriger Schutt durchwühlt, alte, zerſtörte und verlaſſene Abzugskanäle wieder aufgedeckt wurden, traten außer den ſeit Jahrhunderten eingebürgerten Malariafiebern neue Krankheitsformen mit typhöſem Charakter auf, beſonders in den neuen Stadtvierteln, die man anfänglich für ſo geſund hielt, und jährlich fallen ihnen nicht wenige, namentlich Fremde, zum Opfer. An eine auf einheitlicher Grundlage ruhende und mit Energie durchgeführte Kanaliſation iſt bisher noch kaum gedacht worden; hätte man aber auch den Willen hierzu, wären die eingehendſten Studien hierüber angeſtellt, lägen auch die Pläne fertig vor: alles würde wie ſo vieles andere ſcheitern an dem Koſtenpunkte. Die Stadt Rom iſt von Schulden faſt erdrückt.

Hierzu kommt eine zweite Kalamität, die Rom ganz beſonders, ja ausſchließlich trifft. Die Spekulation der Bauunternehmer hatte nichts anderes im Auge als ſchnellen, ſichern und größtmöglichen Gewinn. Die Neubauten haben darum nur das Bedürfnis der höheren und mittleren Klaſſen berückſichtigt; der Andrang von mehr als 100 000 neuen Einwohnern, der hohen Zivil- und Militärſtellen, der Hof uſf. haben die Mietpreiſe verdoppelt und verdreifacht, ſo daß ſelbſt die Beſſerſtehenden nur ſchwer ſie erſchwingen können. Faſt die Hälfte der Einwanderer nun beſteht aus Arbeitern, Speiſeträgern, Maurern, Zimmerleuten, Steinmetzen; die mit einemmal entſtandene Bautätigkeit, die Hoffnung auf guten Lohn hatte ſie angelockt, ſie kamen mit Weib und Kind und ließen ſich in Rom nieder. Es waren meiſtens arme Leute aus den Abruzzen. Außerdem war mit den italieniſchen Truppen, welche am 20. September 1870 durch die Breſche an der Porta Pia eingedrungen, eine Menge Geſindels aus dem ganzen Lande mit eingezogen, und man kann von Neu-

Rom nicht mit Unrecht dasselbe sagen, was Tacitus vom alten Rom erzählt, daß dort ‚alles Greuelhafte und Schandbare zusammenfließe', aus den höheren sowohl wie den niederen Ständen[1].

An einem Sonntage, es war eben das Fest der hl. Cäcilia, hatte ich an der Piazza Navona einen Wagen genommen und war nach der Basilika dieser Heiligen in Trastevere gefahren. Hier, in den engen, winkeligen Gassen, konnte der Wagen kaum durchkommen, so viel Volk stand da umher, besonders in der Nähe des Ghetto, und feilschte in den vielen dortigen Trödlerläden um alte Kleider. Selten noch in meinem Leben habe ich einen solchen Zusammenfluß von unheimlichen und vernachlässigten Gestalten gesehen als an diesem Morgen hier; der Gegensatz war um so größer, als ich dabei an unsere heimische Bevölkerung dachte und ihr Aussehen, wenn sie sich Sonntag morgens auf den Straßen zeigt.

Wo nun wohnen diese alle und wie? Solange die Neubauten bloß die öde liegenden Gründe der Stadt einnahmen, Vignen und Villen demolierten, war der Schaden wohl groß für die Geschichtsforscher und Künstler, die so gern diese stillen, menschenleeren Gegenden der Stadt durchstreiften, wo der Geist vergangener Jahrhunderte vor ihnen aufstieg, und der Ernst, der über diesem Boden schwebt, durch keine profane Hantierung entweiht wurde. Das ist nun vorüber, für immer vorüber. Einschneidender und verhängnisvoller ist jedoch die Wirkung dieser Bautätigkeit, je mehr sie sich dem Innern der Stadt nähert. Hier wohnten die unteren Volksklassen, allerdings in sehr armen Verhältnissen und in weniger gesunden Räumen; aber sie wohnten doch. Jetzt vertreibt jeder Hammerschlag, jeder Stoß des Brecheisens eine Familie aus ihrer bisherigen Wohnung und zwingt sie, die elendesten Zufluchtsorte aufzusuchen, nur um vor Wind und Wetter Schutz zu finden. Denn die Neubauten sind nicht für sie berechnet; kostet doch in der Via Nazionale der Quadratmeter Baugrund 200—300 Lire; unter dem Papsttum, auch noch in den letzten Jahren, hatte es nicht den vierten Teil soviel gekostet. Wo wohnen nun die Armen? Zwei, ja drei Familien sind in eine einzige Stube zusammengepfercht. So sorgt das römische Munizipium für Herstellung besserer Gesundheitsverhältnisse!

[1] Annal. 15, 44: Quo cuncta undique atrocia aut pudenda confluunt.

Überall anderwärts umgibt die modernen Großstädte wie auch die mittleren ein Gürtel von Vorstädten und Dörfern in einem Umkreis von 5—10 km, wo ein großer Teil der Arbeiterbevölkerung wohnt, die morgens nach der Stadt kommen und am Abend wieder nach Hause zurückkehren. Nur in Rom ist es nicht so und kann es nicht so sein. Warum?

Die Stadt Rom erstreckt sich vom Hügel des Vatikans bis zum Lateran nach der einen und bis zur Porta del Popolo nach der andern Seite. Was darüber hinaus liegt, ist Einöde, verlassene, unbewohnte und unbewohnbare Wüste, die fünf Monate lang, vom Juni an bis November, durch ihre giftigen Ausdünstungen dem Menschen Tod oder schweres Siechtum bringt. Die große, uralte Abtei von St Paul liegt nur eine halbe Stunde außerhalb Roms; aber die Mönche verlassen sie schon Mitte Mai und kehren erst Mitte November wieder dahin zurück. Etwas entfernter liegt die ehemalige Abtei Tre Fontane, so genannt von den drei Kirchen, an drei Quellen erbaut, die bei der Enthauptung des hl. Paulus nach der Sage hier auf wunderbare Weise entsprungen sind. Jetzt ist dort ein Gefängnis für die schwersten Verbrecher, die unter der Leitung der Trappisten diesen Boden kultivieren und durch Anpflanzung von Eukalyptus und Kanalisation bessere Gesundheitsverhältnisse daselbst herstellen. Aber man darf diese Mönche nur betrachten; das Fieber hat allen sein Zeichen aufgeprägt, jährlich fordert der Tod seine Opfer, trotz aller Verbesserungen des Bodens.

Die Bauern, welche in den Weinbergen selbst in nächster Umgebung Roms wohnen und hier den Winter zubringen, ziehen mit Beginn des Juni von da hinweg in das Innere der Stadt und kommen erst im Oktober wieder heraus. Der rüstigste Mann, selbst bei aller Vorsicht und guter Nahrung, wollte er der Fieberluft trotzen, müßte dies mit dem Tode oder langwierigem, unheilbarem Siechtum büßen. Auf den weiter entfernt liegenden Gründen geschieht die Feldarbeit nur im Winter und Frühjahr; schon mit Anfang Juni füllen sich die Spitäler zu Rom mit Fieberkranken, die aus der Campagna hierher gebracht werden; ehe noch der Sommer beginnt, flieht alles aus diesen gifthauchenden Gegenden, Arbeiter und Hirten, die mit ihren Herden in das Gebirge ziehen und ihren kargen Gewinn, oft aber auch den Keim schwerer Krankheit mit nach Hause bringen.

Nur in der unmittelbaren Umgebung von Rom, in den Weinbergen und Gärten sind Wohnhäuser, die aber im Sommer, wie bemerkt, verlassen stehen. Auf dem ganzen großen übrigen Teile der Campagna di Roma finden sich nicht einmal Bauernhäuser, wären sie noch so ärmlich und klein. Die notwendigen Arbeiten des Viehzüchtens, Ackerns, Säens und Mähens werden von Taglöhnern besorgt; Strohhütten, verlassene Ruinen oder Tuffsteinhöhlen geben ihnen für die Zeit ihres Aufenthaltes eine notdürftige Unterkunft.

Wo sollen nun die armen Arbeiter wohnen? Viele Tausende von ihnen hatte bisher der Ghetto beherbergt; auch dieser soll nun zum Zwecke der Stadtverschönerung und Straßenerweiterung größtenteils niedergerissen werden; wo finden nun dessen bisherige Bewohner ein Unterkommen? Sie werden sich nach den bis jetzt von dem Pickel und Brecheisen noch nicht berührten Stadtvierteln flüchten, nach jenen der Regola oder dem Borgo, und noch enger beisammen wohnen als bisher; bald wird aber auch die Regola einem gleichen Schicksale wie die andern Viertel verfallen — was dann?

Eine andere, von Tag zu Tag steigende Gefahr, welche eine großenteils arme, zahlreiche, zum Teil höchst zweideutige und so rasch in Rom zusammengeströmte Bevölkerung mit sich bringt, ist so augenscheinlich, daß wir es kaum für notwendig finden, darauf aufmerksam zu machen. Die Greuelszenen zu Paris im Jahre 1871 wären nicht möglich gewesen, hätte Haußmann nicht ein Jahrzehnt vorher unermüdet an dem Umbau dieser Stadt gearbeitet, um sie einer kaiserlichen Residenz würdig zu gestalten. Die stets unruhigen, für jede Aufreizung zum Aufruhr empfänglichen Elemente der Bevölkerung hatte er dadurch unverhältnismäßig vermehrt, und es brauchte nur der Funke in diese Massen geworfen zu werden, um alsbald eine verheerende Flamme zu entzünden, in der gerade die Tuilerien selbst zur Asche zusammensanken.

Doch auf ein anderes Bedenken müssen wir noch hinweisen.

Ein Blick auf die Karte belehrt uns über die Situation Roms. Diese Stadt ist in der Tat eine Oase in der Wüste, rings umgeben von der weiten, menschenleeren, pesthauchenden Campagna. Diese reicht gen Norden bis nach Viterbo und dem Ciminischen Wald, nach Westen bis Civitavecchia und dem Meere, im Osten ist sie begrenzt durch die Berge des Sabinerlandes, nach Süden ist sie von

In der Campagna bei Rom (Via Appia).

den Lateinerbergen eingeschlossen; kaum haben wir aber letztere überschritten, nicht weit jenseits Velletri, da beginnen die Pontinischen Sümpfe, die sich zwischen dem Meere und dem Volskergebirge hinabziehen bis nach Terracina. Dieses Gesamtgebiet umfaßt über eine halbe Million Hektare Landes. Der Agro Romano, die nähere Umgebung Roms, beträgt etwas über 200 000 Hektar; davon sind nur 8000 Hektar unmittelbar um die Stadt mit Weingärten und Villen besetzt, alles übrige ist Weideland. Nur ein ganz kleiner Teil ist Weizenfeld, das aber seit den letzten Jahren gleichfalls mehr und mehr in Weideland übergeht, da bei der massenhaften Getreideeinfuhr der Ertrag des Eigenbaues die Kosten nicht mehr deckt.

Dieses große, weite Land nun ist eine Einöde, nur von Herden belebt, die im Winter aus dem Gebirge kommen, im Sommer wieder dahin zurückkehren, und von Menschen wenig bewohnt, die gleichfalls im Juni hinwegziehen. Paris, Mailand, Wien, Brüssel, Städte, deren Größe und Glanz die Neu-Römer sich zum Vorbild erkoren, sind rings umgeben von fruchtbaren, gut angebauten Provinzen mit dichter Bevölkerung und wohlhabenden Einwohnern. Diese sind imstande, der Stadt in ausgiebigster Weise Lebensmittel zuzuführen, wie sie ihrerseits wieder dem Handel und der Gewerbetätigkeit in derselben Absatzquellen erschließen. Alles das fehlt der Stadt Rom; darum hat das Gewerbe in ihr nie zu einer hohen Stufe sich erschwungen, der Handel hat sich immer auf das Allernotwendigste beschränkt. Die Kunst allein blühte. So war es seit Jahrhunderten, so liegt es in der unbezwinglichen Natur der Verhältnisse, so wird es auch in Zukunft sein. Rom hat nie ein wirtschaftlich selbständiges Leben geführt; unter der Republik und den Kaisern zehrte es vom Reichtum der ganzen Welt, den die Sieger hierher geschleppt hatten; das christliche Rom lebte von den Gaben der Katholiken aller Länder in der einen oder andern Form.

Nur eine Hauptstadt gibt es noch, die ähnlich liegt wie Rom, mitten in einer Wüste. Es ist St Petersburg. Wir wissen aber auch, daß sie die künstliche Schöpfung eines Autokraten ist, dessen eisernem Willen nichts widerstehen konnte, und daß sie nur als Residenz des mächtigen Kaisers, dessen Politik hier eine Hauptstadt für zweckdienlich erkannte, Bedeutung und Bestand hat.

Man träumt von einem künftigen Aufblühen des Seehandels, wenn einmal Rom durch Anlegung eines Kanals nach dem Meere

ein Seehafen geworden sei. Doch das sind Dinge, die erst in einer unabsehbaren Zukunft der Verwirklichung harren. Italien hat ohnehin mehr Häfen, als es für seinen Seehandel braucht. Wer die Häfen von Ancona und Venedig öfter gesehen, in denen nur wenige Barken ankern, der findet es verzeihlich, wenn die Oppositionsblätter hinweisen auf deren Verlassenheit, muß aber lächeln über den naiven politischen Verstand dieser Italiener, die einen solchen Zustand der Regierung zum Vorwurfe machen und bei ihrer lebhaften Phantasie meinen, diese könnte im Handumdrehen ihre unreifen, weitfliegenden Pläne verwirklichen. Nach dem Geständnis der ministeriellen Opinione passierten in dem ersten Halbjahr 1886 nur 2 italienische Kauffahrteischiffe den Kanal von Suez; dazu kommen 17 Postschiffe mit staatlicher Subvention und 14 Kriegsschiffe (wegen Massaua) Englische Schiffe zählte man 1280 mit 2383221 t, im ganzen 1661 Schiffe mit 3050375 t.

Auch die Entfernung der höheren und wohlhabenden Klassen der Bewohner Roms vier bis fünf Monate lang aus der Stadt, von der schon früher die Rede war, ist gewiß nicht geeignet, regeres Leben auf den verschiedenen Gebieten zu fördern. Man beruft sich zur Entschuldigung auf die Malaria und ihre verderbliche Wirkung; der Minister Quintino Sella und gar mancher andere ist ihr zum Opfer gefallen. Aber gerade dies beweist ja zur Genüge, daß man *Rom nicht zur Hauptstadt des Reiches hätte wählen sollen.*

XI.

Doch entgegnet man auf alles das: Es war nun einmal notwendig, Rom mußte Hauptstadt von Italien werden, und darum war auch dessen Erneuerung notwendig. Die Stadt der Päpste mußte umgestaltet werden zu einer des neuen Reiches würdigen Hauptstadt und zur Residenz seiner Könige, welche darauf Anspruch machen, wenn es sich um die Geschicke Europas handelt, ein nicht leichtes Gewicht in die Wagschale zu werfen.

Mußte? Mußte wirklich Rom die politische Hauptstadt von Italien werden? Wohl ist Rom die Hauptstadt Italiens, aber in einem *ganz andern und viel höheren Sinne*, als die Neu-Römer es meinen. Rom ist Hauptstadt von Italien und von Europa und Mittelpunkt für die ganze katholische Welt und zugleich

eine ideale Haupt- und Vaterstadt für alle Männer der Wissenschaft und Kunst, ein Reiseziel für Freunde des Erhebenden und Schönen aus allen Ländern. Nur als Metropole der Welt, als eine internationale Stadt ist und bleibt uns Rom, was es unserem Geschlechte seit mehr als einem Jahrtausend war. Sein Name verliert seinen Klang, sein Zauber schwindet, sein Ruhm vergeht, sein Glanz erbleicht, wenn es herabgewürdigt wird zur Beamten- und Festungsstadt eines Reiches, das ohnehin erst an sechster Stelle kommt im Rate der europäischen Mächte. ‚Wenn die natürliche Billigkeit entscheiden kann', sagt Johannes v. Müller[1], ‚so ist wahrlich der Papst Herr von Rom; denn ohne ihn wäre Rom nicht mehr vorhanden.' Und weil Stadt des Papstes, ward Rom Hauptstadt einer idealen Welt, erhaben über die engen Interessen, den beschränkten Gesichtskreis, die ärmlichen Verhältnisse und Anschauungen eines kleinen Reiches, das keine Geschichte hat, für dessen Zukunft keiner zu bürgen wagt; denn um den Besitz Italiens haben von jeher die mächtigsten Völker gestritten.

Rom mußte umgestaltet werden. Gesetzt, dies wäre wahr, ist denn dieses ‚Muß' nicht der unwiderlegbare Beweis, daß man nicht nach Rom hätte gehen, Rom nicht zur Hauptstadt des neuen Italiens hätte wählen sollen? — ein Plan, der den wahren Patrioten der früheren Zeit fernelag und vor dem sie auch angelegentlichst gewarnt haben.

Rom gehört den Päpsten, die Vorsehung hat es für sie bestimmt.

So scheint er des Verständigen nicht unwert,
Da er der hehren Roma und dem Reiche
Im höchsten Himmel war erwählt zum Vater,

Welche und welches, daß ich die Wahrheit sage,
Bestimmet waren zu der heil'gen Stätte,
Allwo der Erbe sitzt des größern Petrus[2].

Wenn hier der Dichter die Gründung des Papsttums und dessen von Gott gewollten Sitz in Rom als den höchsten und letzten Zweck der Gründung dieser Stadt und der römischen Weltherrschaft bezeichnet, so hat er nur eine allen Völkern gemeinsame Überzeugung ausgesprochen. Trotz seiner Verherrlichung des Kaisertums, trotz der

[1] Kleine historische Schriften, Tübingen 1810, 23.
[2] Dante, Divina Commedia, Inferno II 19.

Zornesworte, die er gegen so manchen, wie ihm dünkt, unwürdigen Papst ausspricht, dachte er auch nicht von ferne daran, Rom dem Papste zu entreißen. Die Geschichte der Kirche und das Bewußtsein der Völker haben in der Tat Rom und das Papsttum in einen so innigen Zusammenhang gebracht, daß das eine sich nicht trennen läßt vom andern, Rom das Symbol des Papsttums geworden ist und die katholische Kirche wegen ihrer innigen Einheit mit dem Papsttum und durch das Papsttum die römisch-katholische genannt wird. Eben darum waren auch die Gegenpäpste von jeher bemüht, Rom zu besitzen, in Rom gekrönt zu werden, um so ihren Ansprüchen eine größere Bedeutung und gewisse Weihe zu geben. Die Päpste haben Rom nicht bloß erhalten und vor dem Verfalle bewahrt, sie haben es geschirmt, als die Völkerwanderung wie eine verheerende Flut über Italien sich hinwälzte, sie haben es gewissermaßen neu geschaffen, haben es groß und ruhmvoll gemacht.

Und mit ihnen die katholische Welt. Sie hat vielfach die Mittel geboten, durch welche Rom das geworden ist, was es ist. Viele ihrer besten Söhne haben in Rom gelebt, gewirkt, Großes und Segensreiches geschaffen in Werken des Glaubens und der Liebe, der Wissenschaft und Kunst. So viele Anstalten für Erziehung und Bildung, Kunstsammlungen und Bibliotheken, Ordenshäuser und Hospitäler, die das neue Italien beraubt und geplündert hat, haben nicht Römer, nicht Italiener gegründet, sondern Katholiken aus allen Teilen der Welt, Belgier, Schotten, Iren, Amerikaner, Engländer, Franzosen, Spanier, Portugiesen, Polen und nicht an letzter Stelle Deutsche. Wer gibt Neu-Italien ein Recht auf das, was diese Nationen geschaffen haben und seit Jahrhunderten besitzen? Da möchte man die Worte des Sokrates wiederholen, die dieser zu seinen Richtern sprach: ‚Ihr habt das Unrecht für Recht erklärt; die Wahrheit aber überführt euch der Schlechtigkeit und der Ungerechtigkeit.‘ Die Geschichte wird diesen Spruch bestätigen, und die Kirchenräuber werden ihrem Schicksal nicht entrinnen.

Man kann Länder erobern und Städte einnehmen; die Zeit heilt die Wunden, und selbst der anfangs unrechtmäßig erworbene Besitz kann im Laufe der Jahre ein rechtmäßiger werden. Mit der Besitznahme von Rom verhält es sich jedoch nicht so. Die katholische Welt wird nie in den Raub ihrer Hauptstadt einstimmen, nie die vollendete Tatsache anerkennen, nie ein Recht preisgeben, das aus so vielen

Gründen ihr gehört. Ein wenn auch noch so kleines Reich bedarf einer Hauptstadt, und das große, weltumspannende Reich der Kirche bedürfte sie nicht? Aber auch eine Hauptstadt, die in Wirklichkeit eine solche ist. Die katholische Welt muß wissen, sicher und zweifellos wissen, daß die Thronfolge ihres Fürsten in dieser Hauptstadt eine völlig rechtmäßige sei, daß kein Eindringling, kein Günstling einer fremden Macht, kein Verräter ihrer Interessen den erledigten Thron besteige. Wir wollen und müssen wissen, sicher und zweifellos, daß die Wahl des jedesmaligen Nachfolgers eines verstorbenen Papstes völlig frei und unabhängig sei. Allerdings steht jetzt nur ein gemeiner italienischer Soldat, bloß mit dem Seitengewehr bewaffnet, vor dem Eingang in den Vatikan; aber jeden Augenblick kann er die Hauptwache rufen, die nicht weit davon entfernt ist, und mit ihr in den Palast eindringen; jeden Augenblick kann der Pöbel, welcher weiß, daß man ihn fürchtet und schont, sich zusammenrotten und den Vatikan stürmen und dem Papst Gewalt antun. Das alles kann geschehen und ist schon geschehen, als in früheren Jahrhunderten einheimische Barone mit ihrem Anhange und fremde Eroberer mit ihren Heeren Rom besetzt hielten und ihre Kreaturen auf den Stuhl des hl. Petrus erhoben.

Man beruft sich auf die Garantiegesetze. Aber was sind Gesetze in einem Lande, dessen Regent von Volkes Gnaden lebt, ohne feste, unerschütterliche Grundsätze, ohne geheiligte, unumstößliche Überlieferungen, wo alles auf dem wechselnden Flugsand der öffentlichen Meinung ruht, welche von einigen Dutzend Advokaten und Journalisten gemacht wird, heute so und morgen wieder anders, wie es der eigene Vorteil heischt, Laune und Leidenschaft mit sich bringen? Konnte doch Leo XIII. nicht einmal sich öffentlich krönen lassen trotz aller Garantiegesetze; die Regierung eines Reiches, das sich rühmt, nahezu 30 Millionen Einwohner zu zählen und ein Heer von 300 000 Mann ins Feld stellen zu können, erklärte sich außer stande, den Papst zu schützen vor den Insulten des Pöbels, wenn seine Krönung öffentlich stattfinden sollte.

Rom gehört der katholischen Welt und nicht den Italienern allein. Indem diese das Papsttum seiner Metropole beraubten, haben sie die ganze katholische Welt derselben beraubt. Daher dieser tiefe Schmerz, den jeder Katholik empfindet, wenn er jetzt nach Rom kommt, und dieses bittere Gefühl begleitet ihn überall-

hin, wohin immer er nur geht. Geht er das Kapitol hinauf, da erinnert ihn das schöne Standbild der Roma mit dem Kreuze, welches die Päpste da aufgerichtet haben auf der Spitze des Turmes, weithin dem Blicke sichtbar, daß Rom eine christliche Stadt, die Hauptstadt der Christenheit ist; Neu-Italien hat sie zur Hauptstadt des Indifferentismus, der Christusleugner, der Feinde alles Glaubens, der Spötter aller Religion gemacht. Geht er über das Trajansforum, über die Piazza Colonna, da erblickt er auf hohen Säulen thronend die Standbilder der hll. Petrus und Paulus, die hier gelebt, den Glauben gepredigt und den Martertod gelitten; Neu-Italien hat sich von ihnen abgewendet und andere Märtyrer sich erwählt, die durch Verrat, Treubruch und Meuchelmord das Vaterland ‚befreit' haben. Geht er vorüber an der Kirche Santa Maria Maggiore oder über den Spanischen Platz, da begrüßt ihn von Säulen edelster Bildung herab die allerseligste Jungfrau, der Hort und das Vorbild der unbefleckten Reinheit; aber zu ihren Füßen ringsum sieht er die schändlichsten Bilder ausgestellt zum Verderben der Jugend, hört er die Lehren des rohesten Materialismus verkünden und die christliche Schamhaftigkeit verspotten. Tut er einen Blick in die Sapienza, die Universität, von den Päpsten zur Verteidigung des Glaubens und Verbreitung wahrer Bildung einst gegründet und mit reichen Mitteln ausgestattet, so wird er alsbald inne, daß er hier, wie in so vielen andern Schulen, Brutstätten des Verderbens vor sich sieht, voll von treulosen, oft unzüchtigen Priestern, die nicht selten durch ihren Lebenswandel ein Ärgernis sind für die Guten, den Schlechten aber ein Entschuldigungsgrund werden für das Laster, Lehrer des Unglaubens, voll Haß gegen die väterliche Religion und die Männer des Standes, dem sie einst selbst angehört hatten, Unglückliche, die dreimal ihren Eid gebrochen: als Christen, als Priester und Ordensmänner.

Alles das schärft den Schmerz und läßt ihn uns tiefer empfinden beim Anblicke der Gewalt, die Neu-Italien dem Papsttum angetan; der schmählichen Behandlung, welche die Kirche in Rom erfahren und täglich erfährt; der schweren Schädigung, welche die ganze katholische Welt erlitten hat. Das werden darum die katholischen Völker jenen Italienern, die daran Schuld tragen, nie vergessen. Aber auch in Italien selbst und in Rom können alle Einsichtigen, alle Gewissenhaften, alle Männer des Rechts und Feinde der Revo-

lution, d. h. der größte und beste Teil der Bürger, nie vergessen, was im Namen des italienischen Volkes geschehen ist. Daher ist es denn auch gekommen, daß das Land unter denen, welchen seine Geschicke anvertraut sind, nur wenige Männer besitzt von Einsicht und Erfahrung, nur wenige reine, unbescholtene Charaktere, daß die Regierung kein Vertrauen findet im Volke, daß das Parlament den widerwärtigen Anblick bietet steter Verwirrung, und höchst peinliche Szenen in demselben es selbst um das wenige Ansehen gebracht, das es noch besitzen könnte, Rabulisten und egoistische Parteigänger es zum Tummelplatze ihrer niedrigen Leidenschaften sich erwählt haben. Was hier die Rechte heißt, würde anderswo zur äußersten Linken gezählt werden; so sehr herrschen hier die destruktiven Tendenzen vor.

Die ehrenhaften und gewissenhaften Männer, die konservativen Elemente halten sich eben fern von diesem Treiben, in dem sie kein Heil für das Vaterland sehen können. Der Wahlspruch: Nè elettori, nè eletti![1] gilt immer noch; ihre Überzeugung hat ihn geboten, und der Papst hat ihn gutgeheißen. Man hat von Anfang an und in neuerer Zeit wiederholt manche Gründe dagegen vorgebracht und den Grundsatz der Wahlenthaltung für weniger zweckdienlich und selbst die Interessen der Kirche schädigend nachzuweisen gesucht. Uns kommt es nicht zu, die Gründe, welche für und gegen denselben sprechen, eingehend zu prüfen; das Urteil des Papstes in dieser Frage ist für uns entscheidend; Leo XIII. ist auch hierin wie in seiner Verteidigung des unveräußerlichen Anrechts der Päpste auf Rom seinem großen Vorgänger gefolgt.

In der Tat, was hätte auch eine Beteiligung der Katholiken an den Wahlen und am Parlament für Folgen haben können, selbst unter der Voraussetzung, daß man ihnen den Eid erlassen hätte, der nun einmal die Anerkennung der Rechtmäßigkeit des Besitzes von Rom vorschreibt? Manche guten Reden wären gehalten, manche drückenden Maßregeln gegen die Kirche, Priester und Ordensstände vielleicht nicht ausgeführt, manchem unter den vielen Sophisten, die das Parlament unter den Seinen zählt, wäre eine gebührende Zurechtweisung zu teil geworden — ob sie aber im großen und ganzen eine Änderung der Zustände hätten erwirken können, solange die

[1] Weder Wähler noch Gewählte.

Regierung selbst nicht andere Wege einschlägt, wer möchte dies behaupten?

Nun aber, wie die Dinge stehen, sieht das Volk klar und augenscheinlich, daß die Katholiken keine Schuld tragen an dem Niedergange Italiens, daß es von seinen Führern, die ihm eine glänzende Zukunft, Größe und Macht und Wohlstand verhießen, schmählich betrogen worden ist. Die Tatsachen sprechen zu laut, und alle Künste der Regierungspresse und alle Versprechungen ehrgeiziger Kandidaten verfangen nicht mehr. Die Unfähigkeit der Parteien, ihr unaufhörlicher gegenseitiger Krieg, ihr Verrat an den wahren Interessen des Landes, die Bestechlichkeit mancher unter ihnen hat in wenigen Jahren das Volk nüchtern gemacht. Wucherer, Advokaten und Juden saugen das Land aus, die Schulden wachsen von Jahr zu Jahr, der kleine Grundbesitz empfängt unter acht Prozent kein Darlehen, und selbst die öffentlichen Not- und Hilfskassen, wie dies neuerlichst von Italienern selbst nachgewiesen wurde, statt dem Volke Erleichterung zu bringen, erdrücken es durch den hohen Zinsfuß. Ein für die Kräfte des Landes viel zu großes Heer sowie die Anforderungen der Flotte verschlingen immer neue Millionen, und selbst da ist der ehedem so vortreffliche militärische Geist, wie er die alten piemontesischen und namentlich savoyardischen Truppen beseelte, mehr und mehr im Sinken. So lauten wenigstens die Klagen aus militärischen Kreisen; man schreibt diese Erscheinung besonders dem demoralisierenden Einflusse der Politik zu; auch das Protektionssystem trage Schuld daran, was in einem so von Parteien zerrissenen Lande die notwendige Folge ist, da jede um die Herrschaft strebt und Anhänger zu gewinnen sucht. Diebstähle, unter Kameraden und selbst auf offener Straße, heißt es, würden immer häufiger.

Es ist vollständig wahr: aus dem Bösen an sich kommt nie das Gute, so wenig als Gesundheit aus der Krankheit, Leben aus dem Tode. Aber das Übermaß des Übels trägt häufig den Anlaß zur Heilung in sich. Wer die bittern Früchte gekostet hat, muß die Natur des Baumes erkennen, der sie getragen; wer in tiefen Sumpf geraten, muß einsehen, daß er vom rechten Wege abgeirrt. Die Erkenntnis des Irrtums ist der Anfang der Besserung. Doch, kann man auf alles dies erwidern, Italien ist im Besitze Roms mit vollem Rechte, kraft des Rechts, das die Volksabstimmung ihm gegeben. — So sagen es uns einige moderne Staatsrechtslehrer, so verkünden

es alle Parlamentsredner und Zeitungen, so hat Viktor Emanuel selbst es erklärt, so steht es in manchen Städten mit eherner Schrift an den öffentlichen Plätzen geschrieben.

Volksabstimmung — ein treffliches Werkzeug in der Hand eines jeden Despoten, dem die Beredsamkeit des Goldes, die Lockungen der Ehrenämter und Würden, eine in seinem Solde stehende Presse, stets dienstbare Agenten und blinkende Bajonette in hinreichender Anzahl zu Gebote stehen. Das Kunststück der Volksabstimmung hatte man von Napoleon III. gelernt; im Dezember 1848 ward er kraft dieser Präsident der Republik, im Dezember 1851 Kaiser der Franzosen, und im September 1870 ward er auf Grund desselben Rechtes entthront. So wandelbar ist das Recht durch Volksabstimmung; mit nur ein bißchen politischem Verstande hätte man darum sich hüten sollen, auf dem trügerischen Boden der Volksabstimmung den Königsthron in Rom aufzurichten. Volksabstimmung! Aber Gewissen, Recht, Eid, Treue — sind denn das alles nur leere Namen? Ist Rousseaus contrat social eine so ausgemachte Wahrheit, daß es in dem Belieben der Bürger steht, aus Opportunitätsgründen oder auch nach Laune oder auf Anstiften einiger Ehrgeizigen dem rechtmäßigen Träger der Gewalt den Gehorsam zu künden? Ist denn durch solche Grundsätze nicht die permanente Revolution ausgesprochen? Ist denn nicht Maximilian Robespierre der zur Tat fortschreitende Jean Jacques Rousseau?

Wie werden nun aber diese Volksabstimmungen gemacht! Der größte Heuchler auf dem Throne, den dieses (19.) Jahrhundert gesehen, Napoleon III., hat dies am besten verstanden. Er hat nicht bloß sich zum Kaiser wählen lassen durch Volksabstimmung, er hat es auch dahin gebracht, daß Savoyen, das königstreue Savoyen, die Wiege der jetzigen Könige von Italien, ihn zu ihrem Gebieter wählte und das vielhundertjährige Band mit diesen zerriß. Neu-Italien ward sein gelehriger Schüler. In Rom fand die Volksabstimmung statt gerade zwölf Tage (2. Oktober) später, nachdem das italienische Heer in die Stadt eingedrungen war, unter dem Beistande und den überzeugenden Demonstrationen von mehr als 20000 Bajonetten, bei dem tröstlichen Anblicke von Kanonen jeden Kalibers, während die Männer der Bewegung wütende Reden hielten gegen die ‚Papalini' und das von allen Enden Italiens herbeigeströmte Gesindel mit drohenden Mienen an der Wahlurne stand.

Was selbst liberale Blätter von dieser Volksabstimmung halten, sagt uns die von dem Juden Arbib herausgegebene Libertà: ‚Die Volksabstimmungen fanden statt unter dem Schrecken der Revolution und mitten in den Kriegswirren. Die Regierung ist legal, weil sie die Macht hat, es zu sein, aber gewiß ist sie nicht die Regierung, welche das Land gewollt hat. Das wahre, das wirkliche Italien ist mit dem Papste, steht auf seiten des Papstes, setzt seine Hoffnung auf den Papst. Seht doch, wie gedrängt voll die Kirchen sind, wie verlassen dagegen die Wahllokale! wie gering die Zahl der Wähler! Wollt ihr wissen, warum? Weil sie kein Vertrauen zu euch haben, weil sie eure Regierung nur für eine vorübergehende halten, bestimmt, wieder zu verschwinden.'

Was beide aber, Napoleon III. sowohl wie Viktor Emanuel, von der Volksabstimmung eigentlich dachten, haben die Verhandlungen bewiesen, die zur Zeit des französisch-deutschen Krieges zwischen den französischen Abgesandten und dem König von Italien geführt wurden. Es handelte sich dabei um nichts Geringeres als die Zurückgabe von Nizza und Savoyen als Preis für eine italienisch-französische Allianz. Eine Volksabstimmung, gut eingeleitet und geschickt durchgeführt, hätte das ohne große Mühe wiederum fertiggebracht.

Doch lassen wir alles das, die Unrechtmäßigkeit, die Unfreiheit, die vielen Unregelmäßigkeiten der schreiendsten Art, welche bei der Abstimmung zu Rom vorkamen, da viele, die kein Wahlrecht hatten, dennoch wählten, mehr als einen Stimmzettel in die Urne warfen und die Stimmen selbst gefälscht wurden. Stellen wir zum Schlusse nur noch eine Frage: Auf wie lange hat denn eine solche Volksabstimmung Rechtskraft? Napoleon III. hat sie innerhalb 20 Jahren dreimal vorgenommen: die erste machte ihn zum Präsidenten der Republik, die zweite zum Kaiser, die dritte gab den wiederholten Volkswillen kund; nicht lange nachher kam die vierte, die ihn der Krone für verlustig erklärte. Diese Abstimmung hatten eben andere ins Werk gesetzt als er. Die Volksabstimmung in Rom fand vor nahezu 16 Jahren[2] statt; es wäre Zeit, an eine neue zu denken, damit dem Volke Gelegenheit gegeben würde, sich und seine Zufriedenheit mit der gegenwärtigen Regierung auszusprechen, wie es ja selbst

[1] Vom 28. Mai 1881.

[2] Der Verfasser schrieb dies im Jahre 1886.

Napoleon getan hat. Aber eine freie Volksabstimmung möge man nun noch einmal vornehmen und geleitet von reinen Händen! Man fürchtet sich, diese Probe zu machen, weil man ihres günstigen Ausganges nicht gewiß, des Mißlingens fast gewiß ist. Sie ist aber dennoch gemacht worden, und sie hat sich entschieden gegen das jetzige System ausgesprochen. In fast allen großen Städten Italiens, in Genua, Mailand, Venedig, Florenz, Neapel sind die Munizipalwahlen günstig für die Katholiken ausgefallen, und diese haben die Majorität erlangt; in Rom haben sie den Signor Baleſtra, jenen, der am eifrigsten die baulichen Neuerungen betrieb, aus dem Magistrat entfernt. Die Wähler haben genug gesehen und erfahren und wollen nicht mehr tatlos zusehen, wie Vernunft, Recht, Ehre und Gewissen,

dem tollen Roß
Des Aberwitzes an den Schweif gebunden,
Unmächtig rufend, mit den Trunkenen
Sich selbst in den Abgrund stürzen muß[1]

XII.

Dies ist der Trost, den wir im Hinblicke auf Italien und Rom empfinden. ‚Weil du Gott wohlgefällig warst, war es notwendig, daß die Versuchung dich prüfte‘; das gilt von allen Heiligen, das gilt vor allem von unserer Kirche, dieser Mutter der Heiligen, gilt von allen ihren Gliedern. Und die Prüfung soll sie läutern, wie das Gold geläutert wird im Feuerofen, soll sie lösen und reinigen von den Schlacken, die ihren hehren Glanz trüben. Manches dürre Blatt ist abgefallen, mancher morsche Ast gebrochen; aber der Baum der Kirche steht und grünt kräftiger als je und wiegt seine Äste im Strome der Zeiten, und die Völker ziehen heran zu ihr, um den

[1] Das Ärgste über den gegenwärtigen Zustand Italiens lesen wir bei Guardione, Antologia poetica del Secolo XIX, 1885, L. Nachdem der Verfasser seinem Haß gegen die Bourbonen Luft gemacht, spricht er von den catene della nuova servilità quanto peggiore della vecchia (den viel schlimmeren Fesseln der neuen Sklaverei) und fährt dann fort: Imperocchè nel presente guasto morale, che ricorda la corruzione imperiale romana, è bene che la gioventù si avvezzi a frustare le vergogne, che ci umiliano, a maledicere le falsità, che ci governa, a vilipendere i ladri e gli intriganti, che tripudiano sfacciatamente sul suolo insanguinato da' martiri, e colgono i frutti di quell' albero, che altri han piantato.

Frieden zu finden in ihrem Schatten. Und jene, welche einen Augenblick zweifeln und irre werden konnten, wie einst die Jünger an dem Herrn, wenden nun mit neuer, innigerer, stärkerer Liebe sich zu ihr hin.

In diesem tiefen Schmerz fühlen wir daher wunderbar uns getröstet und hohen Mutes, wenn wir niederknien in St Peter am Grabe des Apostelfürsten und unser Auge sich hebt nach oben und wir dort in der Kuppel, die so majestätisch erhaben, in so ruhiger Klarheit über all diesem verworrenen und unseligen Treiben schwebt, die unvergänglichen Worte lesen: Tu es Petrus, et super hanc petram aedificabo ecclesiam meam, et portae inferi non praevalebunt adversus eam! Das ist die Stiftungsurkunde des Papsttums, von Gottes Hand geschrieben unaustilgbarer als in Stein und Erz, eingeschrieben in den Grundplan seiner Vorsehung von Ewigkeit, und keine Gewalt der Welt vermag es, sie auszutilgen! Non praevalebunt! Wir wissen alle recht gut, was so viele wollten, als es gegen Rom ging. Garibaldi a Roma va[1] — das war der Refrain eines Liedes, das ich seinerzeit die Freischärler singen hörte auf ihrem Marsche nach dem Süden. Warum zog er nach Rom? Um diese Stadt zur Hauptstadt Italiens zu erheben. Wohl; aber deswegen nicht allein. Er und die Sektenhäupter, die Eingeweihten[2], die Freimaurer, hatten noch ein anderes Ziel, und die Besetzung von Rom sollte nur dazu dienen, dieses zu erreichen. ‚Die Kirche', sagte Alberto Mario, ‚ist entwaffnet, aber noch nicht tot; man muß ihr in Rom das Haupt abschlagen' und so ‚die Hydra des Papsttums' vernichten.

---

[1] Garibaldi geht nach Rom.

[2] Durch Gespräche mit italienischen Soldaten und selbst mit gewesenen Garibaldinern konnte ich mich überzeugen, daß die meisten derselben das Ziel des Kampfes gar nicht kannten. Zeigten doch viele der Gefangenen, welche nach dem Treffen von Mentana im Jahre 1867 nach Rom gebracht wurden, Skapuliere und Medaillen vor, die sie unter dem roten Hemde trugen. Mangel an gründlichem Religionsunterrichte mag auch Ursache gewesen sein, daß diese gar nicht zur Erkenntnis kamen, um was es sich handelte. Als der berüchtigte P. Pantaleone, vordem ein ‚beliebter Kanzelredner', sich an Garibaldi in Sizilien anschloß und seinen Habit ablegen wollte, duldete dieser es nicht. ‚Ihr könnt uns so von größerem Nutzen sein', bemerkte er ihm, ‚wenn Ihr im Mönchshabit als mein Feldkaplan immer an meiner Seite bleibt.' Armes, betrogenes Volk!

‚Das weltliche, das heidnische Rom', wie ein anderes Sektenhaupt sich ausdrückte, ‚ist wieder erstanden aus seiner Gruft, in der es die Priesterschaft begraben hatte'; ‚einen neuen Glauben, eine neue Religion müssen wir schaffen', hatte Giuseppe Mazzini erklärt, ‚und deswegen müssen wir notwendig die Herren von Rom sein.' Diesem Zwecke mußte daher alles dienen; denn ‚wir können keinen Schritt vorwärts tun, ohne das Kreuz niederzuwerfen', hat Ferrari offen ausgesprochen. Dazu wußte man alles zu benutzen, den Patriotismus der einen, den Ehrgeiz der andern, die Habgier und das Laster. Und auch Piemont, das alte, königstreue Piemont, stellte sich in ihre Dienste! Hat es die letzten Ziele dieser Menschen nicht erkannt? Oder hoffte es, sie vereiteln und dem Strome der Bewegung eine andere Richtung geben zu können? Was einst Thukydides an Perikles rühmte, daß er ‚sich nicht von der Menge leiten ließ, sondern sie leitete und in Schranken hielt, weil nicht durch schlechte Mittel die Gewalt erbuhlend'[1], das kann auch der treueste Anhänger der letzten Könige dieses Landes ihnen nicht nachrühmen. Wenn nur ihre Werkzeuge, die sie so schlau zu benutzen und auszubeuten verstanden, nicht einmal ihren Dienst versagen, die Saat, die sie ausgestreut, aufgeht und ihre giftige Frucht ausreift und die Verräter auch sie verraten! Ihr Recht ist von gestern und wahrhaft nicht heiliger als das uralte Recht des Papstes. ‚Nur die schlechten und ordinären Naturen finden ihren Gewinn bei Revolutionen. . . . — Männer von großem Herzen werden immer ihre Opfer sein.' Das hat einer gesagt, der kein Anhänger des Papstes oder der Monarchie war, kein Katholik, auch nicht einmal ein Christ.

Non praevalebunt! Alle Anschläge einer perfiden Diplomatie, alle Bajonette der ganzen Welt vermögen nichts gegen die Kirche; denn die Hand, welche sie hält, reicht herab aus einer Höhe, wohin keine irdische Gewalt zu dringen vermag, und ihre Wurzeln sind eingesenkt in den tiefen Grund einer übernatürlichen Welt, die Gott sich erwählt hat, die er darum schützt und behütet wie seinen Augapfel.

Und auch das bietet uns einen Trost in unserer Trauer, der wie lindes Öl sich über unsere Seele legt, mit Mut, Zuversicht und selbst mit inniger Freude uns erfüllt, wenn wir hinabsteigen in

[1] II 65.

die Katakomben. Ja, wenn wir da wandern durch diese niedrigen, engen, dunkeln Gänge, wo das Schweigen des Todes herrscht und ringsum an den Wänden Gräber über Gräber sich hinziehen, da schlägt heftiger unser Herz, da wird es weit und groß und wie von klarem Sonnenlicht umflossen, und wir sehen die Dinge viel richtiger als da oben auf dem großen Tummelplatz der Welt. Da wird unser Auge feucht vor Freude und Dank zu Gott, der ‚wunderbar' war und stark in seinen Heiligen; da wendet unser Geist sich den vergangenen Jahrhunderten zu; wir hören den Psalmengesang in dieser heiligen Versammlung; wir sehen den Trauerzug, der herabsteigt, von brennenden Fackeln umgeben. In weißes Linnen gehüllt, tragen Jünglinge den Leichnam eines der Ihren; das Beil des Henkers hat ihn getroffen, eiserne Krallen haben ihn zerfleischt, noch sind die Wunden frisch, vor wenigen Stunden hat er seine Seele ausgehaucht. Sie trauern, aber sie hoffen; sie klagen um den Toten, aber sie verzagen nicht.

Nun ist der Leichnam des Märtyrers beigesetzt, der Gesang verstummt. Im Hintergrunde des Kubikulum, rückwärts vom Altare, steht ein Lehrstuhl von Marmor; ein Greis in weißem Gewande nimmt ihn ein; aufmerksam hört die Versammlung zu. Er erklärt das Evangelium, das der Vorleser eben verkündet hat, spricht Worte des Glaubens, der Hoffnung, der Zuversicht. Er wiederholt vielleicht das Wort, das der Herr einst gesprochen: Vertrauet, ich habe die Welt überwunden!

Sie glaubten, beteten, hofften; und der Herr hat ihnen Wort gehalten. Warum sollten wir kleingläubig sein?